Wallmann, Johann C.

Leiden und Freuden rheinischer Missionare

Halle 1862

Leiden und Freuden

rheinischer Missionare

von

J. C. Wallmann,
Inspector der Berliner Missionsgesellschaft.

Zweite Auflage.

Halle,
Verlag von Julius Fricke.
1862.

Vorwort zur ersten Auflage.

Daß diese Blätter speciell von rheinischen Missionaren handeln, ist zunächst nur Nebensache. Wie es diesen ergeht, so ergeht es im Grunde allen evangelischen Missionaren und das in lebendigen Zügen einem größeren Publikum vorzuführen, ist Hauptsache.

Doch hoffe ich, daß der specielle Charakter der Schrift ihr das Gepräge größerer historischer Treue verleihen wird. Ich rede nach meiner amtlichen Stellung aus ziemlich unmittelbarer Zeugenschaft und man wird mir nicht den Vorwurf machen, daß ich nur die glänzende Seite des Missionslebens herausgekehrt habe.

Sollte man indessen speciell über die rheinischen Missionare sich unterrichten wollen, so wird man zwar insofern nichts Vollständiges finden, als von den jetzigen 42 Missionaren und 31 Stationen der rheinischen Missionsgesellschaft manche gar nicht, manche nur übersichtlich und andere wieder nur in einzelnen Zügen vorgeführt sind, doch ist die Auswahl so getroffen, daß jedes Gebiet und jedes Interesse der rheinischen Mission und somit wenigstens im Einzelnen das Ganze vertreten ist.

Endlich komme ich hiermit den öfteren Aufforderungen nach, die hauptsächlichsten Leitartikel der „Berichte“, die nicht mehr zu haben sind, in nur wenig veränderter Gestalt zusammenzustellen und glaube dadurch auch dem engeren Kreise unserer Freunde einen kleinen Dienst zu erzeigen.

Barmen, am Epiphaniastage 1856.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Da die erste Auflage der „Leiden und Freuden" vergriffen ist, so bin ich gern der Aufforderung des Herrn Verlegers gefolgt, eine neue Auflage zu besorgen. Zwar bin ich schon seit längerer Zeit nicht mehr in dem amtlichen Verhältniß zu der rheinischen Mission, in dem ich mich bei der anfänglichen Herausgabe dieser Schrift befand; allein es ist diese Mission mir noch stets theuer und werth, und es gereicht mir zur Freude, dies dadurch bethätigen zu können, daß ich die Geschichte der Leiden und Freuden ihrer Arbeiter in einer verbesserten und durch wesentliche Zusätze vermehrten Gestalt vorführen darf. Welche Förderung daraus dem Interesse für die Mission im Allgemeinen und für die rheinische Mission im Besondern ferner erwächst, sei dem Herrn befohlen, deß das Werk ist und der in Gnaden ansehen und segnen wolle, was zu Seines Namens Ehre geschrieben ist!

Berlin im November 1861.

Der Verfasser.

Inhalt.

und alles Geschmeißes, ein heiliger Spott des Wortes Gottes, welches aus Belzebub, dem Herrn und Fürsten der Welt, einen Belzebub, einen Walther von Habenichts und einen Johann ohne Land gemacht hat; es gehört aber Glauben dazu, wenn einen in Borneo, sobald der Abend sinkt, Tausende von Muskiten überfallen und die ganze Nacht prickeln und peinigen, in solchen heiligen Spott einzustimmen, des Teufels zu lachen und am Singen zu bleiben: „Wenn ich Ihn nur habe, wenn Er mein nur ist.“ Nun, unsern vier Sängern wurde es herzlich schwer und wer war froher als sie, als die Sonne aufging und das Geschmeiß, welches die Verkat überfallen hatte, sich davon hob und in das Gebüsch am Ufer zurückkehrte. Eilig nahmen auch sie ihre Kleider und verließen das Schiff und wanderten auf Banjer zu.

Du willst wissen, wer die Viere waren. Es waren die vier ersten rheinischen Missionare auf Borneo. Barnstein, der eine; er war schon einmal auf kurzem Besuch in der Insel gewesen; die andern drei waren eben erst von Europa angekommen. Den einen nenne ich nicht; er hat die Welt wieder lieb gewonnen und ist 1859 im Aufstande erschlagen worden. Der mit der Harmonika hieß Krüsmann und ist bald nachher ins Grab gesunken. Und der mit der Geige hat 13 Jahre auf Borneo gesungen und gespielt, geseufzt und geweint und ist dann selig heimgegangen. Seinem Andenken sollen diese Blätter gewidmet sein.

Becker — das war nämlich der Vierte — fand an Banjermassing kein sonderliches Behagen. Die wenigen Europäer, welche dort lebten, bekümmerten sich um geistliche Dinge äußerst wenig; die eigentlichen Einwohner der Stadt waren Malaien, eingefleischte hoffärtige Muselmänner; die chinesischen Colonisten, welche in einem eigenen Kamponge bei der Stadt wohnten, waren wie überall Indrustrielle; die fragen nach dem Evangelio blutwenig. So machte sich denn Becker bald mit Barnstein auf den Weg, um die Dajacken im Pulopetak zu besuchen. Dort gefiel es ihm viel besser und er gewann dies Volk gleich bei diesem ersten kurzen Besuche so lieb, daß er es, das Christenthum abgerechnet, mit den europäischen Landleuten auf eine Stufe zu setzen geneigt war und es ihm in ihren Kreisen oft vorkommen wollte, als befände er sich an dem Heerde einer deutschen Bauernfamilie. Es waren das nun einmal so seine Sympathien. Unauslöschlich hatte es sich seiner Seele eingegraben, wie es war, als er noch als Knabe an der Hand seines seligen Vaters aufs Feld ging und mit seinen Geschwistern im Grase spielte und wenn er einmal seiner Seele wollte eine Güte thun, setzte er sich unter einen der wunderbaren prächtigen Bäume

seines Borneo und träumte dann, er säße an einem heißen Sommertage unter einem kühlen Erlenbaum seines geliebten Rieſcheid im bergischen Lande. Beim Sultan von Matapura nicht weit von Banjermassing gefiel es ihm nicht halb so gut, als in den elenden Dajackenbaracken, obwohl ihn der Sultan sehr freundlich und ehrenvoll empfing. Trotz dem aber, daß es ihm im Pulopetak so nach Sinn gewesen war, sehen wir ihn doch schon nach einem Vierteljahr auf demselben Flusse Borneo verlassen, auf welchem er gekommen war. Die Mission auf Borneo hatte damals eben erst begonnen, man wußte hier in Deutschland nicht, wie es um Land und Leute stand und hatte den Missionaren weiter keinen Auftrag gegeben, als daß sie sich unter den Dajacken niederlassen sollten. Becker glaubte seinem Auftrage nicht zuwider zu handeln, wenn er sich auch einmal die Dajacken auf der Westküste der großen Insel ansähe; vielleicht wäre da noch geeigneterer Boden für die Mission, als auf der Südküste im Pulopetak. Nach einer mühseligen Küstenfahrt stieg er bei Pontiana ans Land und durchwanderte die Umgegend von Sambas und Pontiana, mehrere Tagereisen weit ins Innere hinein. Er besuchte hier die Chinesen, die in den Goldminen arbeiten und kehrte in den Hütten der Dajacken ein, die tief in dem Walddickicht und den Thalschluchten versteckt liegen oder wie Adlernester an den schwer zu ersteigenden Gipfeln der Berge schweben. Das Land, was er fand, war ein wunderschönes Bergland und viel besser zu bewohnen, als die Sümpfe im Pulopetak; aber das Dajackenvolk lag unter dem schweren Drucke der muselmännischen Sultane der Küste, und Becker gab den Plan auf, unter ihnen sich niederzulassen. Er fand indessen unter den Chinesen und Malaien zu Pontiana so viel freundliches Entgegenkommen und eine kleine Schule, welche er anlegte, ging so gut voran, daß er sich schon anschickte, das Chinesische zu lernen und sich nach guten malaiischen Schulbüchern umsah. Ein Paar amerikanische Missionare, welche zu Sambas waren und mit denen er sich herzlich befreundete, gaben ihm den Rath, nach Singapore zu gehen, dort wäre ihre Presse eben müßig und würde ihm gern die nöthigen Bücher verschaffen; sie drangen auch in Becker, sich auf dieser Westküste niederzulassen, da sie selber bald auf eine andere Insel des indischen Meeres zu verziehen gedächten. Voll von diesen Gedanken verließ er im October 1837 Borneo und segelte nach Singapore. Allein der Herr wollte ihn nun einmal in das Pulopetak haben und ließ ihm sein Vorhaben nicht gelingen. Er besuchte noch Malakka und war schon vor Weihnachten desselben Jahres wieder in Batavia, wo er obenein noch erfuhr, daß die amerikanischen Missionare zu Sambas bleiben würden, da sie bei dem hol-

ländischen Gouvernement keine Erlaubniß zur Niederlassung auf einer andern Insel hatten bekommen können. Nun sah Becker zwar von dem Plane für die Westküste Borneos ab, aber was weiter werden sollte, war ihm nicht klar. Das Einfachste wäre gewesen, wenn er sofort sich nach Banjermassing begeben hätte, wohin er gewiesen war. Aber wie das so geht. Wenn man unter dem Verrathe seines Herzens steht, so ist einem auch das Allereinfachste nicht klar. So hielt er sich noch ein halbes Jahr lang in und bei Batavia auf und suchte unter den dortigen Malaien und Chinesen zu wirken; bis er endlich bei seinem unberufenen Wirken keine Ruhe mehr fand und den Weg nach Banjer suchte, wo er im August 1838 endlich wieder ankam.

Wir wollen Becker über die scheinbar verlorenen anderthalb Jahre nicht richten. Die Wege der Missionare sind selten wie aus der Pistole geschossen und ihre Kreuz- und Querzüge gehören mit in die Schule der Beugung und Demüthigung, in welche der Herr seine Knechte nimmt. Also, verloren war die Zeit für Becker nicht gewesen. Er hatte das Malaiische tüchtig sprechen gelernt und gestand, daß er die Erfahrungen, die er gemacht habe, für vieles nicht dran geben möchte. Ein Paar Untersuchungsreisen, welche er in das Innere vornahm, reichten auch hin, um seine frühere Liebe zu den Dajacken in ihrer ganzen Stärke zu beleben und so rüstete er sich denn im Frühjahr 1839, in das Pulopetak zu ziehen. Zu dieser Zurüstung gehörte aber nach seiner entschiedensten Ueberzeugung eine Hausfrau. Er meinte, unter den Dajacken ohne sie nicht auskommen zu können. Man hatte ihm von hieraus die Erlaubniß gegeben, in Indien heirathen zu können und da er unter den wenigen Europäerinnen in Banjer keine geeignete Gehülfin fand, ging er nach Java, um sich dort eine zu suchen. Er fand sie in der ältesten Tochter des dortigen Missionars Brückner, eines Deutschen, mußte aber ein halbes Jahr lang in der Geduld sich üben, bis alles zur Trauung Nöthige herbeigeschafft war. Es war grade wieder am 2. December, als er mit seiner neuen Lebensgefährtin den Strom nach Banjer hinauffuhr. Es war ihm doch eigen zu Muthe, wenn er bedachte, wie er nun schon 3 Jahre in der Heidenwelt war und hatte immer noch keine feste Stätte gefunden, wo er den Namen seines Heilandes dauernd verkündigen konnte. Er sang zwar immer noch: „Wenn ich ihn nur habe, wenn er mein nur ist", es klang aber nicht mehr so fröhlich, wie damals. Es waren einige Höhen mehr abgethan in den drei Jahren.

Das neue Jahr 1840 fand Becker unter den Dajacken in Pulopetak. Hupperts und der hallische Missionar Berger waren schon ein Jahr lang dort. Vorläufig wohnte Becker in Hupperts Hause; aber bald verlangte

ihn nach einem eigenen Heerde und er ging aus, ihn zu suchen. Das Pulopetak ist eigentlich ein großer Bruch am Meere, von einem mächtigen Strome durchzogen. Nur hie und da findet man einige sehr beschränkte Stellen, wie Oasen, die Hochland sind. Freundliche Dajacken hatten unserm Missionar eine Stelle bezeichnet, welche trocken gelegen sei und eines Nachmittags ließ er sich in seiner Prahu hinrudern. Als sie an Ort und Stelle waren, sprangen die Dajacken zuerst aus der Prahu und gingen auf die Stelle zu, während Becker seine Schuh und Strümpfe auszog und die Hose bis an den Leib aufrollte und dann watend bis an die Knie im Schlamm und Wasser und durch langes scharfes Gras mit seinen weichen Füßen sich fortarbeitete, bis er zwei Steinwürfe weit an eine Stelle kam, die nicht wie alles Land umher mit langem Grase bewachsen und mit Wasser bedeckt war, sondern wo er seinen Fuß auf festen Boden setzen und im Schatten einiger hohen Fruchtbäume nach Herzenslust umherwandeln konnte. Zufrieden über den gemachten Fund wollte er sich eben anschicken, zur Prahu zurückzukehren, als drei der braunen Eingebornen erschienen und ihm zu verstehen gaben, daß weiterhin eine noch bessere Stelle sei. Sie hatten recht. Becker fand einen Hügel, der mit prächtigen Fruchtbäumen bepflanzt war und an dessen Fuße ein kleines Flüßchen dem großen Strome zuschlich. Der Beschluß, sich hier anzubauen, war bald gefaßt; es setzte aber noch manchen harten Strauß gegen Dornen und Gestrüpp, Ameisen und Wespen, Schlangen und Scorpionen, ehe der Platz geebnet war; dann kam Barnstein von Banjer und half das Haus zurichten. Kein Maurer setzte eine Kelle an; es war alles von Holz und Blättern zugerichtet, aber gut und tüchtig gebaut und hat manches Jahr gestanden. Der nächste Nachbar, einen Flintenschuß weit, war der Oberpriester von Pulopetak. So stand das neue Zion neben des Teufels Capelle und nun gings darum, wer von beiden das ernste Spiel gewönne, Becker oder Pagandja, Christus oder Belial. Die Stätte aber hieß P a l i n g k a u, d. h. Rohr, noch ehe Becker sie bezog und er ließ es bei dem alten Namen, denn es steckte eine Predigt für ihn darin. „Bin ich denn noch ein Rohr, das vom Winde hin und her bewegt wird?“ fragte er sich, als er die Bedeutung des Namens erfuhr. „Leider nur zu oft,“ antwortete das demüthige Herz und es war gut, daß es die Antwort fand.

In den beiden ersten Jahren ging es Becker auf Palingkau wie den meisten Missionaren, die unter einem wilden Volke arbeiten. Er hatte zunächst mit der Sprache zu thun und da in derselben weder etwas gedruckt noch geschrieben war, so mußte er sie aus dem Munde eines Eingebornen,

der Malaiisch verstand, mühsam lernen. Er zahlte seinem Sprachlehrer monatlich 5 Gulden; der Herr aber segnete seinen Fleiß. Es war ihm bald möglich, mit seinen Dajacken zu reden. Die behandelten ihn zuerst mit allem Respect, kamen des Sonntags zu ihm und ließen sich etwas predigen, 20, 30, 40 und noch mehrere und da der Herr die Arzneimittel sichtlich segnete, die er den Kranken reichte, wurden sie ihm auch zugethan. Sie thaten auch wohl so, als ob sie sich aus dem Herr Jesus was machten. Eines Tages kam einer, der von Becker etwas Pulver verlangte: seine Schwiegermutter sei heute Nacht gestorben, so wolle er doch ihren Tod dem Herrn Jesus mit einem Schusse anzeigen. Dergleichen Frömmigkeit zeigte sich aber bald als ein Wasserschaum. Von ihrem Saufen und Huren und dem götzendienerischen Greuel, den ich jetzt hier nicht umständlich beschreiben kann, ließen sie durchaus nicht und je mehr Becker dagegen anging, desto mehr kehrten auch sie die rauhe und eigensinnige Seite heraus, die Bosheit regte sich und der arme Knecht Gottes fing an, ein sehr geplagter Mann zu werden und seufzte sein Allermeistes wie einer, „der gegen den Strom rudert, wobei er fast ebenso schnell zurücktreibt, als er vorrückt." Seine einzige Freude hatte er an einer kleinen Schule. Mit zwei Knaben fing er an. Das erste Werk, was der Schulmeister mit seinen beiden Gesellen trieb, war das Schulhaus selber. In 3 Stunden stand es fix und fertig, eine sogenannte Pasa, vier Pfähle in den Boden und ein Dach von Nipablättern darauf. Und die erste Lection, die die beiden Burschen hatten, war der erste Vers „Jesus Christus aton radja" „Jesus Christus herrscht als König;" den lernten sie auswendig und es war eine süße Musik in Beckers Ohren, als sie ihn fließend aufsagen konnten. Er dachte an die Zeiten, wo der große Zionskönig auch Borneo zu seinen Füßen hat. Allein auch diese Schulfreude war Becker in den ersten Jahren karg genug zugemessen. Die Zahl seiner Schüler mehrte sich nur unbedeutend, so daß eigentlich die einzige wahrnehmbare Frucht seiner Arbeit darin bestand, daß er in der dajackischen Sprache immer gewandter wurde.

Ein geduldiges Zusehen und Stillehalten war Beckers Sache eben nicht. Kaum war es ihm klar geworden, wie seine armen Dajacken in ihren eigenen Thorheiten gefangen, von schlauen Chinesen und heimtückischen Malaien umgarnt, von Namenchristen gegen ihre Missionare verhetzt, kurz, mit ganz außerordentlichen Banden der Finsterniß gebunden waren, so griff er auch zu außerordentlichen Mitteln, um sie aus derselben zu befreien. Das Volk von Pulopetak stand damals unter einem Capitain, der ein wüster Heide war und durch seinen Einfluß sehr nachtheilig auf das Volk wirkte.

Dieser Capitain wurde von dem holländischen Residenten in Banjer bestellt, welchem die Pulopetaker unterthan waren. Becker bewog den Residenten, den Capitain von seinem Amte zu entfernen, und an seine Statt einen jungen Mann zu setzen, welcher Beckers Schüler war und sich wacker hielt, den nachherigen Nicodemus. Der Resident, welcher bereitwillig auf Beckers Vorschlag einging, befahl noch obenein dem neuen Capitain, mit seinen Leuten nach Palingkau zu ziehen, wodurch Beckers Station sehr an Volk und Bedeutung gewann; überhaupt wurden die Dajacken angewiesen, wenn sie nicht am Reisbauen wären, sich in ihren Kampongen am großen Flusse aufzuhalten und nicht hin und her zerstreut in dem Dickicht und Sümpfen zu liegen, wo sie die Missionare nur mit großer Beschwerde erreichen konnten. Und dann hatte man seit einiger Zeit die heidnischen Sauffeste recht geflissentlich auf den Sonntag verlegt und dadurch den Gottesdienst gestört. Der Resident befahl, daß alle heidnischen Feste am Sonntag unterbleiben und sich jedermann ruhig verhalten sollte. Den Stock der Treibers, welchen Becker auf diese Weise seinem Volke auflegen ließ, suchte er wieder in etwa zu temperiren. Und da das stumpfsinnige Volk noch kein Herz für den Balsam des Evangeliums hatte, legte er sich recht angelegentlich darauf, demselben Hülfe in den Krankheiten des Leibes zu bringen, womit es geplagt war. Er ließ sich von hier große Quantitäten der einfachsten Arzneimittel schicken, und es gränzt oft an's Wunderbare, welche Kuren er damit an den Kranken machte. Weiter richtete er sein Augenmerk auf die große Menge der Armen, welche durch ihre Schulden die leibeigenen Sclaven der Reichen geworden waren. Die Herren kamen nicht zur Predigt und ihre Sclaven hielten sie ab, dieselbe zu hören. Becker faßte den Plan, die Sclaven freizukaufen und dieselben um sich zu versammeln. Es fehlte ihm aber an Geld und er wandte sich an seine Gesellschaft. Mit der rührendsten Beredsamkeit legte er schon 1842 seinen Freunden in Deutschland die Sache ans Herz. „Sehen Sie," schrieb er damals, „dieser Armen hülfsbedürftige Hände sind, wenn gleich unwissend, zu Ihnen als zu ihren Rettern ausgestreckt. Ergreifen Sie dieselben und ziehen Sie die Gefangenen heraus aus ihrem Elende. Trösten Sie die betrübte Mutter, deren Kinder man an entfernt wohnende Dajacken oder an Chinesen nach Banjer verkauft oder deren Mann, weil er des Druckes kein Ende sah, nach entfernten Gegenden entflohen ist. Trocknen Sie das Auge des Vaters, der bei aller Mühe und Arbeit weder sich selbst noch auch den bedrückten Seinigen, ja noch auch dem Säuglinge, der an Mutterbrüsten liegt, das schwere Joch der Sclaverei kann abnehmen!" Wir werden später

sehen, welchen Erfolg seine Bitten hatten. Mehr aber als von allen diesen Mitteln erwartete Becker einen günstigen Erfolg von Büchern in dajakischer Sprache. Zwar konnten nur erst wenige lesen, aber er trug sich immer mit viel Hoffnung für seine Schule und konnte er es dahin bringen, daß seine Schüler zu Hause den Alten aus Gottes Wort vorlasen, so war er in etwa ersetzt, was um so wünschenswerther war, da er nicht so häufige Hausbesuche machen konnte, wie er wohl gethan haben würde, wenn nicht jeder solcher Besuch mit einer Reise zu Wasser verbunden gewesen wäre, wozu er immer wenigstens seine 4 Ruderer gebrauchte. Am liebsten hätte er nun die Evangelien gedruckt gehabt. Uebersetzt lagen sie schon da; aber Becker war bedächtig und wagte sie dem Volke noch nicht in die Hände zu geben aus Besorgniß, daß sein Mangel an Sprachkenntniß Gottes Wort verdrehen oder verderben könne. Er übersetzte also vorläufig Zahns bibl. Geschichte N. Testaments und als er mit dem Drucken derselben aus Gewissenhaftigkeit auch noch zögerte, nöthigten ihn die andern Brüder, welche im Pulopetak seine Mitarbeiter geworden waren, Hardeland, v. Höfen, Huffernbruch, nach Java zu reisen und mit dem Drucke zu beginnen. So reiste er denn gegen Ende des Jahres 1842.

Aber wie fand er nach einem Vierteljahre sein Palingkau wieder? Als er abreiste, war unter dem jungen Volke viel Lust zur Schule, die Alten besuchten 80 — 100 Mann die Kirche, in Folge einer merkwürdigen Erweckung hatte Hardeland in seiner Abwesenheit den Capitain an der Spitze von 15 Leuten getauft, und jetzt — bis auf 7 waren alle Schüler verschwunden, höchstens 20 Leute in der Kirche, bis auf den Nicodemus alle Getauften zurückgegangen. Dem Secretarius in Banjer war's beim Regen der Todtengebeine im Pulopetak nicht recht geheuer geworden und er hatte einen Dämpfer aufgesetzt. Das hatten die Dajacken nur zu wohl verstanden und folgten dem Secretare mehr als ihrem Missionare. Becker trug tiefes Leid und ging gebeugt. Er mag besonders in dieser Zeit den Grund zu dem Fieber gelegt haben, das ihn später alle Jahre heimsuchte. Einige Mal brachte es ihn dicht an den Rand des Grabes; jedes Mal nöthigte es ihn, auf 4 oder 8 Wochen Palingkau zu verlassen und in Banjer ärztliche Hülfe zu suchen. Dieser gedrückte Zustand der Mission im Pulopetak dauerte an drei Jahre. Wenn auch der Resident in Banjer den Fehler wieder gut zu machen bemühet war, so läßt sich solch Unkraut doch besser säen als ausraufen und der feindliche Häuptling des benachbarten Kahaian, der den Missionaren den Tod geschworen hatte und die geldgierigen Chinesen, die von der Zügellosigkeit der armen Dajacken ihren Profit

zogen, schürten ohne Aufhören das Feuer an. Becker war aber dadurch nicht gebrochen. „Die Hände in den Schooß legen und klagen," schrieb er in dieser Elendszeit, „das thuts wahrlich nicht. Der Teufel will angegriffen sein, wenn irgendwo, dann hier, wo er noch recht eigentlich als der Starke und Gewappnete seinen Pallast bewahrt. Hier muß mit Ernst auf ihn gedrungen werden und wenn es von einer Seite her nicht hilft, dann auch von andrer Seite. Endlich wird er doch weichen und uns das Feld lassen müssen. Und sollte bei solchem Kriege der Eine oder Andere verwundet werden und sollten Lücken in unsern Reihen entstehen, wohlan, man eile herzu mit Wein und Oel, man heile die Verwundeten, man fülle die Lücken aus, verstärke auch, wo es Noth thut und man beginne den Kampf von Neuem. Und sollte irgend ein Verlust entstehen und etwa die Kriegs-Kasse in Gefahr kommen: man halte einen Rath, man denke auf neue Mittel und man setze den Krieg fort unter allen Umständen und Bedingungen, es koste, was es wolle; denn wie der Rückzug oder die Niederlage gar zu schmählich ist, so ist der Preis der Ueberwindung gar zu herrlich." Unter vielen Gefahren und Mühseligkeiten unternahm er um diese Zeit einige Reisen tief in das Innere der Insel. Er gelangte bis nahe unter die Linie, an einigen Stellen weiter, als je ein Europäer gekommen war und predigte dem wilden Volke von Jesu, dem Erbherrn aller Heiden. Es war ihm eine ganz besondere Freude, tief in dem Innern auf etlichen Kampongen seine Bücher zu finden und Knaben, die darin lasen, was sie von seinen Schülern gelernt hatten, die man aus dem Pulopetak entführte. Und auf seinem Palingkau sammelte er einen kleinen Haufen losgekaufter Sclaven um sich, welche ihm neben manchem Verdrusse mit der Zeit doch manche stille Freude bereiteten. Und da ihm der Resident in Banjer den Gefallen that, ein Gesetz zu geben, wonach die Knaben die Schule besuchen sollten, so füllte sich auch seine Schule wieder; es gelang ihm sogar, noch zwei andere Nebenschulen auf benachbarten Kampongs anzulegen, in welchen er zwei hoffnungsvolle Dajackenjünglinge als Schullehrer anstellen konnte. Mit Hardeland, dem er sehr nahe stand, übersetzte er rüstig am N. Testamente, zu welchem Ende er in der letzten Zeit noch etwas Griechisch gelernt hatte. Es war ihm daher besonders schmerzlich, als dieser Bruder Borneo verlassen mußte; auch Juffernbruch ging wieder davon; der hallische Missionar Berger, sein nächster Nachbar, den er herzlich lieb gehabt hatte, starb; die kleine Streiterschaar im Pulopetak wurde rasch wieder auf drei zurückgebracht; in Folge anhaltender Dürre brach im Lande Hungersnoth aus, Becker litt auch mit Weib und Kind

davon, Krankheit im Hause kam dazu. „Weß soll ich mich trösten?" schrieb er in tiefem Schmerze gegen Ende des Jahres 1845, „trösten in dem Gedränge des Lebens, trösten in dieser Abgeschiedenheit, in wehmuthsvoller Einsamkeit und trösten in tiefer, grauenvoller Mitternacht, wo es dem armen Herzen nicht scheinen will? Herr, ich hoffe auf dich.— ja auf dich hoffe ich!" — Und sollst nicht zu Schanden werden, du armes Herz. Das versteht der Herr meisterlich: seine Kinder in Finsterniß und aus der Finsterniß wieder zum Licht zu führen — als die Träumenden. „Wir sitzen hier, wie Elias am Bache Krith," schrieb dieselbe Hand ganz munter aus der Hungersnoth, die vorher zitternd und bebend von grauenvoller Mitternacht geschrieben hatte; „was die gesandte Rabe bringt, damit nehmen wir fürlieb. Sind's blanke Piaster, dann essen wir ein Stück Fleisch oder Fisch zu unserm Reise; sind's aber sparsame kupferne Cente, so schneiden wir eine Zwiebel oder sonst etwas hinein und singen dann, wenn's einmal so sein muß, beim Wasserkrug als wäre uns Wein gereicht."

Und im Sommer 1846 jubelte Becker: „Nun ist ein Frühling für Borneo erschienen und zwar ein Frühling, wie Borneo seit Erschaffung der Welt noch keinen gesehen hat." Wie war das? Nun die Schule voran. Er hatte jetzt 120 Knaben in derselben und waren auch manche anfangs gezwungen gekommen, so waren sie doch nachher gern geblieben und es gab mehrere, welche die Kraft Gottes aus seinem Worte in ihren Herzen spürten, daß es ihnen eine große Lust war, ihre biblischen Geschichten zu Hause vorzulesen und die 55 Lieder, die sie auswendig wußten, sangen viele, daß Beckern, dem alten Sangmeister, darüber das Herze im Leibe lachte. Und das alles auf dajackisch. Die Kirche konnte die Zuhörer nicht mehr fassen und mußte, obgleich sie 40 Fuß lang und 20 Fuß breit war, bedeutend erweitert werden. Sie wurde nun auch zur Schule benutzt, da die alte Pasa schon lange nicht mehr ausreichte. Es mochten sich manche taufen lassen; aber Becker hatte in der Taufe anno 1842 ein Haar gefunden und stand an. 12 Familien losgekaufter Sclaven hatten sich in einem Halbmonde dicht bei Beckers Hause angebaut. Die Musik der ganz kleinen Kinder, mit denen sie reichlich gesegnet waren, tönte oft in vollen Chören zu Beckers herüber, sonderlich des Abends, wenn sie von den Reisfeldern zurückkehrten, so daß Frau Becker wohl zu ihrem Manne sagte: „Sieh, es ist doch jetzt viel lebendiger hier, als früher." Die erwachsenen Knaben sangen auch viele schöne deutsche Weisen, wenn der Abend war kühl geworden und dann ging jung und alt ins Abendgebet zur Kirche. Da setzte sich Becker unter sie, wie ein Vater unter seine Kinder und fragte Groß und Klein

nach den schönen Geschichten vom ersten Adam bis zum zweiten und dann betete er und segnete sie. Es brach jetzt unter dem Volke auf Palingkau viel Erkenntniß vom Worte Gottes durch und der Kampf zwischen Licht und Finsterniß begann gründlich sich zu erheben. Da wurde Becker die Arbeit zu viel und er bat dringend um Hülfe. Es wurde ihm Beyer zugesandt, welcher 1848 Palingkau erreichte. Er fand dort eine Schule mit 150 Kindern und mehreren Nebenschulen; auch andere Stationen hatte Becker mit Schulgehülfen aus seinen Schülern versehen; auch eine kleine Gemeinde von 16 Seelen war vorhanden, welche, wenn auch noch schwach, doch offenbarten, daß der heilige Geist sein Werk in ihnen habe. Becker hatte die bibl. Geschichten von Zahn A. Testaments im Dajackischen fertig, auch hatte er eine Weltgeschichte verfaßt und bedauerte nur, daß die Presse, welche von hier aus geschickt war, wegen Mangel an Geld, Schriften und geschickten Leuten nicht in Gang gesetzt werden konnte. Die übrigen dajakkischen Bücher wurden überall fleißig gelesen. Dazu war der neue Resident in Banjer Beckern und der ganzen Mission im Pulopetak sehr gewogen; Nicodemus, der Capitain, ehrte ihn wie seinen geistlichen Vater und die meisten im Volk behandelten ihren Palita mit Anerkennung, so daß er oft von ihnen zu Tisch geladen wurde. Kurz es ließ sich mit der Mission in Palingkau im J. 1848 gar lieblich und voller Hoffnung an.

Moses darf aber vom Nebo nur eben noch das Land der Verheißung sehen; dann legt er sich und stirbt. Mitten in Beckers Hoffnungen für seine lieben Dajacken fielen 1848 bittere Sorgen, die bittersten, die es für manche Seelen gibt, die Sorgen der Nahrung. Dem Elias wollte es diesmal scheinen, als blieben die Raben aus. Es verzog sich allerdings das Mal etwas länger mit den gewöhnlichen Geldsendungen als sonst, und die Missionare litten Noth. Dazu kam noch allerhand bedenkliches Gerücht von Auflösung ihrer Gesellschaft u. s. w.; man weiß ja wohl, welche Macht der Lügen der Satan in jener Zeit in Bewegung gesetzt hat. Becker wartete und wartete von Monat zu Monat; er mußte sogar von seinen losgekauften Sclaven etliche wieder gehen lassen; und als im Frühjahr darauf noch kein Geld da war, machte er sich auf, um in Batavia Hülfe für sich und seine Familie zu suchen. Alsbald wurde ihm auch eine Anstellung mit einem reichen Einkommen angeboten. Er gerieth dadurch in keine kleine Versuchung. Der Herr half ihm aber in Gnaden, daß er seinem Berufe nicht untreu wurde. Einige Tage nachher erhielt er vom dortigen Gouvernement eine reichliche Unterstützung, wobei ihm aber nachdrücklich der Wunsch ausgesprochen wurde, wieder nach Borneo zurück-

zukehren, indem er dort noch „noodzakelyk en nuttig" sei. Der Herr hatte aber andere Gedanken über seinen Knecht.

Noch ehe Becker Java verließ, erhielt er Briefe von Haus, die seine Sorgen verscheuchten und sein Herz erquickten und — betrübten, wenn er der Noth gedachte, die sein armes Vaterland betroffen hatte. Er konnte doch nicht recht froh werden. Zu Tji = Pannas hat der Gouverneur am Fuße eines prächtigen Vulkans ein Landhaus mit europäischen Gärten angelegt. Es ist dort europäisches Klima. Becker wanderte in den Gärten unter blühenden Apfelbäumen und lauschte auf das Zwitschern der Meise, seines alten Jugendfreundes; nach 13 Jahren aß er zum ersten Mal wieder Erdbeeren und Brombeeren, die er so oft als Bube in den kühlen Thälern und an den sonnigen Rainen des bergischen Landes gesucht hatte. Da fiel ihm ein altes Schullied ein, was er oft gesungen hatte: „Auf Gottes Welt ist's schön;" es wollte aber mit dem Singen nicht recht gehen. „Ach umsonst auf aller Länder Charten suchst du nach dem seligen Gebiet" hob er zu singen an und hoch über ihm dampfte und rauchte der Gede aus seinem mächtigen Krater. In Surabaya sprach er noch einmal bei seinem alten Freunde Emde vor und erquickte seine Seele in den Versammlungen der Javanen, dann fuhr er wieder auf Banjermassing zu, wo er im August ankam und mit Weib und Kind nach seinem Palingkau zurückkehrte, voller Pläne, wie er nun neue Bücher für die Dajacken drucken wolle, die er schon lange fertig hatte.

Er hatte ein herzliebes Kind; es war sein ältestes; sein ganzes Herz hing an dem Mädchen. Das wird noch in demselben Monat krank und stirbt seiner Frau in den Armen, als sie mit ihm nach Banjer zum Arzte fahren will. Hinter seinem Hause im Garten stand ein schöner Rambutanbaum am stillen Ufer des Flüßchens Palingkau; in dessen Schatten waren schon 2 kleine Grabhügel. Becker grub das dritte Grab dazu und legte sein Töchterlein Lisa hinein. Tiefgebeugt zeigte er zu Hause den Todesfall an. Es war sein letzter Brief. 14 Tage darauf befiel er von der Ruhr. Am 16 Septbr. predigte er noch einmal und taufte ein Kind. Es wurde ihm sehr sauer. Des andern Tages ließ er sich mit Frau und Kindern nach Banjer zu Barnstein bringen. Das Fieber nahm rasch bei ihm überhand und als Barnstein am 23. Septbr. Morgens zur Kirche ging, um Gottesdienst zu halten, sagte Becker zu ihm mit matter Stimme: „Lieber Bruder, heute geht es mit mir zu Ende. Bete dort auch für mich." Wie die Kirche aus war und der Arzt auf Beckers Frage ihm sagte, daß er keine Hoffnung zum Leben mehr habe, schüttete der sterbende Bruder sein ganzes

Herz vor Gott und Menschen aus und bat um Gnade für sich, sein Weib und seine Kinder, die er hatte ans Bett rufen lassen. Dann mußte sein Nicodemus, der Tomongong von Pulopetak, hereinkommen und er redete zu ihm einige ernste Worte. Weinend fiel der Dajack hinter der Bettlade auf seine Knie und bat um Verzeihung für alles, womit er seinen Palita betrübt habe. Auch die dajackischen Pandelinge, die bei Barnstein im Hause waren, ließ er rufen und redete zu ihnen in ihrer Sprache etliche Worte zum Abschied, bat alle um Vergebung, wo und wie er sich an ihnen vergangen habe und ließ die Brüder im Pulopetak grüßen. Dann wußte er nichts als Christi Blut und Gerechtigkeit und nachdem er um Mittag noch das Abendmahl empfangen hatte, sagte er: „Nun ruhet ein Wenig; denn es wird mit mir wohl bis zur Mitternacht währen.“ Aber bald darauf ließ er Barnstein wieder kommen. „Wie ist dir, lieber Bruder?“ — „Ach, es ist mir alles dunkel vor den Augen; lies mir doch das Lied vor: „„Mein Fels hat überwunden.““ — Barnstein that es und Becker unterbrach ihn zuweilen und betete dazwischen mit lauter Stimme. Noch um 3 Uhr bat er um einen seligen Tod, dann kämpfte es in ihm sechs schwere Stunden, bis er Abends 9 Uhr zur Ruhe einging.

Des andern Tages begruben sie Becker auf dem Gottesacker von Banjermassing. Da schlafen die Vier dicht bei einander — Himmelmann, Berger, Krüsmann, der die Harmonika spielte und der fröhliche Sänger: „Wenn ich ihn nur habe, wenn er mein nur ist.“ Gott schenke ihnen allen eine sanfte Ruh und am jüngsten Tage eine fröhliche Auferstehung durch Jesum Christ! —

---

2. Heinrich Köster.

Am 19. März 1847 warf der „Laskar,“ ein englisches Segelschiff, im Hafen von Hongkong die Anker. Es war noch früh; eben zogen die letzten Nebel von den Bergen der Insel und Victoria, die jugendlich aufblühende Hafenstadt, lag in der Morgensonne da. Vier junge Deutsche standen auf dem Verdeck, schauten mit lobenden und dankenden Herzen in das muntere Leben des Hafens hinein und riefen Victoria! Nach fünf Monate langer Reise hatten sie das Ziel ihrer Wünsche und China, ihre neue Heimath, erreicht. Es waren die ersten deutschen evangelischen Missionare für China, Hamberg und Lechler von Basel und Genähr und Köster

von Barmen. Hurtig bestiegen sie eins der vielen chinesischen Boote, welche ans Schiff kamen, um die Passagiere ans Land zu bringen. Hier standen sie sofort mitten in einem chinesischen Haus- und Familienleben, denn diese Bootsleute werden geboren, leben und sterben auf ihren Fahrzeugen. Der Hausvater saß am Steuer, die Hausmutter ruderte wie ein kräftiger Matrose, und der Säugling hing an einer Binde ihr auf dem Rücken und wurde geschaukelt wie in der besten deutschen Wiege. Alle waren freundliche Leute mit einnehmenden Gesichtern und wohlgekleidet. Der Wall war bald ereicht, die jungen Männer betraten den neuen heimathlichen Boden und beteten still, daß der Herr ihren Ein- und Ausgang segnen möge. Ihre erste Frage war nach Gützlaff. Der freundliche Bootsmann gab sich alle mögliche Mühe, den Mann zu erfragen; aber kein Chinese wollte je den Namen auf Hongkong gehört haben. Hätten sie nach „Gütschilob" gefragt, so würden sie bald Auskunft erhalten haben. Endlich trafen sie Engländer, und die wiesen sie denn auch bald zu dem „britischen Secretär der chinesischen Angelegenheiten." Gützlaff empfing sie sehr freundlich, war aber in seinem Amte sehr beschäftigt, und wies sie an, das Logis zu suchen, welches er für sie ausgemacht hatte. Nachdem sie noch eine Nacht bei Gützlaff gewohnt, bezogen sie am andern Morgen ihre Wohnstätte.

Das Haus lag mitten im chinesischen Quartier der Stadt. Es war ein dreistöckiges Gebäude. Das untere Stockwerk bewohnten Chinesen, und es konnte auch nur von solchen bewohnt werden, denn die 4 darin befindlichen Zimmer hatten weder Fenster noch Löcher, das Licht einzulassen. Die beiden oberen Stockwerke nahmen die Missionare in Beschlag. Im zweiten Stocke quartirten sie die Sprachlehrer ein, welche ihnen Gützlaff sofort verschafft hatte, einem jeden einen Lehrer; dieselben bewohnten je zwei und zwei ein Gemach; das dritte Zimmer wurde zum gemeinsamen Bet- und Speisesaal bestimmt; im vierten wohnte eine chinesische Familie. Das dritte Stockwerk bezogen die vier Brüder selber, ein jeder ein Zimmer. Es waren sehr schmale Stübchen; rohe Bretterwände schieden sie von einander; anstatt des Fensters hatte jede Stube ein Loch, welches nach chinesischer Weise mit einem Fallladen verschlossen werden konnte. Da man auf diese Weise bei rauher Witterung hätte im Dunkeln sitzen müssen, wurden Fenster eingesetzt. Auch starrte alles auf gut chinesisch von Schmutz; da ließen die reinlichen Deutschen tüchtig schruppen und waschen, und als sie sich noch Bettstellen und Stühle von Bambusrohr angeschafft, ihre Kisten und Koffer hineingebracht, und ihre Bücher aufgestellt hatten, fühlten sie sich in ihren bescheidenen Gemächern gar zufrieden und dachten an ihre Brü-

der in den Wüsten Süd-Afrikas, die nur elende Lehmhütten, mit Kuhmist ausgeschmiert, und keine Bretterstuben haben. Dazu war die Aussicht aus dem kleinen Fenster gar lieblich. Sie ging auf den Hafen hinaus. Da sahen sie alle Schiffe, große und kleine, kommen und gehen und keine Viertelstunde über den Hafen weg lagen die kahlen Küstenberge des Festlandes von China, und hinter denen verborgen das zukünftige Arbeitsfeld der jungen Männer mit all den Leiden und Freuden, die der Herr ihnen versehen hatte. Die nächste Umgebung war freilich nicht so freundlich. Gützlaff hatte sie, wie er selber sagte, mitten unter das allerschlechteste Volk der Stadt gebracht, das ihnen, wenn möglich, die Augen aus dem Kopfe stehlen würde. Ein sehr schmales Gäßchen trennte ihr Haus von dem gegenüberliegenden, in welchem unten eine chinesische Garküche sich befand, deren Rauch und Gerüche ihnen anfangs nicht sonderlich behagten; im obern Stocke, ihnen schräg unten gegenüber, hauste eine chinesische Sängerin, welche nebenbei auch noch andere Geschäfte trieb und sie halbe Nächte lang mit fast ununterbrochenem Gesange und Geklimper auf ihrem Saiteninstrumente quälte, denn Gesang und Spiel der Chinesen ist für deutsche Ohren fast unausstehlich.

So wohnten die vier jungen Missionare beisammen. Ich lasse aber die drei und erzähle nur von dem Westphalen Köster weiter. Er war mit einer brennenden, fast schwärmerischen Liebe zu den Heiden um Christi willen nach China gekommen. Die feurigen Reden und kühnen Pläne Gützlaffs empfingen ihn sofort bei seiner Ankunft. Der „christliche Verein" dieses rastlosen Mannes war in voller Thätigkeit. Er zählte damals 366 Mitglieder; die Prediger desselben kamen und gingen, Neubekehrte wurden getauft, es liefen unablässig Briefe aus der Ferne über Fortgang des Werks in den Provinzen ein; eben erst war noch ein gelehrter Doctor, Lo, in Victoria von Gützlaff getauft, und man ging damit um, eine Mission in Peking, unmittelbar unter den Augen des Kaisers, zu beginnen. Das Alles sah und hörte Köster und es ließ ihm keine Ruhe, sich unverzüglich an seine Arbeit zu machen. Ueber das, was zu thun sei, konnte er nicht in Zweifel bleiben. Es mußte vor allen Dingen die Sprache gelernt werden. Deßhalb hatte Gützlaff auch sogleich für einen Sprachlehrer gesorgt. Es war ein getaufter Chinese, ein Mitglied des christlichen Vereins, mit Namen Lie und erhielt monatlich 6 Dollars, etwa 8 Thaler nach unserm Gelde. Den Namen seines Schülers „Köster" konnte er nicht aussprechen, er brachte zur Noth „Kossita" heraus. Das hätte aber nichts gemacht, wenn er nur einen Begriff davon gehabt hätte, wie man jemanden eine

Sprache lehren müsse. Davon wußte Lie aber ganz und gar nichts, und der arme Köster mußte es wunderlich genug anfangen, wenn er etwas wissen wollte; er mußte seinen Lehrer erst lehren, wie er lehren solle. Den besten Dienst leistete ein englisch geschriebenes Büchelchen, welches Notizen zur chinesischen Sprachlehre enthielt. Das lernte Köster auf Gützlaffs Rath und mit Hülfe des Lie auswendig. Daneben las er mit seinem Lehrer täglich das Evangelium Johannes in chinesischer Uebersetzung und zwar im Puntidialekt. Zur Abwechselung übte er sich im Schreiben der chinesischen Schriftzeichen. Wenigstens 300 derselben, hatte Gützlaff aufgegeben, mußten täglich geschrieben werden.

Es ist nicht möglich, von früh bis spät sich mit der Erlernung der so schweren chinesischen Sprache zu beschäftigen; das hält man nicht aus; und obenein begann jetzt die heiße Jahreszeit, die auch in China sehr erschlaffend auf den Europäer einwirkt. Gützlaff sorgte deshalb für Abwechselung. Jeden Nachmittag um 4 Uhr, wenn es nicht gerade ein Regentag war, erschien ein oder ein Paar Prediger des christlichen Vereins Gützlaffs in Kösters Stube und holten ihn mit seinem Sprachlehrer ab. Dann gingen sie zusammen in die Straßen und Gassen der Stadt. Bald kehrten sie in einem Kaufladen ein, bald in einer Fabrik, einer Schule, oder sie besuchten die Boote und Dschonken, welche in dem Hafen lagen, oder sie sprachen in den Steinbrüchen in der Nähe der Stadt vor. Ueberall, wohin sie kamen, verkündigten die Prediger des Vereins das Wort Gottes, so gut sie es verstanden. Köster verstand freilich nichts von dem, was sie sagten, auch konnte er mit den Chinesen nicht reden. Er war ein stummer Zeuge, und konnte nur im Herzen zu dem Herrn um Segen und Gedeihen rufen. Doch vertheilte er chinesisch geschriebene Traktate und bezeugte durch sein Dabeisein seine herzliche Theilnahme an der Bekehrung des Volks. Auch übte er durch seine Gegenwart eine gewisse Controlle über die Prediger aus und lernte bei der Gelegenheit die Sitten und Bräuche, den Zustand und Charakter des Volks kennen. Sonntags wurde nicht an der Sprache studirt; es wurden dann weitere Ausflüge in das Innere der Insel Hongkong theils mit Gützlaff selber, theils mit etlichen Predigern des Vereins gemacht; zuweilen wagte sich Köster auch über den schmalen Meeresarm, welcher die Insel von dem Festlande Chinas trennt und ließ dort von seinen Begleitern den Namen Jesu verkündigen. Bei all diesen kleinen Ausflügen wurde er mit seinen Begleitern in der Regel überaus artig und zuvorkommend behandelt; an vielen Orten dankte man für den Besuch und lud zum Wiederkommen ein. Man muß dabei freilich nicht vergessen, daß

Hongkong unter englischer Herrschaft steht; und der Chinese ist schlau und überhaupt von Natur ein artiger und complimentenreicher Mensch, der aber überall das Seine sucht, wie eben ein Heide nicht anders kann. Auch kam Köster noch ein Umstand zu Nutz. Er war kein Engländer. Der Chinese hat, auch auf Hongkong, gegen die Engländer einen tiefen Groll im Herzen, und, wenn er darf, auch auf der Zunge und in der Faust. Köster sagte es immer frei heraus, daß er ein Deutscher sei. Deutschland ist zwar in China noch wenig oder gar nicht bekannt; wenn er aber erzählte, daß Deutschland an Holland gränzt, von wo sie Kartoffeln und Erbsen bekommen haben, und daß er ein Landsmann von Gützlaff sei, so war man wohl zufrieden, dann nannte man Aliman-kock (deutsches Reich) immer mit einem gewissen Vergnügen. Auch Polusai-kok (preußisches Reich) erwähnten sie oder Tan-ying (einfacher Adler) und den König „Fitaklik-Wailim tai-si," Friedrich Wilhelm IV. Bei aller Freundlichkeit, welche Köster erfuhr, mußte er sich doch auch mannichmal mit seinen Leuten ausspotten lassen. So lag $1^1/_2$ Stunde von Victoria ein Dorf. In dem Dorfe war eine Schule, deren Schulmeister ein lieber alter Mann war, welcher sein Local zu einer wöchentlichen Bibelstunde eingeräumt hatte, die von den chinesischen Predigern in Gegenwart Kösters abgehalten wurde. Eines Tages ging Köster auch hinaus. Als er bei großer Wärme den Ort erreicht hatte, traf er zwei Prediger des Vereins am Wege stehen, meinte, daß sie auf ihn warteten und ging mit ihnen zur Schule. Hier angekommen erfuhr er, daß die Prediger zeitig gegangen waren, und bereits die Stunde abgehalten hatten in der Meinung, daß Köster der Hitze wegen nicht kommen würde. Sie hatten sich einer großen Zuhörerzahl zu erfreuen gehabt und Köster gedachte, nun gleich wieder aufzubrechen; allein man hielt für besser noch einmal Bibelstunde zu halten. Augenblicklich schickte der alte ehrwürdige Schulmeister einen Knaben mit einer Gong im Dorfe umher, um das Zeichen zur Bibelstunde zu geben; und wirklich, die Leute kamen noch ein Mal. Während des Vortrages zeigten einige von ihnen keine Aufmerksamkeit und am Schlusse sah Köster sie mit einem Waldhorn forteilen. Als er mit seinen Begleitern bald darauf vor das Dorf kam, standen diese Gesellen nahe am Wege, welchen Köster passiren mußte. Sie trugen einen alten Ueberrock auf einer Stange, um dadurch den alten Lehrer komödienartig vorzustellen, dazu sangen und bliesen sie, so daß allerdings viel Menschen herbeiliefen und ein Scandal zu werden drohte. Köster faßte sich indessen schnell, trat mit seinen Begleitern in das nächste Haus und gebot ihnen, zu predigen. Es dauerte nicht lange, so hatten sie die meisten

Leute um sich und die Possenreißer standen allein, worauf sie sich auch bald aus dem Staube machten. Das Volk hörte zum dritten Male dem Predigen aufmerksam zu und Köster kehrte, wenn auch spät, doch mit gutem Muthe nach Hause zurück. — Am allerschlimmsten hatte er es in seiner nächsten Nachbarschaft, wo eine sehr arge Classe Menschen wohnte. Sie schienen nur nach Hongkong gekommen zu sein, um durch Lug und Trug Geld zu erwerben und wieder zu verprassen. Ganze Tage hindurch wurde gespielt und gelärmt. Das Ende der Spielpartieen war gewöhnlich, daß Tische, Stühle, Geldgefäße u. s. w. umgeworfen wurden. Dann griff ein jeder nach dem verschütteten Gelde und es entstand eine fürchterliche Prügelei, die sich bis auf die Straße hinauszog, wo man sich auch zuweilen mit Schwerdtern hauete. Opiumraucher und liederliche Weibsbilder lagen überall umher und die englischen Constabler hatten ihre liebe Noth, in diesem Sodom nur einigermaßen die Ordnung aufrecht zu erhalten. Eines Abends kam Köster von seinem Missionsgange zurück. Es war schon dunkel geworden, er ging aber ganz sorglos seiner Wohnung zu. Als er fast bei derselben angekommen war, kamen ein Paar Chinesen hinter ihm drein, gingen an ihm vorbei und blieben an einer Krümmung des Weges stehen, wo noch ein dritter zu ihnen trat. Kaum war Köster an die Ecke gekommen, so packt ihn der eine der Kerle von hinten um den Leib und hält ihm so beide Arme fest. Während er sich die Arme frei macht und der zweite Kerl von vorn auf ihn los geht, anscheinend, um ihm beizustehen, fühlt er, wie der hintere ihm nach seinem Uhrband greift, um ihm die Uhr zu nehmen. Mit der rechten Hand hielt er nun seine Uhr fest, in der linken hatte er nur seinen chinesischen Fächer. So wehrlos blieb ihm nichts übrig, als aus Leibeskräften zu schreien, während ihn die beiden Kerle nach allen Seiten hinrissen. Es waren viele Chinesen auf der Straße, aber es half ihm kein Mensch. Endlich mochten die beiden doch fürchten, daß die englischen Constabler durch das Geschrei herbeigerufen würden, ließen Köster los und sprangen davon. Nur zwei Häuser weit hatte er noch zu gehen und er war in seiner Wohnung.

Mehr noch als von diesen kleinen Unannehmlichkeiten hatte der Missionar zu leiden, wenn er sah, wie das Volk so überaus abgöttisch war. Auf allen Schritten und Tritten trat ihm das entgegen. Einen Götzenaltar findet man in jedem Hause, in jeder Hütte, in jedem Schiffe, in jeder Arbeitsstätte, ja fast unter jedem Baume, der ein wenig schattig ist. Auf etlichen dieser Altäre stehen hölzerne, irdene oder steinerne Götzen; andre sind mit rothem oder gelbem Papier beklebt, auf welchem der Götze gemalt ist;

wieder andere, die der armen Leute, enthalten nur den Namen des Götzen entweder auf gelbem oder rothem, zuweilen aber auch auf weißem Papier geschrieben. „Tiefer Schmerz durchbohrt meine Seele," schrieb Köster einmal, „wenn ich die Leute vor den Altären anbetend sehen muß. Ach ja! Wann grünt dein ganzer Erdenkreis?" — Er konnte kaum ein wenig chinesisch sprechen, so ging es auch gleich im Ton: „Die falschen Götzen macht zu Spott! Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott! Gebt unserm Gott die Ehre!" So war er einmal mit einem Paar Predigern in den Ort Schek-pei-wan auf Hongkong gegangen. Nachdem er in etlichen Häusern hatte predigen lassen, traten sie auch in den Laden eines Götzenhändlers. Viele Leute kamen herzu, um zu sehen, was sie doch bei den Götzen machen wollten. Sie unternahmen keine Bilder- und Götzenstürmerei, legten aber klar und einfach dar, daß nur Ein wahrer Gott sei, und nur in Einem das Heil, und ermahnten die Zuhörer, diesen alleinigen wahren Gott anzubeten. Nach der Predigt nahm Köster einen der Götzen in die Hand und fragte den Verkäufer, ob er glaube, daß ein solcher seine Seele erretten könne. Der Mann schwieg und wandte beschämt sein Angesicht ab; die Uebrigen lachten. Darauf bat der junge Missionar in gebrochenem Chinesisch, aber mit inniger Rührung alle Anwesenden, die Götzen zu lassen und zu Christo, dem Heilande ihrer Seelen, ihre Zuflucht zu nehmen. Zuletzt fragte Köster nach dem Preise eines der schönsten Götzen und man forderte eine Rupie (20 Sgr.) Er wollte ihn für das barmer Museum kaufen, allein man glaubte es ihm nicht, bis er eine Rupie hervorzog. Er sagte ihnen dann, daß er ihn nach Deutschland schicken wolle, damit seine dortigen Freunde sähen, welche Götzen die Chinesen verehrten; in Deutschland hätte man solche Götzen nicht. Alle sagten: „Sehr gut, sehr gut!" und der Götzenhändler schmunzelte dazu und meinte, Köster sei ein guter Mann, er wolle ihm deshalb zwei Götzen für eine Rupie geben. Der eine war der Kriegsgott, ein fürchterlicher Eisenfresser, der andere die Himmelskönigin, ein so abscheulich dickes Mensch, daß es einem übel und weh beim Sehen wird.

In dieser Weise nun arbeitete Köster etwa 4 Monate auf Hongkong. Gützlaff stand ihm dabei mit Rath und That emsig zur Seite und leitete ihn. Man versammelte sich wöchentlich zu Gebet und Besprechung bei dem erfahrenen Manne, man durchlebte mit ihm das vielbewegte Treiben seines Vereins, man genoß mit ihm das Abendmahl des Herrn. Köster fühlte sich ganz ungemein zu ihm hingezogen. Und Gützlaff säumte nicht, ihm ein Stück Arbeit in dem großen chinesischen Reiche anzuweisen. Kaum war Köster 4 Wochen in Victoria, so wurde er eines Morgens zu Gützlaff ge-

rufen. Er fand ihn, wie er eben mit seinen Präparanden die Morgenandacht hielt. Als die beendigt war, wurde über Kösters Arbeitsfeld gesprochen. Gützlaff bestimmte die Insel Hainan, den westlichen Theil der Provinz Quantung, für ihn; er hatte bereits die Namen der Bezirksstädte u. s. w. chinesisch und deutsch aufgeschrieben; diese müßten gleich alle bereist werden, und um allen mit Erfolg das Evangelium verkündigen zu können, bedürfe Köster gleich zu Anfang 12 Gehülfen; das würde natürlich eine ziemliche Ausgabe verursachen, allein er sei überzeugt, wenn die Sache nicht in dieser Weise angegriffen würde, so sei es besser, gar nicht zu beginnen, denn es sei dann unnütz. Das Geld werde die Rheinische Missionsgesellschaft schon beschaffen, und wenn sie es nicht könne, so werde der chinesische Verein, obgleich er jetzt keinen Heller habe, es aufbringen; der Name des Herrn werde dadurch verherrlicht, so werde auch das nöthige Geld kommen. Darauf ermahnte er Köster, im Vertrauen auf den Herrn die Sache muthig anzugreifen; nicht denken, daß er etwas sei oder etwas könne, sondern dem Herrn danken, daß er ihn als Werkzeug gebrauchen wolle, ihm danken, wenn er ihn ehren wolle, um seines Namens willen Schmach zu leiden. „Und dann Tunkin," fuhr Gützlaff in seiner feurigen Weise fort, „Tunkin, mein lieber Köster, behalten Sie Tunkin im Auge, das noch nie das Evangelium gehört hat. Ich lege es auf Ihr Herz!" Er gab ihm noch einige Weisungen, wie er es anfangen solle, z. B. von Hainan aus, wo so viel Verkehr mit Tunkin stattfinde, solle er zuerst ein Paar Leute dorthin senden und ihnen sagen: Bringt mir die ersten zwei oder drei, die sich dort zu Christo bekehren werden, nach Hainan. „Und dann," fuhr Gützlaff fort, „geben Sie ihnen einige Zeit Unterricht in der christlichen Wahrheit und senden sie dann wieder zu ihren Landsleuten, gehen selbst auch hin, wenn Sie können. Die katholischen Missionare haben dort ihr Blut vergossen, und warum? — um dem Papste auch dort einen großen Namen zu machen. Sollten wir zur Verherrlichung unseres Heilandes, zum Ruhm des Namens unseres Gottes nicht mehr thun können, als sie?" — Im ersten Augenblicke war Gützlaffs Antrag unserm Missionar nicht recht zu Sinn. Er hatte immer den Wunsch gehabt, einmal so recht auf das Centrum des chinesischen Reichs losgehen zu können und nun sollte er im äußersten Süden desselben arbeiten. Allein Gützlaffs überwältigende Persönlichkeit und das hingebende Vertrauen, welches Köster in denselben setzte, ließen ihn bald seine Neigung überwinden, und er nahm Gützlaffs Willen als des Herrn Willen hin und traf seine Anstalten für Hainan. Ohne die Einwilligung von Hause her abzuwarten, sandte er in kurzer Zeit 16 eingeborne Predi-

ger, welche Gützlaff nach und nach zuwies, nach Hainan und übernahm deren Leitung, die freilich vor der Hand in nichts Anderm bestand, als daß er sie von Victoria aussandte, mit Geld versah und dann und wann Nachricht von ihnen erhielt. Im Uebrigen konnte er weiter nichts thun, als sie dem Herrn befehlen. Aber so gewaltig hatte ihn Gützlaff für die Mission im Westen Chinas begeistert, daß er sich mit hochfliegenden Plänen trug und schon ausrechnete, wie er von Tunkin aus nach Anam, Kambodscha und Laos, ja selbst bis Tibet gehen wolle. Und um sich selber mehr für diese Unternehmungen vorzubereiten, machte er von Hongkong aus mehrere kleine Reisen zu umliegenden Inseln, auf welchen er durch seine Begleiter das Evangelium predigen ließ und Tractate verbreitete.

Am Ende des Juli meinte Köster so weit vorbereitet zu sein, daß er eine weitere Reise unternehmen könnte. Auf dem Wege zwischen Makao Canton liegt eine bedeutende Stadt, Namens Kiang-mun. Nach dieser Stadt beschloß er zu reisen, sich einen Monat lang in derselben aufzuhalten und das Evangelium zu verkündigen. Obgleich Gützlaff selber schon seit Jahren seine chinesische Tracht abgelegt hatte, so hielt er es doch für nöthig, daß Köster für solche Gegenden, wohin noch nie ein Europäer gekommen war, sich chinesisch kleide, um wo möglich Aufsehen zu vermeiden. Die chinesische Kleidung ist sehr einfach. Bei der ärmern Klasse besteht sie aus einer weiten Hose, die nicht sehr tief nach unten reicht und über den Hüften mit einem Gürtel befestigt wird; eine weite, vorn weit überschlagende und immer zugeknöpfte Jacke hängt bis über die Hüften hinab; auf dem Kopfe ein spitzer Hut. Die Vornehmern tragen seidene Schuhe mit 2 bis 3 Zoll dicken Sohlen, Strümpfe von Kattun genähet und feine Hosen, meistens aus Seide, die nicht sehr lang sind und unten zugebunden werden; über das Alles wird ein hemdartiger Kittel von blauem Kattun gezogen, der bis auf die Füße hinabreicht; ein schwarz seidenes Käppchen bedeckt den Scheitel, unter welchem der Zopf hinten weg lang hinunterhängt, gewöhnlich mit Seide verlängert, so daß er bei etlichen bis auf die Erde reicht. Köster folgte Gützlaffs Rath und legte diese Kleidung an; auch ließ er sich den Kopf scheeren gleich einem Chinesen. Am 31. Juli ging er auf die Reise. Er ließ für sich und zwei eingeborene Prediger auf einem chinesischen Passagierboote Plätze belegen. Der Capitain wollte ihn durchaus nicht mitnehmen, als er hörte, daß er ein Fremder sei und willigte erst dann ein, als Köster selber und zwar in chinesischer Tracht erschien. Die Fahrt ging in nordwestlicher Richtung, an Makao vorüber und dann in einen großen Fluß hinein, dessen Ufer mit den schönsten Reis-

und Hanffeldern, mit Gemüsegärten und Pisangpflanzungen bedeckt waren; Dorf lag bei Dorf. Die Zurückhaltung, welche man anfangs gegen Köster beobachtet hatte, verlor sich bald. Es traf sich nämlich, daß ein sehr kranker Mann an Bord war, dessen sich Köster mit großer Liebe annahm und ihn pflegte; das machte bei den Chinesen, welche an derlei Liebeserweise gegen Fremde nicht gewöhnt sind, einen großen Eindruck und gewann dem Missionar das Wohlwollen der Passagiere. Nach einer Fahrt von einer Nacht und einem Tage warf man endlich in der zweiten Nacht vor Kiang-mun die Anker. Als es Tag ward, brachte einer der Bootsleute Köster und seine beiden Begleiter zu einem Logis. Köster nahm die Pfeife seines Lehrers in die Hand, setzte seinen großen Hut auf und schritt auf seinen hohen Schuhen hinter dem Führer drein, immer zu durch die Stadt. Kein Mensch erkannte ihn. Eben zogen sich die zahlreichen Nachtwächter der Stadt zurück und weckten die Schläfer zum Aufstehen, indem sie einen fürchterlichen Lärm dadurch machten, daß sie mit kurzen Knütteln auf einen dicken Bambus schlugen, den sie im linken Arme hielten. Die Stadt hatte meistens schöne, zweistöckige Häuser, aber, wie alle chinesischen Städte, sehr enge Straßen, so daß zuweilen kaum 3 Leute neben einander gehen konnten. Kösters Logis war gar erbärmlich, ein enges, dunkeles Zimmer, in welchem er nur in der Mittagszeit lesen konnte und auch dann nur, wenn die Sonne auf ein benachbartes Dach schien; kein Lüftchen konnte durchwehen, und dicht vor demselben befand sich eine Kochstelle, auf der sich täglich 15 Mann ihr Essen bereiteten. Dazu war es im August und drückend heiß. Köster mußte in diesem Gemach 4 Tage und Nächte fürchterlich schwitzen. Warum ging er denn aber nicht auf die Straße an die frische Luft? — Das wollten seine beiden Begleiter nicht zugeben. Es war nämlich unterwegs auf dem Boote so sehr viel von den Gefahren gesprochen worden, welche das Erscheinen eines Europäers in Kiang-mun haben würde, daß die beiden Männer von ihrer alten chinesischen Furchtsamkeit befallen wurden und nun um alles in der Welt nicht bei Köster aushalten zu wollen erklärten, wenn er darauf bestände, sich mit ihnen auf den Straßen zu zeigen. Köster war in ihrer Hand; er mußte sich fügen und sie allein zum Predigen ausgehen lassen. Sie sagten immer, daß sie zahlreiche und aufmerksame Zuhörer hätten. Nach 4 Tagen fühlte er indessen, daß er sich einer ernstlichen Krankheit aussetzen werde, wenn er ferner in seinem Schwitzkasten stecken bliebe und als er nochmals seine Begleiter nachdrücklich gefragt, ob sie nicht mit ihm wenigstens in die Umgegend außerhalb der Stadt gehen wollten und sie ihm auch dies unbedingt abgeschlagen hatten, beschloß er, nach Hongkong

zurückzukehren. Er hörte, daß ein Schiff nach Canton im Hafen läge und daß der Weg über Canton nach Hongkong nicht um sei; so schiffte er sich denn mit Sonnenaufgang am 5ten Tage nach Canton ein. Es waren an 130 Passagiere an Bord. Die chinesischen Passagierboote sind in der Regel elend eingerichtet. Die meisten Passagiere liegen am Boden in einem langen leeren Raume Mann an Mann, dicht in einander geschichtet; nur ein Paar kleine Kajüten finden sich am Vorder- und Hintertheile des Fahrzeuges. Köster nahm für sich und seine beiden Begleiter solch ein kleines Loch am Kiel; kaum konnten die drei darin sitzen. Es war kühl auf dem Flusse, als man in der Frühe von Kiang-mun aufbrach; Köster, eben aus seiner heißen Stube kommend und in seiner leichten chinesischen Kleidung, erkältete sich stark; dasselbe geschah in der nächsten Nacht wieder, in welcher sie zwar Canton erreichten, aber bis zum Tagesanbruch auf dem Schiffe bleiben mußten. Hier in Canton wohnte er bei einem nordamerikanischen Missionar und schlief in einem sehr luftigen Gemach. Nach einigen Tagen fühlte er die Folgen seiner Erkältung. Da sich aber eine gute Gelegenheit fand, nach der Stadt Taiping zu kommen, welche auf dem Wege von Canton nach Hongkong liegt, und in der später Missionar Genähr seine Station hatte, meinte Köster, dieselbe benutzen zu müssen, um so unterwegs noch wenigstens in Taiping das Wort Gottes predigen zu können. Als er zum Hafen ging, um sich einzuschiffen, folgten ihm an 100 Personen, groß und klein, und schrieen „fan kwai! fan kwai!" Er ließ sie ruhig schreien bis zum Hafen; hier wandte er sich um zu ihnen und hielt eine sehr kurze, freundlich-ernste und beschämende Ansprache an sie, worauf sie stiller wurden und viele umkehrten, etliche aber schrieen noch lange, denn das Volk von Canton ist selbst unter den Chinesen als ein freches und übermüthiges, den Fremden ganz besonders feindseliges Volk verrufen. Auf dem Boote fand Köster angenehme Bekanntschaft. Es mochten an 60 Passagiere sein, welche sämmtlich einen Traktat, der über die Vergebung der Sünden durch Jesum Christum handelte, von ihm annahmen; einer kam sogar auf ihn zu, nachdem er gelesen hatte, drückte ihm die Hand und bat um noch einen Traktat. Köster gab ihm das neue Testament, worüber der Chinese eine außerordentliche Freude hatte. Kösters Freude wurde freilich durch seine Krankheit verbittert. Es brach bei ihm die Ruhr in einer überaus schmerzhaften und heftigen Weise aus, so daß er bald unfähig wurde, sich mit seinen Mitpassagieren einzulassen. Nach 24 Stunden erreichte man Taiping. An Ausgehen war bei Köster nicht zu denken. Er ließ sich sogleich nach einer Gelegenheit nach Hongkong erkundigen; doch ging vor Abend kein Boot. Wäh-

rend seine Begleiter in der Stadt aus waren, um zu predigen, lag er jammernd in seinem elenden Logis. Endlich fuhr Abends das Boot und am andern Tage, den 12. August um Mittag waren sie vor Victoria.

Genähr erschrak nicht wenig, als er den kranken Bruder ankommen sah. Man kann indessen in Victoria eine gute ärztliche Pflege haben, welche denn auch sogleich angewandt wurde. Besonders rührend war es, zu sehen, welche Theilnahme einer von Kösters Begleitern bezeugte. Der Chinese hatte schon unterwegs das tiefste Mitleid unter Thränen geoffenbart und hier in Victoria kam er mehrere Male des Tages, erkundigte sich nach Kösters Befinden, setzte sich zu ihm ans Bett, und las aus dem chinesischen Neuen Testamente vor. So saß er auch eines Tages am Bette des Kranken, der mit geschlossenen Augen da lag, als schliefe er. Da stand der Mann leise auf, knieete beim Stuhle nieder, betete für Kösters Genesung und ging dann still hinaus. Der Herr segnete die angewandten Mittel und nach acht Tagen war Köster schon wieder so weit, daß er fortarbeiten konnte. „Es wird immer Stückwerk mit mir bleiben," schrieb er damals in Demuth, setzte aber in freudiger Hoffnung nnd Ergebung hinzu, „aber der Herr wird mich doch als sein Werkzeug gebrauchen, das glaube ich fest. Ihm sei Alles anheimgestellt." Er erlebte in diesen Tagen auch die Freude, daß etliche seiner Prediger aus Hainan zurückkehrten und im Ganzen gute Nachrichten brachten. Von einem derselben heißt es auf einem Zettelchen unterm 24. August, welches er seinem Briefe anfügte: „So eben kehrt Ming von Hainan zurück, bringt zwei Männer mit sich, welche näher im Christenthum unterrichtet zu werden wünschen und sagt, daß dort schon 20 durch die heilige Taufe in die christliche Kirche aufgenommen worden seien. Ich solle bald hinkommen."

Fünf Wochen darauf, es war der 1. Octbr., waren die vier jungen deutschen Missionare wieder bei einander, die beiden Basler und die beiden Barmer. Die Morgensonne schien wieder in den Hafen von Hongkong, wie damals, als sie auf dem „Laskar" beisammen waren; es war aber ein herbstlicher Sonnenschein, fallend Laub und nasse Augen. Köster lag auf seinem Sterbebett und die drei standen um ihn her, auch einige Chinesen dabei. Ein zweiter heftiger Anfall hatte den armen Bruder wieder niedergeworfen. Er ergab sich willenlos in den Willen seines Herrn, litt viel, hatte sich aber bald mit dem Gedanken an das Scheiden vertraut gemacht. Gützlaff, die Basler, auch etliche eingeborne Prediger erwiesen ihm viel Liebe, und halfen Genähr in der Pflege. Der Herr wollte aber seinen Knecht zu sich nehmen, und als am 1. Oct. die Sonne über den Bergen

von Quantung aufging, war derselbe zur Heimfahrt bereit. „Ich weiß," sprach er mit starker Stimme, „daß ich ein armer Sünder bin, aber ein Sünder Christi, der nichts vor Gott zu bringen hat, als das Verdienst Jesu Christi." Dann sprach er nichts mehr. Wie es so gegen 9 Uhr des Morgens hinkam, stimmten die drei den Vers an: „Wenn ich einmal soll scheiden," und als sie den gesungen hatten, knieeten sie mit ihren Chinesen an dem Bette des vierten Bruders nieder und empfahlen dessen Seele in die Hände seines und ihres Heilandes und wie sie Amen sagten, war der Knecht zu seines Herrn Freude eingegangen. Noch an dem Abend desselbigen Tages begruben sie seinen Leib auf dem englischen Gottesacker von Victoria. Gegen 50 Chinesen und mehrere englische und nordamerikanische Missionare waren versammelt; Gützlaff redete zuerst englisch, dann sprach er chinesisch und nach Barmen schrieb er bald darauf: „Köster war gewiß ein sehr getreuer, entschiedener Diener des Herrn. — Senden Sie uns solche Leute, denn mit ihnen ist etwas zu machen."

---

3. Heinrich Scheppmann.

Drei Missionare hatten sich 1844 im Lande der Hereró als die ersten Europäer niedergelassen. Sie erkannten bald, daß es nöthig sei, eine Station an der Walfischbai anzulegen. Theils forderte das arme, elende Volk der Topnaar-Hottentotten dazu auf, theils war solches um der Verbindung der Stationen im Oberlande mit dem Meere sehr wünschenswerth. Zunächst handelte es sich darum, einen directen Weg von N.-Barmen im Hererólande nach der Bai aufzufinden, denn es zeigte sich bald, daß der Weg über Jonkers Platz, den man bisher genommen hatte, ein Umweg sei. Diesen Weg ausfindig zu machen, schickten H. Hahn und Rath am 10. Juni 1845 Scheppmann aus. Scheppmann, ein wackerer Westphale, war eben erst angekommen und begann hier seine Missionslaufbahn. Derselbe ritt mit Samuel, dem Wagentreiber, einem bekehrten Nama von Kamachas, auf Ochsen aus. Drei Tage lang suchten sie vergeblich in dem gebirgigen Lande nach einem Wege, der zur Straße dienen konnte, und erstiegen am vierten Tage des Morgens früh einen hohen steilen Berg, um sich von da aus umzuschauen. Auch das war vergebens; ringsum nichts als Berge und wieder Berge. Wie Scheppmann den Berg hinabklimmt, glitscht er aus, der Hahn seines Gewehres kommt an einen Stein, zieht

sich auf, geht wieder zurück und der Schuß geht los. Die Kugel dringt in Scheppmanns Lende, fährt oberhalb des Knies wieder heraus, unterm Knie wieder hinein und bleibt dann auf der innern Seite des Fußes in der Ferse stecken. Scheppmann war nun genöthigt, den hohen und steilen Berg hinabzurutschen; unten half ihm Samuel auf den Ochsen und nun ritten sie bis spät in den Nachmittag hinein, wo sie eine Werft armer Hereró erreichten. Scheppmanns Kräfte waren durch die Schmerzen und den Blutverlust ganz erschöpft; er konnte nicht weiter. Es ging alles darum, daß die Brüder auf N.-Barmen seine Lage erführen. Samuel ritt also, was sein Ochse konnte und erreichte an dem Abend spät den Platz. Scheppmann lag derweil unter dem wilden diebischen Volke am Boden. Sie waren aber sehr freundlich mit ihm, machten einen Kraal um ihn her und zündeten ein Feuer bei ihm an, um ihn in der scharfen Abendluft zu wärmen. Wie sie merkten, daß die Kugel noch in seiner Ferse steckte, wollten sie dieselbe mit ihren Assagaien ausschneiden. Je tiefer in die Nacht hinein, desto schwächer wurde Scheppmann und es muß den Hereró selber so vorgekommen sein, als ob's mit ihm zum Scheiden ginge, denn es kamen die Weiber und fingen ihren Zaubertanz um ihn her an und der Zauberer des Platzes schickte sich an, an Scheppmann seine Teufelskünste zu versuchen, so daß dieser seine liebe Noth hatte, die Leute zu stillen. Reden konnte er aber nicht zu ihnen, denn er verstand ihre Sprache nicht. Mitternacht kam heran und von N.-Barmen her ließ sich noch Niemand sehen. Scheppmann berechnete, wann die Brüder ehestens kommen könnten, und sah nach seiner Uhr. Da wurden die Heiden sehr bewegt, denn sie meinten, er sähe auf seinen Gott und riefe ihn um Hülfe an. Wer weiß, was sie mit dem todtmatten Missionar noch in der Nacht vorgenommen hätten, wenn nicht sein Gott ihm wirklich Hülfe gesandt. Um 1/2 2 Uhr Morgens kam H. Hahn und Samuel mit einem Wagen. Sie suchten sogleich mit einem Federmesser die Kugel auszuschneiden und da es nicht gelingen wollte, zogen sie dieselbe mit einer Drahtzange heraus. Nach einem leichten Verbande und nach Anwendung stärkenden Balsams luden sie Scheppmann auf den Wagen in sein Bett und nun gings nach Barmen. Sie kamen glücklich an und legten Tag und Nacht kalte Wasserumschläge auf die fürchterlichen Wunden. Nun mußte aber Kleinschmidt herbei, denn er war ein guter Wundarzt. Er wohnte indessen 3 Tagereisen weit. Der Bote lief über Jonkers Platz. Und als Jonker von dem Unfall hörte, benahm er sich sehr ehrenvoll. Seine Leute waren eben mit seinen Pferden auf die Löwenjagd geritten, er ließ 2 von ihnen umholen

und sie mußten spornstreichs auf Rehoboth zu Kleinschmidt reiten. Als sie dort ankamen, waren ihre Pferde so müde, daß ihnen etliche Rast gegeben werden mußte; dann aber warf sich Kleinschmidt auf eins und ritt los; als er nach Jonker kam, standen schon 2 frische Pferde bereit und so kam er am 8. Tage nach der Verwundung auf N.-Barmen an. Es ließ ihm der Herr die Heilung der Wunden gelingen und nach 1½ Monaten konnte Scheppmann schon wieder sein Bett verlassen.

Scheppmann hatte eben seine Krücken abgelegt, als in einer allgemeinen Conferenz der Missionare im Nama- und Hererólande beschlossen wurde, eine Station an der Walfischbai unter den Topnaar anzulegen und Scheppmann bekam den Auftrag, den Beschluß auszuführen. Unter den Topnaar hieß damals der Capitain Kachab, zu deutsch „der Weise.“ Derselbe hatte seine ärmliche Residenz zu Kuwis an einer Quelle mitten unter hohen Sandhügeln in einem hübschen Haine von schmucken Dabibäumen aufgeschlagen. Der Kuisibgrund mündet dort im Strande des Meeres und man hat es ganz nahe bis zur Bai. Kachab hatte einen Untercapitain, Namens Nichab, zu deutsch „Friedrich.“ Der war schon hochbetagt und wohnte damals höher hinauf im Kuisibgrunde, da, wo die Ufer desselben beginnen grün zu werden, etwa 5 Stunden von der Bai entfernt. Nichabs Platz hieß Awanghaus, zu deutsch „rothe Bank.“ Nichab war als ein Topnaar ein reicher Mann und hatte eine kleine hübsche Heerde. Vielleicht war deßhalb Kachab, sein Capitain, nicht gut auf ihn gestimmt. Es gab viel Streit zwischen ihnen; besonders war des Capitains alte Mutter auf Nichab böse.

Es war am 4. December 1845, als Scheppmann des Morgens früh auf Awanghaus anlangte. Die „rothe Bank“ gefiel ihm wohl und als er eine tüchtige Mahlzeit von halbgekochtem Rhinocerosfleisch mit seinen Wagenleuten gehalten hatte, rief er Nichab und dessen Leute zusammen, um sie zu fragen, ob sie ihn als ihren Missionar bei sich haben wollten. Man war damit herzlich zufrieden, nur wurden zwei Bedingungen gemacht; die Eine: „Kost können wir nicht geben!“ und die Andere: „Einen andern Platz suchen, wo mehr Volk wohnen kann.“ Kost verlangte Scheppmann nicht, und der größere Platz war ihm schon recht; so waren sie denn bald Handels eins. Am nächsten Tage lag Scheppmann still um seiner müden Ochsen willen; aber Tags darauf ritt er mit Nichab zur Bai hinunter, um auch Kachab zu fragen, was er zur Niederlassung sage. Als die Leute von Kuwis die Beiden ankommen sahen, gingen sie ihnen entgegen, und als sie vernahmen, es wolle sich ein Lehrer bei ihnen niederlassen, wurden

sie froh. Kachab ließ nicht nach, es mußte Scheppmann eine Predigt halten holländisch, was ein Nama, der von Rehoboth als Wagenführer mitgekommen war, dolmetschte, und nach der Predigt erklärte er nebst sechs seiner Untercapitaine, es sei ihnen sehr lieb, solche Worte zu hören und sie würden mitziehen, wo auch „Siboi," wie sie Scheppmann nannten, sich niederlassen möchte.

Nach drei Tagen hatte Scheppmann einen Platz zur Niederlassung ausersehen, aber — bei den Topnaar war alle Lust verschwunden, mit ihm zu ziehen. Es wohnten nämlich an der Bai ein Paar wesleyanische Händler. Als die von Scheppmanns Vorhaben erfuhren, war ihnen die Nähe des Missionars nicht angenehm. Sie ließen Kachab kommen und eröffneten ihm, daß Jonker Afrikaner es nicht haben wolle, daß sich Scheppmann unter ihnen niederließe und Jonker sei sein Oberhaupt, dem müsse er gehorchen, sonst würde derselbe kommen und die Topnaar strafen. Diese Drohung hatte das arme Volk in Furcht und Schrecken versetzt. Scheppmann, der aus Jonkers eigenem Munde die Genehmigung zur Niederlassung an der Bai bekommen hatte, suchte die Leute zu bereden; er schlug ihnen vor, sie möchten selbst nach Jonker schicken, wenn sie ihm nicht glauben wollten; aber alles umsonst; kein Mensch wollte mit ihm gehen. Er begab sich nach Kuwis zu Kachab und erinnerte ihn an das gegebene Wort, stellte ihm vor, daß er gar nicht verlange, daß das Volk sich von den Händlern trennen sollte; aber Kachab hatte keine Ohren. „Die Händler kann ich nicht verlassen," sagte er; „und zwei Joche will ich nicht auf meinem Nacken haben, auch nicht zwei Herren dienen. Die Händler sind die Ersten gewesen; nun will ich lieber das Joch, was ich einmal auf dem Nacken habe, tragen, aber kein zweites dazu. Die Händler und myn Heer sind nicht eins; es wird nur Streit geben wegen Feld und Viehweide. Darum habe ich mit myn Heer ausgeschieden." Und dabei bliebs. Traurig ritt Scheppmann nach Awanghaus zurück und dachte schon an Rückkehr ins Oberland.

Dem alten Nichab war das wenig zu Sinn, und als Scheppmann ein Paar Tage nachher davon redete, wie ungern er zurückkehre und wie die Händler mit Unwahrheiten umgingen, war der Alte schnell bereit, nochmals mit nach der Bai zu reiten, um zu sehen, ob sich nichts thun ließe. So setzten sich denn die beiden wieder auf ihre Ochsen und trabten der Bai zu. Wie sie auf dem Platze der Händler ankamen, war ein großes Getümmel des Volks. Kachab war auch da. Alles stritt und zankte gegen die Händler. Ein Topnaar war besonders wild. Es hatten ihn die Händ-

ler als Briefboten nach Jonkersplatz gesandt, und ihm für seine Mühe, hin und her einen Weg von vielen Tagereisen zu laufen, nur eine alte Hose gegeben. „Ich bin ein dummer Nama-Mensch," schalt er, „und wir alle sind dumm. Durch unsere Dummheit handelt ihr so mit uns und bringt uns in den Grund. Aber jetzt wollen wir einen Lehrer behalten; dann wollen wir sehen, ob wir nicht auch Verstand kriegen. Es ist nicht dieser Tag, daß ihr so mit uns handelt; von Anfang an habt ihr es so gemacht. Das ist eure alte Manier; zuerst sprecht ihr schön, aber ist die Arbeit geschehen, dann sprecht ihr anders. Wir arbeiten für nichts bei euch und stürzen unser Blut für nichts." Die Händler lachten ihn aus. Das goß aber nur Oel ins Feuer, und alle „großen Menschen," d. h. die Untercapitaine, drangen in Kachab, daß „Siboi" bei ihnen bleiben solle. „Ich kann nicht immer gegen euch sprechen," antwortete der Capitain. „Weil ihr alle dafür seid, warum soll ich dagegen sein?" — Die Vocation war freilich dürftig genug, allein Scheppmann hatte von Neuem wieder einen lebendigen Eindruck von dem großen Elende bekommen, in welchem die armen Topnaar schmachteten, glaubte auch, da obenein das Volk willig war, ein ebenso gutes Recht zur Niederlassung zu haben, wie die Händler und nahm die Vocation an. Nach einem vergeblichen Versuche, sich mit den Händlern zu verständigen, setzte er sich wieder auf seinen Hummel (Ochs ohne Hörner) und trabte guten Muthes durch den heißen Sand mit dem alten Nichab heim zur „rothen Bank." Eine Schilfhütte unter zwei prächtigen alten Ahnabäumen war bald hergestellt und der Entschluß, zu bleiben, stand fest. Am Weihnachtstage wurde Nichab und seinen Leuten nach Ps. 96 gepredigt, daß auch ihnen der Heiland geboren sei. Wie Kinder einen Reisenden anstaunen, der ihnen fremde, unerhörte Dinge erzählt, so stand das Volk vor dem fremden Manne unter dem Schatten der Bäume; aber als die Predigt aus war, fanden sie es eine „leckere" Botschaft, daß auch sie einen Seligmacher hätten, der um ihrentwillen arm geworden sei, auf daß er sie, die Aermsten unter den Armen, reich mache.

Scheppmann beschrieb das Plätzchen, auf welchem er sich niedergelassen hatte, mit folgenden Worten: „Es liegt auf dem linken Ufer des Kuisib, 8 Stunden zu Ochsenwagen von der Bai entfernt. Der Platz selbst, nach deutschen Begriffen klein, unscheinbar und unbedeutend, ist hier in dieser Gegend schon geräumig, schön und bedeutend zu nennen. Das sonst trockene Flußbett zieht sich im Ganzen von Osten nach Westen, ist aber durch viele lange Krümmungen nach allen Richtungen unterbrochen. Hier neben dem Platze ist es mit seinen grünen Ufern eine kleine halbe Stunde breit, weiter

hinauf mag die Breite wohl an einigen Stellen $1^1/_2$ Stunde betragen. Der ebene, schöne Wohnplatz ist der Länge nach von Westen nach Osten kaum $^1/_4$ Stunde lang und 5 Minuten breit. Im Westen wird er durch eine Krümmung des Flußbettes abgegränzt und läuft spitz aus. Von da an hat auch das Flußbett bis zur Mündung in der Bai keine grünen Ufer mehr. Nach Osten wird der Wohnplatz uns durch einzelne kleine, meist bewachsene Sandwälle abgegränzt. Gleich hinter denselben breitet sich eine grüne, schöne Ebene aus, mit vielen großen Ahnabäumen besetzt, von der ich noch nicht weiß, wie weit sie sich erstreckt.

Mehrere große alte Ahnabäume zieren den Platz, kühlen in der Tageshitze und geben angenehmen Schatten. Sonst ist nichts als eine Art Ginster- und viel Queckengras hier zu finden. Der Boden ist natürlich angeschwemmt und besteht meist aus Sand und einem lehmartigen Zusatze, der sich als Lehm gebrauchen läßt. Im Süden werden wir begränzt durch niedrige Sandwälle, die noch zum Theil bewachsen sind; aber gleich hinter denselben erhebt sich ein hoher Sandrücken, den man seiner Höhe nach ohne Bedenken schon einen Sandberg nennen kann. Er besteht aus nichts als wandelbarem Triebsand und zieht sich der Länge nach von N.-W. nach S.-O. Hinter dem rechten Ufer breitet sich nach W., N. und O. die unabsehbare, dürre, öde Sandwüste aus.

Wie schon bemerkt, ist Holz, was hier erst seinen Anfang und dann den Kuisib hinauf kein Ende nimmt, hier im Ueberfluß; doch ist es zum Bauholz nicht passend; Balken, Sparren u. dergl. wollen sich noch nicht finden; doch wird es vielleicht nur am Suchen liegen. An Wasser ist auch kein eigentlicher Mangel, so wie man es nämlich hier zu Lange gewohnt ist. Neben dem Wohnplatze ist es nur 1 Fuß tief im Sande. An den niedrigsten Stellen ist der Sand auch oben immer feucht; hoffentlich läßt sich da pflügen und säen. Etwas unterhalb des Platzes ist im Flnßbette eine kleine, schwache, tiefliegende Quelle, die erst einige hundert Schritt durch eine schmale, morastige Vertiefung fließt, dann einen 3—400 Schritt langen Teich bildet, der 4—5 Fuß tief und mit Schilf zugewachsen ist." —

Das war die Einöde, in welcher sich Scheppmann niederließ. Noch in den Weihnachtstagen 1845 legte er den Grund zum ersten Hause auf diesem Platze, denn die Mattenhütten der Topnaar, die bei ihm waren, kann man keine Häuser nennen. „Diese letzten Tage vor Weihnacht," schrieb er damals, „habe ich ein Haus aufgebaut, 12 Fuß lang, 10 Fuß breit und 6 Fuß hoch. Es sind nur einige Pfähle in die Erde gegraben

und an diese Latten angenagelt, woran mit Riemen von Wildfellen das Riet festgebunden wird; das Dach wird auch von Riet gemacht, welches hier im Ueberfluß 12 — 14 Fuß lang. Man ist hier genöthigt, sich erst eine solche Schilfhütte zu machen, welche lange nicht so fest, wie ein gehöriger Laubschuppen eines deutschen Bauern ist. Man ist aber froh, nur erst einen solchen Schuppen zu haben, weil man bis dahin unter freiem Himmel liegen muß und fürlieb nehmen, was die besonders hier an der See sehr veränderliche Witterung mit sich bringt." Die Thür, welche er für diesen Schuppen mit von der Reise aus dem Oberland gebracht hatte, sollte ein tüchtiges Stück Fell aus der Seite eines Rhinoceros seyn, welches sie unterwegs erlegt und eigends zu einer Hausthür zugehauen hatten. Das Haus wollte jedoch im Jahre 1845 nicht mehr fertig werden; es haten die Leute nicht genug Gemsböcke erlegt, aus deren Fellen die Riemen, die das Haus zusammenhalten sollten, geschnitten werden mußten. Noch unterm 16. Januar des folgenden Jahres schrieb Scheppmann: „Heute habe ich einen kleinen Fensterrahmen gemacht, 4 Scheiben groß. Dieses Fenster muß meinem ganzen Hause Licht geben. Das Holz zum Rahmen, so klein es auch ist, mußte ich aus einer großen Kiste brechen, die darum auch noch ihre Dienste thun muß. Hat man auch nur ein klein Stück Holz von 6¼ Zoll Länge und 1 Zoll Breite nöthig — es ist nicht zu haben, wenn man es nicht selbst mitgebracht hat d. h. trocken. Weil ich die Rhinoceroshaut nicht mehr habe, muß ich zur Thür des Hauses die Deckel von 2 Kisten nehmen, die dann freilich mit ihrem Inhalte offen stehen." Endlich am 4. Februar konnte er in das neue Pastorat einziehen. Das war ein Einzug in echter Missionsfaçon. Eben hatte Scheppmann die letzte Kelle Lehm an die Wand geworfen, darauf ein Schloß an die Thür gemacht und war grade damit beschäftigt, aus grünem Holz einen Fuß für den Tisch im Pastorat zu machen, als die Nachricht kam, unten an der Bai sei der Häuptling vom Blitz geschlagen, aber er lebe noch und brenne wie im Feuer. Das war aber so zugegangen.

Voll Dankens war Scheppmann in das neue Jahr getreten. Der Teufel aber feierte nicht, das Werk zu stören. Die alte Mutter Kachabs wurde giftig neidisch, als sie hörte, daß Scheppmann auf Awanghaus bei ihrem Todtfeinde, dem alten Nichab, wohne, und hetzte ihren Sohn ohne Unterlaß gegen ihn. Nur zu gut verfing es bei dem Capitain, was das alte böse Weib ihm in den Kopf setzte. Scheppmann ließ ihn einladen, zur Predigt zu kommen, er ließ trotzig antworten; es wohnten Leute von seiner Familie auf der rothen Bank, sie mußten auf seinen Befehl den Platz

verlassen und zu ihm ziehen; von Nichabs Leuten waren welche an der Bai und fischten, Kachab ließ sie prügeln und nach Hause treiben; er drohete schon, er werde alle Leute von Awanghaus jagen, denn Jonker wolle es nicht mehr haben, daß Menschen dort wohneten. Wer weiß, was er jetzt schon gethan hätte, und was aus der eben errichteten Hütte Gottes geworden wäre, wenn nicht der Herr dieselbe in Gnaden angesehen und der Feinde Trotz gebrochen hätte. Gleich in der ersten Woche des neuen Jahres brach bei Kachab die vuilziekte aus, eine schändliche Krankheit, welche die Matrosen an die Bai verschleppt hatten; sein Weib wurde auch angesteckt. Ein am ganzen Leibe Verpesteter saß er nun in seiner Hütte und an den Zug nach der „rothen Bank" war nicht zu denken. Aber er schnaubte immer noch gegen Nichab und ließ dessen Leute von der Bai vertreiben. Da führt der Herr ein Gewitter über Kuwis herauf. Es war am 30. Januar Abends. Die Leute auf Awanghaus sahen es, wie es sich mit furchtbarer Gewalt über der Bai entlud. Am Mittag des nächsten Tages kam die Nachricht auf die „rothe Bank," es habe gestern Abend bei Kachab eingeschlagen; er lebe zwar noch, aber sein ganzer Leib stände wie im Feuer. Scheppmann dachte unwillkührlich an den zweiten Psalm, ließ seinen Reitochsen suchen und machte sich noch am Abend auf, um zu Kachab zu reiten. Nichab ritt mit ihm. Sie wurden unterwegs an etlichen Lagerstätten der Topnaar aufgehalten. Ueberall war das Volk voll Schrecken über Kachabs Unglück. Scheppmann predigte, so gut er es mit Hülfe Nichabs konnte: „Warum toben die Völker?" und „küsset den Sohn, daß er nicht zürne!" Es machte einen mächtigen Eindruck. Endlich kamen sie auf Kuwis an. Kachab saß mit seiner Frau in der Hütte. Die Entzündung hatte ihn verlassen, aber die vuilziekte plagte ihn fürchterlich. Die alte Mutter saß auch in der Hütte. Dann rief Scheppmann die Leute herbei und legte wieder den zweiten Psalm aus. Schweigend nahmen sie hin, was er sagte: dann suchte er sein Nachtlager. Er wollte sich im Dabigebüsch ein Plätzchen zum Schlafen zurecht machen, denn die Hütten der Topnaar sind voll von Ungeziefer. Aber Kachabs Mutter gab das nicht zu. Sie hatte eine ebengemachte Hütte, in der noch nie ein Mensch gelegen hatte. In der mußte Scheppmann sein Nachtquartier aufschlagen, das ließ sich die Alte durchaus nicht nehmen; sie selber machte sich einen Schirm daneben; so freundlich war sie geworden. Am andern Tage konnte Scheppmann Kachab allein sprechen. Er fragte ihn, was er über seinen Unfall denke. Der Heide hob nun an und erzählte: „Ich habe während des starken Blitzes gefragt: „Warum kommt doch dieses schwere Wetter grade

so hart über mich? ist es darum, daß ich Gottes Wort angenommen und wieder weggestoßen habe? Und als ich so dachte, kam grade der harte Schlag und ich war wie im Feuer und schwitzte vor Angst und wußte nicht zu bleiben." Scheppmann antwortete aus dem zweiten Psalm und fragte ihn sodann, ob er denn jetzt zum Herrn rufe. — „Ja, ich bete immer(?)" antwortete Kachab; „so sagte ich jetzt eben, als du hereinkamst, zum Herrn: Warum kommt doch dies schwere Leiden über mich, da ich immer bete? Ja, das ist dafür, daß du Gottes Wort verstoßen hast! kam mir plötzlich in die Gedanken." — Zum Schluß fragte Scheppmann noch: „Wie ist es denn nun? willst du nun Gottes Wort annehmen?" — „Ja, ich warte nur auf Botschaft von Jonker, um danach mit dir zu ziehen und immer beim Wort zu sein." — Scheppmann ging es bei dieser Unterredung mehrmals zitternd und schaudernd über die Haut, durch Mark und Bein, er wußte selbst nicht, wie das war. Draußen aber zankte sich der alte Richab mit des Capitains Mutter; als ein äußerlich Gerechter überwand er sie und brachte sie zum Schweigen.

Das Zeichen, welches der Herr an Kachab gethan hatte, verfehlte seine Wirkung bei dem Volke nicht. Besonders war das auf Awanghaus zu spüren, wo Scheppmann nichts sparte, die gehörige Auslegung durchs Wort zu geben. Schon in der Passionszeit begann die Erweckung in der Weise sich zu äußern, wie man es überall unter den Hottentottenvölkern findet. Bis spät in die Nacht hinein hörte man besonders die Weiber, auch Kinder, laut beten und zu Gott schreien; sie lagen abseits zwischen den Sandhügeln unter ihren geliebten Narabüschen und riefen um das Brod vom Himmel, die allermeisten wohl in einem dunkeln Drange der Ahnung, und ohne zu wissen, was sie thaten und wollten. Ja, am ersten Ostertage hatte Scheppmann schon die Freudigkeit, einen alten Mann, der rechtschaffene Früchte der Buße zeigte, in den Tod Christi zu taufen, nachdem er ihm nach einem Katechismus, den Knudsen in der Namaquasprache verfaßt hatte, und nach einem Abrisse der biblischen Geschichte, welche der alte Schmelen gleichfalls in der Volkssprache geschrieben, den Taufunterricht ertheilt hatte. Nur Kachab, der Capitain, ließ nichts von sich sehen noch hören. Endlich, ein Vierteljahr, nach dem er vom Blitz getroffen war, erschien er auf Awanghaus mit seinem Weibe und seiner Mutter. Es trieb ihn aber nicht das Verlangen nach Gottes Wort, sondern die vuilziekte zu Scheppmann. Er sowohl, als sein Weib, waren gräßlich von der Krankheit angesteckt. Scheppmann nahm ihn auf das Freundschaftlichste an und versuchte, ihn durch eine Salbe zu heilen. Er hatte viele Mühe

mit ihm und mußte sich dem allerekelsten Geschäft von der Welt unterziehen. Doch that ers gern, denn er hoffte so dem Mann an sein hartes Herz zu kommen. Und wirklich segnete der Herr die Cur, daß Kachab nach 14 Tagen geheilt wieder hingehen konnte. Ja, es geschah noch mehr. Seine alte Mutter wurde aus ihren Sünden aufgeschreckt. Scheppmann sah das alte böse Weib mehrere Mal hinter einem Hügel liegen und beten. Auch sagte sie ein Paar Mal zu ihrem Sohne, sie müßten nun nach Kuwis gehen und alle ihre Sachen holen und auf Awanghaus beim Worte wohnen. Allein Kachab antwortete ihr kein Wort. Man sah ihn von Tag zu Tag finsterer werden. Es war ihm der Aufenthalt unter den betenden Menschen sichtlich zur Last, und wenn er der Predigt zuhörte, konnte man an ihm deutlich wahrnehmen, wie Scham und Angst und Zorn in ihm kämpften. Plötzlich brach er auf und verließ den Ort; nur sein Weib ließ er zurück, denn die saß noch in der vuilziekte. Doch entschuldigte er sich bei Scheppmann, es seien Leute von Jonker an der Bai, die müsse er sprechen.

Jonkers Leute waren allerdings an der Bai, aber es waren die besten Brüder nicht. Bis in die sinkende Nacht wurde gefressen und gesoffen und von den schlechten Streichen erzählt, welche damals schon auf Jonkers Platze getrieben wurden. Das schien dem Kachab ganz gewaltig, und daß die großen Herren von Jonkers Hofe sich über die Lehre und Missionare lustig machten, das war ihm gerade Wasser auf seine Mühle. So konnte er doch auf gute Manier den Stachel los werden, den ihm Scheppmann ins Herz gedrückt hatte. Als er am andern Morgen aufstand, sagte er zu seinen Leuten: „Auf, laßt uns hinauf gehen, daß ich den Lehrer schimpfe und schlage; er verflucht mich in der Kirche vor allen Leuten!" Gegen Mittag kam ein Mann nach Awanghaus gestürzt und meldete, Kachab zöge herauf, um den Ort zu plündern. Da Nichab immer auf feindlichem Fuße mit Kachab stand, waren solche Gerüchte oft gekommen, hatten sich aber immer als falsch bewiesen, denn Kachab fürchtete sich vor Nichab, da derselbe ein rüstiger Alter war und seine Leute und Hunde gut im Zuge hatte. Allein heute war dem Gerüchte mehr Glauben zu schenken, da Nichab mit allen seinen Männern in den Swachaubgrund auf die Jagd für längere Zeit gezogen war, weil er sich jetzt zu Kachab solcher Büberei nicht versah um der Wohlthat willen, welche ihm Scheppmann erwiesen hatte. Es waren nur die ganz Alten, die Weiber und die Kinder zu Hause. Alles gerieth bei der Nachricht in die größte Bestürzung; die Weiber verscharrten ihre elenden Habseligkeiten im Sande. Scheppmann bebte auch das Herz im

Leibe, doch ließ er das Horn zum Gottesdienste blasen. Es dauerte lange, ehe die Leute beisammen waren. Sie kamen aber doch und hörten eine Predigt über den wohlbekannten zweiten Psalm an; auch wurde mit den Kindern Schule gehalten. Am Mittag kam Kachab wirklich auf der „rothen Bank" an. Es waren 28 Mann und marschirten in einer Linie Mann hinter Mann, alle mit Gewehren, Assagaien und Knütteln bewaffnet. Sie zogen an Scheppmanns Hütte vorüber und ließen sich Richabs Hütte gegenüber unter einem schattigen Baume nieder. Die Frauen und Kinder gingen, ihren Capitain zu grüßen; auch Scheppmann ging hin und grüßte die Truppe. Die Kerle saßen wie verdutzt am Boden und sprachen kein Wort. Scheppmann ging ruhig vor ihnen auf und ab und blickte jeden Einzelnen scharf an. Die Verlegenheit mehrte sich. Endlich nahm ein Mann aus Rehoboth, der mit Scheppmann gekommen war, das Wort und fragte, warum sie gekommen seien, sie möchten Rede und Antwort stehen. Es wurden erst allerlei elende und dumme Ausflüchte gemacht; zuletzt erklärte Kachab, er sei gekommen, um alles Vieh wegzutreiben, denn seine Leute sollten unten auf einem Platze wohnen. Man erfuhr auch, daß eine andere Truppe höher hinauf in den Kuisibgrund gedrungen sei, um das Vieh von da herunter zu bringen und man warte nur auf die, so solle es auf der „rothen Bank" auch losgehen. Scheppmann ging in seine Hütte. Es traten ein Paar von Jonkers Leuten, welche auch mit heraufgekommen waren, bei ihm ein, aber nur, um in allem Frieden sich bei ihm Hemden und Messer einzutauschen. Gegen Abend kam endlich die andere Bande den Kuisibgrund herab. Sie trieb geraubtes Vieh vor sich her und schleppte allerhand geplünderte Sachen mit. Kaum sah Kachab, daß oben die Sache gut gegangen sei, so ließ er auch das Vieh von Awanghaus zusammentreiben. Jedoch konnte er nur seine Knechte dazu bringen; die übrigen Männer liefen wie Kinder durcheinander, schmauchten Tabak, liefen als Marodeur in die Hütten, und nahmen, was sie kriegen konnten. Die Weiber und Kinder kreischten durcheinander und suchten die Räuber abzuwehren; aber sie wurden bald durch tüchtige Hiebe zur Ruhe getrieben und hin und wieder gezwungen, die vergrabenen Sachen wieder auszuscharren. Scheppmann versuchte in diesem Getümmel mehrere Male, Kachab zu sprechen; aber ließ er ihn rufen, so kam er nicht, und ging er auf ihn zu, so lief er davon. Endlich war ein ziemlicher Haufen Vieh zusammengetrieben, und man machte sich eilig auf den Rückzug. Es war, als triebe die Räuber eine unsichtbare Macht vom Platze. Die Weiber und Kinder stürzten auf ihre Ziegen und Schafe und suchten das Eine und das Andere

aus dem Haufen zu reißen. Dafür hätten sie eigentlich nach Volksgesetzen und Recht verdient, erschossen zu werden; aber sie kamen mit etlichen Stößen und Hieben davon; nur ein Kerl schoß dabei eine Kugel in die Erde, und wie er sein Gewehr wieder laden wollte, sprang der vorhin erwähnte Mann von Rehoboth zu, und riß ihm das Gewehr aus der Hand, worauf der arme Wicht flehentlich bettelte, es ihm wieder zu geben und nicht weiter ans Laden dachte. Von Nichab wurde fast alles geraubt, aber Scheppmanns Sachen rührte kein Mensch an. Und Held Kachab wagte auch nicht ein Wort gegen ihn laut werden zu lassen. Man sah es der ganze Bande an, daß sie beschämt, aber innerlich erbost, abzog, und als nachher die Flüchtlinge von oben aus dem Kuisibgrunde anlangten und man deren Wunden und Striemen sah, und wie sie weiter nichts gerettet hatten, als ihren Karoß, da wurde es klar, daß die Bande auf Awanghaus ihr Müthchen nicht hatte kühlen können, wie sie gewollt, und die Leute sagten es frei heraus, daß die Bösewichter Scheppmanns Auge gefürchtet hätten.

Und der Teufel fand bei dem Handel noch weniger seine Rechnung, als seine Störknechte. Er wollte das Werk Gottes auf der „rothen Bank“ hindern, und mußte es fördern helfen. Die Menschen waren nämlich sehr betrübt und verwirrt, nachdem die Räuber abgezogen waren, und klagten Scheppmann ihr bitteres Leid. Da hatte der gut predigen und wies sie Tag aus Tag ein auf das ewige Gut, nach welchem die Diebe nicht graben noch stehlen. Und 8 Tage darauf waren 10 seiner Taufcandidaten von Herzen zur Taufe bereit und er taufte sie, 6 Erwachsene und 4 Kinder. Nachmittags hatte er die Getauften bei sich in seiner Hütte zu einem kleinen Liebesmahl beisammen und gab ihnen, freilich armselig genug, bei einer Tasse Thee und einem Stück Schiffszwieback etwas von des Herrn Verheißung zu schmecken, die Marc. 10, 29. 30. geschrieben steht. Sie hatten nicht einmal Zucker zum Thee. Aber die edle Zukost „mit Verfolgung (v. 30.)“ ließ ihnen der Herr treulich verabreichen. Denn kaum hörte Kachab von der Taufe auf Awanghaus, so rüstete er sich zu einem neuen Raubzuge. Die drohendsten Gerüchte gingen wieder um; auch war Nichab noch immer nicht von der Jagd zurück. Es war das Aeußerste zu besorgen. „Jetzt stehen die Sachen so,“ schrieb Scheppmann in sein Tagebuch, „daß mich nur die allmächtige Hand des Herrn schützen und erhalten kann.“ Acht Tage darauf kam Kachab wieder mit seinen Leuten an. Die Bande setzte sich neben einer Hütte nieder und von Mittag bis gegen Abend wurde kein Wort gesprochen. Dann ging Scheppmann hin, um zu grüßen, und fragte, weßhalb sie mit Gewehren und Assagaien gekommen wären, erhielt

aber keine Antwort. Kachab hatte sein Gesicht mit seinem Hute bedeckt, denn er konnte nicht frei aufsehen. Scheppmann hatte allen Grund, das Schlimmste zu befürchten und drang wieder mit Fragen in sie, aber immer wurde er trotzig abgewiesen. Dabei schauten sie immer mit lauernden Blicken nach einer gewissen Richtung hin, als erwarteten sie noch wen. Scheppmann wollte das Aeußerste nicht abwarten und sagte zu Kachab: „Habt ihr kein Böses im Sinn, so verlange ich, daß ihr eure Gewehre in meine Hütte setzt, daran will ich euch erkennen!“ — „Ne, kau tama!“ (Nein! will nicht!) rief der Capitain ganz verbissen; „ich will auch nicht sagen, was ich hier suche!“ — „Ich frage dich zum zweiten und letzten Male: Willst du deine Gewehre geben oder nicht? sonst werde ich etwas anderes beginnen!“ — Er schwieg. „Nun, willst du nicht sprechen, so will ich nicht warten; ich nehme deine Gewehre und setze sie in mein Haus!“ Und damit nahm Scheppmann Gewehre und Assagaien der ganzen Bande ab und keiner machte Miene, sich auch nur zur Wehr zu setzen. Da sprang Kachab wie in Todesangst auf, warf seine Kleider ab und schrie: „Nun sehe ich, daß ihr mich todt machen wollt! kam kadi! (tödtet mich).“ Und dabei weinte er, daß ihm die Thränen nur so aus den Augen stürzten und wollte weglaufen; etliche der Weiber hielten ihn, und heulten um ihn. Als er etwas zu sich gekommen war, ermahnte ihn Scheppmann, von seinem Vorhaben abzustehen. Der Wilde wurde ganz still, und als Scheppmann eine tüchtige Portion Mehl hervorholte und Thee dazu und reichlich Tabak, da waren die Leutchen so vergnügt, und aßen und tranken und rauchten, als ob nichts vorgefallen wäre. Vom Plündern war keine Rede mehr und als am andern Morgen Kachab ein Hemd und ein Stück Zinn zum Geschenk erhielt, wurde er ganz gerührt beim Abschiede und ließ Scheppmann sagen, er würde bald wieder heraufkommen und ihn hören. Als die Bande abzog, wurde tüchtig geschossen, das ist das Zeichen des Friedens und fröhlichen Abschieds bei allen farbigen Leuten in S.-Afrika.

Fünf Tage darauf kam Nichab von der Jagd zurück. Scheppmann meinte nicht anders, als daß er würde traurig und zornig werden, denn es war ihm Alles genommen, und er war der Einzige auf dem Platze, der bis dahin noch einen ziemlichen Viehstand gehabt hatte. Aber ruhig und heiter hörte der Alte die Botschaft und sah seine leere Hütte und leeren Kraal mit großem Gleichmuth an. „Der Herr hat mir das gegeben,“ sagte er zu Scheppmann, „Menschen haben es genommen; es war nicht mein Gut. Der Herr kann mir wohl was wiedergeben.“ Desto unruhiger waren die Räuber unten an der Bai, als sie hörten, Nichab sei wieder auf

der „rothen Bank“ angekommen; sie dachten nicht anders, als er würde herabkommen und sie alle umbringen. Des Abends spät zeigte sich auch richtig oben im Kuisibgrunde ein großes Feuer. „Das ist der Alte mit seinen Leuten!“ und noch in der Nacht und am andern frühen Morgen flieht alles von Kuwis und Zuwib auf den Platz der Händler an der Bai, um sich vor Ueberfall zu schützen. Zu ihrem großen Schrecken laufen sie grade auf den alten Nichab. Ein Mann aus dessen Gefolge, erbost über die Schlechtigkeiten der Räuber, schlägt einen der Flüchtlinge unbarmherzig nieder und zieht sein Messer, um ihn zu durchstechen. Kaum hört das Nichab, so eilt er herbei und jagt sie auseinander, bringt sie auch wieder zum Frieden, so daß sie mit einem Handschlage von einander scheiden. Das machte auf die Flüchtlinge einen ungemeinen Eindruck. Ohne Wehr und Waffen geht Nichab mit ihnen zu ihrem Lagerplatze und was noch von seinem Vieh vorhanden war, erhält er auf der Stelle wieder; freilich war vieles, und das beste, schon verzehrt und sonst ruinirt. Als Kachab von Nichabs Großmuth hörte, wurde es ihm ganz peinlich zu Muthe. Er wandte alle mögliche Mühe an, um hinter allen dem nur List und Tücke herauszuspüren und den Alten bei seinem Volke schlecht zu machen. Er erschien sogar auf der „rothen Bank“ und behauptete, daß Nichab eine Bande wider ihn zusammengebracht habe, um sich zu rächen. Er konnte nicht das Geringste zum Beweise aufführen, denn Nichab dachte nicht daran; man versicherte ihn auch wiederholt vom Gegentheil; aber er blieb auf seinem Sinn, Nichab rüstete im Geheimen, um ihn zu überfallen. Plötzlich kam ein Bote von Jonker an, der den Kachab nicht sehr fein grüßte; Jonker habe erfahren, daß Kachab am Plündern wäre; das wolle er aber nicht haben, und Kachab solle sich ferner nicht unterstehen, eine Werft zu überfallen, wenn er, Jonker, es ihm nicht befohlen habe; auf der Stelle solle er alles Vieh, was er Nichab abgenommen, demselben zurückgeben bei seiner, Jonkers, höchster Ungnade. Das traf den stolzen Heiden wie ein Donnerschlag; aber es war doch nichts gegen das, was ihm nun Nichab that. „Nein,“ sagte der, als er vernahm, was Jonker befohlen hatte, „ich habe Jammer über den armen Mann; ich will nichts wieder haben, er mag nun alles behalten, der Mann behält sonst nichts.“ — Kachab ist seit der Zeit nie mehr Scheppmann vor die Augen gekommen. Es kam ihm ein anderer Befehl Jonkers, der bald darauf eintraf, sehr gelegen. In diesem bestimmte derselbe, die Topnaar sollten alle den Kuisibgrund verlassen und hinüber an den Swachaub ziehen. Wer Jonker das eingegeben, habe ich nicht erfahren, doch kann mans vermuthen. Kachab machte sich frisch ans

ziehen, so war er auf einmal der „rothen Bank" aus den Augen. Nichab sollte natürlich auch mit, und hätte er der Ordonanz des Jonker gehorcht, so wäre Scheppmann allein sitzen geblieben, oder hätte müssen sein kleines Wohnhaus und das Kirchlein von Schilf u. s. w. was er sich bereits in den Stand gesetzt hatte, im Stiche lassen und um die Station im Kuisibgrund wäre es geschehen gewesen. Allein Nichab zog nicht, obwohl er mit seinen Leuten wie auf Kohlen saß, indem er gegen den Capitain und Jonkers Befehl sich auflehnte, und möglicher Weise ernstliche Strafe dadurch zuzog. Er traute aber seinem Lehrer aufs Wort, wie in der Kirche, so außer der Kirche. Scheppmann hatte nämlich durch Kleinschmidt in Rehoboth, der Jonker nach Absendung seines Boten fragte, ob er das Volk von Awanghaus vertreiben wolle, erfahren, daß Jonker gesagt hatte: „Nein, es ist mir lieb, daß der Herr (Scheppmann) da wohnt und das Volk bei ihm." Das wurde Nichab mitgetheilt und obwohl Jonkers Ordonanz immer zum Auszug drängte und von dem Gegenbefehl nichts wissen wollte, so hielt sich doch Nichab standhaft und seine Leute mit ihm. Und damit war nach dreivierteljährlichem Schwanken über die Existenz der Missionsstation auf Awanghaus entschieden. Von der Zeit an ist die Station als gegründet anzusehen, gegründet in Zeichen und Zeugnissen der göttlichen Macht und Gnade, die die Anfechtungen des Teufels darniederwarf, gegründet durch Glaubensmuth und Geduld Scheppmanns nicht minder, als durch Nichabs, eines Heiden, Treue und Hingebung an das Wort der Wahrheit.

Anfechtung lehrt auf's Wort merken. Das erfuhr auch der alte Nichab in dieser Zeit, in der für ihn alles auf dem Spiele stand. Mehr als je hielt er sich zur Predigt und als Scheppmann einen Versuch machte, ob er die „Laufmenschen" im Swachaub nicht wieder nach Awanghaus zurückbringen könnte und deshalb eine Zeitlang verreist war, fühlte sich der Alte wie verlassen. Als ihm die Zeit gar zu lang wurde, setzte er sich draußen vor der „rothen Bank" auf einem Hügel in den Sand und schaute in die weite ebene Wüste hinüber nach dem Swachaub, ob Scheppmann nicht käme. Er saß und saß und Scheppmann kam nicht. Da hieß es in seinem Herzen: „Morgen kommt er gewiß" — und ganz getröstet ging er seiner Hütte zu. Und richtig morgen kam Scheppmann und mußte auch Nichab gleich in den Taufunterricht nehmen. Drei Wochen darauf wurde er nebst 2 Erwachsenen und 2 Kindern getauft und sein Name wurde Jakob genannt.

Alle diese Leiden und Freuden hatte Scheppmann in seiner armseligen Schilfhütte binnen einen halben Jahre durchlebt. Dabei hatte er unaus-

gesetzt an der Sprache gearbeitet und zugleich eine Kirche gebaut. Sie war in demselben Style, wie das Pastorat, eingerichtet, 18 Fuß lang und 12 Fuß breit, aber statt mit einem spitzen Dache mit einem platten. Ein paar Monate darauf hatte der fleißige Scheppmann auch einen neuen Anbau seines Wohnhauses fertig, 23 Fuß lang und 10 Fuß breit, mit einer Wohnstube, Küche und Schlafkammer, denn er mußte darauf gefaßt sein, besuchende Brüder logiren zu können, da der Ort der Stapelplatz für alle Stationen im Norden werden sollte. Der erste Bruder, welchen diese Herberge aufnahm, war Rath. Er schrieb vom 10. April 1847: „Abends kam ich bei Br. Scheppmann an. Wir hatten einander viel zu erzählen. Der Platz gefiel mir und noch besser die kleine Gemeinde. Wie mancher Missionar in dem dichtbevölkerten Ostindien würde in die Hände klatschen, wenn er nach 1½jähriger Wirksamkeit eine solche Gemeinde hätte." Die Zahl der Gemeindeglieder betrug nahe an 40 Seelen, alt und jung.

Es ist klar, daß der thätige Knecht des Herrn bei solcher Arbeit an Leib und Seele angegriffen wurde. Rath nahm ihn mit zur Jahres-Conferenz, welche die Missionare zu Rehoboth zu halten gedachten. Kränkelnd verließ er den Platz. In Rehoboth war damals viel Freude zu erleben. Die Namaquamission stand damals dort in ihrer höchsten Blüthe. Der kranke Bruder erquickte sich von Herzensgrund an dem Segen des Herrn, der dem Br. Kleinschmidt, seinem lieben Landsmanne, in der Gemeinde bescheert wurde. Aber als die andern wieder nach ihren Stationen reisten, mußte Scheppmann zurück bleiben. Das Landesfieber war in jenem Winter besonders arg; weit und breit lagen die Eingebornen krank danieder, starben auch häufig. Scheppmann bekam es auch und sah es bald in ein sehr bösartiges Wechselfieber übergehen, welches durch Schweiß und Diarrhoe ihn sehr mitnahm. Einige Wochen konnte ihn sein Landsmann treulich pflegen; dann wurde der aber auch krank und lag wie gelähmt an allen Gliedern danieder. Und in derselben Zeit wollte es auch der Herr, daß Kleinschmidts Weib niederkam; da wurde das Kreuz im Missionshause von Rehoboth nicht gespart. Auf 8 Tage, wo es am Schwersten war, kamen H. Hahns von N.-Barmen zu Hülfe, mußten aber auch bald wieder fort, sie konnten nicht lange vom Hause bleiben. Da lagen denn die beiden Westphalen in einer Kammer beisammen, hatten manche gesegnete Stunde unterm Kreuz und waren mit den Wegen ihres Herrn zufrieden. Zuweilen ging Scheppmann noch ein Wenig hinaus, aber bald trat ein heftiger Westwind ein, der blies so schneidend und kalt im heißen Afrika, daß der Schnee fiel; die Nama hatten seit Menschengedanken ihr Land

nicht so weiß gesehen. Nun wurde Scheppmanns Husten sehr arg, Tag und Nacht ließ er ihm keine Ruhe. Da rieth ihm Kleinschmidt, er solle seinen Platz wieder suchen; an der See sei es besser. Ende August stand bereits Kleinschmidts Ochsenwagen bereit, den kranken Mann durch die Wüste hinunter an die Bai zu seinem geliebten Awanghaus zu bringen, nach dem er sich so sehr sehnte. Aber der Herr hatte es mit seinem Knechte anders vor. Am 29. Aug. — es war ein Sonntag — legte er Mittags noch seinen Kopf auf Kleinschmidts Kissen und schlummerte neben seinem Landsmann ein. Als er erwachte, rieth ihm Kleinschmidt, er solle sich zu Bette legen, doch blieb er auf bis zum Abend, dann ging er in seine elende Kammer. Gegen Mitternacht kam der Knabe, der bei ihm wachte, gelaufen und rief, er läge im Bluten. Einige Männer kamen rasch herbei, hoben Kleinschmidt auf und trugen ihn zu dem Kranken hin. Er hatte einen Blutsturz gehabt und lag im Sterben. Kleinschmidt fragte, ob er ihn verstehe — ob er den Herrn Jesus im Glauben festhalte. Er nickte ein deutliches Ja. Kleinschmidt wurde sehr getröstet und benedeiete den scheidenden Bruder mit dem ganzen vollen Segen der Verheißungen Gottes. Gegen Mitternacht entschlief er sanft. Der Häuptling von Rehoboth und sein Bruder wachten des Nachts bei der Leiche. Am andern Morgen hatte Kleinschmidt noch so viel Bretter, daß die Leute einen Sarg daraus machen konnten; Kleinschmidt hatte ihnen schon früher dazu Anleitung gegeben. Mit Topfruß und Leimwasser machten sie ihn schwarz. Dann gruben sie sein Grab zwischen seinem Pathchen, Kleinschmidts Söhnlein Heinrich, und dem steinalten Häuptling Manasse, über dessen Bekehrung er sich so hoch gefreut hatte und legten ihn unter Begleitung des ganzen Volks von Rehoboth hinein.

Sein Leichenredner war Johannes, der Aelteste von Rehoboth, des Häuptlings Bruder. „Ihr seht," sagte der unter anderm, „der Tod macht keinen Unterschied, wenn er vom Herrn gesendet wird; auch nicht ein Mal einen Lehrer, ein so nützliches Werkzeug, schont er; wie viel weniger wird er uns schonen. Wir haben viel gebetet um die Genesung dieses Knechtes Gottes, aber es war nicht Gottes Wille, ihn länger hier zu lassen; er wollte ihn zur Ruhe bringen. Wir haben uns deswegen eher zu freuen, als zu betrüben, weil wir gewiß sind, daß er zu Jesu gegangen ist. Lasset uns nun seinem Glauben nachfolgen!" —

Das sagte ein Hottentott. Und Hugo Hahn schrieb bald darauf von ihm: „Der sel. Bruder war uns allen werth und theuer. Sein amtliches und Privatleben zeigte deutlich, daß er ein Kind Gottes war und vertrauten

Umgang mit dem Herrn pflegte. Als treuer Bruder mußten wir ihn lieben und als Streiter Christi hochachten. Widerwärtigkeiten und Nöthen gegenüber zeigte er eine mehr als gewöhnliche und bloß menschliche Festigkeit. Obwohl seine Wirksamkeit von so gar kurzer Dauer war, so hat der Herr sie dennoch durch den großen Erfolg, womit er sie gekrönt, legitimirt. Sein Eifer für die armen Heiden, unter denen er arbeitete, war groß. Die Mühe, welche er an Erlernung der schweren Namasprache wandte, war nicht vergeblich. Ich denke wohl sagen zu können, daß bei fortgesetztem Studium dieselbe ihm würde geläufig geworden sein. Nur Schade! alles von ihm Erlernte ist mit ihm zu Grabe gegangen!"

Acht Jahre lang schon hatte Scheppmann sein müdes Haupt zur Ruhe gelegt, da lese ich in einer englischen Zeitung den Bericht eines englischen Schiffscapitains über seine Reise an der Westküste Südafrikas. Er erzählte, wie er vor 8 Jahren auch in die unwirthliche Wallfischbai gekommen und nach Missionar Scheppmann auf Awanghaus hinausgegangen sei. Das Urtheil, was der englische Seemann über den Missionar, der ihn unter seinem Dache aufgenommen, gefällt hat, lautet: „Scheppmann sei der achtungswertheste Missionar gewesen, den er je in seinem Leben gesehen habe."

Die rheinische Gesellschaft hatte sein Andenken geehrt und die Station auf der „rothen Bank" nach seinem Namen „Scheppmannsdorf" genannt. Mehr als ein Reisender hatte dort schon Herberge gefunden und den Glaubensmuth des Mannes bewundert, der diese Niederlassung in den öden Dünen der Wallfischbai ins Leben rief. Dann kamen andere Zeiten und andere Leute und Scheppmannsdorf wurde vergessen. —

---

4. Matthäus Gorth.

Am Sylvesterabend 1851 warf der englische Schooner „Emma" in der Wallfischbai Anker. Die beiden Passagiere, die er führte, hatten nicht geglaubt, daß sie noch in dem alten Jahre ihre neue Heimath sehen sollten. Im August saßen sie noch im Barmer Missionshause; aber die Fahrt über das weite Meer war rasch vollendet und am Cap, wo mancher Missionar, der in das Innere wollte, schon länger warten mußte, als die ganze Meerfahrt gedauert hatte, war bald eine Gelegenheit gefunden; in 7 Tagen war der Weg vom Cap nach der Bai zurückgelegt. Die beiden Passagiere

waren der Missionar Gorth und die Braut des Missionar Schöneberg. Gorth sah sich seine neue Heimath an. Das war doch anders, als bei Worms im lustigen Rheingau, wo er geboren und erzogen war — diese grauenhafte öde, unwirthbare Küste des Namalandes. Mr. Galton, der englische Reisende, der in seinem Lederboote auf den Schooner lossteuerte, zwanzig verhungerte Nama, die am Strande hin und her liefen und der Flamingo, der seine Truppe in ihrer schwarz-roth-weißen Montur auf dem Walle aufgepflanzt hatte — das war so ziemlich alle lebendige Creatur, die zu sehen war. Keine Stadt, kein Dorf, kein Wirthshaus, weit und breit; es gibt vielleicht nur noch in den Polargegenden so vollständig unwirthbare Küsten, wie diese zwischen der kleinen Fischbai und dem Cap. Das alte bretterne Packhaus am Wall hätte, wenn's möglich gewesen wäre, unsern Rheinländer an seinen Wormser Dom erinnern können; sonst aber auch nicht die Spur von alter Heimath. Doch die Erde ist überall des Herrn und der Herr Hirt und Wirth bis an der Welt Ende. Das ist das große Capital der Freude und des Friedens, von dem die Missionsleute leben. Fröhlich fuhr Gorth an den Wall und dachte bei sich: „Im Alten schafft der Herr schon ein Neues. Würde doch das bei allen Heidenherzen auch bald zur vollen Wahrheit!"

Zu missioniren gab es für Gorth nichts an der Bai. Die wenigen Topnaar hatten sich bis auf ein Paar bald verlaufen und der junge Missionar mußte von der Pike auf dienen. In den Wüsten Afrika's hat der Bote Christi oft leider nur zuviel mit Dingen zu thun, die jeder andere Mensch auch thun kann, der zwei Beine und zwei Arme am Leibe hat. Das ist die Noth des Lebens in der Wüste. Gorth mußte acht Tage lang in dem Packhause seine Güter bewachen, bis endlich Missionar Bam von dem 6 Stunden entfernten Scheppmannsdorf ankam, wohin die Braut Schönebergs bereits voraufgegangen war. Auf dem zweirädrigen Scheppmannsdorfer Karren, den 6 Ochsen zogen, verließ Gorth seinen einsamen Wachtposten. Der Weg geht immer durch die Wüste. Es ist eben hier nichts als Wüste. Man kann aber auch in der Wüste etwas lernen und sollte es nur das sein, daß man seine Hoffnungen und Pläne aufgeben lernt. Und das ist eine der ersten Studien, die ein junger Missionar machen muß. „Ich trug mich bisher immer mit Hoffnungen," schreibt Gorth von dieser Reise, „es würde dem Lande doch noch etwas abzugewinnen sein; ich gestehe aber, als mich der Sand so hungrig ansah, sind sie bedeutend herabgestimmt worden." Und Gorth war von Haus aus ein Bauersmann. Doch machte er auf der Fahrt die Bekanntschaft eines in

dieser Wüstenei seltenen Gastes. Der Kuisib wälzte ihm nämlich seine Wasser mit solcher Macht entgegen, daß er in dem Bette des Regenflusses nicht weiter fahren konnte und durch den tiefen Sand den Weg nach Scheppmannsdorf aufsuchte. Wasser in der Wüste — es ist immer wie ein Zeichen der Gnade, Segen mitten im Fluche und für Gorth war es der Kuisib mit seinem vollen Bette in ganz besonderem Maaße. Das Wasser kam von Oben, wie aller Segen von Oben kommt und Gorth wollte nach Oben, in das Hochland, welches eben die Ueberfülle seines Segens dem dürren Strande zusandte. Es war dem jungen Missionar wie ein Gruß aus seiner neuen Heimath, damit ihm das Herz an der Thür nicht gar entfiele und guten Muths langte er auf der armen Oase im Kuisib an. Hier auf Scheppmannsdorf war es sehr lebendig. Das war da zu Zeiten wie auf einem Bahnhofe, versteht sich, im Namalande. Wenn nämlich zwei Jahre um waren, wurde bei den Missionaren im Oberlande die Kost knapp, denn sie bekamen nur alle zwei Jahre Zufuhr vom Cap. Und das war jetzt der Fall. Die „Emma" brachte eben die neue Zufuhr. Und da standen denn schon die Stationswagen und warteten schmerzlich auf das Schiff. Da waren 2 von Otjimbingué, 2 von Otjikangó, 2 von Rehoboth, und ein Wagen von dem englischen Reisenden war auch noch da. Das gab ein sonderlich Getümmel. Gorth bekam auch gleich etwas zu thun. Er traute Schöneberg mit dessen Braut und taufte ein Namakindchen und der ganze Januar ging hin mit Reisen nach dem Strande, Wachen im dortigen Packhause, Holen der Güter nach Scheppmansdorf, mit Zusammenschlagen und Packen seines Wagens zur Weiterreise — eben mit all den vielen Aeußerlichkeiten, die das Leben eines südafrikanischen Missionars in der Wüste so äußerlich und so ungeistlich machen können, wenn er nicht mit allem Ernste bei diesem Wirken sein Herz auf Jesum gerichtet sein läßt, dem zu Lieb und Ehren er alle diese Dinge treiben muß, wenn sie ein Missionswerk bleiben sollen.

Zu Anfang des Februars waren endlich alle Wagen der Hereróstationen reisefertig; Gorth war es auch und er ging mit dem Zuge voran. Fünf Wagen mit allem Zubehör an Menschen und Schlachtvieh, vor jeden 14 Ochsen gespannt, bilden dort zu Lande schon eine ganz artige Karawane. Man brauchte 14 Tage bis zu der nächsten Station Otjimbingué. Auf der Reise fiel nichts Sonderliches vor. Für den jungen Missionar war freilich alles neu von der fürchterlichen Wüste an, welche man von Scheppmannsdorf bis zum Swachaub wie auf Leben und Tod durchschneiden muß, bis zu den romantisch-schönen und fruchtbaren Thalzügen des

Swachaub und seiner Nebenflüsse. „Er windet sich hier durch die Berge," schrieb der Rheinländer von der Stelle, wo der Swachaub den Kawiab aufnimmt, „wie der Rhein unterhalb Bingen. Ich konnte mich dessen ungeachtet doch nicht gut mit seiner neuen Benennung „Rhein," die ihm die Brüder gegeben haben, vereinbaren, weil ihm das Schönste des Flusses, das Wasser fehlt." Das Land prangte übrigens in seinem besten Schmucke. Die Regen waren sehr reichlich gefallen und wo noch vor 4 Wochen, als Schöneberg nach der Bai hinunterfuhr, nicht ein Hälmchen stand, grünete und blühete es jetzt wie auf Saron. Man weiß nicht, ob man sich darüber freuen soll. So ist eben dies wunderliche Land unter dem Wendekreis! Ist es dürre, so gibt es Hunger und Kreuz, aber unter dem Kreuze gesunde Tage; dann ist es das gesundeste Land von der Welt. Fällt viel Regen, so strotzt alles in Ueppigkeit, aber zugleich wird Fieber und Tod mit ausgebrütet. Fröhlich und guter Dinge fuhr Gorth durch das üppige Gras und ahnte nicht von ferne, daß es sein Sterbelager werden sollte, wenn es zu dürrem Heu geworden wäre. Doch trat ein Mal mitten in diese fröhliche Frühlingsreise der Tod mit seiner ernsten Gestalt hinein und predigte. Als eines Morgens Gorth in seinem Wagen erwachte, meldete ihm sein Wagentreiber, das Kindchen, was er auf Scheppmansdorf getauft habe, sei todt. Die Mutter hatte es im Schlafe erdrückt. Man begrub es in der Wüste.

Auf Otjimbingué fand Gorth seine erste Missionswirksamkeit. Als der Wagenzug dort ankam, waren beide Missionsfamilien mit Hauskreuz heimgesucht. Rath hatte zum ersten Male die Augenkrankheit und Kolbe reiste bald darauf mit der Familie nach der Bai, um am gesunden Strande für sein krankes Kind Genesung zu suchen. Es wurde deshalb beschlossen, daß Gorth nicht weiter ziehen, sondern bis zur nächsten Conferenz der Brüder auf Otjimbingué zur Hülfe für Rath bleiben solle. Gorth ließ sich den Beschluß gerne gefallen, denn es gefiel ihm auf dem Platze. Es war freilich noch nichts von geistlichem Leben unter den Hereró zu sehen; aber der Platz ist äußerlich schön, die Wachtel schlug gerade so, wie daheim und die Schwarzen waren lange nicht so abgeneigt, das Evangelium zu hören, wie im Jahr 1848 die Rothen im Rheingau es waren. Unter den Leuten selber konnte Gorth noch nichts anfangen, denn er kannte ihre Sprache nicht. So begann er denn seine erste Missionsarbeit in der Stille seiner Kammer; er schrieb sich das Wörterbuch der Hereróspraache ab, welches die Missionare gemacht hatten, und erhielt auch täglich bei Rath einigen Unterricht in der Sprache. Es ist ein mühseliges Ding um das Abschreiben eines Wör-

terbuches und Gorth in seiner muntern mittheilsamen Weise war grade nicht der Mann, um vom Morgen bis zum Abend an der Vocabel zu schwitzen. Er fiel auf den Ausweg, wie weiland Ziegenbalg unter den Tamulen. Wenn Rath Schule hielt, so setzte er sich mit unter die Abcschüler und hoffte hörend und lehrend von den Jungen in der Sprache zu profitiren. Das hatte indessen seine Schwierigkeiten und er mußte es bald aufgeben. Doch blieb er in der Schule und da seine Zunge gebunden war, so ließ er seine Geige reden. Täglich leitete er den Gesangunterricht. Die Hereró sind keine sonderlichen Sänger und Gorth hatte seine liebe Noth, die Kinder munter zu erhalten; zuweilen schliefen ihm etliche stehend und im Singen ein. Doch er war ein braver Sänger und etwas mag in den wenigen Wochen doch auch auf seine Jungen übergegangen sein. Denn eines Morgens traten in der Singstunde drei junge Männer in die Schule, die, beiläufig gesagt, eine armselige Schilfhütte war, deren einer Wand der Einsturz drohte, weil eine hungrige Hyäne in den vorigen Nächten die Riemen aufgefressen hatte, mit welchen das Schilf zusammen gebunden war. Die Gäste hörten dem Gesange mit großer Aufmerksamkeit zu und als die Stunde aus war, blieben sie zurück. Rath nahm sie vor, um sie das Abc zu lehren. Die drei wilden Gesellen ließen sich das gut gefallen. Sie stellten sich vor die Wandtafel und, einer auf des andern Schulter gelehnt, sprachen sie ganz gehorsam die Vocale nach, die ihnen Rath vorsagte. Das dauerte 8 Tage lang, daß die drei kamen und wer weiß, wie weit sie es noch gebracht hätten, wenn Rath nicht bald darauf wieder augenkrank geworden wäre und die Schule deshalb hätte ausgesetzt werden müssen. Der wackere Sänger bekam nun auch andere Arbeit. Was muß der Missionar in solch wildem Lande nicht alles treiben! Gorth schröpfte Rath und ließ ihm zur Ader, er baute sich ein Häuschen, da er nicht ferner Lust hatte, in seinem Wagen zu campiren und eben hatte er das Häuschen unter Dach und Fach und war fleißig daran, den Lehm auf der Flur zu treten, da kam ein Brief von Hugo Hahn auf Otjikangó: „Schöneberg liegt todtkrank am Typhus nieder; komme sobald als möglich hierher.“ Es war am 4. Mai, daß Gorth seinen Wagen einspannte und Otjimbingué nach zehnwöchentlichem Aufenthalt auf immer verließ. Mit einer gewissen Wehmuth sah er sein Häuschen an und schrieb in sein Tagebuch: „Sie sollen Häuser bauen und nicht bewohnen.“

Es war damals mitten in der eigenthümlich ernsten Zeit der Sichtung der Mission im Nama- und Hererólande und für einen Anfänger nichts Kleines, in dieselbe einzutreten. Ein Jahr vorher war Bethanien

verlassen; als Gorth auf Otjimbingué war, hatten die Fluthen des Kuisib Scheppmannsdorf weggerissen; jetzt lag Schöneberg auf den Tod darnieder; in Rehoboth regte sich ein böser Geist des Aufruhrs in der Gemeinde und die dortigen Geschwister konnten vor Siechthum sich kaum auf den Beinen erhalten. Jonkers Räubereien waren in ungehemmtem Schwange; er verbot es Hugo Hahn, eine Reise in den Norden zu den Ovambó zu machen und als der Letztere sie doch mit Rath antrat und Schöneberg mit Gorth auf Otjikangó ließ, erkrankte Rath unterwegs nach 14 Tagen am Fieber und die Reise mußte aufgegeben werden. Dann zog H. Hahn fort, um seine Besuchsreise in Deutschland zu machen; Missionar Kolbe verließ auch das Land und schied ganz aus dem Dienste der Gesellschaft. Bald darauf wurde Otjimbingué von den Nama überfallen und ausgeplündert. Das alles drängte sich auf wenige Wochen zusammen und Gorth wollte es manchmal bange werden. Doch arbeitete er rüstig und unaufhaltsam an der Sprache; noch ehe H. Hahn das Land verließ, hatte er dessen Sprachlehre und was ihm noch an dem Wörterbuche fehlte, abgeschrieben und eben, nach achtwöchentlichem Aufenthalt, wollte er mit Schöneberg ernstlich darangehen, sich der Sprache zu bemächtigen, als er von Barmen her den Auftrag erhielt, aus der Hereròmission zu scheiden und sich unter die Nama nach Bethanien zu begeben. Die dringende Noth in der bethanischen Gemeinde und der gänzliche Mangel an einem geeigneten Arbeiter für dieselbe hatte zu diesem Schritte veranlaßt. Obwohl man den Auftrag in einer Weise ertheilt hatte, die unter Umständen ein Verbleiben Gorths unter den Hereró zuließ, so hielten die Brüder Rath und Schöneberg es doch für nöthig, trotz der Noth, in welcher die Hereròmission sich damals befand, Gorth nach dem Orte seiner Bestimmung ziehen zu lassen. Am 2. September war er reisefertig. Es lag ein Weg von drei, fünf, sieben Wochen vor ihm; man kann in den südafrikanischen Wüsten eben nicht sagen, wie schnell man vorankommt; Gorth gebrauchte 7 Wochen. Schöneberg begleitete ihn eine kleine Strecke und schrieb in sein Tagebuch: „Gesprochen haben wir heute nicht mehr zusammen. Wer zwischen den Zeilen von 2 Kön. 2, 6. lesen kann „und gingen die beiden mit einander," dem wird unser Schweigen eine verständliche Sprache sein. Sah einer den andern an, so las er in seinen Augen: „Ich weiß es wohl; schweige nur still." Und wollte des einen Herz sich nicht finden in diesen Wechsel und sprach für sich selber: „So wahr der Herr lebt und deine Seele, ich lasse dich nicht!" so „gingen wir beide mit einander."

Die ganze Reisegesellschaft, die nun ihr Angesicht gen Süden rich-

tete, bestand aus 14 Menschen. Theils waren es Leute, die Gorth gemiethet hatte, theils liefen sie eben nur so mit, wie weit, das wußten sie selber nicht, theils waren es Reisende nach der Colonie, welche sich der Karawane anschlossen. Nur eine einzige Menschenseele hatte sich dem Missionar ganz ergeben und das war ein armer Junge, dessen Mutter verhungert war und den Gorth von H. Hahn übernommen hatte. Gorth hatte es ihm freigestellt, in seinem Vaterlande zu bleiben, er solle auch ein Paar Ziegen haben; aber der Junge wollte nichts davon wissen. „Ich habe keinen Vater und keine Mutter mehr," sagte er, „ich will mit meinem Omuhonge (Lehrer) gehen." Gut, so ging er; es war eine ehrliche, treue Haut und zu Allem willig. Der Weg führte grade auf Jonkers Platz los. Ein Paar Tagereisen vor dem Platze ging es noch im Bette des Swachaub; überall noch Hereró, aber bereits unter der Botmäßigkeit des mächtigen Jonker. So oft der Zug an einem Ohambo vorbeikam, liefen die Leute herbei, um zu grüßen und klagten, daß all die Lehrer wieder so hinzögen; auch viele Kinder, die Gorth in der Schule gehabt hatte, kamen herbei und liefen eine Strecke mit. Jonker war auf Windhoek nicht zu Hause; seine Leute betrugen sich aber recht ordentlich gegen den Missionar, der hier einen Wagen miethete, welcher ihm seine auf Otjikangó hinterlassenen Sachen nach Bethanien schaffen sollte. Freilich war der Fuhrmann nicht der accurateste. Gorth mußte in Rehoboth 4 Wochen auf ihn warten. Das ist aber so Hottentottenart und von der Zeit oder dem Werth der Zeit weiß man im wilden Lande nicht viel. Die Schule der Geduld, welche der Missionar da durchmachen muß, ist eine der peinigendsten, zumal wenn man sich, wie unser Gorth, sehnt, recht bald endlich an einen eigenen Heerd zu kommen, nachdem man über ein Jahr auf der Reise gewesen ist. Es muß aber alles gelernt sein und um ein Stück Erfahrung reicher setzte Gorth seinen Weg von Rehoboth nach Bethanien weiter fort. Ohne Fährlichkeit kam er am 27. Oktober bei der ersten Werft der Bethanier an. Unterwegs hatte er hier und da Gelegenheit, herumschweifenden Buschmännern das Wort Gottes durch den Dolmetscher sagen zu können und außerdem noch die Freude, daß der Engländer, welcher in seiner Gesellschaft nach der Colonie reiste, seine Bibel fleißig zur Hand nahm. Der Mann gestand eines Mittags, daß er auch einmal den Wunsch gehabt habe, Missionar zu werden, nun sei er 6 Jahre in Afrika, habe aber nicht gesucht, dem zu dienen, der ihn zum Eigenthume erkauft habe; sein Herz habe nur nach den Dingen dieser Welt getrachtet und wie er reich werden könne; so habe er den ewigen Reichthum verloren und den vergänglichen doch nicht

gefunden; warum das so gekommen sei, das lernte er jetzt verstehen. Wer weiß, was am jüngsten Tage dieser Mann thun wird, wenn keine Seele aus Hams Geschlecht zu des seligen Gorths Seite tritt und bekennet, daß sie durch ihn das ewige Heil gefunden habe. —

Die Bethanier lagen auf Koais am nördlichsten Punkte ihres Landes da, wo der Goangibgrund seinen Anfang nimmt, in dessen Schooße weiter unten auch Bethanien liegt. Auf Bethanien war kein Mensch, weil die Heuschrecken dort Alles abgefressen hatten. Am Morgen des Tages, an welchem Gorth auf Koais ankam, tödtete er noch eine sehr giftige Schlange, die ihm in den Weg lief und des Nachmittags saß eine große Schlange auf einem Baum am Wege und hatte den Kopf in ein großes Vogelnest gesteckt; Gorth schoß sie herunter. Sie maß an 6 Fuß. Um 4 Uhr Nachmittags fuhr der Wagen auf Koais. Der erste, welcher dem Missionar begegnete, war Knudsens früherer Dolmetscher, Jakob Lamberts. Er erzählte, daß David Christian, der Häuptling, nicht zu Hause, sondern auf einer Reise beim rothen Volke sei. Neben einem schönen Dornbaum nahe beim Hause des Häuptlings wurde ausgespannt. So viel man sehen konnte, waren die Leute nicht außergewöhnlich froh über die Ankunft eines Lehrers, wollten doch aber auch nicht ohne das Wort Gottes bleiben, wie sie sagten; etwas Bestimmtes könne der Lehrer erst vernehmen, wenn David Christian zurückkomme. Gorth hielt sich an seine Instruction „zur Zeit und zur Unzeit“ und predigte dem Volke Sonntags zwei Mal und an jedem Wochentage ein Mal, bis endlich David Christian ankam. Es war Abends und Gorth begrüßte den Capitain an seinem Hause. Derselbe sprach wenig, aber freundlich und brachte außer Briefen auch den Jonas Rynhards von Rehoboth mit, welcher nach der Colonie zurück sollte. Am andern Tage sollte nun entschieden werden, ob die Bethanier Gorth behalten wollten oder nicht. Die meisten Männer der Werft waren bei des Häuptlings Hause versammelt. David Christian selber lud den Missionar zum Besuch der Versammlung ein. Gorth sagte kurz, was er wolle und warum er hier sei. Der Capitain antwortete, durch die Erfahrung, die er gemacht habe, sei er gesonnen, keinen Missionar mehr aufzunehmen. „Gut“ sagte Gorth, „wollt ihr Gottes Wort, welches euch allein sagen kann, wie ihr selig werden könnt, nicht mehr bei euch haben, so muß ich weiter gehen, denn ich kann euch nicht zwingen, dasselbe anzuhören. Ich gehe dann aber betrübt von euch Bethaniern.“ Die zweite Antwort, welche David Christian gab, war schon etwas anders, und nach einigem Hin- und Hersprechen erklärten sie auf einmal feierlich: „wir haben heute dich als unseren Vater ange-

nommen und auch unsere Kinder dir übergeben; nun mußt du also thun, was du willst." Und damit ging Gorth in seinen Wagen zurück und pries und lobte den Herrn, der heute am 10. November ihm eine Gemeinde geschenkt hatte; es war gerade der Tag, an welchem er vor einem Jahre am Cap gelandet war. Sonntags darauf hielt er seine Antrittspredigt. Er predigte seinen Bethaniern nach Luc. 10, 38—43, über die drei Bethanier Martha, Maria und Lazarus, welche durch den Glauben an des Herrn Wort zu seligen Leuten geworden wären, an das Wort, welches auch er den Bethaniern jetzt wieder brächte, damit sie selig würden. Von jetzt ab hielt er täglich einmal Kirche oder Katechisation, in der Woche jeden Morgen einige Stunden Schule mit den Kindern, zu welcher auch einige Frauen kamen; selbst David Christian holte sein ABC-Buch und übte wacker und nahm auch seine Kinder zu Hause vor. Kirche und Schule wurden unter Gottes freiem Himmel gehalten, und statt der Glocke diente, wie üblich, die Ochsenpeitsche.

Den Zustand der Gemeinde fand Gorth freilich kläglich genug, wie das bei Leuten nicht anders sein konnte, welche so lange ohne Gottes Wort gewesen waren. Doch bekannten sie selber, freilich ohne sonderliche Betrübniß, daß sie weit abgekommen seien; auch bezeigten sie ihre Bereitwilligkeit, auf Koais eine einstweilige Kirche und Schule zu bauen, woraus freilich auch nichts wurde. Doch kamen die Weiber eines Morgens mit ihren krummen Hüttenstäben, gruben dicht bei dem Wagen Gorths unter einem schönen Baume Löcher in die Erde, pflanzten ihre Stäbe ein und in zwei Stunden war für Gorth das Mattenhaus fertig, welches er mit Dank gegen den Herrn und gegen die Weiber bezog. Hier hauste er nun mit dem armen Jonas Rynhards und seinem kleinen Hererójungen; ein Weib aus der Gemeinde kochte ihm die Speise. Ueber dies Mattenhaus, das ihm die Liebe gebaut hatte, und aus demselben heraus sind die letzten Worte geschrieben, welche wir von dem lieben Bruder erhalten haben. „Ich hätte schier vergessen zu sagen," so schließt sein letztes Tagebuch, „daß ich in mein Mattenhaus eingezogen bin. Wenn ich nun des Abends so darinnen liege, kann ich den gestirnten Himmel über mir ungehindert sehen und ich denke dann, der sie alle mit Namen ruft, kennt und sieht auch uns und wird auch für das Weitere sorgen. Und da sahe ich denn oft durch, ob nicht die schwarzen Regenwolken kämen. Da endlich, am 1. December, ich lag noch im Bette, fängt es an zu regnen; aber nun kommt der Regen überall durch; beim besten Suchen finde ich keine trockene Stelle. Einige wenige Bücher, die ich täglich gebrauche, als Bibel, Gesangbuch u. s. w.,

habe ich unter das kleine Tischchen geborgen. Was machen? Wir sind in der Fremde und freuen uns bei all' unserem Jammer, daß unser Gott im Himmel so gut ist. Es hat ziemlich geregnet und nun habe ich doch die Hoffnung, daß wir bald nach der Station Bethanien abgehen werden. Ich sitze aber heute, den 18. December, noch in meinem Mattenhause auf Koais, von wo aus ich herzlich grüße."

Acht Tage darauf war Weihnachten. Im Missionshause zu Barmen lieset man über Tisch unter andern auch die bekannte Geschichte, welche Johann Tauler von dem Jungfräulein erzählt, welche das Christkind gern sehen wollte und wie es ihm dann im Traume erschien, aber in Dornen gewickelt war, so daß es des Kindleins nicht anders habhaft werden konnte, es griffe denn in die Dornen hinein. Ich habe einmal Gorth sagen hören, daß ihm die Geschichte sonderlich nachginge. In Koais wurde es erfüllt. Er predigte noch an den beiden Festtagen von dem Christkinde, aber nur ganz kurz. Er klagte über Schmerzen in Brust und Unterleib. Als er den letzten Festgottesdienst schloß, sagte er zu der Gemeinde: „Ihr müßt für mich beten, daß ich euch zu Neujahr noch das Wort verkündigen kann, ich bin recht schwach." Am Tage darauf schrieb er noch einen Brief nach Kamachas, von woher er seine Braut erwartete. Von da an scheint er sich auf seinen Tod vorbereitet zu haben. Jonas Rynhards, der schwarze Schulgehülfe, der mit dem Hereróknaben allein bei ihm im Mattenhause war, erzählte aus diesen Tagen: „Er fühlte den Anfang des Fiebers, da sagte er zu mir: Jonas!" Ich sagte: „Was ist, Herr Gorth?" Er sagte zu mir: „Wie gut ist es, daß du noch hier bist." Ich sagte: „Warum?" Er sagte: „Ich kann nicht gerade etwas Besonderes sagen, aber es ist mir wunderlich zu Muthe, als ob ich nicht lange mehr leben sollte." Ich wurde etwas traurig und sagte zu ihm: „Was sollen wir denn machen? hier ist Niemand." „Ja," sagte er, „wenn nur Krönlein nicht so lange ausbliebe! Das Einzige, was mir bei meinem Scheiden noch schwer werden wird, ist meine Braut. Aber ich will zufrieden sein, wie der Herr es führt, denn ich bin bereit zu sterben." — So weit das kurze Billet, was Jonas über diese Tage geschrieben hat; Jonas starb bald darauf.

Es war wieder Sylvesterabend; wie anders aber fand er den Boten des Herrn in der armseligen Hütte von Koais, als im vorigen Jahre am Strande der Wallfischbai! Ein in seinem Gotte fröhlicher Mann, das Herz voller Hoffnungen war Gorth damals ans Land gestiegen; heute lag er in Fieberhitze und in quälenden Schmerzen und mit ihm alle die Hoffnungen

darnieder, allein auf seinen Gott und Herrn geworfen, von aller menschlichen Hülfe fern. Nur dann und wann erhob er sich von seinem Lager, um für sich Medicin zu nehmen und um seine beiden Leidensgefährten, Jonas und den kleinen Jungen, die auch von der Krankheit ergriffen waren, zu pflegen. Das Neujahr kam und die Leute versammelten sich zum Gottesdienst unter dem Baum. Da raffte sich der kranke Mann noch ein Mal auf, nahm Bibel und Gesangbuch und trat unter seine Gemeinde. Er grüßte sie, aber er fühlte, daß es seines Herrn Wille nicht sei, daß er noch ein Mal ihnen das Brod des Lebens bräche. Er forderte sie auf, ein Lied zu singen. Da sangen sie und er saß zusammengekrümmt unter ihnen in dem Sande der Wüste. Als die letzten Töne über die Ebene zogen, erhob er sich und reichte dem Häuptling das Gesangbuch hin und bat ihn, noch ein paar Verse singen zu lassen und so den Gottesdienst zu schließen. Dann nahm er seine liebe Bibel, drückte sie fest an sich und zusammengekrümmt von den heftigen Schmerzen, die seinen Leib zerrissen, schlich er in sein Mattenhaus zurück. Das Fieber ergriff ihn nun mit aller Macht und bald lag er bewußtlos auf seinem Lager. Dann und wann raffte sich Jonas in seiner Schwachheit auf, um seinem geliebten Herrn Gorth Medicin zu reichen. Auch die Leute kamen und besuchten ihn, wußten aber keinen Rath. Sie fragten ihn dies und das, erhielten aber keine Antwort. Nur einmal fragte ihn Klaas v. d. Westhuis, der ein aufgeweckter Mann gewesen zu sein scheint, was ihm wehe thäte; da deutete er mit der Hand auf die linke Seite seines Leibes. Nur dann und wann ergriff er ein Buch und blätterte darin; doch der Häuptling meinte, lesen könne er nicht mehr, denn seine Augen wären schon steif geworden. Am 4. Januar sandte Gorth einen Mann zum David Christian und ließ ihn grüßen. „Wie ist das?“ sagte der Häuptling, „das hat er ja sonst nie gethan.“ — Der Bote antwortete: „Er ist auch nicht mehr wie früher: seit heute Morgen ist sein Gesicht anders, als sonst.“ Der Häuptling schickte einen andern Mann aus, um zu sehen, ob das wahr sei und als der mit derselben Botschaft zurückkommt, geht David Christian mit den angesehensten Männern seiner Werft in das Mattenhaus des kranken Lehrers. Der lag ohne alles Bewußtsein, und als es Abend ward, stimmten die Männer ein Lied an, was Gorth mit ihnen oft gesungen hatte. Ich weiß nicht, was das für ein Lied gewesen ist, höre auch, daß es mit dem Singen desselben an jenem Abend eine besondere Bewandtniß gehabt hat, die ich nicht ganz verstehe. Ich setze deshalb den Bericht darüber wörtlich hieher. Klaas v. d. Westhuis erzählte, er könne jene Nacht nicht vergessen; sie hätten da ein Lied

gesungen, was der Selige mit ihnen eingeübt habe; seine Zunge sei steif gewesen und das Auge ebenfalls, aber deutlich hätten sie es alle gehört, wie der Lehrer, ohne den Mund äußerlich zu bewegen, mitgesungen habe, gerade so stark, wie sie sonst von ihm gewohnt waren. „Da habe ich die Macht des Geistes in seinem Diener gesehen,“ sagte Klaas. Die ganze Nacht darauf lag er still und bewußtlos; auf Fragen antwortete er nicht. Als das Morgenlicht des 5. Januar seine ersten Strahlen über das Namaqualand warf, war sein Geist in den Händen dessen, der ihn je und je geliebt hatte.

David Christian war sofort bemühet, die Nachricht von dem Ableben Gorths an den nächsten rheinischen Missionar in der Colonie zu schicken. Der Bote stand bereit, aber kein Mensch auf der Werft konnte schreiben, und geschrieben mußte werden und zwar von zuverlässiger Hand, denn wer glaubte sonst einem Menschen unter diesem Volke von falschen Lippen diese Nachricht. Es blieb nichts Anderes übrig, als Jonas von seinem Krankenlager aufzunehmen und er brachte dann mit knapper Noth ein Paar dürftige Zeilen zusammen, welche der Bote in 14 Tagen bis Kamachas beförderte. Es scheint den armen Jungen, den Jonas, der Todesfall aufs Tiefste erschüttert zu haben. Er achtete schon im Missionshause zu Barmen Gorth sehr und liebte ihn, und nun lag er neben seiner Leiche mitten in der Wüste und die brennende Fieberhitze in seinem Gebeine und ein beladenes Gewissen dazu! Das war zu viel für den Armen und er verfiel bald nach Gorths Tode in eine Raserei. Und nun folgten Auftritte der herzzerreißendsten Art. Er riß sich alle Kleider vom Leibe, lief nackt in den Büschen auf der Werft umher und schrie unabläßig: „Ich bin verloren und ihr auch! — Es ist kein Gott im Himmel! — Ihr seid alle Schelme! — Wäret ihr nach dem Platze gezogen, so wäre myn heer Gorth nicht gestorben! — Ihr seid Schuld an myn heers Tode! Ihr seid seine Mörder!“ — Da griffen ihn die Leute und banden ihn fest. Dann lag er still, denn seine Lebenskraft war gebrochen; aber noch vor seinem Tode hat das ewige Licht die Banden der Finsterniß, in welchen die arme Seele so hart gebunden lag, durchbrochen und er hielt bei Gott um Gnade und Erbarmung an. Unterdessen hatte David Christian unter Gorths Habe einige Bretter gefunden und es gab sich der Häuptling daran, für seinen Lehrer einen Sarg zu machen. Er brachte die ungewohnte Arbeit auch wirklich zu Stande und nun machten sich mit ihm die angesehensten Männer des Stammes zum Begräbniß nach Bethanien auf. Die Station liegt zwei starke Tagereisen von Koais. Noch nie sahen die Riesenbollwerke des Unuma einen solchen

Leichenzug, wie den, der in diesen Tagen im Goangibgrunde an ihrem Fuße hinzog. Als man auf dem einsamen Bethanien ankam, wurde im Südwesten nahe an der Kirche ein Grab gemacht, da hinein senkten sie den Sarg. Dann haben sie eine 4 Fuß hohe Mauer um den Grabhügel aufgeführt, daß das Vieh des Feldes und das Wild ihn nicht versehre und zu den Häupten haben sie einen Stein aufgerichtet und gingen darauf gen Koais zurück.

---

5. Der Sendlingsvater.

In dem westlichen Theile der Capcolonie fließt ein schöner, klarer Fluß, welchen man den Elephantenfluß nennt. Er windet sich durch ein zumeist enges Thal, welches von zahlreichen Bächen durchschnitten wird, die auf beiden Seiten von den Bergen herabkommen. Im Thale ist es zur Sommerzeit sehr heiß. Leute, die in Ostindien gelebt haben, finden die Hitze dort unerträglicher, als an den Ufern der Flüsse Bengalens. Die Fruchtbarkeit ist daher sehr groß und Getreide, Wein und Obst aller Art gedeihet vortrefflich. Jedoch gilt das nur von dem obern Theile des Flusses. Je näher er dem Meere kommt, desto seltener wird das fruchtbare Land an seinen Ufern, und 8—10 Stunden von seiner Mündung ab kann man nur noch dann ernten, wenn er im Winter zur Regenzeit so hoch geht, daß er seine Ufer überströmt, was indessen nicht alle Jahre geschieht. Dann macht er aber auch das Uferland so fruchtbar, wie der Nilstrom in Egyptenland.

Das Thier der Wildniß, welches dem Flusse den Namen gegeben hat, weilt schon seit Menschengedenken nicht mehr in der Gegend. Nur Antilope und Schakal, allenfalls ein capischer Tiger erinnern noch an die Zeiten, wo der Fluß ein reiches Jagdrevier der Nama war. Die Colonisten oder Bauern, wie sie dort heißen, deren Höfe im Thale und in den Nebenthälern des benachbarten Gebirglandes liegen, haben längst die Gegend wirthlich und wohnbar gemacht.

Für das geistliche Leben der Colonisten wurde leider wenig gethan. Ich will gar nichts davon sagen, daß noch im Jahre 1842 ein Missionar zu Ebenezer am Elephantenflusse den 18jährigen Sohn eines dortigen reichen Bauern in die Schule bekam, welchem er das ABC beibringen mußte. Wenn nur die Kirche das Ihrige gethan hätte. Aber damit sah es sehr

dürftig aus. Der ganze lange Lauf des Elephantenflusses mit seinen Umgebungen und nach Norden noch darüber hinaus war nach Tulbagh eingepfarrt. Der Prediger von Tulbagh bereiste seine Pfarrei alle Jahre einmal. Besondes ließ er die Bäuern dann in einem kleinen Dörfchen am Flusse, dem nördlichsten in diesem Theile der Colonie, Clan William genannt, zusammen kommen. Hierher brachte man oft mehrere Tagereisen weit die Kinder zur Taufe, empfing das Abendmahl und dann war es wieder für ein Jahr lang abgemacht. Colonist sein, ist wohl gut; aber Gottes Wort dabei einbüßen, heißt mit dem reichen Bauer im Evangelio Brüderschaft machen und thut in Ewigkeit nicht gut, weder in Südafrika noch in Nordamerika. Die am Elephantenflusse können ein Lied davon singen. Weshalb man sich denn auch nicht wundern kann, wenn bei ihnen die Missionare nicht eben beliebt waren. Das lag nicht etwa bloß daran, daß den Leuten von den Vätern her noch die Abneigung gegen „het zwarte vee“ in den Gliedern steckte; unter solchen reichen Bauern blühet überhaupt und überall der Mission ihr Weizen nicht, doch giebt es auch Ausnahmen. Der Sendlingsvater, von dem ich erzählen will, war einer von den Bauern im Gebiete des Elephantenflusses, und der Name, mit dem die Welt ihn geadelt hat, ist ein Lob unsers Gottes, der die Regel der Welt mit der Ausnahme seiner Erbarmung durchbricht.

Wer von der Capstadt nach dem Namaqualande will, geht in der Regel auf Clan William, das vorhin genannte Dörfchen. Dort verläßt man die hügeliche, weiße Sandwüste, in welcher der Elephantenfluß hier fließt und gelangt nach drei Stunden zu Pferde auf eine Hochebene, welche zur Regenzeit so sumpfig ist, daß man seine liebe Noth hat, mit dem Pferde hindurch zu kommen. Auf dem Gipfel dieser Höhe hat man eine schöne Aussicht über das umliegende Bergland, zur Linken sieht man sogar in der Ferne, wohl über eine Tagereise weit, den atlantischen Ocean. Aber alle Missionare, die noch seit 30 Jahren des Weges gekommen sind, haben sich um die Aussicht dort oben wenig gekümmert; weder rechts, noch links, sondern gerade aus in das Thal hinunter, welches vor ihnen lag, stand ihr Sinn. Durch eine tiefe, felsigte Schlucht steigt man zwischen Büschen und Dornen von der Hochebene etwa 20 Minuten lang hinab. Da liegt am Ausgange der Schlucht ein Bauernhof, ganz allein. Man nennt ihn „Uitkomst,“ zu deutsch „Auskunft.“ Ob er seinen Namen davon trägt, weil man dort aus der bitterbösen, tiefen Schlucht herauskommt, oder weil dort mancher in mancherlei Anliegen eine gute Auskunft gefunden hatte, ich weiß es nicht; doch wäre das Eine so wahr als das Andere. Der Hof

ist äußerlich wie alle andern Bauernhöfe dieser Gegend anzusehen. Es ist an diesen Bauernsitzen keine große Herrlichkeit. Die Gebäude sind gewöhnlich nur von getrockneten Ziegelsteinen aufgemauert und von außen mit Lehm überschmiert, die Dächer mit Stroh oder Riet gedeckt. Im Wohnhause des Bauern sind die Fußböden ungediehlt, Thüren und Fenster sind rar, manche Thüren selbst nur aus Rietstöcken zusammengesetzt und hangen in Angeln von Ochsenfell. Die Stühle, Tische und Bänke sind meistens das eigene Werk des Hausherrn oder seiner Vorfahren und so verschiedenartig, wie ihr jedesmaliger Kunstfleiß war, in der Regel aber mehr als einfach. Die Betten bestehen aus einer Bettsponde 1 — 1½ Fuß über der Erde; die Bettdecken sind gemeiniglich Felle; gehts darüber hinaus, so zeigt es schon eine Art Luxus an. Oefen sucht man vergeblich, weil die Sonne genug einheizt, auch im Winter, wo nur die Nächte etwas kalt und schaurig werden. In der Nähe des Hofes liegen Felder und Gärten und in den letzteren stehen die schönsten Feigen- und Apfelsinenbäume neben der Mandel und dem Weinstock, die in dem warmen, fruchtbaren Thale vortrefflich gedeihen. Ich sage also, so im Aeußern war auf der Uitkomst nichts Besonders weiter zu sehen, was man nicht auch auf vielen andern Höfen der Gegend fand. Allein der Bauer selber, der so vor 10, 20, 30 Jahren dort lebte, war ein Mann, der diesen Hof dort zu Lande fast einzig in seiner Art machte. Er hieß Hendrik van Zyl, geboren 1773, hatte also die Zeit der Commandos der Bauern gegen Hottentotten und Buschmänner noch mit- und durchgemacht. Wie es damals mit dem Manne gestanden hat, weiß ich nicht zu sagen. Aber seit 1812 kann man kein Reisetagebuch der Missionare im Namaqualande lesen, in welchem nicht erwähnt stünde, wie sie auf ihrer Hin- oder Rückreise auf Frederik van Zyl's Hofe in der Uitkomst eine gute Herberge gefunden hätten; an diesen dreien, Ludwig Botma am Honigberge, Hendrik van Zyl in der Uitkomst und Albert van Wyk am Dornflusse, ging so leicht kein Missionar vorbei. Sie konnten sich auch mit gutem Gewissen auf etliche Tage bei dem Bauer auf der Uitkomst niederlegen, denn er verdankte der Mission das höchste Gut, was er hatte und reichte herzensgern allerlei Labung und Erquickung den Missionaren als einen geringen Abschlag auf das große Capital, welches er durch ihren Dienst erworben hatte. Als nämlich einmal der Missionar Schmelen bei ihm einkehrte, segnete der Herr das Wort dieses Mannes an dem Herzen des Bauern so kräftig, daß derselbe sich zu Gott bekehrte und den Frieden Christi fand. Von der Zeit an nannte Hendrik von Zyl Schmelen seinen geistlichen Vater und den Dank, den er ihm

lebenslang schuldete, trug er auf alle Missionare über, die des Weges zogen. Sobald einer müde von der Reise bei Tag oder bei Nacht vor dem Hause vorfuhr oder vom Pferde stieg, gab es jedesmal einen Festtag in der Uitkomst. Vor zwei oder drei Tagen kam er selten davon. Juffrouw van Zyl pflegte ihn mit dem Besten, was ihr Haus bot und der Bauer theilte allerhand guten Rath und That auf die Reise dem lieben Gaste mit. Dafür mußte der aber auch mit dem herausrücken, was er Gutes hatte, denn der Wirth in der Uitkomst war in dem Stück wie alle Wirthe auf Erden: wenn sie geben, so nehmen sie auch und unterschied sich nur darin von ihnen, daß er mehr nahm als Gold und viel feines Gold. Gottes Wort war in dieser Herberge ein theurer Artikel; damit konnte man alles bezahlen; und es war den Leuten leckerer, als den Missionaren die Mandelkerne und die Apfelsinen, die Juffrouw zum Nachtisch auftrug. Man verstehe mich aber recht mit dem theuren Artikel und dem leckern Bissen. Man muß nicht denken: weil die in der Uitkomst nicht alle Sonntag in die Kirche gingen und oft das ganze Jahr über keine Predigt hören konnten, wäre das Wort Gottes bei ihnen theuer gewesen, und weil sie es so selten bekamen, wäre es ihnen so dann und wann desto süßer geworden. O ganz und gar nicht. Alle Tage wurde bei Hendrik van Zyl Kirche gehalten. Des Abends nach der Arbeit nahm die Bäurin ihr Dienstvolk vor und hielt Schule mit demselben, wie man es nannte; dann nahm der Hausvater die Bibel zur Hand, las und betete dazu, wie es sich für jeden christlichen Hausvater schickt und in der Ordnung ist. — Ich hatte neulich ein Paar liebe Gäste aus Westphalen am Tische. Wir kamen so auf die tägliche Hausandacht zu sprechen und ich fragte in meiner Unschuld hin, wie viel Hausväter wohl in — einer Stadt, in der die Fackel der ewigen Güter lichterlohe brennt — mit den Ihrigen täglich ihre Hausandacht hielten. Man hob zu zählen an. Eins, zwei — einen dritten, glaube ich, brachten sie noch heraus; von einem vierten habe ich gewiß nichts gehört. Das hat mich sehr erschreckt. Wenn das am grünen Holz geschieht, so muß man allen Respect vor dem Bauer in der Uitkomst haben. Und trotzdem, daß er es mit den Seinen Tag aus Tag ein genoß, blieb das Wort ihnen süß und lecker und wer das Gegentheil meinet, der weiß nicht, das Gottes Worte wie die Mandelkerne sind; je mehr man sie kauet, desto süßer sie munden. Es giebt aber gewisse Leute, die leiden an hohlen Zähnen; die schlucken die Mandelkerne rasch über, denn sie fürchten das Zahnweh. — Also Abendstunde mußte jeder Missionar auf der Uitkomst halten und blieb er des Sonntags über, so wurde Morgens und Nachmittags ge-

predigt. Am andern Morgen wurde zu Reise gerüstet. War es Sommerzeit, so fuhr man des Abends weiter. Gings auf's Namaqualand zu, also immer tiefer in die Wüste hinein, so spannte der Bauer seine frischen Ochsen vor und ließ seinen lieben Gast eine Strecke weit fahren und sollte es auch nur die schwere Sandhöhe hinan gewesen sein, über welche der Weg aus dem Thale hinaufführte; oder er schickte seine Pferde mit, um des Missionars Gaul zu schonen; oder er verkaufte ihm Ochsen zu halbem Preise, das Stück zu 30 Thaler capisch, wobei sogar Hinterochsen waren, die sonst die allertheuersten sind. Dann schied man unter vielem herzlichen Grüßen und Händedrücken von einander, der Bauer in sein Haus zur Abendruh, der Missionar in den sinkenden Abend zur mühseligen Nachtreise gen Norden dem Elephantenflusse zu. Wie war es doch unter dem wirthlichen Dache von Uitkomst so lieb und traulich und nun in der öden Nacht der Wüste, wo einem der Schakal in den Weg heult und ringsumher das häßliche Gequack von unzählbaren Fröschen, die in Südafrika auch in gänzlich wasserlosen Einöden wohnen, die Luft erfüllt! Beim „Heerenlogement" wird der erste Halt wieder gemacht. Es liegt zwar auch dort ein Bauernhof; man braucht aber nicht einzukehren. Die Bäurin von Uitkomst hat so reichlich mit auf den Weg gegeben, daß bald im freien Felde ein lustiges Feuer lodert; es werden Stöcke auf beiden Seiten des Feuers in die Erde gesteckt, das mitgenommene, frische, saftige Fleisch aufgespießt und gebraten und — bald hätte ich geschrieben, „auf's Wohlsein der freundlichen Wirthin verzehrt," wenn das für einen Missionar nicht gar zu heidnisch klänge. Und nun gings in der Wüste so langsam weiter, als ob man, wie der alte Schmelen zu sagen pflegte, nie an Ort und Stelle kommen wollte. Sicher aber hatte man, wenn der Weg über Kamachas führte, ein Kistchen auf dem Wagen, welches Frederik van Zyl für seinen alten Freund und Vater Schmelen zum Präsent bestimmt hatte.

Ich kann aber das „Heerenlogement" hier nicht verlassen, ohne einer kurzen, aber guten Predigt zu gedenken, die Missionar Leipoldt daselbst einmal gehalten hat. Das „Heerenlogement" ist nämlich eine große Felsengrotte, wie es deren dort zu Lande viele giebt. Sie besteht aus röthlichem Sandstein und bildet ein Dreieck, dessen Wände so schön glatt und polirt sind, daß sie fast glänzen und doch hat Steinmetz oder Polirer weder Meißel noch Hammer angesetzt. So weit man reichen kann, sind die Wände mit Namen der Reisenden bedeckt, die das Felsenhaus besucht haben. Unser Leipoldt besuchte es also auch einmal, als er des Weges zog, und er war der erste unter den rhein. Missionaren, welcher in der Uitkomst

herbergte. Sein Reisegefährte schrieb seinen Namen an die Wand und fragte Leipoldt, ob er es nicht auch thun wollte. Da erwiederte ihm Leipoldt, es sei hier nicht der rechte Ort, mit seinem Namen solche Eitelkeit zu treiben; ob er nicht wüßte, daß von der Zukunft des Menschensohnes geschrieben stünde, wie da viele würden in die Klüfte und Höhlen der Berge sich verkriechen und rufen: Ihr Berge fallet über uns und ihr Hügel, bedecket uns!

Kehren wir nun wieder nach der Uitkomst zurück. Was in der lieben Missionarherberge dort geschah, konnte natürlich den übrigen Bauern nicht verborgen bleiben. Nun muß man zwar den meisten von ihnen den Ruhm lassen, daß sie gegen den Reisenden gastfreundliche Leute sind; allein wie es der Hendrik van Zyl trieb und namentlich gegen die Missionare, das war ihnen denn doch zu viel. Da sie es nicht wehren konnten, so mußten sie ihm wenigstens Eins anhängen, denn wer die Gnaden hat, darf so wenig für den Spott sorgen, als wer den Schaden hat. In der ganzen Gegend hieß also der Bauer in der Uitkomst „der Sendlingsvater," und wer die capischen Bauern kennt, der weiß, daß sie ihm damit keine Schmeichelei sagen wollten. Das irrte aber den Mann nicht und er ist der Herbergsvater aller Namaquamissionare geblieben bis an sein Ende. Mehr als alle andern haben indessen die Missionare zu Ebenezer von ihm gehabt und ich muß hier doch noch ein wenig genauer davon erzählen, welche Freude der alte Herr in seinen letzten Lebensjahren an der Mission in Ebenezer fand.

Im Frühjahre und Herbste ist an der Mündung des Elephantenflusses, die sonst einsam und öde ist, ein rühriges Treiben. Dann kommen von weit und breit aus jener Gegend die Bauern mit ihren Wagen gefahren und fangen Fische. Auch die Hottentotten, die sich dort noch aufhalten, machen sich dann zum Strande und sehen zu, wie sie ihr täglich Brod aus dem Meere finden. Es ist nicht weit vom Strande eine große Salzpfanne; man salzt seine Fische ein und fährt dann mit ein oder zwei Frachten wieder nach Hause. Auch der Bauer in der Uitkomst fand sich alle Jahre zu diesem Fischfang ein. Eben war er wieder zum Märzfischen 1834 am Strande. Da hörte er, daß am nächsten Sonntage, den 16. März, der neue Missionar auf Dornkraal, oder Ebenezer, wie man es jetzt nannte, bei den dortigen Hottentotten seine Eintrittspredigt halten werde. Dabei durfte der Sendlingsvater unmöglich fehlen. Er war damals schon ein Greis von 60 Jahren; das hinderte aber nicht. Er ritt seine 4 Stunden vom Strande nach dem Missionsplatze und freute sich königlich, daß

wieder ein neues Ebenezer für das arme Heidenvolk aufgerichtet wurde und daß es so ganz nahe bei seinem Uitkomst war, etwa 12 Stunden nur fern, war für ihn eine doppelte Freude, und daß er nun die Aussicht hatte, wenn er draußen am Fischen war, regelmäßig des Sonntags in die Kirche gehen zu können, dafür war der liebe Alte seinem Gott ganz besonders dankbar. Es stand auch nicht lange an, so konnte er seine Dankbarkeit beweisen. Man sah nämlich bald, daß man sich mit dem Nilstrom bei Ebenezer verrechnet hatte. Statt alle Jahre auszutreten, wie sein Bruder in Egyptenland, blieb er mannichmal zwei, drei Jahre aus; ja es sind wohl sieben Jahre hingegangen, daß von keiner Ueberschwemmung die Rede war, und es blieb Feld und Vieh von Ebenezer noch magerer als Aehren und Kühe Pharao's. Da kamen die Missionare mit ihren Hottentotten gar manch liebes Mal in's Hungerleiden hinein und wer weiß, was aus ihnen geworden wäre, wenn der alte Vater van Zyl nicht gewesen. Denn das stand nun einmal fest: bei jeder Reise, die er an den Strand machte, kam er nie mit leerer Hand. Dies Mal bracht er zwei Müd Mehl, einen Korb voll Weintrauben und ein Fäßchen Butter; das andere Mal war's ein Müd Roggen, ein Korb voll Apfelsinen, dito ein Fäßchen Butter, dazu verkaufte er 2 Müd Mehl für 10 Thaler cap., wofür man bei andern 40 bis 50 Thaler hätte bezahlen müssen. In der Passionszeit 1839 wollte er sich eben wieder auf die Reise nach dem Strande machen, als S. Hahn von Ebenezer mit dem Wagen auf der Uitkomst vorfuhr. Der arme Schelm suchte Korn, denn es war theure Zeit im Lande und mehr als theuer auf Ebenezer. Vater van Zyl verkaufte ihm für billigen Preis, Juffrouw lud um Gottes Lohn noch gar manches oben darauf, was Frau Hahn in ihrer Küche gut gebrauchen konnte und nun fuhren beide auf Ebenezer zu. Sie kamen spät in der Nacht an. Der Alte war am nächsten Morgen bald wieder auf den Beinen und ließ 3 Müd Mehl Waizen von seinen Knechten zum Geschenk ins Haus stellen, dann setzte er sich mit der Missionsfamilie an den Tisch und nahm, beides geistlich und leiblich, das Frühstück ein. Wie sie so da saßen, stand der alte Vater heimlich auf und ging an seinen Wagen. Als er wieder kam, hatte er einen großen Sack im Arm, setzte sich wieder und fing zu Terlinden an: „Hier, mein Sohn, bringt dir dein Vater auch was mit!“ Damit legte er einen hübschen Berg Birnen, Mandeln, Pfirsichen und Rosinen vor den Missionar hin. — „Hier, meine Tochter, hast du auch etwas!“ und die Frau Hahn bekam auch ihr Theil. Daß die kleinen Spielvögel nicht leer ausgingen, sondern jeder sein Gebschen Rosinen bekam, versteht sich von selbst. Nur Vater Hahn ging leer

aus. Dem lag sein Fischernetz mehr am Herzen, als alle Rosinen und Mandelkerne. So setzte sich der alte freundliche Bauer hin und machte ihm ein neues Stecknetz und besserte das alte große Netz aus, und wie er sah, daß das alte Ding nicht mehr wollte, so versprach er, er wollte ihm ein ganz Neues machen, das nicht wieder so untief ginge, wie das, was sie jetzt hatten und womit sie betrogen waren und das nächste Mal würde er es ihnen mitbringen. Dafür ließ ihn S. Hahn auch jedesmal vom Strande holen, daß er den Sonntag in der Kirche sein konnte und zum Osterfeste hielten sie mit ihm das Abendmahl.

Die Kirche auf Ebenezer ist jetzt stattlich genug. Aber damals, als Vater van Zyl das Abendmahl darinnen hielt, war es ein so elendes Gebäude, daß des Bauern Ochsenstall schöner war, als sie. Das ging dem Alten doch zu Herzen und er drängte die Missionare, sie möchten eine Neue bauen. So sollte denn auch im nächsten Jahre die Hand ans Werk gelegt werden. Zuerst mußte man Steine brechen, und die saßen auf Ebenezer nicht ganz lose und kosteten Arbeit. Nun arbeitete es sich aber mit leerem Magen schlecht, sonderlich wenn man Steine brechen soll, und auf Ebenezer gab es wenig zu beißen und viel zu brechen. Gleich war Hendrik van Zyl bei der Hand und schickte ihnen Mehl zum Geschenk und brachte bald eine weitere tüchtige Fuhre für ein Billiges nach, ohne dafür Fuhrlohn zu nehmen. Als im nächsten Frühjahr der liebe Alte wieder am Fischen war, wurde der Grundstein zur neuen Kirche gelegt. Hahn hatte den Grundstein wohl behauen und ein Loch hinein; dahinein that er Missions-Berichte und eine Chronik von Ebenezer und nun ging es mit den Hottentotten im feierlichen Zuge unter Glockengeläut zur Baustelle. Man sang den 100. Psalm und Hahn betete. Dann stimmten sie den 11. Vers des 118. Psalms an, während Vater van Zyl hinabstieg und den Stein legte. Als der Stein gelegt war, sprach der liebe Alte gar feierlich: „Deze steen zy gelegd in den naam van den drieeenigen God, God den Vader, God den Zon en God den heiligen Geest!“ und bekräftigte das durch Hammerschlag und herzliches Amen. Es hatte schön angefangen zu regnen und alles Volk war voll Freude und Dank. Darauf gingen sie zur alten Kirche, und da noch andere Bauern aus der Nachbarschaft und vom Strande da waren, so wurde eine Collecte für die neue Kirche gehalten. Vater van Zyl machte den Anfang mit 30 Thalern cap. und alles Volk wurde willig zu geben, je nachdem sie vermögend waren. Es wurden 300 cap. Thaler gesammelt.

So in dieser Weise hat Hendrik van Zyl 10 Jahr lang an Eben-

ezer Barmherzigkeit gethan und sich als ein rechter Sendlingsvater bewiesen. „Wenn wir keine Aussicht und Auskunft mehr wissen und haben," pflegte S. Hahn zu sagen, „dann wenden wir uns nach Uitkomst und da werden wir nicht beschämt, sondern bekommen auch uitkomst." Es ist ein wenig stark von Hahn ausgedrückt; man wolle seine Worte nicht auf die Goldwage legen; es hat sie die Liebe und Dankbarkeit geredet. Bald zeigte es sich auch, daß alles Fleisch, selbst das allerbeste, wie Heu ist und daß eine Zeit kommt, wo man auch in der Uitkomst keine Auskunft mehr findet, und die Missionare übel berathen wären, wenn es nicht noch einen andern Sendlingsvater gäbe, als den am Elephantenflusse. Hendrik van Zyl war alt geworden und wie lange war es noch hin, so wurde er zu seinen Vätern versammelt! Er hatte noch ein Paar Wünsche. Alte Leute sehen gern nach der Uhr und van Zyl hatte es in seinem Hausgeräth noch nicht bis zu einer gewöhnlichen Wanduhr gebracht. Er äußerte oft gegen Hahn, daß er wohl gern eine solche haben möchte und ließ zuletzt den Vorstand der Gesellschaft unter herzlichen Grüßen bitten, er möchte ihm doch eine Wanduhr schicken; für Bezahlung würde er väterlich sorgen. Ein solcher Vorstand hat viele Dinge zu besorgen, aber wenn alles so leicht zu beschaffen wäre, wie eine Wanduhr für Uitkomst, so wäre es lange gut. Der Bauer bekam richtig seine Wanduhr, versteht sich zum Geschenk, und als er bald darauf zum Strande fuhr, brachte er ein schönes Fischnetz mit, welches er umsonst für Ebenezer gemacht hatte und damit war die Uhr 10 Mal bezahlt, denn es kostete dort zu machen an 130 cap. Thaler. Und als er wieder nach Hause reiste, hatte ihm Hahn und Kleinschmidt einen hübschen Uhrkasten gemacht, mit einem schönen Grün angestrichen; den lud der liebe Alte auf seinen Wagen, freute sich wie ein Kind, sagte: „Na, myn oude vrouw zal regt bly wezen over dat werkje" und ließ Frau Hahn eine vaterländische Kuh als Präsent zurück, die an 70 Thlr. werth war. Allein Vater van Zyl sah nicht bloß gern nach der Wanduhr, wie alle alten Leute. Noch viel lieber sah er nach einer Uhr, deren Zeiger auf die Ewigkeit weisen, wonach nicht alle alten Leute sehen. Und da hatte er besonders noch einen andern Wunsch, nämlich nach einer Ausgabe von Joh. Arndts „wahrem Christenthum" in holländischer Sprache. Zu dem Buche hatte er es gleichfalls bis dahin immer noch nicht bringen können. Dazu konnte denn auch noch Rath werden und es wurde ihm von hier aus zum Geschenk gemacht. Die Freude war bei dem guten Alten sehr groß, als es ihm Hahn mit zwei Paar Strümpfen in der Uitkomst überreichte. Man fand ihn seitdem viel in dem Buche studiren; auch forschte er jetzt mehr in

Gottes Worte, als sonst, denn sein Sohn Hendrik war nun so weit, daß er ihm ein gutes Theil von der Wirthschaft übergeben konnte. Doch war es das nicht allein, was den Alten mehr in Gottes Wort trieb, daß er nun mehr Zeit hatte, sondern das vielmehr, daß er merkte, er habe nur noch wenig Zeit. Unter dem Segen von Psalm 90, 12 reifte er jetzt von Tag zu Tag, wie eine Frucht, die je länger desto süßer wird. Vor allem war es der theure Artikel von der Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben, welcher dem lieben alten freundlichen Gotteskinde auf der Uitkomst von Tage zu Tage süßer wurde. Wenn er einen so je zuweilen habhaft werden und mit ihm über seines Herzens Trost reden konnte, dann ging das alte Herz in Sprüngen und nahm Flügel wie Adler. So war es einmal im August 1842. Schon ein Paar Tage hatte es unabläßig geregnet und der Bauer war nicht aus seiner Stube gekommen. Da trafen des Abends ganz spät 3 Reiter bis auf die Haut durchnäßt vor seinem Hofe ein. Es waren liebe Gäste, S. Hahn und Lutz von Ebenezer und Hugo Hahn aus dem Namalande. Der letztere suchte einen Bruder für seine Nama, denn er wollte ins Damraland, und die erstern suchten einen Gehülfen für ihren Kirchenbau. Es wurde nach Wupperthal geschrieben, die Brüder dort möchten nach der Uitkomst kommen, man hätte nothwendig mit ihnen zu sprechen. Und so kamen denn noch 4 Missionare, Leipoldt, Budler, Schröder und Wagner. Da war der alte Sendlingsvater noch einmal so recht in aller seiner Herrlichkeit. Sieben Missionare auf einmal hatte er denn doch noch nicht unter seinem Dache gehabt. Es lag aber auch ein ganz besonderer Segen auf dieser Zusammenkunft, daß sich alle wunderten, wie es bei den schweren Anliegen, die man verhandelte, so über Verstehen gut ging. Budler war bereit, sein Wupperthal zu verlassen und ins Namaland zu ziehen, und Wagner entschloß sich, mit an den schweren Kirchenbau in Ebenezer zu gehen. Welch ein Geist in dieser Conferenz unter Hendrik van Zyls Dache wehte, kann man in etwa aus einer Stelle des Briefes von Hugo Hahn sehen, den er von der Uitkomst aus geschrieben hat. „Ist es nicht unsere Aufgabe und Ihr Wunsch, geehrte Väter,“ heißt es da, „daß wir die Kenntniß des Herrn ausbreiten, so weit unsere Stimme dringen kann? Wollen Sie nicht selbst, daß das Licht des Evangelii auf den Scheffel gestellt werde, um von allen, die im Hause sind, gesehen zu werden? Ich spreche ganz offen und bitte darum, vergeben Sie mir, wenn es zu offen ist; aber, geliebte Väter, mein Herz brennt für des Herrn Wort im Namalande und gebe der Herr, daß ich mich in seinem Dienst verzehren könnte. Da steht Klein-Nama-

land einem Kinde gleich, das geboren soll werden, aber es ist keine Kraft dazu da. Groß-Namaland streckt seine Hände aus und ruft: Kommt, kommt und helft uns! Da ist ein Jonker Afrikaner, der aus eigenem Triebe eine Kirche erbauet und mit seinem Volke Gottesdienst hält. Da andere Stämme, die mit Begier jeden aufnehmen, der ihnen nur Gottes Wort verkündigen kann. Und diese Hungernden sind nicht einzelne; nein, es ist ein Hunger, den der Herr nach seiner Verheißung ins Land gesandt hat unter ganze Stämme. Und was sollen wir von den armen, armen Damras, Nawissen rc. sagen? Ach, mein Innerstes bewegt sich vor Erbarmen, wenn ich ihrer gedenke, und eins jammert mich, daß ich mich nicht in hundert Theile zertheilen kann, um ihnen allen die frohe Botschaft bringen zu können! — O geliebte Väter, nehmen Sie uns Budler nicht mehr weg, sondern schicken Sie uns noch vier Brüder, die alle Hände voll zu thun haben. Ich darf wohl sagen: habe ich Gnade gefunden vor Ihren Augen, dann geben Sie meiner Bitte Gehör." Es steckt nun einmal eine wunderbare Kraft darin, wenn so ein alter Vater seine Hände für seine lieben Kinder aufhebt. Wie die Conferenz aus war, sangen die Sieben mit ihren lieben Wirthsleuten zu guterletzt: „De gnade zy met allen"; dann zogen sie fürbaß und segneten das Haus, wo sie Frieden gefunden hatten.

Die meisten von ihnen sahen den Alten nicht wieder. Schon in dem Herbste dieses Jahres litt er viel Schmerzen in seinen Gliedern. Als das Frühjahr 1843 kam, hatte er ein großes Verlangen nach der Schnesbesdrift, seinem alten Badeplatze am Strande; er meinte, ein Seebad würde ihm gut thun. Wie er ankam, wollten sie grade auf Ebenezer die neue Kirche einweihen. Es war viel Jubel unter Jung und Alt, auch der alte Vater van Zyl freuete sich herzlich über den stattlichen Bau; aber es war nicht mehr wie sonst. Er kam noch einmal zum lieben Osterfeste und hielt des Herrn Abendmahl in der neuen Kirche, dann kehrte er matt und müde nach der Uitkomst zurück und sah sein liebes Ebenezer nicht wieder. Er fühlte es auch beim Abschiede und deutete sein Verlangen nach dem Seebade darauf, daß der Herr ihn nochmals habe zu seinem Mahle haben wollen. Seine Schmerzen mehrten sich von Tag zu Tag. Es war ein Jammer und eine Freude zugleich, den lieben Alten auf seinem Bette liegen zu sehen — wie eine Rose unterm Kreuzesdorn. Da hatte er noch einen Wunsch: Wenn doch sein alter Vater Schmelen noch einmal zu ihm käme! Als der davon hörte, machte er sich von seinem Kamachas auf und kam nach Uitkomst. Ich habe nie etwas davon gehört, was die beiden Alten miteinander verhan-

delt haben und fragen kann man sie nicht mehr; sie sind nun beide heimgegangen. Aber Lutz und Hahn erzählen, daß sie jedesmal sich an dem alten Vater erbauet hätten, sobald sie ihn auf seinem Schmerzenslager besuchten. Seine Schmerzen waren groß und Ruhe konnte er in seinem Hause nicht viel haben, danach ist so ein Bauernhaus nicht eingerichtet; aber sie haben nie einen Schmerzenston von ihm gehört; doch wünschte er, daß der Herr bald käme. Unter seinem Kopfkissen lag die Bibel und der Arndt; wenn es irgend sein Zustand erlaubte, so las er darinnen. Ein und dreiviertel Jahre lag er so ganz fest.

Als das Märzfischen 1845 wieder kam, schlich der hohläugige Hunger und böse Seuche auf Ebenezer um, wie nie zuvor. Wo bleibt denn Vater van Zyl mit dem Müd Mehl und dem Fäßchen Butter? Mutter Hahn könnte es jetzt so gut gebrauchen. Und der kleine Theophilus hat lange keine Rosinen gegessen. — Vater van Zyl bringt keine Rosinen mehr. Am 2. März ließ der Herr seinen Diener in Frieden fahren.

---

6. Der Uhrmacher von Surabaya.

Ein Stündchen vor Arolsen in der Grafschaft Waldeck stand vor 70 Jahren eine Mühle. Ob sie jetzt noch steht, weiß ich nicht. Der Müller, welcher damals darinnen wohnte, hieß Emde. Dem wurde im Jahre 1774 ein Junge geboren. Es war nicht sein Erster, es war aber auch nicht sein Letzter; er hatte eben ein ganzes Trüppchen Kinder im Hause. Als der Junge heranwuchs, ging er in die benachbarte Dorfschule, deren Lehrer bei seinen 80 Buben und Mädchen nach guter alter Weise sich in solchen Respekt zu setzen wußte, daß Emde noch nach 60 Jahren im fernen Indien am Hute rückte, wenn er auf seinen alten Schulmeister zu sprechen kam. Der Junge kam aus der Schule und der Vater lehrte ihn sein Handwerk, wozu damals nicht blos das Mahlen, sondern auch das Mühlenbauen gehörte. Es waren aber der Kinder viele und die Reihe am Tische war lang, so daß Mutter Emde mannichmal recht kleine Portionen machen mußte, wenn sie herumkommen wollte. Das gefiel dem jungen Knappen nicht und da er das Gut doch einmal nicht bekam, weil er nicht der Aelteste war, schnürte er sein Bündel und ging in die Fremde. Er war noch nicht 17 Jahre alt. Er schlug sich nach Hessen, ging durch's Thüringische, durch Hannover und endlich nach Westphalen. In Westphalen stand es da-

mals mit der Müllerei nicht sonderlich und das Brod war sehr grob und schwarz; das gefiel dem Emde nicht und als das neue Jahrhundert kam, wanderte er wieder der Mühle vor Arolsen zu.

1801 ließ der Fürst von Waldeck für Holland werben. Ein jüngerer Bruder Emdes hatte Händel mit den Werbern bekommen und war außer Landes gegangen. Es hieß, er sei nach Holland. Da machte sich Emde auf, seinen Bruder zu suchen. An der holländischen Grenze findet man seine Papiere nicht in Ordnung und er soll wieder umkehren. Wie der arme Bursche dasteht und besinnt sich, kommt ein holländischer Courier die Straße daher. Der hatte seinen Bedienten verloren. Wäre man damals schon per Dampf über Arnheim in den Haag gereist, so hätte der gute Herr sich schon die Paar Stunden ohne Bedienten beholfen; da damals aber noch nicht Mode war, seine hundert Meilen zu reisen, ohne sich ein Mal zu rasiren, so war es ihm gerade recht, daß er den deutschen Handwerksburschen traf; er steckte ihn in seine Livree und nun ging's nach Holland hinein. Emde suchte seinen Bruder und suchte, er fand ihn aber nicht. Und als er genug gesucht und dabei die holländischen Mühlen sich besehen hatte, wurde er des Einen wie der Andern müde und wollte wieder heim in seine waldeck'schen Berge ziehen. Da traf er eines Tages noch eben mit holländischen Matrosen zusammen. Die erzählten ihm von einem Lande, wo der Zucker und Kaffee wüchse und wo es keinen Winter gäbe, denn der Sommer höre da nimmer auf. Das Erste glaubte der Waldecker, denn der Zucker und Kaffee waren da und mußten doch wo wachsen. Aber das Zweite konnte er absolut nicht glauben. Er hatte bei seinem alten Schulmeister den Spruch (1 Mos. 8, 22.) gelernt: „So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Saamen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht." Und was ihn der Alte gelehrt, das stand fest trotz allen Matrosen. Indessen, er mochte in Holland fragen, wo er wollte, sie sagten ihm alle, es gäbe ein Land, wo kein Winter wäre; er solle nur nach Indien reisen, so könne er es selber sehen. Das machte dem Mühlknappen viel Unruhe und so sehr er auch die holländischen Windmühlen satt hatte und sich herzlich nach Hause an die lustige Twiste und in den schönen Edergrund zurücksehnte, so war doch das Verlangen, über 1 Mos. 8, 22. ins Reine zu kommen, so mächtig in ihm, daß er dachte, es sei um ein Jahr zu thun, so könne er nach Indien und wieder zurück sein und dann wisse er doch, wie es um den ewigen Sommer stände.

Die Gelegenheit zu einer Reise nach Indien fand sich bald. Er nahm für 10 Monat Handgeld als Matrose auf einem Schiffe, das nach

Batavia fuhr. Es betrug 90 Gulden. Der Handel war nach seiner Meinung so schlecht nicht; das Land zu sehen, wo der Zucker und der Kaffee wachsen und wo kein Winter ist und dann mit 90 Gulden in der Tasche nach Hause zu wandern, das war schon der Mühe werth. Allein es kam anders. Als er nach Batavia gelangte, so wuchs allerdings Zucker und Kaffee da und von dem Winter war auch weit und breit nichts zu spüren; wie er mit 1 Mos. 8, 22. da zurecht gekommen ist, weiß ich nicht; aber das weiß ich, er verlangte herzlich wieder nach Europa zurück und nach einem rechtschaffenen deutschen Winter und hätte alles in der Welt darum gegeben, wenn er seines Vaters Mühlgraben einmal wieder hätte aufeisen können und sollte er braun und blau dabei gefroren sein. Es war jedoch alles Wünschen umsonst nnd er hat nie wieder eine ehrliche deutsche Eisscholle gesehen. Solche handfeste Burschen nämlich, wie er einer war, brauchten die Holländer damals gerade in Batavia zur Bemannung ihrer Kriegsschiffe, unter deren Mannschaft das Klima viele Opfer fordert. Und so wurde Emde gepreßt. Man packte ihn auf ein Kriegsschiff und sandte dasselbe an die Südküste der großen Insel Borneo, woselbst Seeräuber die Schifffahrt sehr unsicher machten und Hunderte ihrer Prahuen die holländischen Kauffahrer plünderten. Der Schooner, auf welchem Emde diente, war bei der großen Stadt Banjermassing stationirt. Mehrere Jahre lang fuhr er auf der Rhede derselben aus und ein, kreuzte an der Küste der Insel und wurde so bekannt mit den Eingebornen, daß er später oft die Dajacken seine Landsleute nannte.

Das Leben auf dem Kriegsschiffe war ruchlos genug. Mit Fluchen und Schandiren stand man auf und mit Fluchen und Schandiren legte man sich nieder. Und je größer die Noth war, um so ärger trieben sie's. Emde war von Natur ein tapferes Herz, aber wenn Noth an Mann ging, vergaß er nicht, was ihm sein alter Schulmeister gesagt hatte: „Rufe den Herrn an in deiner Noth." Seine Kameraden hatten zuweilen gesehen, daß er betete, wenn sie fluchten und seit der Zeit hieß er der „Betbruder" auf dem Schiffe. Nun war es mit Emde's Beten eigentlich so weit gar nicht her; er wußte überhaupt von den Wegen des Herrn nicht viel und ließ oft fünf gerade sein; allein er war einer von den Leuten, die ihren Kopf für sich haben und wenn sie Widerstand finden, erst recht sich auf das steifen und setzen, wovon man sie bringen will. Und so kam er immer mehr mit seinen Kameraden aus einander; ein Sprüchlein aus Gottes Wort, welches er früher gelernt hatte, erwachte nach dem andern in seinem Herzen und ein Mal über das andere übte er sich in Gottes Wegen, wenn die andern

auf Teufels Wegen gingen. Wenn sie mit den Dajacken ihre Schlechtigkeiten trieben, stand Emde und erzählte so einem armen Heiden von dem lebendigen Gott, als wenn er ein Missionar wäre. Und wenn sie ihn „Betbruder" schalten, so ging er hin und betete erst recht und je mehr er in die Uebung kam, desto mehr schmeckte er, was für ein Vergnügen die Seele darin findet, mit dem Herrn Himmels und der Erde zu verkehren, sonderlich, wenn man keinen Menschen hat, mit dem man sich nach Herzenslust unterhalten kann. Darum pflegt noch heute der Alte zu sagen: „Sie haben mich damals aus der Welt hinaus- und in das Himmelreich hineingeschimpft und gelästert."

So hatte Emde fast 6 Jahre auf dem Schiffe zugebracht, als sie eines Tages den Befehl bekamen, die Anker zu lichten. Sie lagen damals gerade auf der Rhede von Banjermassing. Der dortige holländische Resident wollte von Banjer nach Tabenio fahren. Man fuhr des Nachts aus und des Morgens früh kam man im dicken Nebel bei Tabenio an. In einiger Entfernung wurden die Anker geworfen, denn das Meer ist dort sehr seicht und es war eben Ebbe. Als der Nebel fiel, sah man, daß der Strand mit Räuberprahuen wie bedeckt war. Es mochten wohl an 50 Prahuen sein und 1000 Mann darinnen. Die Seeräuber kamen gleich aufs Schiff an. Es war todtstill und kein Lüftchen regte sich, so daß das Schiff, obwohl man auf der Stelle die Anker aufzog, sich nicht drehen und wenden konnte. Die Räuberprahuen aber konnten es mit ihren Rudern und sie rückten hart gegen das Schiff auf der Seite an, wo man ihnen mit den Kanonen nicht beikommen konnte. Mit wüstem Geschrei ruderten sie näher und näher. Ein Pangkalima (Vorfechter) erzählte schon vom Deck der ersten Prahu herab, was sie mit dem Schiffsvolk zu beginnen gedächten. Und das lautete eben nicht erbaulich. Als Emde die große Gefahr sah, schrie er zu seinem Gott und bekam Frieden und Muth ins Herz. Der Resident aber verzweifelte daran, das Schiff gegen die ungeheure Uebermacht halten zu können und um seine Frau und andere Frauen und auch sich selbst nicht in die Hände der blut- und lustgierigen Räuber fallen zu lassen, gab er Befehl, das Schiff in die Luft zu sprengen. Das hört Emde und springt herzu; zum in die Luft springen, meinte er, sei es immer noch Zeit genug, wenn die Räuber wirklich Meister des Decks wären und statt das Leben unnütz wegzuwerfen, sei es besser, erst nach Pflicht und Beruf zu gebrauchen. Das half; er sammelte seine Kameraden und die Kugeln pfiffen herüber und hinüber. Manch Räuber sank in seiner Prahu zusammen, auch mancher von Emde's Kameraden fiel rechts und links; den

Waldecker konnte keines treffen. Mit ruhigem Blicke sieht er die Prahuen immer näher und näher kommen; jetzt sind welche nur noch ein Paar Ruderlängen vom Schiffe fern. Da springt plötzlich der Fallwind auf, wie er an den Küsten jener Inseln zuweilen wehet. Im Nu sind die Segel voll, der Steuermann wirft das Schiff herum, man stürzt an die Kanonen. Von jeder Seite eine volle Lage unter die nahe liegenden, dicht geschaarten Räuberprahuen verwandelt den wüthenden Angriff in die schleunigste Flucht. Noch einige Lagen und das Meer ist mit Prahutrümmern und Leichen bedeckt. Da war der Waldecker eine Zeitlang ein braver Kamerad und guter Mann; aber bald schmückten sich andere mit seinen Lorbeeren und nun zogen die Helden wieder tapfer über den „Betbruder" her.

Das Schiff war indeß nach Surabaya gefahren und da Emde kränklich geworden war, erhielt er die Erlaubniß, in der Stadt zu bleiben, obwohl er seines Dienstes noch nicht entlassen wurde. Als bald darauf die Engländer Java eroberten, kam er endlich vollends frei und wohnte in Surabaya. Es war im Jahre 1811.

Surabaya ist nächst Batavia die größte Handelsstadt auf der Insel Java. Sie liegt an der Küste und wird von dem schönen Flusse Kalimas in zwei Theile getheilt. Wenn man den Fluß hinauffährt, hat man links die Stadt, in welcher die Araber, Chinesen und Javanen wohnen. Die beiden erstern sind des Handels wegen hier und wohnen meistens in steinernen Gebäuden; die Javanen haben aber in der Regel nur Bambushütten. Rechts liegt die holländische Stadt mit vielen schönen breiten Straßen und großen Marktplätzen, mit prächtigen Wohnungen der europäischen Kaufleute und holländischen Beamten besetzt. Eine große Brücke über den Kalimas verbindet beide Stadttheile. Von dem großen Gewühl des Volks, welches sich von allerhand Nation hier zusammenfindet, von der bunten Mannichfaltigkeit der Producte, welche hier zum Kauf geboten werden, von all den Eigenthümlichkeiten der indischen Sitten und Genüsse kann man sich keine Vorstellung machen, wenn man's nicht mit eigenen Augen gesehen hat. In dieser Stadt ließ sich also Emde nieder. Bald fand sich noch ein Deutscher zu ihm, Namens Lampregt, aus Lippstadt in Westphalen, der gleichfalls bei den Holländern Handgeld genommen hatte und so nach Indien gekommen war. Von diesem lernte er Uhren repariren, denn er mußte doch etwas haben, wovon er sein nothdürftiges Auskommen hatte, da mit den Mühlrädern am Kalimas nichts zu machen war. Beide lebten herzbrüderlich mit einander und nahmen sich auch ein Paar Schwestern zu Weibern. Und das waren ein Paar Prinzessinen. — Wie kamen die armen deutschen Schlucker

zu Prinzessinnen? — Das will ich dir sagen. Ehe sich die Holländer Java unterthänig machten, stand die Insel unter einem Kaiser, unter welchem wieder viele kleine Fürsten oder Radschas standen. Als aber 1749 der letzte Kaiser von Java auf seinem Sterbebette zu Gunsten der Holländer für sich und seine Nachkommen abdankte, fiel alle die frühere Herrlichkeit über den Haufen und die fürstlichen Familien wurden arm und gering ohne Macht und Ehren. So lebten denn auch damals zu Surabaya die letzten Sprossen eines alten javanischen Fürstenhauses, gering und verachtet. Wie Emde und Lambregt bei denen Eingang gefunden, weiß ich nicht; genug, sie freieten zwei Töchter des Hauses, obwohl die Familie mohammedanisch war, wie alle Javanen. Es waren eben für so ein Paar arme Burschen keine Europäerinnen in Surabaya zu haben. Auch war noch viel Anderes nicht zu haben, was sie gern gehabt hätten. Es wurde kein Gottesdienst gehalten, es war kein Prediger da, kein Mensch kümmerte sich um Gottes Wort, obwohl die ganze holländische Stadt voll getaufter Christen steckt. Da mußten die beiden so ganz still für sich leben und wer weiß, was aus ihrem Bischen Christenthum geworden wäre, wenn sich nicht Hülfe gefunden hätte.

Es war im Jahre 1814, als ein Missionar in Surabaya ankam. Er war von der Londoner Missionsgesellschaft gesandt und sollte nach der Insel Amboina reisen. Sein Name war Kam. Er traf gerade zu einer Zeit in Surabaya ein, in der wegen der Unsicherheit der See wenig Schiffe auszulaufen pflegen. Auch Kam konnte kein Schiff bekommen und mußte sich in Geduld schicken. Es fand sich indessen Arbeit für ihn. Er lernte Emde kennen und sah bald, daß in dem etwas anderes steckte, als in den übrigen Leuten zu Surabaya. Auch Emde's Schwager stellte sich ein und noch einige Holländer. Die kamen mit Kam zusammen und ließen sich von ihm in dem Worte Gottes unterweisen. Er führte sie auf das Eine Nothwendige, was allen zusammen, auch dem Emde, noch nicht aufgegangen war und es erwies sich dasselbe als eine Gotteskraft, die sie von der Welt rechtschaffen zu Gott bekehrte und ein Feuer in Surabaya angezündet hat, was bis auf diesen Tag noch nicht verloschen ist. Als Kam endlich weiterziehen mußte, forderte er Emde auf, das Werk fortzusetzen. Das hat der treulich gethan. Die Hand voll Leute kam alle Abend der Reihe nach bei dreien von ihnen zusammen; sie sangen ein Lied, Emde betete und las einen Abschnitt aus der Bibel und erklärte ihn, so gut es gehen wollte.

So lange sie ihrer wenige waren, beachtete man sie wenig und störte sie nicht. Als aber eine Kohle die andere anzündete und die Versammlun-

gen zahlreicher besucht wurden, da wandte sich das Blatt und es ging in Surabaya, wie überall in der Welt. Und daß es in Surabaya so ging, wundert mich gerade recht nicht; denn dort, wie in ganz Indien, sitzt unter Christen und Nichtchristen das Fleisch auf dem Thron und das kann es nicht leiden, wenn der Geist es in seiner Ruhe stört. Bald war der Uhrmacher in der Stadt so bekannt, wie ein bunter Hund und der Pöbel schimpfte und spottete hinter ihm drein, wenn er über die Straße ging, begrüßte sein Häuschen am Kalimas mit Steinen, wenn Abends die Versammlung bei ihm war, beklebte es mit den scandalösesten Bildern und verunreinigte es auf die ekelhafteste Weise. Der alte Waldecker hat noch jetzt eine ganze Sammlung von diesen Bildern aus jener Zeit, denn er hat sie alle aufgehoben. Da kann man ihn sehen mit der Bibel in der einen und mit der Flasche in der andern Hand u. s. w. Auch erzählte man sich die greulichsten Dinge, die die Leute in der Versammlung treiben sollten. Emde hatte ein gutes Gewissen und ein tapferes Herz. So ging's. Es sollte aber noch schärfer kommen. Eine Zeit lang hatten sie die Freude, daß ein Missionar in der Kirche der Stadt das Predigtamt versah. Von ihm wurden auch die beiden Frauen Emde's und Lambregt's getauft, die herzlich gläubig an den Herrn Jesus geworden waren. Allein 1820 setzte man einen eigenen holländischen Prediger in die Stadtkirche. Er predigte Moral und wußte blutwenig vom Glauben. Emde und seine Freunde besuchten aber pünktlich die Kirche, ja sie waren oft die einzigen darinnen, wenn Abends vorher Komödie gewesen war. Nach der Kirche gingen sie zu dem einen oder dem andern, knieten dann zusammen nieder und Emde betete, daß der Herr „das gehörte Wort an den Herzen aller Zuhörer mit Gnade von oben salben, über Lehrer, Gemeinde, die ganze Stadt und Umgegend den Geist der Selbsterkenntniß, der Gnade, der Buße, Weisheit, Liebe, Demuth und des Glaubens im vollen Maße ausgießen, ihnen besonders am Tage des Herrn einen reichen Segen schenken, sie in der Woche vor Sünden und Fehltritten bewahren und ihnen Kraft schenken wolle, als Kinder des Lichts zu wandeln." Dann gingen sie ruhig nach Hause. Sonntags Nachmittag unterrichtete Emde seine Hausgenossen, wie es einem christlichen Hausvater zusteht, hielt auch alle Morgen und Abend seine Andacht mit ihnen. Allein er fand keine Gnade bei seinem Prediger. In dessen Augen war und blieb er ein Schwärmer und gefährlicher Mensch und als alles Abkanzeln umsonst war, wurde Emde vor den Fiskal der Stadt zur Verantwortung gezogen. Da hat er sich denn tapfer verantwortet und bewies dem Prediger in Gegenwart des Fiskals aus der Bibel, daß derselbe den

Leuten durch seine erbärmlichen Predigten das Himmelreich verschlösse und die, welche hineinwollten, nicht hineinließe. Dagegen konnte der Fiskal nichts einwenden; weil aber Emde den geistlichen Beamten in dessen Amtswürde beleidigt hätte, solle er auf so und so viele Wochen ins Gefängniß wandern. Und Emde wanderte. Man legte ein Schloß vor die Thür; aber vor den Mund konnten sie ihm keins legen und so fing er denn an, zu seinen Mitgefangenen von der Gnade und Sünderliebe des Heilandes zu reden und so gewaltig, daß dem Fiskal angst und bang wurde, es möchte die Schwärmerei auch im Gefängniß ausbrechen. Emde hatte seine Zeit noch lange nicht abgesessen, als man ihn schon wieder laufen ließ. Es wurde sodann eine Anklage beim Gouverneur-General in Batavia gegen ihn eingereicht; allein da müssen sie vor die unrechte Schmiede gekommen sein. So viel ist wenigstens gewiß, daß bald darauf die Anklagen gegen den Uhrmacher verstummten und die Versammlungen ungestörten Fortgang hatten.

Emde hat es nie vergessen, daß er seine kräftigste Erweckung einem Missionar verdankt; er ist deßhalb allzeit auf das Fleißigste bemüht gewesen, die Zwecke der Mission zu fördern, wo und wie er nur vermochte. In seinem Häuschen hat er seit vielen Jahren fast alle Missionare Hinterindiens beherbergt, englische, holländische, nordamerikanische, auch die rheinischen Missionare hat er oft wochenlang bei sich gehabt. Er war der Sendlingsvater Hinterindiens, wie es ehemals van Zyl auf der Uitkomst für Süd-West-Afrika war und hatte ein Paar Stübchen eigens für die durchreisenden Missionare eingerichtet, die die „Prophetenstübchen" hießen. Da man oft wochenlang bei ihm bleiben mußte, weil die Schiffe nicht fuhren, zahlte man eine für Indien sehr billige Miethe und hatte einen Wirth an dem Hausvater, der durch seinen Glaubensmuth und seine Erfahrung hundertfältig mehr gab, als er empfing und einem Glaubensboten Christi auf seinem sauren Wege zu großer Erquickung diente. Er blieb herzstärkend bis auf die letzte Minute. Und die liebreiche, sorgliche Hausfrau gab wohl noch einen tüchtigen Korb voll Pisang und Mango mit auf's Schiff, die vortrefflich schmeckten. — Bei diesem häufigen Verkehr mit Missionaren wurde es Emde nicht schwer, unter seinen Freunden in Surabaya einen Missionsverein zu Stande zu bringen. Der Verein ist nicht groß und seine Kraft ist klein; aber er ist ein rechtes Beispiel davon, wie auch bei kleiner Kraft viel ausgerichtet werden kann, wenn nur Treue vorhanden ist. Emde ist die Seele des Vereins. Man interessirte sich zwar sehr lebendig für die Stationen, auf welchen die Missionare arbeiteten, welche man bei ihrer Durchreise hatte kennen

gelernt. Man betete fleißig für sie, lies es auch hie und da an Handreichung nicht fehlen. So haben unter anderm einige Missionsstationen Hinterindiens Glocken aufzuweisen, welche sie von diesem Vereine geschenkt bekommen haben. Auch die rheinische Mission auf Borneo hat welche erhalten. Es gab indessen in Surabaya selbst so viel zu läuten, daß man sich unmöglich damit begnügen konnte, nur in der Ferne läuten zu lassen. Emde wurde selbst ein Missionar für innere und äußere Mission.

Er blieb dabei zunächst ruhig auf seiner Werkstatt sitzen. Von jeher ein fleißiger Arbeiter, versäumte er nicht leicht sein Geschäft. Obwohl im hohen Alter sein Augenlicht abgenommen hatte, arbeitete er doch redlich weiter. Da sitzt er unter seinen Patienten, wie er seine Uhren nennt und man geht ein und aus bei ihm. Es dauert keine zwei Minuten, so ist er mit jedem, der zu ihm kommt, in einem geistlichen Gespräche. Das versteht er meisterlich. Und dabei sieht er keine Person an. Es muß ihm jedermann, hoch und gering, Stand halten. Und dann geht es frisch von der Leber weg, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Es trat einmal ein höherer Offizier zu ihm ein, um seine Uhr reinmachen zu lassen; sie sei „verteufelt" schmutzig. „Die Uhr will ich schon reinmachen," meinte Emde; „aber es ist die Frage, was schmutziger ist, Ihre Uhr oder Ihr Herz." Und so war er gleich auf seinem Texte und legte dem Offizier ruhig auseinander, daß nur Gott das Herz rein machen könne und daß es ungereinigt zum Teufel fahren müßte. Ein anderes Mal kommt wieder ein vornehmer Herr in die Werkstatt und hatte auch etwas an seiner Uhr zu repariren. Emde nimmt die Uhr und der Herr besieht sich derweil eine christliche Gedenktafel, die da an der Wand hing. „Verstehen Sie auch, was Sie lesen?" wendete sich Emde zu ihm. Der Herr sieht sich den Alten von unten bis oben an und fragt verächtlich: „Denken Sie denn, daß ich ein Kind bin?" — „Ja wirklich, das dachte ich, oder doch, daß Sie eins zu werden wünschen, weil doch nur solchen das Himmelreich gehört." Der vornehme Herr empfahl sich eiligst. „Mag er darüber nachdenken," sagte der alte Waldecker. Durch solch freimüthiges Zeugniß von der Wahrheit hatte er ein hübsches kleines Häufchen zusammengebracht, welches die Wahrheit liebte. Leider waren nur wenige Europäer darunter, die meisten waren Lipplappen, wie man in Indien die Abkömmlinge von Europäern und Eingebornen nennt. Sie haben sich eine große geräumige Pandoppo gebaubt, ein freies Haus, das recht kühl ist, da seine Seitenwände nur aus Vorhängen bestehen, welche man nach Umständen aufziehen und niederlassen kann; das Dach ruhet auf Pfeilern. Hier kamen sie zu gemeinsamer Andacht zusammen. — Sie ha-

ben noch mehr gethan. Die Lipplappen sprechen dort in der Regel malaiisch; nur wenige verstehen das Holländische. Nun gab es zwar etliche Uebersetzungen des N. Testaments in malaiischer Sprache; sie waren aber in so verschrobenem gelehrten Malaiisch abgefaßt, daß der gemeine Mann wenig davon verstehen konnte. Das fühlte Emde und seine Freunde bald und sie gingen daran, in ihren Abendversammlungen das N. Testament in currentes Malaiisch, wie es zu Surabaya gesprochen wird, zu übersetzen. Sie haben 10 Jahre lang daran gesessen und es ist etwas daraus geworden, was man bei der Bildung solcher Leute, wie Emde war, nicht sollte erwartet haben. „Aber wir haben auch dabei gebetet," sagte Emde. Und sie haben auch dafür gegeben; denn als die Uebersetzung vollendet war, da waren auch die 16,000 Gulden zusammengesteuert, welche der Druck gekostet hat. Und sie hatten nun ein N. Testament, was jedermann in der Stadt lesen konnte.

Mit dieser Wirksamkeit unter den Christen begnügte sich Emde aber nicht. Er hatte eine Eingeborne geheirathet; wie hätte er die Javanen unversorgt lassen können, die gewissermaßen seine Hausgenossen geworden waren. Die Javanen sind, wie schon gesagt, sämmtlich Muselmänner; sie haben aber von ihrem früheren Heidenthum, ehe sie zum Islam bekehrt wurden, soviel übrig behalten, daß man sie fast für Heiden halten kann. Die größte Schwierigkeit, welche sich Emden entgegenstellte, war, daß er die javanische Sprache nicht verstand und er war zu alt und zu wenig sprachgewandt, um sie noch erlernen zu können. Das schreckte ihn indessen nicht ab. Er that, was er konnte. Missionare hatten bereits Tractate in javanischer Sprache drucken lassen, die kaufte und vertheilte er unter die Javanen. Mit Hülfe seiner Frau und Tochter wurden auch etliche gute holländische Tractate ins Javanische übersetzt und geschrieben vertheilt. Emde ließ auch schöne Kernsprüche der Schrift in javanischer Sprache auf Zettel schreiben und die klebte er auf den Märkten, an besuchten Häusern der Javanen u. s. w. an, daß es jedermann lesen konnte. Er und etliche seiner Freunde waren in diesem Geschäfte unermüdlich. Eine große Freude für sie war es, als der Missionar Brückner eine javanische Uebersetzung des N. Testamentes herausgab. Sie wurde gleichfalls unter die Eingeborenen in und um Surabaya vertheilt. Auch nöthigte er oft die Javanen, die Abendversammlungen zu besuchen, wo ihnen seine Frau und noch ein Freund, der etwas Javanisch verstand, die Heilslehren einfältig mittheilte. Lange, viele Jahre lang trieb Emde und seine Freunde diese Arbeit. Es schien, als brächten sie ihre Kraft und Mühe ganz vergebens zu. Es wurde zwar der

Vater der Frau Emde und noch eine Schwester derselben getauft; aber sonst erfuhr man zu Surabaya, was man anderwärts bei der Mission unter den Muselmännern erfahren hat, was auch die rheinische Mission in Banjermassing, dicht vor der Thür von Surabaya, nun seit 14 Jahren erfährt: es ist die schwierigste und undankbarste, die es giebt. Allein auch der Schein des Halbmondes soll vor dem Glanze der Sonne der Gerechtigkeit erbleichen. Der alte Waldecker hat es erfahren und sein Name wird unter den Glaubenshelden genannt werden, die die ersten auf der Mauer der stolzen Burg des falschen Propheten waren.

Es mochte so um das Jahr 1840 sein, als eines Tages ein alter Javan zu Emde in die Werkstatt trat. Er war aus dem benachbarten javanischen Dorfe Wioong und Priester daselbst seit 24 Jahren. Emde hatte ihm vor einiger Zeit einen Tractat gegeben. Er konnte nicht mit ihm reden und mußte seine Frau herbeirufen. Der entdeckte nun der Priester, daß er den Tractat gelesen habe und was er darinnen gefunden, hätte seine Seele so tief bewegt, daß er willens sei, sein Priesterthum aufzugeben und an den Herrn Jesus zu glauben; doch verlange er noch Aufschluß über dies und jenes in dem Tractate. Es wurde ihm von Herzen gern der Aufschluß ertheilt und der Alte ging wieder. Er nahm seine Leute in Wioong zusammen und las ihnen den Tractat vor. Es entstand eine große Bewegung, als man den Priester so reden hörte und nicht bloß in Wioong, sondern auch noch in andern benachbarten Dessas; die Javanen kamen haufenweise, um den alten Priester zu hören. Der war selbst nur ein Anfänger und es blieb ihm nichts anderes übrig, als die Leute nach Surabaya zu Emdens zu weisen, da er nicht auf Alles Antwort geben konnte. „Lange Zeit hatte ich eifrig gegen Mohammed zu Feld gelegen," erzählte Emde, „aber der Herr wollte mich lehren, daß er mich nicht nöthig hätte und daß sein Werk nicht durch Macht und Gewalt, sondern durch seinen Geist allein geschieht; sieh, als ich beinahe schon die Hoffnung aufgegeben hatte, wurde mein Häuschen voll und immer voller Javanen, die zwei bis drei Tagereisen weit kamen und Unterricht über den Herrn Jesus haben wollten, zuweilen mehr als 100 auf ein Mal." Das war der Anfang einer Bewegung, die bis auf diese Zeit noch nicht stille geworden ist. Mehrere von diesen Erweckten begehrten die Taufe. Als sie bei dem Prediger zu Surabaya darum nachsuchten, machte man große Schwierigkeiten; man argwöhnte allerhand unlautere Absichten, fürchtete auch die Aufregung unter den Eingeborenen und wies sie ab. Fünf Jahre lang hielten sie sich so hin, etwa 20 Menschen, kamen alle Abend zusammen, sangen, beteten und lasen Gottes Wort aus

dem N. Testament, welches sie von Emde erhalten hatten; auch besuchten sie in Surabaya die Versammlungen. Das Verlangen nach dem Sacramente wuchs aber immer mehr und endlich verlangten sie alles Ernstes, getauft zu werden. Emde wurde als der Anstifter dieser Verlegenheit betrachtet und mußte wieder vor der Behörde erscheinen, er solle sagen, was die Javanen wollten. Die Javanen möchte man selber fragen, sie könnten ja reden, erwiederte der Alte. Und nun wurden die Armen vorgenommen und gefragt in Kreuz und Quer; aber es wollte sich mit aller Kunst und Gewalt nicht herausfragen lassen, was sie unlauterer Absichten verdächtig machte, und da sie gut Rede und Antwort geben konnten, als sie um die Heilswahrheiten gefragt wurden, so mußte man sie zur Taufe lassen. Es war ein großer Festtag für Emden, der 12. Dezember 1843, an welchem 18 Männer, 12 Frauen und 5 Kinder der Javanen die heilige Taufe empfingen. Seit der Zeit sind noch mehrere solcher Festtage gefolgt, aus den getauften Javanen standen selbst Katecheten auf und lehreten das Volk, man hat auch von Rotterdam aus Missionare in die Nähe von Surabaya gesandt, die vielen Segen ihrer Arbeit gesehen haben. In Surabaya setzte der Alte, so weit es sein Alter zuließ, sein Werk an den Javanen fort und hatte noch die Freude, daß seine einzige Tochter von der Missionsgesellschaft in Rotterdam eigens in den Dienst genommen wurde.

Des Alten Tage neigten sich. Es blieb aber sein Lieblingstext Ezechiel 36, 19—38. Man mußte ihn in der Versammlung denselben auslegen und darüber beten hören! Es prägte sich darin der Kern seines Wesens ab, der tiefe Ernst der Heiligung, der in dem Manne lag, der, wenn man ihn nicht genauer darauf ansah, fast meinen lassen mochte, als ließe er den Trost und das Labsal der Gnade und Erbarmung Gottes etwas bei Seite liegen. Er war aber ein echtes Gottes-Kind voller Einfalt und fröhlichen getrosten Glaubens, ein Mensch aus einem Guß, ohne Kunst, allen „gelehrten Professoren" von Herzen gram, genügsam, ein Deutscher und arm geblieben — mitten in Indien. Seine Tochter führte den Haushalt, denn seine Frau war ihm selig vorangegangen. Und er wollte nun bald nach. Wenn er sein wunderliches, mitunter etwas unverständliches Gemisch von Holländisch, Deutsch, Malaiisch und Englisch daherredete, so meinte er wohl beiher, es sei Zeit für ihn, daß er in den Himmel komme, denn auf Erden käme er nicht einmal mehr mit der Sprache zurecht. Aber auch in diesem Heimweh wieder sein tiefer Ernst, wie er es einmal gegen einen Missionar aussprach, den er beim Abschied um dessen Fürbitte gebeten hatte. „Ich brauche es gar sehr nöthig," setzte

der Alte hinzu, und wie der andere sich wundert, daß er als ein Greis und erfahrener Christ noch so ängstlich sei, sagte er: „Frage nur den Steuermann, ob nicht sein Weg schwieriger und banger wird, je näher er Hafen und Land im Gesicht hat.“ In etwa war sein Weg leichter geworden. Seine Javanen machten ihm herzliche Freude. Sie achteten und liebten ihn, als ihren geistlichen Vater, und wo sie ihm einen Dienst erweisen konnten, waren sie bald bei der Hand. Als einmal der Kalimas den Weg vor seinem Hause zerrissen hatte und die Polizei dem armen Uhrmacher ankündigte, er müsse den Weg wieder herstellen lassen, hörten das kaum die Javanen, so kamen sie auch schon, trugen 14 Fuß lange Pfähle und sonstiges Holz herbei und stellten den Weg wieder her. Auch das Gespött der Leute in Surabaya hatte fast ganz aufgehört. Man hatte sich überzeugt, daß der Mann es ehrlich meinte und viele Spötter hatten sogar Respect vor ihm bekommen, wenn sie ihn auch einen komischen Gesellen nannten. Und er hatte allerdings für die, welche zwischen Kern und Schale nicht zu unterscheiden wußten, etwas Wunderliches an sich. Wenn er so des Sonntags in der Frühe zur Kirche ging, so gabs ein solches Exemplar in ganz Surabaya nicht weiter. Eine lange, sehr magere, noch im hohen Alter kerzengrade Gestalt, mit einem ganz kahlen Kopfe, großen buschigen Augenbraunen, einer ziemlich finstern Miene, Rock und Hosen mitten im heißen Indien von grobem Tuche und noch mit dem Schnitte von 1801, als er aus Waldeck ging, die Hose in hohe dicke Stiefeln gesteckt, in der einen Hand einen Stab, unter dem andern Arme ein großes Gesangbuch — so ging er dahin mit gewaltigen Schritten, ohne daß sich an der ganzen Gestalt was anderes bewegte, als die Beine. Wenige drehen sich noch um nach ihm; man kennt den Alten schon; nur auf der Hauptwache, die er passiren muß, reden sie ihn an: „Nu, du alter Himmelsdragoner, gehst du wieder beten?“ und eine Portion Flüche hinterdrein. Emde wendet sich halb um: „Betet nur, Jungens, betet nur! es wird früh genug erhört werden!“ —

Er hatte in den funfziger Jahren manch rheinischen Missionar nach Borneo ziehen sehen und jedes Mal mit neuer Freude, denn er konnte die Dajacken nicht vergessen; auf das Lebhafteste interessirte er sich für die rheinische Missionspresse in Banjermassing — da kam 1859 im Mai der unglückliche Malaienaufstand auf Borneo, der die ganze Dajackenmission über den Haufen warf. Der alte treue Mann hat es nicht mehr erlebt; kurz vor dem Unglück ward er hingerafft und ruhet nun in seiner Kammer.

---

7. Fünf und zwanzig Jahre in Stellenbosch.

Am 7. October 1829 waren die ersten rheinischen Missionare in der Capstadt gelandet. Unter ihnen war Paulus Daniel Lückhoff, der einzige Elberfelder, der überhaupt bis jetzt im Dienste der rheinischen Gesellschaft ausgegangen ist; er war damals 26 Jahre alt. Wie alle, so war auch er sehr verlegen, wohin er sich zu den Heiden wenden sollte; man wußte zu Hause damals noch wenig Bescheid und hatte die Vier an den Rath englischer Freunde am Cap gewiesen, der ihnen aber bald als sehr mißlich erschien. Da ließ denn der barmherzige Gott nicht lange auf sich warten, denn es dauerte nur etliche Wochen, so erschien von Stellenbosch eine Deputation in der Capstadt und wollte Lückhoff zu ihrem Missionar haben. Die Deputirten waren keine Heiden, sondern ehrliche Christenmenschen, Stellenboscher, und Stellenbosch ist ein schon lange bestehendes Dorf holländischer Colonisten, etliche Meilen von der Capstadt. Die Colonisten hatten damals sämmtlich Sclaven, meistens Neger, Mozambiquer, auch Malaien und hier in Stellenbosch bestand sei 1800 unter einigen gottesfürchtigen Colonisten eine kleine Missionsgesellschaft, welche einen eigenen Missionar unterhielt, um die Farbigen im Worte Gottes unterweisen zu lassen, denn der Prediger von Stellenbosch nahm sich derselben weiter nicht an und viele Colonisten ließen ihre Sclaven aufwachsen, wie das Vieh. Man zählte aber damals in Stellenbosch und eine Stunde im Umkreise an 2000 Sclaven. Leider waren die beiden Missionare, welche die Stellenboscher Gesellschaft in den 29 Jahren ihres Bestehens gehabt hatte, nicht sonderlich vom Fleck gekommen, in der Gesellschaft selber war auch nicht gerade ein brennender Eifer für des Herrn Sache, doch immer noch einige Glieder vorhanden, welche sich dieselbe zu Herzen nahmen. Und kaum hörten die, daß deutsche Missionare in der Stadt wären, so faßten die Vorsteher der Gesellschaft den Entschluß, um einen derselben für Stellenbosch zu werben, da sie schon seit einiger Zeit keinen Missionar mehr hatten. Und ihre Wahl fiel auf Lückhoff. Der mußte dann auch zur Predigt nach Stellenbosch hinaus. „Das Licht geht uns auf in der Finsterniß,“ sagten die Sclaven eines Colonisten, als sie aus der Kirche kamen und einstimmig erwählten die Vorsteher der Gesellschaft Lückhoff zu ihrem Missionar. Der konnte natürlich nicht auf der Stelle zusagen, sondern mußte es erst mit den drei andern berathen, es stellten sich auch mancherlei Bedenken von gewisser Seite in den Weg, bis denn endlich, wie es bei solchem Hangen und Bangen zu gehen pflegt, der Herr in seiner Weise durchbrach. Wie Lückhoff so nicht weiß, was er thun soll

und eben wieder ein drängender Brief von Stellenbosch angekommen war, geht er des Abends in eine capstädtische Kirche, wo grade ein Missionar predigte. Der hatte zum Text 2 Mose 14, 15: „Was schreiest du zu mir? sagt den Kindern Israel, daß sie ziehen" und das wußte er für Lückhoff so vortrefflich herauszustreichen, daß der nach Hause ging und den dreien erklärte, jetzt wäre es sein Wille, nach Stellenbosch zu ziehen; die hatten nichts dagegen und am nächsten Epiphaniastage, den 6. Januar 1830, hielt Lückhoff seine Antrittspredigt auf Stellenbosch. Dabei ging es denn ganz so zu, wie hier zu Lande ein Prediger in sein Amt gesetzt wird. Die Missionsgesellschaft hatte schon seit Jahren eine eigene kleine Kirche für die Farbigen bauen lassen, die etwa 500 Zuhörer faßte. In den vorderen Bänken saßen die Vorsteher der Gesellschaft und hinter ihnen die Sclaven. Aber keine Gemeinde war da. Die beiden früheren Missionare hatten im Ganzen nur 13 Heiden getauft, welche theils gestorben, theils weggezogen waren. Die Menschen, welche sich in und draußen vor der Capelle befanden, waren alle bloße Heiden. Der Prediger in Stellenbosch führte durch eine Ansprache Lückhoff als ihren Missionar ein und dann predigte dieser selber über Apostelgesch. 10, 29: „Darum habe ich mich nicht geweigert zu kommen, als ich bin hergefordert. So frage ich euch nun, warum ihr mich habt lassen fordern." Daß die Weisen aus dem Morgenlande am Epiphaniastage auch mit zur Sprache kamen, versteht sich von selbst.

Das war der Anfang der rheinischen Mission in Stellenbosch. Ich sage „rheinische Mission," denn, obwohl Lückhoff von der Stellenboscher Gesellschaft als ihr Missionar angenommen wurde und auch von ihr seinen Unterhalt erhielt, blieb er doch unter der Leitung seines heimathlichen Vorstandes. Ein Paar alte gottselige Leute nahmen ihn zur Herberge in ihr Haus und er lebte, wie ihr Kind, bei ihnen.

Zu thun gab es genug und über Langeweile hatte der Missionar sich nicht zu beklagen. Außer der öffentlichen Predigt am Sonntage und ein Paar Mal in der Woche des Abends hatte er besonders drei Arbeitsstätten. Die eine war die Abendschule; sie wurde mit Erwachsenen gehalten, so viele ihrer willig zum Lernen waren; es ging in derselben vor allen um Erkenntniß aus Gottes Wort. Ich merke noch an, daß der Missionar holländisch sprach, was alle Farbigen dort verstehen. Die andere Arbeitsstätte war das Gefängniß des Dorfes. Hier fanden sich nicht blos Sclaven, sondern auch Hottentotten und Bastard, welche ihre Verbrechen abbüßten, lauter Heiden, und dem Missionar war eigends von der Obrigkeit die geistliche Pflege der Gefangenen übergeben. Die dritte war außerhalb des

Dorfes. Rund um Stellenbosch lagen die Höfe der Colonisten und unter ihnen mehrere der Vorsteher der Gesellschaft; auf allen diesen Höfen waren Sclaven und Lückhoff reiste herum, um diesen Leuten Gottes Wort zu predigen. Wandte er wöchentlich zwei Tage zu diesen Besuchen an, so brauchte er mehr als 8 Wochen, um seine Runde gemacht zu haben. Er hatte da oft 40, 60, 100 Sclaven zu Zuhörern, welche meistens bereitwillig von ihren Herren in die Abendstunden gesandt wurden. Auch muß ich noch anmerken, daß der Missionar von vielen gottesfürchtigen Christen gesucht wurde, theils zu Krankenbesuchen, theils zu Stundenhalten, denn es war damals mit dem Ortsprediger nicht sonderlich bestellt.

Die Verkommenheit unter den Farbigen war groß und die Arbeit unter ihnen sehr sauer. Ein Vorfall wie dieser war nicht ungewöhnlich. Lückhoff fragte in der Sonntagskatechisation: „Woher habt ihr und alles, was ist, seinen Ursprung?“ Von 100 Sclaven antwortete Niemand. Die Frage wurde 4 Mal gethan, um sie zum Nachdenken zu bringen. Endlich steht ein 40jähriger Sclave auf und antwortete. „van den duivel.“ Doch fanden sich von Anfang an immer einige, welche die saure Mühe durch den Fleiß versüßten, den sie anwandten, um zum Genuß des Heils zu gelangen. Viele machten freilich auch vielen Verdruß und das thaten nicht bloß die Heiden; auf Stellenbosch gab es auch unter den Christen viele Feinde der Wahrheit, denen die Missionsarbeit ein Spott war. Sie verfolgten Lückhoff mit Pasquillen, warfen die Fenster der Schule ein, setzten einen Korb voll Steine vor die Kirchthür und was dergleichen Bubenstreiche mehr sind, welche des Teufels Schelme in aller Welt verüben. Auch die Muselmänner regten sich wacker. Es war damals schon die Zeit, daß unter den Sclaven, namentlich unter Malaien, der falsche Prophet eine starke Mission treiben ließ und seine Werkzeuge waren auch in Stellenbosch thätig. Es konnte natürlich Ismael seine Art nicht verläugnen; er mußte gegen den Sohn der Freien an, der ihm in's Gehege gekommen war. Er hat Lückhoff in den ersten Jahren bitter genug widerstanden.

Die erste Frucht seiner Arbeit durfte der Missionar am 13. März 1831 ernten. Es war eine alte 60jährige Frau, die sich aus ihrem Sclavenstande freigekauft hatte. Aurora, zu deutsch „die Morgenröthe,“ war der heidnische Name dieses Erstlings der ganzen rhein. Mission, der an jenem Tage in den Tod des Herrn getauft wurde. Diesem Frühroth ist ein lieber seliger Morgen in dieser Arbeit gefolgt. Gelobt sei Gott! Man lästerte zwar in Stellenbosch über das alte Weib, aber wo thut man das nicht? und Lückhoff wurde für alle diese Schmach reichlich durch die lebendige

Theilnahme entschädigt, welche ein kleiner Kreis gottseliger Leute auf dem Dorfe seiner Arbeit zuwandte. Ich muß da besonders drei Frauen erwähnen, welche sich ganz allein der Tagesschule für Heidenfrauen mit rastlosem Eifer jahrelang angenommen haben. Desgleichen habe ich das Gedächtniß eines gottseligen Mannes zu erneuern, der mit derselben Treue und Hingebung in der Abendschule Lückhoffs half und oft dieselbe ganz allein hielt, während der Missionar krank oder draußen war. Und das alles um Christi willen. Nicht grade an den Kleinen. In den ersten Jahren war so viel für die Großen zu thun, daß die Kleinen etwas bei Seite liegen blieben. Alle die vorhin genannten Schulen waren von Erwachsenen besucht. Allein bald zeigte es sich doch, wie sehr nöthig es sei, die Kinder in regelmäßige Schulpflege zu nehmen und so wurde denn nach 3 Jahren etwa zu einer Kinderschule übergegangen, neben der natürlich die Schulen für die Erwachsenen fortbestanden. Miss. Wachtendonk wurde zu dem Ende Lückhoff, der sich um diese Zeit mit einer Stellenboscherin verheirathete und ein eigenes Wohnhaus geschenkt bekam, zur Hülfe gegeben. Er blieb zwar nicht lange in der Arbeit, indem er schon im Jahre darauf starb; statt seiner trat aber Miss. Külpmann ein, der hier neben Lückhoff seine Missionslaufbahn begann. Es war etwa dieselbe Zeit, in welcher noch eine andere Hülfe mit eintrat, die bis auf diesen Tag daselbst in Segen wirksam ist, die Schwester Kähler nämlich, die liebe Diakonissin der Stellenboscher Gemeinde. Sie ist unter Kreuz und Thränen in ihr Amt getreten. Nicht sehr weit vom Dorfe ertrank ihr Mann; er war eben erst als Missionar ans Cap gekommen. Seine Wittwe blieb in Stellenbosch und fand auch gleich mit den obenerwähnten 3 Frauen in der Frauenschule so viel zu thun und der Herr gab so vielen Segen zu ihrem Werk, daß es bald bei ihr feststand, in diesem Dienste ihr Lebenlang zu bleiben.

Vier Jahre war Lückhoff in Stellenbosch gewesen und seine kleine Gemeinde war bis auf 16 Seelen angewachsen, als ein Ereigniß eintrat, welches für die Mission in der Capcolonie von großer Bedeutung gewesen ist. Bis dahin waren die meisten Farbigen, mit Ausnahme der Bastard und Hottentotten, Sclaven; nur wenige hatten sich frei gekauft oder waren freigelassen worden. Der Sclavenstand war zwar nicht absolut der Bekehrung hinderlich, legte aber doch derselben viele Schwierigkeiten in den Weg, namentlich, wenn die Herrn der Sclaven, was leider vielfach der Fall war, keine Freunde des Evangeliums waren. Da erklärte England alle Sclaven in der Colonie für frei, ließ es sich eine namhafte Summe Geld kosten, um die Ansprüche der Eigenthümer zu befriedigen und setzte eine Frist von

4 Jahren fest, binnen welcher eine angemessene Vorbereitung zum Uebergange aus der Sclaverei in die Freiheit stattfinden sollte. Mit dem ersten December 1838 sollte kein Sclave in der ganzen Colonie mehr zu finden sein. Der Eindruck war mächtig, den diese Bekanntmachung hervorbrachte: in den Sclaven erwachte der Freiheitsdrang, in den Colonisten Erbitterung über die Maßregel der Regierung und Besorgniß vor Mißbrauch der verliehenen Freiheit Seitens der Farbigen und die Missionare sahen die große schwere Aufgabe vor sich, durch das Wort der Wahrheit, das wahrhaftig frei macht, dem fleischlichen Freiheitsdrange der Farbigen zu steuern und so die Verleumdung und Anklagen der Colonisten zu Schanden zu machen. Auch in Stellenbosch wurde redlich daran gearbeitet, diese Aufgabe zu lösen. Leider fing damals Lückhoff schon zu kränkeln an, und da Külpmann anderwärts hin versetzt wurde, so war der Arbeit oft zu viel, obgleich die treuen Helfer von früher die Hand nicht vom Pfluge zurückzogen. Besonders erfreulich war auf den Außenplätzen die Gegend, welche später Sarepta genannt wurde, wo sich damals schon liebe frische Seelen fanden, denen der Missionar immer zu selten kam. Auch die Kinderschule war in Flor gekommen, so daß der Oberrichter aus der Capstadt, der Vorsteher aller Kinderschulen der Colonie, seine Zufriedenheit mit derselben bezeigte und eine Unterstützung der Regierung von 500 Thaler preuß. für dieselbe auswirkte. Missionar K n a b wurde damals für dieselbe bestellt. Und je näher in diesen Jahren der Tag der Freilassung herankam, desto größer wurde die Zahl der Farbigen auf dem Dorfe. Viele konnten den Tag, wo sie frei werden sollten, nicht erwarten, sie kauften sich frei und ließen sich als Tagelöhner in Stellenbosch nieder. Man baute bereits auf Speculation große Häuser in dem Dorfe, in welchen man Wohnungen miethweise an die Farbigen überließ. Dadurch mehrte sich der Besuch in Kirche und Schule reißend. Wenn früher nur etwa 100 bis 200 regelmäßige Kirchgänger waren, so betrug gegen 1838 ihre Zahl regelmäßig 500; wenn die jährliche Collecte, welche die Farbigen an der Kirchthür aufbrachten und der Stellenboscher Gesellschaft zur Unterstützung der Mission übergaben, früher zwischen 20 — 30 Thaler preußisch betrug, so stieg sie 1837 auf 70 und 1838 auf 170 Thaler preußisch. Das Wachsthum der Gemeinde war verhältnißmäßig langsam voran gegangen. Gegen Ende 1838 waren 39 Erwachsene und 43 Kinder getauft worden, von denen 45 Abendmahlsgenossen waren. Es war aber eine große Zahl vorhanden, welche zur Gemeinde zu treten begehrten und einen sorgfältigen Unterricht empfingen. So hoffnungsvoll war damals die Mission auf Stellenbosch, daß die engl.

Methodisten einen Missionar hinsandten, welcher von da an neben dem unsrigen seine Wirksamkeit begann, was nicht ohne unangenehme Störungen abging.

Da kam der erste December 1838 in's Land und mit ihm die Freilassung aller Sclaven. Der Zudrang zur Kirche an dem Tage war ungeheuer; alles ging ohne die von den Colonisten geprophezeiten Ruhestörungen ab. Die Collecte an der Kirchthür betrug 40 Thlr. preußisch. Allein das war unverkennbar, daß die Mission durch dieses Ereigniß eine andere Stellung bekommen hatte. In der Stellenboscher Missionsgesellschaft selbst war die Gleichgültigkeit gegen sie seit dem Tage gewachsen, als die Freilassung der Sclaven ausgesprochen wurde; viele Mitglieder derselben erklärten laut, nichts mehr für die Bekehrung der Heiden thun zu wollen. Dagegen drang in die Bekehrten aus den Heiden mit dem Tage der Freilassung ein neues Leben; seit sie freie Glieder der bürgerlichen Gesellschaft waren, die nun nicht mehr mit Leib und Leben von ihren Herrn abhingen, erwachte das Verlangen in ihnen, auch eine eigene kirchliche Gemeinschaft zu bilden und nicht mehr, wie sonst, verachtete und bloß geduldete, mit mancher Zurücksetzung behandelte Gäste und Fremdlinge in der alten Christengemeinde zu sein. Mußten sie doch früher in der Christenkirche auf dem Boden sitzen, wenn die Weißen auf den Kirchstühlen saßen und auch die Getauften durften nicht zugleich mit Weißen zum Abendmahl gehen. Die Missionare fanden dies Verlangen mit dem Worte Gottes übereinstimmend und für die freie Entwicklung ihres Lebens in Christo heilsam und nöthig und gingen daher gern auf den Wunsch der kleinen Gemeinde ein, aus ihrer Mitte einen eigenen Kirchenvorstand, 2 Aeltesten und 2 Diakonen zu wählen, die sammt ihnen die Angelegenheiten der Gemeinde führen sollten. Der Eifer dieser jungen Gemeinde war groß. Da die bisherige Capelle bei dem immer größeren Andrange zu klein wurde, so beschlossen sie, aus ihren eigenen Mitteln eine neue größere Kirche zu bauen und bald waren dazu 3300 Thaler preußisch subscribirt und 80000 Ziegeln bereitet, auch Dienstleistungen aller Art beim Baue zugesagt. Doch die dortige Missionsgesellschaft konnte sich in diesen kräftigen Aufschwung der ehemals so tief unterworfenen Sclaven nicht finden, sie beanspruchte die Capelle als ihr Eigenthum und versprach, sie zu vergrößern, wollte es auch ungern sehen, wenn die Heiden eine eigene Schule erbauten und verlangte, daß diese vielmehr ihre Beiträge an sie abgäben. Um den Frieden zu erhalten, unterblieb damals der Kirchenbau und man begnügte sich, die alte Kirche mäßig zu erweitern, auch gaben die Farbigen noch ferner einen

Theil ihrer Collecte der Gesellschaft, aber einen andern Theil legten sie theils in die Armenkasse, welche schon seit Jahren bestand und welche sich namentlich in dem schweren Jahre 1839, wo die Masern nach 32 Jahren wieder zum ersten Male die Colonie heimsuchten, als sehr nützlich erwies, theils verwendeten sie dieselbe an die Schule, welche damals unabhängig von der Stellenboscher Gesellschaft eingerichtet wurde; die Verwaltung der innern Angelegenheiten der neuen Gemeinde aber verblieb in den Händen des Gemeindevorstandes. Trotz dieser unangenehmen Störung ging das eigentliche Missionswerk frisch voran. Die Früchte des neuen Lebens legten sich auf die Hand, so daß es auch Leute spüren konnten, welche sonst grade kein Auge für das Walten des Geistes Gottes haben. So erklärte um jene Zeit der Civilcommissar bei Gelegenheit eines Schulfestes den Stellenboscher Brüdern: er habe oft darüber nachgedacht, woher es käme, daß in den letzten Jahren nur so wenige Gerichtssachen vorgekommen wären, sowohl in Magistrats- als auch im hohen Gerichtshofe und er wisse keine andere Ursache aufzufinden, sondern müsse es allein der eifrigen Wirksamkeit der Missionare zuschreiben, durch welche die Menschen nicht allein im geistlichen und kirchlichen, sondern auch im häuslichen und bürgerlichen Leben in jeder Beziehung besser würden. Ich merke hier noch besonders als ein Zeichen, wie frisch Gottes Wort in Stellenbosch damals auf dem Plane war, an, daß die Mission der Muselmänner auf diesem Dorfe so gut wie gar keinen Fortgang hatte. Die Sclavenbefreiung hatte nämlich auch die Muselmänner sehr wacker gemacht. Ein muselmännischer Priester in der Capstadt rühmte damals, daß in einem Jahre bei 3000 Farbige in der Stadt Muselmänner geworden wären. In Stellenbosch nicht einer. Dagegen wuchs die Gemeinde. 1840 wurden allein 135 Kinder getauft; es waren damals 76 Abendmahlsgenossen; in den Schulen befanden sich an 400 Kinder. Und der Zudrang zu der Kirche war so groß, daß sogar die Stellenboscher Missionsgesellschaft neue Anstrengungen machte, um die Kirche bedeutend zu erweitern. Auch ergab eine Collecte, welche Lückhoff zu dem Ende veranstaltete und an der sich nicht bloß Christen, sondern auch Heiden mannigfaltig betheiligten, einen Ertrag von 20000 cap. Gulden. Es war ein großer Festtag, als der neuerbaute Flügel der Kirche am 1. Dezember 1840 eingeweihet wurde. Die Kirche faßte nun 1200 Menschen und sie konnten nicht alle hinein. Die Collecte an dem Tage betrug 274 Thaler preußisch. Auch der innere Stand der Gemeinde war im Ganzen erfreulich. Es gab immer, wie das bei solch junger Gemeinde nicht anders zu erwarten ist, manches Schwache und Unvollkommene, es gab

auch grobe Rückfälle, es wurde aber ernste Zucht geübt und theure Seelen, die in lebendiger Gemeinschaft mit ihrem Heiland standen, waren nicht so gar wenige, Seelen, die jeder auch der ältesten Christengemeinde zu Schmuck und Zier würden haben dienen können.

Noch muß hier eine Folge der Sclavenbefreiung angeführt werden, welche die Mission auf Stellenbosch so bedeutend machte. Die freigelassenen Sclaven suchten natürlich Arbeit, um ihren Unterhalt zu haben und die fanden sie vornehmlich in der Capstadt und in und bei den Dörfern. So wurde auch Stellenbosch ein Sammelplatz der Farbigen. Die Zahl derselben hatte sich 1840 gegen 1830 um das Dreifache vermehrt. Man zählte in und bei Stellenbosch an 7000 derselben. Mit ihrer Zahl wuchs natürlich auch das Bedürfniß nach Vermehrung der Missionskräfte. Leider wurde Lückhoff durch ein hartnäckiges Kopfleiden in seiner Wirksamkeit sehr gehindert und wie rastlos er immer arbeiten mochte, so konnte er doch mit Knab zusammen das Werk nicht genügend bestreiten. Es wurde deshalb in Missionar Esselen eine neue Arbeitskraft nach Stellenbosch gesetzt. Die dortige Gesellschaft brachte kaum noch 300 Thaler preußisch für Lückhoff auf, das Uebrige, was zum Unterhalt der Missionare nöthig war, mußte von Deutschland her dargereicht werden, wobei jedoch die namhafte Unterstützung, welche die Regierung für die Schule gab, wohl zu Statten kam. Durch Esselens Eifer gedieh namentlich auch das Werk auf dem Außenplatze am Kuilsrivier. 1843 brachte er es zu Stande, daß dort eine Capelle gebaut wurde; auch wurde eine eigene Schule gegründet und das Ganze bekam den Namen Sarepta und gilt seitdem als Filial von Stellenbosch. 1844 waren dort bereits 40 Gemeindeglieder, unter denen manche süße Frucht der Gnade zu finden war. Da es auf Sarepta selbst kein Wohnhaus für den Missionar gab, auch die Mittel der Gesellschaft nicht zureichten, ein solches zu bauen, so mußte der Dienst auf diesem Filiale von dem 4 Stunden entfernten Stellenbosch aus versehen werden, was viel Beschwerliches an sich hatte. Ein Lehrer für die Schule war auf Sarepta ansässig, freilich ein noch gar junges Blut und obenein selbst ein Farbiger. Aber er hat sich sehr wacker gehalten, was hier um so mehr zu erwähnen ist, als diese Gehülfen aus den Eingebornen wegen der vielen Versuchungen grober und feiner Art, denen sie grade ausgesetzt sind, nur selten auf die Dauer gut thun und sich brauchbar beweisen. Wir dürfen der Gnade Gottes es nachrühmen, daß es mit January auf Sarepta anders und zwar besser gegangen ist. Dasselbe können wir von einem Paar junger eingebornen Mädchen sagen, welche als Kleinkinder-Schullehrerinen auf Stel-

lenbosch selbst angestellt wurden. Sie haben sich sehr wacker gehalten und wir wollen hier gleich erwähnen, daß eine von ihnen mit January in den heiligen Ehestand getreten ist und als Frau Schulmeisterin auf Sarepta steht, wobei nur die Kleinkinder-Schule in Stellenbosch verloren, Sarepta aber sicher gewonnen hat.

Sechzehn Jahre hatten so die Missionare auf Stellenbosch gewirkt; eine Gemeinde von 218 Erwachsenen und 195 Kindern war die Frucht ihrer Arbeit. Da trat für ihr Werk 1846 ein wichtiges Ereigniß ein. Bis dahin hatte die Stellenboscher Missions-Gesellschaft die ganze Wirksamkeit und damit auch die Gemeinde selbst als unter ihrer Aufsicht stehend betrachtet und wie wenig lebendig sie sich auch in Verlauf der Jahre um die ganze Sache bekümmert hatte, so reichte doch ein einziger Umstand hin, sie auf ein Mal in Feuer und Flamme zu setzen. Nach der Verfassung der Gesellschaft standen derselben immer 12 Directoren vor, von welchen jährlich 4 abgingen und durch 4 neue ersetzt werden mußten. Die Directoren konnten nur aus den beitragenden Gliedern der Gesellschaft gewählt werden. Gegen Ende des Jahres 1845 war die Gesellschaft so zusammen geschmolzen, daß nur noch 2 Mitglieder zu Directoren wählbar waren. Da schlugen die Missionare vor, die andern 2 aus den Farbigen zu wählen, von denen auch eine nicht geringe Anzahl beitragende Mitglieder der Gesellschaft geworden waren; schon früher war ein solches Verfahren von der Gesellschaft selber in Aussicht gestellt worden. Allein, als jetzt dazu wirklich Anstalt gemacht werden sollte, erwachte die alte Verachtung der Weißen gegen die Farbigen mit aller Kraft. Man wählte 2 Farbige zu Directoren. Das hatte nicht nur die Folge, daß einige Directoren ihr Amt niederlegten, weil sie mit dem „schwarzen Gut" nicht zusammensitzen wollten, sondern man bestand auch darauf, das die Verfassung der Gesellschaft so geändert würde, daß die Wahl der Farbigen unmöglich gemacht würde. Die Missionare konnten in solches Beginnen nicht willigen; die Gemeinde war damit natürlich auch nicht einverstanden und es kam nun zu sehr stürmischen Auftritten, die zur Folge hatten, daß die Missionare mit der Gemeinde sich von der Stellenboscher Gesellschaft trennten, die Kirche verließen und eine unabhängige selbstständige Gemeinde zu bilden beschlossen, welche lediglich unter Leitung der rheinischen Missions-Gesellschaft stände. Die Farbigen waren entschlossen, die Unterstützung, welche sie bisher durch das Kirchengebäude und den Gehalt für einen ihrer Missionare von der Stellenboscher Gesellschaft genossen hatten, fahren zu lassen und für alles das selbst durch eigene Mittel und sonstige gute Freunde

aufzukommen. Zwei Monate lang blieb diese Scheidung und der Gottesdienst wurde in der Schule gehalten. Endlich lenkte man ein. Die Gesellschaft erkannte die Gemeinde als selbstständig an und überließ derselben ihre Baulichkeiten als Capelle, Wohnhaus und dergl. ꝛc., doch nur unter der Bedingung, daß die Gemeinde die nöthigen Reparaturen und die Zinsen der schwebenden Schuld übernähme und daß der Gottesdienst in derselben in der bisher üblichen Weise abgehalten würde; werden diese Bedingungen nicht erfüllt, so kann die Gesellschaft ihre Baulichkeiten nach 20 Jahren der Gemeinde wieder entziehen.

Der wichtige Schritt zur Selbstständigkeit war also gethan; nun war die Frage, ob auch die Gemeinde so viel Lebensfähigkeit hätte, auf der eingeschlagenen Bahn voran zu gehen. Es konnte nicht fehlen, daß der Drang nach Freiheit, der sich bei der Gelegenheit kund gethan und auch seine Gewähr gefunden hatte, noch durch mancherlei Schwankungen hindurchgehen mußte. Das zeigte sich auch bald. Es machte sich eine Versetzung Esselens nach einer anderen Station nöthig. Das war mehreren Gemeindegliedern nicht recht und sie bestanden darauf, daß Esselen ihr Missionar bleiben müßte. Sie äußerten sich darüber in einem ungeziemenden, an Trotz gränzenden Schreiben; selbst Lückhoff, ihr alter geliebter Missionar, hatte darunter zu leiden, auch ließen sie ihren Unwillen bald daran merken, daß sie ihre Beiträge zum Unterhalt der Gemeinde entweder ganz zurückhielten oder nur in einem geringern Maaße zahlten. Gott sei Dank! ist diese Schwankung aber auch die einzige geblieben und wurde bald überwunden. Wir theilen hier als ein characteristisches Actenstück das Schreiben mit, welches eine Conferenz der Missionare als Antwort auf jenes ungeziemende Gesuch einer Anzahl Stellenboscher Gemeindeglieder an dieselben erließ. Es lautete: Geliebte in dem Herrn! Euren Brief vom 1. Januar d. J. haben wir empfangen, aus welchem wir mit Freuden ersehen haben, daß ihr die Verpflichtungen fühlt, welche ihr gegen unsere geehrte Rhein. Missions-Gesellschaft habt, durch deren Bemühungen und gesegnete Wirksamkeit ihr zur Erkenntniß Christi unseres Heilandes gebracht worden seid. Daß ihr von dem Wunsche beseelt seid, in Folge eurer eigenen Geldbeiträge die bereits so lange genossene Unterstützung dieser Gesellschaft ferner nicht mehr nöthig zu haben, sondern dieselben in eurer Gemeinde aufzubringen und auf diese Weise es möglich zu machen, daß durch die Mittel der Gesellschaft das theure Evangelium auch zu solchen Völkern gebracht werde, die dasselbe noch entbehren müssen, erachtet nicht allein die Rheinische Missions-Gesellschaft, sondern vor allen Christus, euer Herr und

Heiland, als einen Beweis eurer aufrichtigen Dankbarkeit für alles das, was er in so reichem Maaße an euch erwiesen hat. — Zu gleicher Zeit erwartet aber die geehrte Rheinische Missions-Gesellschaft von euch, daß eure dankbare Gesinnung gegen sie vor allen durch stille Unterwerfung sichtbar werde, wenn sie, geleitet durch ihre mütterliche Sorge für unsere verschiedenen neuen Gemeinden und durch wichtige Gründe bewogen, unter euren würdigen Lehrern eine Versetzung vorzunehmen beabsichtigt. Bei solcher Gelegenheit solltet ihr grade dahin trachten, durch eure Mitwirkung das Verziehen eurer Lehrer minder schwierig und die Ankunft eines neuen Lehrers bei euch und seinen Antrit in sein Amt um so gesegneter zu machen. Dies wird euch bei der gegenwärtigen Versetzung um so leichter gemacht, als ihr nicht allein eure beiden ältesten würdigen Lehrer behaltet und allein Herr Esselen versetzt wird, der außer seinem Schuldienst nicht Lehrer zu Stellenbosch, sondern zu Sarepta ist, sondern auch dadurch, daß, wie ihr selbst zugebet, ein würdiger Lehrer sein Nachfolger wird, durch dessen Bemühungen eure Schule keinesweges einen dauernden Nachtheil erleiden wird. — Die Conferenz fühlt sich also gedrungen, euch hierdurch auf euer eingesandtes Gesuch zu sagen, daß gemäß der einmal festgesetzten Bestimmung der Rheinischen Missions-Gesellschaft keine Veränderung oder ein Aufschub der Versetzung gemacht werden wird. Es kann uns nur betrüben, aus eurem Schreiben zu vernehmen, daß ein Geist der Unzufriedenheit bei euch aufgekommen ist, weshalb wir uns zum Schlusse um so mehr verpflichtet fühlen, mit aufrichtiger Liebe euch in dem Namen unseres Herrn zu ermahnen, durch euer gutes Betragen und stille Unterwerfung nach Gottes Wort eure Lehrer und Vorgänger zu ehren und ihnen ihren wichtigen und mühseligen Beruf unter euch leicht zu machen. Nur so werdet ihr je länger, je mehr nicht zurückgehen, sondern unter Gottes reichem Segen vorwärts kommen und hinanwachsen in der Erkenntniß und Gnade unsers Herrn Jesu Christi." — Nun, wie gesagt, damit war die Sache abgemacht; Esselen verzog von Stellenbosch und an seine Stelle trat Miss. Terlinden, welcher bei der immer mehr zunehmenden Kränklichkeit Lückhoffs nicht bloß die Schule mit Knab zusammen, sondern auch den Dienst in der Kirche zu Stellenbosch und auf Sarepta wahrzunehmen hatte.

Viel schwieriger schon wurde der Gemeinde, die nöthigen Geldmittel aufzubringen, die sie zum Unterhalt der Mission in Aussicht gestellt hatte. Es trat zwar sofort die größte Zahl der Gemeindeglieder zu einem Vereine der Rhein. Missions-Gesellschaft zusammen, der seine Beiträge an die Missionare abzuliefern versprach, aber man darf nicht vergessen, daß die

meisten Farbigen aus den Dörfern nichts weiter als Tagelöhner sind, welche keinen eigenen Grundbesitz haben. Wären sie nun von der Liebe Christi so erfüllt, wie man es wünschen muß, so würden auch sie in ihren Verhältnissen und bei dem im Ganzen gutem Verdienste am Cap ihre Bedürfnisse für Kirche und Schule, und auch noch dazu ihre stattlichen Beiträge für die Mission aus eigenen Mitteln aufbringen können. Daß das nicht der Fall geworden ist, ist allerdings ein Zeichen, daß ihrem Leben in Gott und der daraus entspringenden Opferwilligkeit noch vieles fehlt. Doch wer will einen Stein auf die armen Farbigen werfen? Wie viele alte Gemeinden unter uns werden es denn sein, welche unter ähnlichen Verhältnissen das Gleiche thun, wie unsere junge Gemeinde zu Stellenbosch seit 1847 in diesem Stück gethan hat. Sie zählt jetzt etwa mit Sarepta zusammen viertehalbhundert Communicanten; sie muß die Reparaturen an Kirche und Schule bestreiten, desgleichen die Zinsen für ein nicht unbeträchtliches Capital, welches auf der Kirche ruhet; sie unterhält eine Armenkasse für die Gemeindearmen und bringt außerdem seit 1847 durchschnittlich zwischen 400 und 500 Thaler preußisch als jährlichen Beitrag für die Gesellschaft auf.

Die geistliche Entwickelung der Gemeinde in den letzten neun Jahren ist ziemlich gleichmäßig gewesen ohne auffallende Ereignisse. Der in der Colonie immer mehr um sich greifende Weltsinn unter der farbigen Bevölkerung ist auch in Stellenbosch nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf das dortige Missionswerk geblieben. Nicht bloß, daß viele Heiden sich von der Kirche fern halten, auch in der Gemeinde ist manches erkaltet. „Von dem Erfolge unseres Zeugnisses ist wenig zu sagen," schreibt Terlinden aus dem letzten Jahre; „es scheint hier gegenwärtig eine Zeit zu sein, worin wir den Samen des Wortes meist auf Hoffnung ausstreuen. Es ist freilich nicht immer Sommer und Ernte, allein der kalte öde Winter, worin fast nichts zur Reife gedeihet, dauert so lange, daß einem der Muth entsinken will." Doch ist noch jedes Jahr eine ziemliche Zahl Katechumenen aus den Heiden der Gemeinde hinzugethan. Im letzten Jahre war zwei Mal Tauffest. Das erste Mal Pfingsten, da taufte Terlinden die jungen Leute, 2 Jünglinge und 6 Jungfrauen. „Unter den Jünglingen ist ein Neger," schreibt Lückhof, „der als 10jähriger Knabe von der Westküste Afrika's seinen Eltern geraubt und mit vielen andern auf ein Sclavenschiff gepackt wurde, um als Sclave verkauft zu werden. Vor etwa 12 Jahren wurde dies Schiff von einem englischen Schiffe aufgebracht und nach dem Cap geführt. Hier wurden die geraubten Neger und die Leute vertheilt; die Alten muß-

ten sich für ein Jahr zum Bleiben verbindlich machen und die Jungen bis zu ihrer Mündigkeit. Ich nahm diesen Knaben zu mir und schickte ihn Jahre lang in die Tagesschule. Seit einem Jahre ist er frei, hat aber erwählt, bei uns wohnen zu bleiben und dient nun um Lohn, verrichtet Gartenarbeit und was sonst vorfällt. Kirche, Katechisation und Abendschule versäumt er nie, hält sich mit andern seiner Landsleute, die größtentheils sehr unkirchlich und lüderlich sind, nicht auf und ist ein intimer Freund des Schulmeisters auf Sarepta. Terlinden rühmte neulich seine Erkenntniß in den Heilswahrheiten.“ Das zweite Tauffest des vorigen Jahres fand am 30. Juli statt. Knab taufte und schreibt darüber: Ich hatte die Freude, 29 Erwachsene durch die heilige Taufe der Kirche Christi einzuverleiben. Es waren unter ihnen viele bejahrte Leute von über 50 bis 73 Jahren, von welchen verschiedene auswärtig, ein bis zwei Stunden entfernt, bei Colonisten vermiethet sind. Eine alte Frau von 73 Jahren sagte, daß sie beinahe den ganzen Tag nöthig habe, um den Weg $1\frac{1}{2}$ Stunde weit, kommen zu können. Da sie viel in Unwissenheit alt geworden sind und ihre Verstandskräfte sehr geschwächt und abgestumpft waren, so hatte ich dieses Mal viel Mühe, ihnen den Weg zur Seligkeit deutlich zu machen. Es war schon ein Mal im Werke, sie am letzten Christfeste zu taufen und später wieder einige Male, aber dann waren einige von ihnen ausgegangen in die Ernte, andere waren krank, deshalb mußte die Taufe verschoben werden. Es waren früher bei den Tauffesten wenig Männer und viel Frauen; dieses Mal waren unter den Täuflingen beinahe gleichviel Männer und Frauen, 14 Männer und 15 Frauen.“ — Neben vieler Kaltsinnigkeit findet sich in der Gemeinde doch eben so viel äußerliche Kirchlichkeit, Ehrbarkeit und Zucht und das kleine Häuflein lebendig gläubiger Seelen, das Salz der Gemeinde, fehlt auch nicht. Leider haben die Besuche auf den Außenplätzen in den letzten Jahren wegen Mangel an Arbeitskraft ganz aufgegeben werden müssen; nur Sarepta ist noch bedient worden und die dortige kleine Gemeinde ist im Wachsen geblieben. „Die alte Mutter Jane,“ schreibt Terlinden im letzten Jahre, „beginnt schwach und kränklich zu werden. Ihre Entbindung würde für sie Gewinn, aber für Sarepta großer Verlust sein. Sie ist und bleibt doch noch immer die Krone und Zierrath der dortigen Gemeinde. Ihre Herzensfreundin, die alte treue Sabina, ist vor einigen Monaten still und sanft und in der vollen Hoffnung des ewigen Lebens heimgegangen.“ — Die Schule wurde immer von ungefähr fünftehalbhundert Kindern besucht, und da in früheren Jahren besonders viele Kinder getauft sind, so ist schon seit einigen Jahren die Confirmation und

die Vorbereitung zu derselben eine Hauptaufgabe unserer Missionare. So confirmirte Terlinden im letzten Jahre zugleich an dem Tauffeste der Jünglinge und Jungfrauen einen Jüngling und acht Jungfrauen. „Die Taufe und Confirmationshandlung war recht feierlich,“ schreibt Lückhoff, „und ohne Zweifel haben auch viele andere gute Eindrücke empfangen; aber nun ist der böse Feind gleich hinterhergekommen, um dieselben zu ersticken. Seit Dienstag sind englische Reiter hier, die täglich durch das Dorf reiten, um die Leute zu ihren Kunstücken zu locken und ihnen in dieser theuren Zeit noch das wenige Geld zu rauben. Bei der Aufnahme von jungen Leuten in der Gemeinde kann man sich auch nur mit Zittern freuen, weil die Verführungen so groß sind und viel Wachen und Beten nöthig ist, um nicht in Versuchung zu fallen. Mehrere von den früher durch Terlinden confirmirten jungen Leuten haben sich verführen lassen; so ist es leider aber auch an andern Orten.“ — Ja wohl ist es auch an andern Orten und nicht bloß jenseits des Meeres, sondern auch, und vielleicht noch viel mehr, in der alten, Jahrhunderte lang bestehenden Christenheit! Nun, der Herr, der bis hierher geholfen hat, sehe auch in Stellenbosch in Gnaden drein und fördere das Werk unserer Hände. Seine Knechte dort sind allgemach alt und grau in dem Werke geworden, namentlich auch Lückhoff, der nun ein Vierteljahrhundert treulich demselben vorgestanden hat. Es ist ihnen in dem vorigen Jahre in Miss. Rausch ein junger frischer Lehrer für die Schule zugesandt, der auch bereits schon munter in der Arbeit steht; der Herr wolle ihnen einen fröhlichen Abend in ihrem Tagewerke geben und in dem nächsten Vierteljahrhundert das dürre Land in der Stellenboscher Gemeinde mit seinem reichen Segen erquicken und viele von den Tausenden der Heiden, die dort noch außerhalb der Testamente seiner Verheißungen stehen, zu dem Haufen derer herzuführen, die das ewige Leben ererben!

---

8. Die Tabea von Stellenbosch.

Es war des Morgens in der Frühe, als Herr Kuyper von seinem Hofe ritt, um sich nach der Capstadt zu begeben. Wie er auf den Vlaggeberg kam, den er auf seinem Wege zur Stadt zu passiren hatte, wandte er sich um und sah zu seinem Hause zurück. Seine Frau stand noch in der Thür und winkte ihm mit ihrem Taschentuche Lebewohl nach. Er erwiederte den Gruß und ritt dann der Stadt zu.

Herr Pieter Hugbert Kuyper hatte in seinem Leben manche Reise gemacht. Er war früher viel zur See gefahren, bis einst das Schiff, welches er als zweiter Steuermann fuhr, in einem furchtbaren Unwetter scheiterte. Unter den Schiffbrüchigen befand sich ein englischer Missionar, Namens Bakker, und dessen Worte in der Noth hatten auf den Steuermann einen solchen Eindruck gemacht, daß er sich rechtschaffen zu Gott bekehrte und nach glücklicher Landung am Cap dem Seeleben Valet sagte. Er lebte darauf als Schullehrer in der Nähe von Stellenbosch. Es war lange vor der Emancipation der Sclaven und der bekehrte Steuermann wußte seinem lieben Herrn keinen bessern Dank zu erstatten, als die armen heidnischen Sclaven seiner Umgebung zu dem Heilande ihrer Seele hinzuweisen. Später lebte er als Colonist mit seiner gottesfürchtigen Frau, aber auch als solcher nahm er sich seiner Sclaven mit vieler Treue an. Alle Morgen und Abend hielt er mit seinem ganzen Hausgesinde die Andacht, wie es sich für einen christlichen Hausherrn geziemt und sämmtliche Sclaven erhielten Unterricht im Lesen und bekamen Gottes Wort in die Hände. Ich sage also, Herr Kuyper hatte viel gereist und oft Abschied genommen, aber noch nie war ihm ein Abschied so schwer geworden, als diesen Morgen von seiner Frau. Es war eine gewöhnliche Geschäftsreise, die Capstadt war nur zwei Stunden von seinem Hofe fern, der Weg ganz sicher, heute Abend wollte er wieder zu Hause sein. Er konnte sich die ungewöhnliche Bangigkeit seines Herzens gar nicht erklären.

Unter Kuypers Haussclaven war einer, den sie als Kind bekommen und mit besonderer Sorgfalt gepflegt hatten. Er hieß Asia. Der hatte kurz zuvor einen lüderlichen Umgang mit einem Hottentottenmädchen in der Nähe angefangen und sich dadurch eine scharfe Ermahnung seiner Herrin zugezogen. Das heiße Blut des jungen Sclaven war darüber noch heißer geworden und brütete auf Rache. Kaum war Herr Kuyper über den Hügel geritten, so wußte Asia das übrige Hausgesinde aus der Nähe des Hofes zu schaffen, nur der kleine schwarze Mentor spielte noch mit seiner Peitsche

im Hause. Da trat der Sclave schnell zu Frau Kuyper hin und sagte ihr, daß sie von seiner Hand sterben müßte. „Muß es sein," erwiederte die erschrockene Frau, „so thue es bald und martere mich nicht lange." Darauf stach sie der wüthende Sclave mit mehreren Messerstichen nieder und da sie auf die Knie fiel und betete, holte er ein schweres Eisen und erschlug sie, während der kleine Mentor mit seiner Peitsche vergebens den Mörder abwehrte. Mit achtzehn Wunden bedeckt fand Herr Kuyper sein liebes Weib Abends wieder, als er heimkehrte und wußte nun, was ihm den Tag über das Herz so schwer gemacht hatte. Asia hatte sich bei der Hottentottin im Backofen versteckt, wurde bald gefunden und, nachdem er noch im Gefängniß seine Unthat bitterlich bereut hatte, nach einiger Zeit auf dem Berge vor Kuypers Hause an den Galgen gehängt.

Der Galgen auf dem Berge und all die schmerzlichen Erinnerungen, welche sich an denselben knüpften, verleideten Herrn Kuyper die ganze Gegend so, daß er bald darauf seinen Hof verkaufte und nach Stellenbosch zog. Dies Dorf wählte er zu seinem Aufenthalte, weil er dort bei dem Trost fand, der seiner Seele den ersten Trost zugesprochen hatte. Bakker war damals Missionar in Stellenbosch. In der Kirche dieses würdigen Knechtes Gottes suchte in jenen Tagen auch eine andere Seele Trost, freilich in einer andern Weise und lange nicht mit dem Segen, wie solches Herr Kuyper that. Es war eine Frau Melander, eine geborene Capländerin. Sie hatte von Kind auf gleichgültig gegen Gott und sein Wort in die Welt hineingelebt. Nur ein Mal, bei dem großen Erdbeben vom 4. Dezember 1809, wo so viele Seelen am Cap erweckt wurden, war auch ihre Seele etwas zum Nachdenken gekommen, aber es war bei ihr, wie bei vielen andern, wieder verkommen. Als sie später einen ganz weltlichen Mann in der Nähe von Zwellendam heirathete, machte sie alle Eitelkeit der Welt mit und hatte besonders Freude am Kartenspiel gehabt. Da starb ihr Mann und wie es dann solchen armen Seelen geht, die keinen Halt in dem ewigen Gut haben, so ging es auch Frau Melander; sie zog sich zwar aus der Welt zurück und lebte in der Nähe ihrer Eltern in Stellenbosch als Wittwe, aber ihr Leben war und blieb öde. Indessen ging sie zu Bakker in die Kirche; es war doch wenigstens eine Ahnung in ihr, daß der Mann das habe, was ihrer Seele allein zur Ruhe und zum Frieden verhelfen könne. Hier lernte sie Herr Kuyper kennen und der Herr wandte der Wittwe des Mannes Herz zu. Der alte treue Seelsorger konnte von einer Verbindung nicht abrathen; er wußte, daß Kuypers Herz aufrichtig vor Gott Gnade gefunden hatte und die Wittwe war wenigstens eine suchende

Seele. Unter brünstigem Flehen um des Herrn Gnade segnete er ihren Ehestand ein.

Es war das damals ein lieber Kreis in Stellenbosch — Kuypers, der alte Herr Bakker und der Frau Kuyper Eltern, welche den Herrn Jesus lieb hatten und bald darauf auch nach Stellenbosch zogen. Den meisten Gewinn aus diesem Umgange hatte ohne Zweifel Frau Kuyper selber. Sie fühlte es bald, daß dieser Kreis so ganz anders als der bei Zwellendam war und zwar besser; es that ihrer Seele wohl mit Jesusliebenden Herzen zu verkehren. Zuerst lernte sie sich der verlorenen Stunden und Tage von Zwellendam schämen und es wandelte sie oft ein Grauen an, wenn ihr bei Gelegenheit eine Karte zu Gesicht kam; sie fürchtete sich ordentlich, daß in ihr die Lust zu dem leidenschaftlichen Spiele wieder erwachen möchte. Sodann hatte doch auch ihres Mannes Liebe zu den Sclaven des Hauses einen ganz besonderen Reiz für sie. Wie die meisten Weißen am Cap hatte sie je und je entschiedene Abneigung gegen das heidnische Gesinde getragen; es war ihr immer nur das bekannte „schwarze Vieh" gewesen; sie kannte es nicht besser. Bei ihrem Manne sah sie es nun ganz anders und das gehört auch mit zu den Wegen Gottes, auf welchen er durch den Mann das Weib heiligen läßt, daß er die Liebe des Weibes zum Manne zu dem Mittel macht, die Liebe zum ewigen Gut in dem Herzen des Weibes zu entzünden. Frau Kuyper lernte bald ihre heidnischen Sclaven lieb haben und der Herr säumte nicht, diese Liebe in dem Herzen der Frau zu vertiefen. Eines Tages saßen Kuypers mit Bakker zusammen zu Tische. Der alte Hausfreund erzählte unter anderm, daß er den ganzen Morgen über so viel habe an das Wort denken müssen: „Die Güte unseres Gottes ist es, daß wir noch nicht gar aus sind." Wie er noch so sprach, kam ein starkes Gewitter über Stellenbosch gezogen. Die Hausſclaven saßen in der Küche beisammen. Philida, die liebste Magd der Frau Kuyper und die Mutter des kleinen Mentor, von dem vorhin erzählt wurde, hatte gerade das Stiefschwesterchen der Hausfrau, welches diese sehr lieb und fast immer bei sich im Hause hatte, auf dem Schooße und gab ihm zu essen. Auf ein Mal sucht das Kind von dem Schooße der Sclavin zu kommen und eilte nach einer Stelle, wo ein Puppenläppchen liegt. Da schlägt der Blitz ein; acht Sclaven stürzen betäubt und Philida todt zu Boden. Die Küchenthür wird vom Blitz aufgerissen, Bakker und Kuypers, die daneben sitzen, schlagen nieder. Frau Kuyper steht zuerst wieder auf und geht mit dem männlichen Muthe, der ihr eigen war, in die Küche, wo die kleine Hendrika unter den an der Erde liegenden Sclaven unversehrt umherläuft. Bis auf

die Philida kommen alle wieder zu sich. Der Blitz hatte nichts weiter beschädigt, als die starke dicke Mauer und die Hausuhr und war dann in einen Baum vor dem Hause gefahren. Aber tief hatte dieses Ereigniß in das Herz der Frau Kuyper geschlagen und es wachten alle Gefühle tiefer Beugung vor dem gewaltigen und gnädigen Gott in ihrer Seele auf, die sie schon einmal bei dem Erdbeben durchzogen hatten. Wie anders war es aber jetzt, als damals 1809! Im Umgange mit einem treuen Seelsorger und an der Seite eines gottesfürchtigen Mannes lebt man anders als vor dem Kartentisch nnd wenn zwei, drei oder vier glühende Kohlen auf dem Haufen liegen, halten sie leichter Feuer, während eine einsame Kohle leicht verglimmt. Frau Kuyper vergaß jetzt nicht so leicht, was der Herr im Wetter ihr gepredigt hatte, obgleich sie bange war, daß es geschehen möchte. Und das war auch schon was. Sie hatte sich ein gutes Theil kennen gelernt. Es fehlte jedoch noch sehr viel, daß sie die verborgenen dunkeln Kammern ihres Herzens so kannte, daß sie darüber zu einer gründlichen Beugung und damit zu einem vollen Genuß der Erbarmungen unsers Gottes gekommen wäre. Was ist es doch für ein betrügliches Ding um eine bloße Erweckung und eine unter dem Einflusse einer gottseligen Umgebung dazu kommende Gewöhnung und äußerliche Uebung der Gottseligkeit! In ganz Stellenbosch gab es damals kein Haus, in welchem die christliche Herberge so fleißig geübt wurde, als bei Kuypers. Man lese nur, was der John Campbell in dem 3. Capitel seines Reisebuches davon schreibt. Das war fein, aber was wurde Frau Kuyper darüber gefeiert und in welche Noth kam ihre arme Seele durch heimliches Sichüberheben! Es will sich der Mann suchen lassen, der seine Frau so lieb hat, wie Herr Kuyper die Seinige hatte. Was er ihr nur an den Augen absehen konnte, das that er. Aber was sind das für Netze der Sicherheit für ein weibliches Gemüth und wie steigt da das Herz von Stufe zu Stufe auf falsche Höhen! Dem Herrn sei ewig Lob und Dank, daß er es an Demüthigungen nicht fehlen läßt, wenn uns die Menschen erhoben haben! Frau Kuyper bekam auch ihr Theil. Der Tod ihrer Stiefmutter machte einen tiefen Eindruck auf sie. Die Ermahnungen zur Buße und das freimüthige und freudige Bekennen des Glaubens bekommen in dem Munde Sterbender eine ganz besonders beugende und anfassende Gewalt. Das erfuhr Frau Kuyper in vollem Maaße an diesem gesegneten Sterbebette. Dazu fielen ihr jetzt die Pflichten für die kleinen Geschwister zu und sie hatte so oft gemerkt, wie die sterbende Mutter des Nachts im Stillen mit Gott für ihre Kinder gerungen, für sie geseufzt und gebetet hatte und nun sollte sie bei diesen

kleinen Mutterstelle vertreten. Sie war jedoch gesund und kräftig und hatte über viel Sclaven zu gebieten und ihr Mann war besonders so kinderlieb und stand ihr treulich zur Seite. Allein auch diese Stütze sollte ihr genommen werden. Herr Kupper starb nicht sehr lange darauf und tiefgebeugt stand die Wittwe mit den kleinen Geschwistern allein.

Jetzt hatte der Herr seine Magd so weit, daß er sie zu einem größeren Dienste in seinem Reiche gebrauchen konnte. Zwei Jahre vor dem Tode ihres Mannes hatte sich Missionar Lückhoff in Stellenbosch niedergelassen. Er hatte bald einen freien und angenehmen Zutritt im Kupperschen Hause gefunden. Man unterstützte ihn hier vielfach mit Rath und That, wie es ein angehender Bote Christi in der Fremde so nöthig gebraucht. Dafür hatte er aber auch dem Hause manchen Segen zugewendet und Frau Kupper hat es ihm nie vergessen, wie tröstlich sein Umgang ihrem Manne in seinen kranken Tagen gewesen war. Sie selber lernte jetzt aber auch mehr, nicht allein für ihre eigene Seele sorgen, sondern auch Mission an denen zu treiben, welche in ihrem Hause waren. Sie beugte nun mehr im Verborgenen ihre Knie und je mehr sie betete, je mehr ging ihr auch das Licht über alle heimlichen Greuel ihres Herzens auf; sie bat nun mehr um Gnade und Vergebung aller dieser Sünden. Und je heller es in ihr wurde, desto dringender legte sich auch die Pflicht für ihre Hausgenossen auf ihr Herz und sie erkämpfte sich die Freimüthigkeit, alle Morgen und Abend mit allen Hausgenossen zu singen und zu beten. In dieser Schule lernte sie so recht aus eigenster Erfahrung, wie nöthig es sei, daß an dem armen heidnischen Volke gearbeitet werden müßte und von welcher Bedeutung ein Missionar in Stellenbosch wäre. Und das war bei ihr keine Redensart. Sie war zu großen Opfern bereit, um dies gute Werk zu fördern. Als die Stellenboscher Missionsgesellschaft, in deren Dienste Lückhoff getreten war, ein Missionshaus ankaufen wollte und um das Geld dazu verlegen war, schenkte sie allein zehntausend Gulden für das Haus, so daß wir sie eigentlich als die Gründerin des Stellenboscher Missionshauses ansehen müssen. Bald darauf hatte sie auch die große Freude, daß Lückhoff ihre Stiefschwester heirathete, wodurch sie noch inniger mit dem Missionswerke auf dem Dorfe verbunden wurde.

Die Mission übt einen eigenthümlich geisterprüfenden Einfluß auf die Herzen aus. Wer sich mit ihr befaßt und ist nicht für sie verordnet, wird bald ein dürrer Rebe; wer aber für sie von dem Herrn versehen ist, der wird auch bald zu der allerpersönlichsten und hingebendsten Theilnahme für dieselbe getrieben. Das letztere war bei Frau Kupper der Fall. Sie hatte

in Stellenbosch ein Ladengeschäft. Sie mußte es aufgeben, um sich ganz und gar der Sorge für die Heiden am Orte in ihrer Art hingeben zu können und zog zu dem Ende 1834 in das Missionshaus. Hier fand sich Arbeit vollauf für sie. Bald griff sie helfend in die Führung des Haushaltes ein, bald pflegte sie Lückhoff und seine Frau in Krankheiten, bald wartete sie den kleinen Daniel, die rüstige, resolute Frau wußte sich überall im Hause zu schaffen zu machen. Ihr Hauptarbeitsfeld waren aber die Heidenfrauen. Für diese wurde des Morgens eine Schule gehalten. Man muß sich unter dieser Schule kein gelehrtes Institut denken. Da saß Frau Kupper und später mit ihr Frau Kähler und die Heidenfrauen kamen und man fragte nach ihrem Ergehen und redete mit ihnen über die gestrige Abendstunde und was sie aus derselben behalten hatten und sie sagten den Bibelvers auf, den sie gelernt hatten und der wurde ihnen in der allerfreiesten Weise ausgelegt und auf sie angewendet; zugleich wurde Unterricht im Lesen gegeben. Da hatte denn Frau Kupper Gelegenheit genug, mit freudigem Aufthun ihres Mundes von der großen Liebe zu zeugen, die in Christo Jesu den armen Sündern bereitet ist. Nach ihrem ganzen natürlichen Wesen neigte sie dazu, es mit den Leuten scharf zu nehmen und ich finde auch in ihren Tagebüchern, daß sie es an prüfenden Fragen und scharfen Examen nicht fehlen ließ, wie denn auch solches die Heidenherzen nöthig haben, die überall zur Heuchelei neigen; aber der Name Jesu war und blieb ihr eine ausgeschüttete Salbe; diesen nur suchte sie den Heidinnen anzupreisen und in allerlei Noth Leibes und der Seele, für welche sie angelaufen wurde, blieb das immer ihr allerliebstes Recept: „Bist du krank, voll Pein und Schmerz, drück' nur Jesu Nam' auf's Herz." Viele von den weiblichen Gliedern der Stellenboscher Gemeinde haben ihre geistliche Wiege in dieser Schule stehen.

Außer dieser Schule gründete Frau Kupper einen Nähverein mit den farbigen Frauen. Arbeitsamkeit ist nicht die starke Seite der Farbigen am Cap; auch nachdem sie sich bekehrt haben, bleibt der alte heidnische Sauerteig der Faulheit in ihnen zurück; wäre das nicht der Fall, so müßten schon längst die dortigen Gemeinden ihre Kirchen und Schulen ganz allein unterhalten können. Das erkannte Frau Kupper mit klarem Blick und nahm an 25 — 30 Frauen zusammen, welche zum Besten der Mission nähen mußten. Sie selber war bis dahin nicht gewohnt gewesen, die Nadel für ihren Haushalt zu führen; sie hatte nach Weise der capischen Frauen von ihrem Gesinde arbeiten und nähen lassen und sich mit der Anordnung begnügt; jetzt aber sah sie ein, das sie selber zufassen und durch ihr Beispiel

vorangehen müsse, und da scheute sie sich nicht vor dem Gerede der Leute, sondern tapferen Gemüths und frei von Menschenfurcht, wie sie war, setzte sie sich in den Kreis der farbigen Frauen und nähete munter darauf los, daß es eine Lust war, sie in ihrem Vereine sitzen zu sehen. Dabei wurde manch gutes Wort gesprochen und noch bis auf diesen Tag besteht der Näh-verein unter der Leitung der Frau Kähler und hat schon manche Arbeit geliefert und der Mission Hülfe zugeführt, wovon mancher Missions-Nähverein hier zu Lande nichts zu sagen weiß.

In dieser Arbeit nun stand Frau Kupper manch liebes Jahr auf Stellenbosch, eine unschätzbare Hülfe für die Mission, eine rechte Wittwe, eine wahre Tabea voll guter Werke und Almosen. Zwar hatte mit den Jahren ihre sonst vortreffliche Gesundheit unter der mannichfachen Arbeit, namentlich durch Nachtwachen bei Kranken, gelitten und sie mußte fast alle Jahre zu ihrer Stärkung an den Strand, um durch das Seebad ihre Gesundheit einigermaßen wieder zu heben, aber immer wieder kehrte sie unverdrossen in ihre Arbeit zurück. Doch fühlte sie nach und nach sehr, wie die alten Kräfte fehlten, ja wie sie sich zu all dem oft schleppen mußte, was ihr früher so federleicht gewesen war. In solcher Stimmung schrieb sie einst: „Wie gut und nütze ist es mir, auch in diese Schule geführt zu werden! Früher konnte ich so leicht und unbedacht urtheilen, wenn jemand nicht schnell dies und das ausrichtete. Dann dachte ich oft: O das ist nur Trägheit. Nun müßte ein anderer mich auch so schelten, ja, was mehr ist, Gott müßte mich verstoßen und wegwerfen; das hätte ich verdient besonders des schnellen und lieblosen Urtheils wegen. Ach, wie soll ich die Treue des Herrn genugsam preisen! Er weiß den hochmüthigen Sünder wohl zu demüthigen. Wie muß ich nun so klein in meinen Augen sein. „Mir selbst was zuzuschreiben, muß ewig ferne bleiben; wenn Du entziehst das Deine, bleibt Sünd' und Elend meine." (Tersteegen.) O wie groß ist die Gnade, daß ich einen Jesum kenne, der als Bürge mein großes Schuldregister mit seinem Blute durchstrichen, ja ich freue mich, Er ist Gott und kein Mensch, wie ich war und bin. Wie wird es mir sein und wie werde ich meinem Jesu danken, wenn ich aus lauter Gnade dahin gekommen bin, wo kein Einwohner mehr sagen wird: Ich bin krank u. s. w.! Ja, wenn einer im Himmel von Gnade zu singen hat, dann muß ich es sein. O wie will ich da meinen gekreuzigten Heiland anbeten und verherrlichen, wenn ich vom Leibe der Schwachheit erlöst sein werde und das lästige Pack der Sünde mich nicht mehr drückt!"

Dazu sollte bald Rath werden. Es war im Anfange des Jahres

1842. Frau Kupper war eben in ihr sechzigstes Lebensjahr getreten; nach Menschengedenken hätte sie noch manches Jahr zu Stellenbosch im Segen wirken können; aber der Herr wollte sie zu sich nehmen. Ihre Schwäche nahm sehr überhand und Schmerzen im Magen und Munde wurden ihr oft sehr peinlich. Bei aller Schwachheit suchte sie sich jedoch auf den Beinen zu erhalten, wollte alle Arbeiten unter den Heiden noch mitmachen und besonders eine bestellte Arbeit im Nähverein noch fertig bringen. Es wurde ihr sehr schwer und sie seufzte viel; doch sagte sie noch einer farbigen Frau den Spruch vor: „Schicke dich, Israel, und begegne deinem Gotte." Als sie damit fertig war, sagte sie zu Frau Kähler: „Nun kann ich nicht mehr!" Sie wankte dann in ihre Kammer, warf sich, wie sie selbst sagte, „wie ein Klotz" in's Bett und breitete ihre Arme aus und rief laut: „Hier liegt nun ein Haufen Sünde, darüber mein Jesus sich erbarmen muß!" Von da mußte sie das Bett hüten und stand nicht wieder auf. Aber ihre Seele richtete sich mit ernster Begier auf die Heimfahrt zu. Was in den letzten Jahren, seit sie Gnade gefunden hatte, ihr tägliches Geschäft war, das wurde nun ihr einziges Geschäft, dies beides nämlich: ihr böses betrügliches Herz zu erforschen und von demselben ab sich zu dem hohenpriesterlich-mitleidigen Herzen Jesu zu wenden. Da hörte man sie oft seufzen: „Unrein! unrein! aussätzig vom Kopf bis zu den Füßen! Ach, wenn ich nun zu einem unbekannten Gott mich wenden müßte, was sollte aus mir werden! Nein, ich will demüthig glauben, daß der Vater mich zu dem Sohne gezogen hat und das der heilige Geist in mir zeuget, daß ich sein erkauftes Kind und Erbe bin. Ja, Herr, dreieiniger Gott, ich glaube es fest, daß auch ich dein Gut verpraßt habe, wie der verlorne Sohn, aber ich weiß auch aus Gnaden

Der Preis des Blut's ist groß,
Das einst dein Sohn für mich vergoß,
Für mich vergoß, für mich am Kreuz vergoß."

Eben rückte die Regenzeit heran und das Missionshaus mußte eine nothwendige große Reparatur erhalten. Frau Kupper wäre gern in diesem ihr so lieben Hause aus der Zeit gegangen, aber sie ergab sich willig in die Umstände. An einem heitern Morgen wurde sie auf einem kleinen Bettchen hinüber in ihr Haus getragen, wo sie mit ihrem seligen Manne gewohnt, in welchem sie den Herrn Jesum kennen gelernt hatte und wo sie von den liebenden Händen ihrer Stiefschwester aufgenommen wurde. Ihr Auge war nun am meisten und liebsten auf Jesum gericht; es war ihr aber

ein großes Leiden, wenn sie sich oft so geist- und gedankenlos fühlte, daher sie wiederholt bat, ihr doch nur immer etwas von Jesu zu sagen oder vorzulesen, dann käme sie am besten aus dieser Gedankenlosigkeit heraus. Oft auch wurde ihr Glaube angefochten und es wurde ihr dann bange, ob sie sich nicht betrogen habe. Dann sagte sie wohl: „Was hilft es, wenn ihr und die ganze Welt mich selig preist und ich wäre es doch nicht! Ach es ist so gut und nöthig, wenn jemand so treu mit mir umgeht und mich auf alles aufmerksam macht, was nicht durch die enge Pforte geht. So war es mir heute so lieb, als der Bruder K. so liebreich und ernst mich nach dem einen und dem andern fragte, auf welches ich mich vielleicht im Geheimen noch stützte. Ich dachte darüber nach und fand bald, daß nicht allein meine guten Werke mit Sünden beschmiert, sondern alle meine vermeintliche Gerechtigkeit vor dem heiligen Gott wie ein besudeltes Kleid sei. Ach nein, so tief ich meinen Hochmuth gefühlt habe, so tief ist mir alles das zum Ekel und Abscheu. Ich muß immer wieder auf das Ruheplätzchen eilen, wo mir ewige Gerechtigkeit erworben ist. Ich habe nichts aufzuweisen als Sünde, aber bei meinem Jesu finde ich tagtäglich Gnade und Vergebung. Ich sage so gerne: Ich setze Berge von Sünde in Meere von Gnade."

In diesen Tagen bekam sie noch einen Brief von ihrem Stiefbruder, in welchem der ihr meldete, daß seine Frau ihn mit einem Söhnchen beschenkt habe. Da freute sie sich mit Schaam der großen Barmherzigkeit Gottes, der auch diesen Wunsch noch vor ihrem Sterben in Erfüllung gehen ließ und eben wollte der Wunsch, dies Kind noch sehen zu können, in ihr rege werden, aber sie meinte, man könne doch auch zu begehrlich und unverschämt sein. Die Krankheit nahm nun immer mehr zu und ergriff besonders den Mund, der so wund geschwollen war, daß sie nur mit Mühe und großen Schmerzen etwas genießen konnte. Doch hörte man darüber keine Klagen, als höchstens die Aeußerung: „Wie gleichgültig und undankbar setzt man sich oft in gesunden Tagen zu Tisch und wenn das Gebet gesprochen, denkt man während des Essens wenig an den, der die Gaben gegeben hat und einen gesunden Mund, sie zu genießen. Auch ich habe so oft die Speisen gedankenlos verschlungen und statt Gott mit dem Munde zu loben, habe ich mit der Zunge beim Essen noch obenein durch eitle Gespräche und Verkleinerung andrer mich versündigt. Wie würde ich dem Herrn danken, wenn ich seine Gaben wieder durch einen gesunden Mund bringen könnte! Doch ich gehe ja bald heim zu meinem Jesu, wie wird es da sein!"

Große Freude hatte sie an dem Liede: „Komm, mein Herz, zu Jesu Leiden" und sie wünschte gar oft, ihr dasselbe vorzulesen. Bei jeder Wiederholung: „daß ich einen Heiland habe" schlug sie zu Anfang immer die Hände zusammen und freute sich; später drückte sie bei den Worten ihre schwachen Hände faltend so fest, war dann so bewegt und sagte dann gewöhnlich zu Ende halb holländisch, halb deutsch: „daß ich einen Heiland habe, der vom Kripplein bis zum Grabe, bis zum Thron, da man ihn ehret, mir, dem Sünder zugehöret." „Dies ist all mein Gut, dies ist mein Trost im Leben und im Sterben!"

Unterdessen war ihre Verwandte aus ihrem Wochenbette wieder aufgestanden und so gestärkt, daß sie ihren Mann ermuthigte, die Reise nach Stellenbosch zu machen, um die theure Kranke noch einmal sprechen und wo möglich ihren Segen für das Kindlein erhalten zu können. So machten sich denn die Eltern an einem schönen Apriltage mit dem Kindlein auf den Weg und kamen gegen Abend wohlbehalten nach Stellenbosch. Die Kranke hatte aber schon einige Male zu Lückhoff gesagt: „Nun bin ich bis zum Jordan gekommen, möchte gern hinüber; Jesus wird helfen, kann helfen, ja Er allein; Er ist der beste Josua!" Dann lag sie meistens in einer Betäubung, aus welcher sie schwer zu bringen war. So war es auch jetzt, als ihr die Ankunft der lieben Verwandten gemeldet wurde; sie bewegte sich nicht. Da rief ihr einer zu: „Grietje steht hier mit dem Kindlein!" Da regte sie sich, streckte die Hände aus und wünschte aufgerichtet zu werden. Es geschah und sie saß aufrecht im Bette. Der Vater hielt das Kind in seinen Händen auf ihrem Schooße und der liebliche Kleine sah so lebendig mit seinen braunen Augen in die matten sterbenden Augen der theuern Frau. Die hielt ihre Hände in die Höhe und wollte sprechen. Doch konnte sie nicht mehr herausbringen als: „Daß doch der Herr" — das sagte sie fünf Mal, dann sank sie ganz erschöpft in ihr Kissen zurück. Die Nacht hindurch war sie meistens im Schlummer und wenn man sie am folgenden Tage aus demselben zu wecken versuchte, sprach sie immer: „Noch hier?" und lispelte von Jesus und Josua. Dann lag sie still bis zum folgenden Morgen am 20. April. Miss. Esselen kam noch um 10 Uhr zu ihr und betete; bei dem Namen Jesu verzog sich ihr Gesicht freundlich. Um 11 Uhr ging sie in Frieden heim.

Sonntag Nachmittags wurde ihre Leiche zur Erde bestattet. Während der Sarg aus dem Hause getragen wurde, sang die Stellenboscher Gemeinde vor dem Sterbehause und dann ging's nach dem Kirchhofe. Ein solcher Leichenzug, sagte man, war noch nie in Stellenbosch gesehen. Eine

große Schaar von Weißen und unseren Farbigen, getauft und ungetauft, gingen mit; sie alle hatten eine treue Führerin verloren. Auf dem Kirchhofe wurde wieder gesungen und dann ging's nach unserer Kirche, welche gedrängt voll wurde. Ihr Stiefbruder hielt die Leichenpredigt über Joh. 11, 11. „Lazare, unser Freund, schläft."

Und wir haben in diesen Zeilen einen schon lange gehegten Wunsch befriedigt, das Ehrengedächtniß einer Frau zu erneuern, welcher die Gemeinde zu Stellenbosch Großes zu verdanken hat.

---

9. Cornelia.

Rings um Stellenbosch her liegen die Höfe der alten französischen und holländischen Colonisten mit ihren großen Weingärten und zahlreichen Schaafheerden, mancher Hof so groß als hier zu Lande ein Land- oder Rittergut. Auf einem dieser Höfe, eine kleine halbe Stunde vom Dorfe, dicht am ersten Flusse, wohnte vor etwa 30 Jahren Paul R. Er hielt, wie es damals unter den Colonisten am Cap allgemeine Sitte war, seine gehörige Anzahl Sclaven, um sein Landgut zu bearbeiten. Unter Herrn Paul R's Sclaven war eine ganze Familie von mehrern Gliedern, Alten und Jungen; sie mochten wohl schon manch liebes Jahr auf dem Hofe leben und von Vater auf Sohn vererbt sein. Unter ihnen war einer, mit Namen Arnd. Das war ein sonderlicher Mann. Er war ein Heide, wie alle Sclaven; aber er betrug sich besser, als viele Christen. Es scheint, daß auf Paul R's Hofe nicht allein gute Zucht und Ordnung unter den Hausleuten herrschte, es muß auch die Herrschaft ihren Sclaven Gelegenheit gegeben haben, sich etwas in der christlichen Lehre um zu thun, was leider nicht alle Colonisten ihren Sclaven gönnten, sondern ließen sie aufwachsen und hinsterben wie das Vieh. Jeden Feierabend nämlich kam Arnd her und rief seine Mitsclaven, Weiber wie Männer, Junge und Alte zusammen und lehrte sie einen Vers aus dem holländischen Gesangbuche und dann sangen sie ein feines Lied, auch betete der Mann; diesem und jenem hat er auch das Lesen beigebracht. Es gab weit und breit solch ordentliche Sclaven nicht, wie bei Paul R. am ersten Flusse. Und doch waren sie Heiden; kein einziger war getauft. Du frägst: Warum? Ja nun, das böse Geld. Es war altes Gesetz in der Colonie: Wenn ein Sclav getauft wird, so wird er frei und sein Herr verliert die Kaufsumme an ihm. Da waren manchem Christen

seine 200 Thaler lieber, als die arme Seele seines Sclaven und er ließ ihn nicht zur Taufe, oder der arme Schelm mußte sich freikaufen, was den allermeisten nicht möglich war. Hat es nun daran gelegen, daß Arnd nicht getauft war, oder hat der Mann sich darauf etwas zu gut gethan, daß er ein Stundenhalter und feiner Beter war, was auch wohl sein kann, kurzum, nach einiger Zeit hieß es, Arnd bei Paul R. sei am Soff. Und dem war auch so. Es ist das ein verfluchter Strick und wen der Teufel erst einmal daran hat, den zieht er mit Macht nieder, sonderlich wenn man sich nicht an seine Taufgnade halten kann. So dauerte es denn auch nicht lange und Arnd war ganz verkommen; er hielt keine Abendstunde mehr, er betete nicht mehr, er ermahnte die Leute nicht mehr, er soff und schämte sich und soff wieder. Wenn der Feind die Officiere wegschießt, so hat es das Corps schlimm; und als erst der alte Arnd gefallen war, so wurden die andern bald irre. Sein Neffe Damon wurde lüderlich, seine Nichte Diana nicht minder und die beiden hatten noch eine Schwester, die hieß Cornelia, wer weiß, was aus der geworden wäre, wenn der Herr nicht besonders seine Hand nach ihr ausgestreckt hätte.

Es starb nämlich um jene Zeit, es war so in den 20ger Jahren, der alte Herr dieser Sclaven. Die Erben theilten sein Vermögen und bei der Gelegenheit kam Cornelia an die Tochter ihres frühern Herrn. Sie wurde auf einen abgelegenen Platz geschickt, wo sie nicht viel Gelegenheit zum ausschweifenden Leben, aber auch ganz und gar keine Gelegenheit hatte, vom Worte Gottes etwas zu hören. Hier wären wahrscheinlich die letzten Reste ihrer christlichen Erkenntniß ganz verkommen, wenn sich nicht ein Freier eingestellt hätte. Ich meine hier zunächst noch nicht Den, der alle frei macht, obgleich der im Hintergrunde stand; ich meine nur einen Bäckerknecht aus Stellenbosch; der wollte die Cornelia zum Weibe haben und hieß Bato. Der Mensch hatte einen wunderlichen Lebenslauf gehabt, den ich doch vorab erst kurz erzählen muß.

1811 landete ein holländischer Schiffscapitain am Cap. Sieben Tage zuvor hatte ihm eine gewesene Sclavin, die er in Indien freigekauft und mitgenommen hatte, einen Sohn geboren. An Taufen war nicht zu denken gewesen, aber doch hatte der Vater seinem Kinde den Namen seines Schiffes gegeben und hieß ihn Bato. Da der Kleine schwach war und der Vater sich in der Capstadt nicht aufhalten konnte, so gab er denselben an einen Mann und eine tüchtige Summe Geld dazu, um ihn aufzuziehen. Der Pflegevater handelte aber nicht redlich an dem Jungen, zog mit ihm nach Tulbagh und hielt ihn als seinen Sclaven bis in dessen 20stes Jahr.

Da kam es heraus, daß Bato kein Sclav, sondern freigeboren sei, die Gerichte nahmen sich der Sache an und der junge Mensch wurde auf der Stelle freigegeben. Auch wurde ihm vorgelesen, daß er noch Geld von seinem Pflegevater zu fordern habe; aber Bato war so froh über seine Freiheit, daß er zeichnete, er wolle nichts haben. Darauf ging er nach Stellenbosch und verdiente sich was als Bäckerknecht.

Dieser Bato nun wollte die 21jährige Sclavin Cornelia zum Weibe haben. Sie war zwar nur eine schwache kleine Person, aber ihr Herr forderte doch 400 Thlr. Preuß., wenn er sie freilassen sollte. Das konnte der arme Bato nicht erschwingen; er zahlte nur 200 Thaler und erhielt dafür die Erlaubniß, mit Cornelia in Stellenbosch zusammenleben zu dürfen, sonst blieb sie eine Sclavin nach wie vor. So zogen beide denn nach Stellenbosch; von einer Trauung oder Einsegnung war keine Rede, denn sie waren Heiden; und ihre Ehe in der Furcht Gottes zu führen, daran dachten sie nicht, denn Bato wußte noch weniger von Gottesfurcht als sein Weib. Indessen gab es doch in Stellenbosch für arme Heiden eine vortreffliche Gelegenheit, Gottes Wort zu hören. Schon seit 1801 hatten hier fromme Leute eine kleine Missionsgesellschaft gestiftet, später eine hübsche Kirche bauen lassen und einen Missionar bei derselben gehalten, welcher für die Heiden des Dorfes und der Umgegend predigte und Schule hielt. Man muß das um so mehr anerkennen, als sonst die Colonisten am Cap der Mission nicht sonderlich grün sind und die Missionare unter die drei Plagen Südafrikas rechnen, nämlich Ruß im Korn, Springhanen (Heuschrecken) und Sendelinge, diese drei. Cornelia war kaum nach Stellenbusch hineingezogen und durfte gehen, wie und wohin sie wollte, so fand man sie auch regelmäßig in der Heidenkirche im Gottesdienste. Es mußte doch so etwas vom alten Arnd sitzen geblieben sein. Ihr Mann ging nicht mit, hatte aber auch nichts dagegen. So trieb sie es 2 Jahre lang. Da trat Lückhoff am 1. Januar 1830 in die Dienste der Stellenboscher Missionsgesellschaft. Unter den „Zioniten" in Stellenbosch, wie Lückhoff das kleine Häuflein der Christen dort immer nennt, war damals viel Missionslust. Namentlich unter den Frauen. Die hatten damals schon ihre Pfennigvereine. Ich will doch einmal ein südafrikanisches Recept für dergleichen Vereine bei dieser Gelegenheit herschreiben. Lückhoffs Hausmutter, eine würdige Matrone, machte, ohne daß Lückhoff etwas davon wußte, eine Subscriptionsliste, mit der gingen einige andere Frauen bei Frauen und Jungfrauen umher und ließen wöchentliche Beiträge zeichnen, in der Regel etliche Pfennige. Die wurden alle Woche eingeholt. Da kamen eine

ganze Menge Pfennige zusammen; das machte im ersten Jahre die Summe von 280 capischen Thalern. In etlichen Familien hatte man sogar für das kleine Mädchen in der Wiege gezeichnet, das denn auch wöchentlich seinen Pfennig zahlen ließ. Da die Kinder in der Wiege für ihn stritten, so kann man sich denken, wie munter sich Lückhoff an die Arbeit machte. Er ließ es nicht bei der Predigt in der Kirche bewenden. Zinzendorf meinte, dabei pflege man das Wort nur über zu schlucken, aber im Conventikel würde es gekäuet. Und Lückhoff meinte das auch. Am Montag Abend war „Textabend," wie die Sclaven es nannten. Wer Lust hatte, ging dann zu Lückhoff, der nahm einen Vers aus der Bibel oder zwei, wie es sich nun gerade machte, sprach darüber in aller Einfalt zu seinen Heiden und dann gab er ihn für den nächsten Abend zum Auswendiglernen auf. Das nächste Mal wußte keiner besser den Text aufzusagen als Cornelia. Sie hatte eine ganz besondere Freude am Lernen und je mehr sie lernte, desto süßer wurde ihr das Wort Gottes. Ihr Mann war ganz anders, der hatte immer keine Zeit zum Lernen. Wenn Lückhoff kam und fragte, so wußte Bato nie was zu sagen. Das lag dem armen Weibe schwer auf dem Herzen; sie wußte aber keinen andern Rath, als Gott zu bitten, er möchte ihrem Manne doch Lust zu den Texten bescheren. Eines Abends fragte Lückhoff wieder, ob Bato keinen Text wüßte. Nein, meinte der; er sei so schwerlernig und könne nichts behalten. „Ja, du bittest nicht genug. Du mußt den Herrn mehr bitten; der wird dir Licht geben. Wenn es so fortgeht, so wird dein Weib bald die ganze Bibel auswendig wissen und du weißt nichts." — „Ik wierd zoo bedroeft en ging aan het weenen," erzählte nachher Cornelia, „en was bevreest, om hoogmoedig te worden en bad, de Heere zou my tog voor hoogmoed bewaren." Das war gut von ihr, aber beim Bato hatte es auch geholfen. Als er nach Hause kam, ging er bei Seite und legte sich auf seine Knieen und bat Gott, er solle doch das böse Ding aus seinem Kopfe nehmen, damit sein Wort darin Platz haben könne. Und wie er gebetet hatte, so widerfuhr ihm auch. Da hatte er auf einmal Zeit und nun lernten die beiden Eheleute um die Wette und Bato verfehlte keinen Text mehr.

Es war indessen bei den Beiden noch viel auswendiges Wesen, kaum die ersten Anfänge zu einer rechtschaffenen Bekehrung, sonst noch eitel Heidenthum. Götzen von Stein und Holz haben zwar die Sclaven dort nicht, aber was macht der Mensch nicht alles zum Götzen, den er anbetet. Man sah einmal einen Schwarzen, der hatte eine Kanonenkugel und drei Flaschenstöpsel zu seinem Gott gemacht. Cornelia machte ihre Texte zu ihren Götzen.

Sie hatte zwar gebetet, „om niet hoogmoedig te worden,“ daß sie so viele Texte wüßte, aber sie fürchtete sich sehr, in die Schule zu gehen. Lückhoff hatte nämlich außer den Textabenden noch eine sogenannte „Schule“ angefangen. Nicht für die Kinder, sondern für die Großen. Diese Schule besuchten diejenigen, welche durch die Predigt und die Textabende erweckt waren, näher nach dem Heile zu fragen. Mit denen wurde katechisirt; es ging da in Fragen und Antworten. Da war es denn für Cornelia ein ganz peinigender Gedanke, wenn sie sollte einmal dasitzen und Lückhoff fragte und sie könnte nicht antworten. Dann wäre all ihr Ruhm von den Textabenden her hingewesen. Wer weiß wie lange der Teufel das arme heidnische Weib mit diesen Stricken von feinster Seide noch gebunden gehalten hätte, wenn sich nicht eine gute Freundin ihrer angenommen. In solchen Dingen ist ein Freund, der's treu meint und schont nicht, eine edle Gabe Gottes. Man kann oft mit einer einzigen Frage, die einem solchen armen Gebundenen direct auf den Leib rückt, ihm einen großen Liebesdienst erweisen und mehr ausrichten, als hundert der allerschönsten Predigten. „Warum kommst du nicht in die Schule?“ fragte eines Tages eine andere Sclavin die Cornelia. „Es ist so schön darin und Herr Lückhoff freut sich so, wenn wir kommen.“ Cornelia konnte nichts antworten, oder wollte nicht; sie war aber ganz unruhig in ihrem Herzen. Als die andere fort war, sagte sie zu ihrem Manne: „Wie kommt es, daß du ein Hausvater bist, und hast mir noch nicht gesagt, daß ich zur Schule gehen soll?“ Wie das zu verstehen, muß man 1. Mos. 3, 17. nachlesen. Was Bato darauf geantwortet hat, weiß ich nicht. Aber noch an demselben Abende standen beide vor der Thür der Schule. Cornelia zitterte und wollte nicht hinein. Sie konnte es doch gar nicht los werden: „Wenn myn heer nun frägt und du kannst nicht antworten!“ Endlich faßten sie sich ein Herz und gingen hinein. Cornelia setzte sich auf die allerletzte Bank ganz hinten hin. Sie hatte sich vorgenommen, wenn Lückhoff käme und fragte, so wollte sie sagen, sie wolle das ABC lernen. Wie sie aber mit der häßlichen Lüge so da saß und Lückhoff anfing, dachte sie doch bei sich: „Gott weiß alles, du mußt die Wahrheit sagen.“ Lückhoff kam heran und fragte sie: „Was weißt du denn, Cornelia?“ — „Myn heer, ich kann ein wenig lesen.“ Und dem war also.

Es ist eine kleine unbedeutende Geschichte, die ich hier erzählt habe. Aber der Abend entschied über das ganze Leben dieser Heidin. Seit sie so bis zur Schule vorgedrungen war und demüthig lernte, bekam der Geist Gottes immer mehr bei ihr die Oberhand. Bei ihrem Manne war es nicht

so. Er war mehr ihr zu Gefallen mitgegangen; es hatte ihn nichts gekostet; so konnte er auch nichts gewinnen. Seine Frau schenkte ihm aber nichts. Sie betete fleißig für ihn und arbeitete auch tüchtig für ihn. Das war z. B. so ein Stück Arbeit, das ihr manche Christenfrau nicht nachmacht. Sie kamen einmal aus der Kirche und wie das so geht, es hängten sich an den Bato ein Paar lose Vögel, denen man's an den Federn ansehen konnte, daß sie zu dem Geschlechte gehörten, von welchem Matth. 13, 4. geschrieben steht, und welches, wie die Sperlinge, unter allen Himmelsstrichen zu Hause ist. Bato nahm sie mit sich ins Haus und da setzten sie sich zusammen und schwatzten das hundertste ins tausendste. Endlich wurde es der Cornelia zu viel und sie fragte, ob sie so etwas in der Kirche gehört hätten. Da fuhr Bato auf und sagte: „Ach, du bist auch gar zu fromm! Sollen wir denn gar nichts mehr thun?" Das arme Weib schwieg; aber den andern war es nicht recht geheuer mehr; sie machten, daß sie fortkamen. Wie sie hinaus waren, sagte Cornelia zu ihrem Manne: „Bato, wenn du nun noch spotten willst, was sollen dann die andern thun? Haben wir das in der Kirche gehört? Fürchtest du Gott nicht? Was haben wir im 119. Psalm gelesen? „„Ich fürchte mich, Herr, vor deinem Worte."" — Ich habe schon neulich einmal gesagt, daß eine Frau in geistlichen Dingen über ihren Mann viel vermag, wenn sie es nur recht angreift; und das sage ich jetzt noch einmal. Cornelia sollte es auch erleben. Sie wurde immer ernster und demüthiger und das machte ihren Mann nicht leichtsinniger und stolzer; im Gegentheil. Sie hatte noch nie mit ihm über die Taufe gesprochen. Sie meinte immer, sie sei noch nicht geschickt dazu und ihr Mann noch weniger. Da fing Bato eines Tages an: „Was meinst du, Cornelia, wenn wir uns taufen ließen? Ich hätte wohl Lust dazu." Die Frau wußte nicht, wie ihr geschah. Doch machte sie Einreden. Sie wollte doch sehen, ob es ihrem Manne Ernst sei. „Du weißt, ich bin noch Sclavin," meinte sie; „wer weiß, ob meine Herrschaft das haben will." Statt der Antwort ging Bato hin und holte sich von einem Getauften die Antworten auf die Fragen, welche die Täuflinge bei ihrer Taufe aufsagen mußten und fing an zu lernen. Etliche Tage darauf kam er von seiner Arbeit nach Haus. Er setzte sich zu seinem Weibe und ihrem kleinen fünfjährigen Jungen. „Cornelia, ich bin bei myn Heer (Lückhoff) gewesen." — „Was hat myn Heer zu dir gesagt? fragte sie. — „Oh," sagte er ganz seelenvergnügt, „myn Heer hat so viel und so schön mit mir gesprochen. Und als ich ihm alles gesagt hatte, fragte er mich, ob das wahr wäre, daß ich mich wollte taufen lassen. Ich sagte von Herzen ja und daß ich

all meine Fragen zur Taufe lernte. Dann fragte er mich, ob auch du Lust zur Taufe hättest. Da sagte ich: ja, du hättest schon lange Lust dazu gehabt. Da sagte myn Heer, wir müßten vor allen Dingen bei unserm Fragenlernen fleißig beten, daß der Herr zu der großen Sache uns geschickt machen möge und wir sollten lesen, was Luc. 9, 62. geschrieben stände: wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurücke, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes. Nun höre, Cornelia, ich habe es jetzt fest gemacht: ich will nun thun, was ich muß." Wer war froher, als Cornelia. Sie ging zu ihrer Herrschaft und bat um Erlaubniß zur Taufe; dann meldeten sie sich bei Lückhoff zum Taufunterricht, der die ganze Zeit über seine herzliche Freude an den beiden hatte. Bato konnte etwas schreiben und schrieb um jene Zeit auch einmal ein kleines Billet an die rheinische Gesellschaft, welches noch im Missionshause aufbewahrt wird.

Es war am 24. Februar 1834. Tages zuvor hatten Bato und Cornelia vor den Directoren der Stellenboscher Miss.-Gesellschaft und in Gegenwart vieler Heiden des Orts in der Kirche ihre Prüfung bestanden und ihr Glaubensbekenntniß abgelegt. Heute Nachmittag war wieder viel Volks in der Kirche beisammen. Man sang den in Südafrika bei den Tauffesten wohlbekannten Vers: „Zy, die nooit van Jezus hoorden, Heidnen blind en woest van aard, Ver in 't Zuiden, ver in 't Noorden, Worden tot Gods kerk vergaard: Neger Moor en Indian Bidden ook den Heiland aan." Dann taufte Lückhoff sein erstgeborenes Töchterlein. Darauf kniete Bato und Cornelia und ihr Söhnlein Jongi nieder und empfingen das Sacrament. Bato hatte sich die Namen W i l h e l m D a n i e l und Cornelia die Namen C l a r a M a r i a gewählt.

Alles, was Gottes Kind will heißen, das muß sein Brod mit Thränen beißen. Kaum war Cornelia getauft, so fand sich auch das liebe Kreuz bei ihr ein. Lückhoff, den sie auf das Zärtlichste als ihren geistlichen Vater liebte, ward bald darauf todtkrank. Nur mit Mühe konnte man sie von dem Bette des kranken Mannes entfernen; sie wurde selber vor Gram todtmatt und krank. Nicht lange darauf starb Wachtendonk, zweiter Missionar in Stellenbosch. Sie hatte ihn sehr lieb gehabt. Auch stellten sich die Nahrungssorgen ein. Bisher hatten sie ihr ziemliches Auskommen gehabt; nun wollte es auf einmal nicht mehr gehen. Ihr Mann war mit Brod hausiren gegangen und hatte viel Schulden ausstehen. Als er sich hatte taufen lassen, drängte ihn sein Herr mit dem Bezahlen; da sah es schlimm aus. Und nun griffen obenein die Kaffern die Colonie an und Bato mußte

marschieren. Da saß nun das arme Weib mit ihrem kleinen Jungen und woher sollte sie Brod nehmen? Sie war ein schwacher Haufen und konnte nicht viel arbeiten. Doch suchte sie sich zu nähren und fing einen Handel mit Apfelsinen an. Aber das machte sie in ihrem Glauben nicht irre. Ich will nicht sagen, daß sie nicht zu kämpfen gehabt hätte. Wir wollen uns in unsern Neugetauften ja keine lebendigen Heiligen einbilden. Zum Mindesten haben die Besten unter ihnen Fleisch und Blut an sich, gleich wie wir, und sie können es den Vögeln nicht wehren, wie Luther von den Anfechtungen schreibt, daß sie ihnen über den Köpfen hinfliegen, müssen's auch leiden, daß dieselben dann und wann etwas herunterschmeißen. Aber daß sie ihm in den Haaren nisten, das muß ein rechtschaffener Christenmensch abwehren können, sonst stehts nicht wohl um ihn. Und das konnte Cornelia. Bei allen Anfechtungen hielt sie fest an ihrem Glauben, ja es war ihr eine ganz sonderliche Lust, sich in der Schule einzufinden und die Heidinnen, die damals schon immer zahlreicher kamen, in Gottes Wort mit unterrichten zu helfen, so gut sie's verstand und so oft sie nur ein Stündchen Zeit über hatte. Ja oft war sie ganze Tage lang dort zu finden und pries die Liebe Christi an. Und dabei hatte die arme Apfelsinenfrau von Stellenbosch einen Muth den Spöttern gegenüber, daß sich die Frauen hier zu Lande wollen suchen lassen, die es ihr darin gleich thun. So war eben Wachtendonk gestorben und das arme Weib trauerte tief. „Was trauerst du so?" fragte die Schwarze ein Herr, bei dem sie vorsprach; er war aber ein Spötter und Gottesleugner. „Ueber unsern Prediger Wachtendonk" war die Antwort. „Ueber euren Prediger? diese Menschen, die hierher kommen, um mit ihrem Munde ihr Futter zu verdienen! über den trauerst du?" — Da lagen Schaden und Profit bei der Cornelia in einem Sack und sie diente dem Spötter, wie er's verdiente. „Sie sollten sich was schämen, myn Heer! Sie wollen ein Christ sein und können so sprechen? Lesen Sie einmal in der Bibel. Ich bin nur eine Heidin, aber nehmen Sie es mir nicht übel, myn Heer, daß ich es Ihnen sage. Nein, die Liebe Christi dringet sie so, daß sie zu uns armen Heiden kommen. Ich kann nicht schweigen, wenn Gottes Kinder gelästert werden, denn der Herr sagt: Wer meine Kinder antastet, der tastet meinen Augapfel an." Sie konnte aber doch nicht fortgehen, sie mußte noch ein Wort zum Frieden reden. „Sie sind doch nicht böse mit mir, daß ich das gesagt habe? Seien Sie doch nicht böse, sonst habe ich keine Ruhe im Herzen. Ich habe es gut gemeint." — „Na, gib nur Acht," war die rohe Antwort: „du bist getauft, aber die Getauften kommen auch in den Block!"

„Ja wohl, myn Heer,“ sagte Cornelia, „wenn ich es verdient habe, so muß ich gestraft werden“ und damit ging sie ihre Wege.

Lebte denn der alte Arnd nicht mehr? Der alte Arnd lebte freilich noch und zwar auf einem Hofe nicht weit von Stellenbosch. Ein alter Sclav ist ein gar elender Mensch und diesen Alten hatte noch obenein der Schlag gerührt; er zitterte am ganzen Leibe und man konnte ihn kaum noch verstehen. Als er hörte, daß seine Nichte Cornelia sich hätte taufen lassen, machte der alte unglückliche Mann sich auf und kam nach Stellenbosch. Die beiden hatten sich lange nicht gesehen und saßen nun beieinander und hatten sich viel zu sagen. Cornelia pries ihren lieben Herrn in der Einfalt der ersten Liebe. Da kamen dem alten Ohm längst vergangene Tage wieder ins Gedächtniß, wo er auch einmal auf Paul R's Hofe am ersten Flusse die Liebe des Lammes den Seelen gepriesen hatte. Er wurde ganz jung wieder, sang und betete mit seiner Nichte und sie saßen auf bis Mitternacht. Als sie von einander schieden, sprach er: „Was sollen wir einander zum Andenken geben?“ Da gab sie ihm Luc. 12 und aus dem Brüdergesangbuche Nro. 118: „Merkt, Zielen mit een teer gemoed, hoe Jezus met den zondaars doet“ und er gab ihr Matth. 25 und Nro. 153: „Ziet, Hy komt! aanschauwt zyn zy; ach, die blinkt als duizend zonnen!“ Es ließ dem Alten keine Ruhe. Ein Vierteljahr nach Cornelia's Taufe trat er zu Lückhoff ins Haus und verlangte getauft zu werden. „De Heere heeft my wel vallen laaten,“ sprach er, „maar hy laat my niet vervallen en daarom moet ik nu wederkomen.“ Alles was er kund werden ließ, trug die offenbarsten Zeichen an sich, daß er es grundehrlich meinte, ja Lückhoff bekennet, daß er von dem Alten Aussprüche über inneres Leben gehört habe, wie sie ihm in solcher Tiefe und Wahrheit bei vielen lebendigen Christen nicht vorgekommen seien. Dennoch mußte der Alte noch über ein Jahr lang auf seine Taufe warten. Die Missionare waren gar vorsichtig. Endlich wurde er am 4. Octbr. 1835 von Külpmann getauft. Ein Glaubensbekenntniß hatte er nicht mehr auswendig lernen können; dazu war er zu alt. Als man ihn aber fragte, ob er an seinen Herrn glaube und ob er wolle getauft sein, rief er laut und munter sein Ja! in die Kirche hinein und ließ sich den Namen Daniel geben, denn er sagte, der Herr habe ihn gleich dem Daniel aus dem Rachen des Löwen errettet. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß der 4. Octbr. für Cornelia ein hoher Freudentag war.

Es war ein Vierteljahr nach dieser Taufe. Bato war schon lange wieder aus dem Kaffernkriege zurückgekehrt. Er mußte sich mit Backen und

Hausiren sauer plagen, um für Weib und Kind Brot zu schaffen; aber Cornelia wurde immer schwächer, konnte nichts mit Arbeit verdienen und der Apfelsinenhandel brachte wenig ein. Sie hatten grade so eben zum Auskommen. Da war zwei Stunden von Stellenbosch in Bangenhoek bei Grimmbecks Auction; es wurden auch die Sclaven verkauft. Bato kaufte sich auch eine alte Sclavin für 15 Thaler. Ja, was will denn Bato, der Bäckerknecht, mit einer Sclavin? Kehre es um, so kommts zu Recht. Bato, der Knecht, und die alte Schwarze, seine Meisterin, so wahr geschrieben steht: Ich bin gefangen gewesen, und ihr habt mich besucht. Als Cornelia und Bato hörten, wie angst die alte Zilla wegen der Auction sei, besprachen sie sich nicht mit Fleisch und Blut, auch nicht mit ihrer Casse, und beschlossen die Alte zu kaufen, zu sich ins Haus zu nehmen und zu unterhalten, damit sie zur Kirche gehen könnte. Ohne daß ein Mensch was davon wußte, ging Bato zum Bangen Hoek auf die Auction und kehrte Abends mit der alten Zilla heim. Ich weiß nicht, wer seliger war: Der Bäcker oder die Alte. Sie wohnte von da an bei ihren Befreiern, die sie wie eine Mutter ehrten und liebten, und sie konnten wohl spüren, daß sie ihr Sümmchen gut angewandt hatten. Ich wollte wohl, es könnte sich mancher so ein altes Mütterchen in seinen Haushalt kaufen.

Es war ein eigenes Ding. Seit die alte Zilla im Hause war, ging es auch der Cornelia mit dem Apfelsinenhandel besser. Sie konnte davon einen Theil ihrer Schulden abbezahlen. Einige Zeit darauf ließen die Mitglieder der Stellenboscher M.-Gesellschaft in Lückhoffs Hause eine Treppe zum Boden machen (beiläufig gesagt: so elend hatte Lückhoff 7 Jahre lang gewohnt, daß er nicht einmal eine Treppe zum Boden hatte) und dadurch konnte er eine Kammer entbehren; in die ließ er Cornelia einziehen und frei wohnen. Nun hatte die alte Zilla es noch näher zur Kirche und Cornelia legte ihren Handel ganz und gar nieder und unterrichtete nur in der Schule, wozu sie besondere Gaben hatte. Sie erlebte auch die Freude, daß sich ihr Bruder Damon und ihre Schwester Diana bekehrten und ernste Christen wurden. Es war eine Segenszeit damals auf Stellenbosch. Lückhoff mußte einen neuen Flügel an die Kirche anbauen, weil dieselbe die Menschen nicht mehr fassen konnte. Freiwillig brachten getaufte und ungetaufte Heidinnen ihre goldenen und silbernen Ohr- und Fingerringe und was sie sonst an Schmucksachen besaßen, zum Bau der Kirche dar. Selbst die Kinder kamen mit ihren Fingerhüten, Reihnadeln u. dergl. und schenkten sie weg. Bato bekam den Küsterdienst an der Kirche. Kurz es ging der Cornelia in den 5 Jahren, ihren kränkelnden Leib abgerechnet, ganz

gut. Nur eins war, das machte ihr in der letzten Zeit mannichmal das Herz recht schwer. Sie wagte sich aber gegen keinen darüber auszusprechen. Esselen war damals schon Missionar neben Lückhoff. Eines Mittags bemerkte Esselen, wie Lückhoff gar bleich und schwermüthig aussah. Er schob es erst auf sein Kopfleiden, womit Lückhoff schon seit lange schwer geplagt war, aber dies Mal war's was anderes. Nach dem Essen theilte ihm Lückhoff mit, wie ihm gesagt sei, daß Bato sich der Sünde des Ehebruchs schuldig gemacht habe. Bato war grade auf einer Reise und konnte nicht vernommen werden; und die Person, mit welcher er gesündigt haben sollte, leugnete standhaft. Indessen wurde der Cornelia Kunde von dem Falle ihres Mannes gegeben, worüber das arme Weib so angegriffen wurde, daß die Missionare für ihr Leben fürchteten. Endlich kam Bato an. Lückhoff wollte eben in die Vorbereitungspredigt gehen, als er bei ihm eintrat. Er deutete ihm an, was die Leute von ihm redeten, worauf er ganz trotzig erwiederte: „Nun, was ist's denn?" Am andern Morgen rief ihn Esselen auf sein Zimmer. Eine Weile saßen beide stumm einander gegenüber. Dann nahm Esselen den 32. Psalm und las ihn dem armen Sünder mit kurzen Bemerkungen vor. Kaum hatte er geendet, so schwamm auch Bato in Thränen. Der Missionar sagte ihm, daß er wohl wisse, warum er weine und wie das ein Zeichen der Gebetserhörung der Kinder Gottes sei, die während seiner Abwesenheit für ihn zu Gott gerufen hätten. Vor Scham und Thränen konnte Bato kein Wort herausbringen, bis ihm Esselen 1. Joh. 1, 9. zusprach. Da wurde er ruhiger und gestand nun unter vielem Schluchzen, daß er bereits seit December mit der bezeichneten Person in ehebrecherischem Umgange gestanden habe; als Esselen einmal in der Abendstunde über 1. Cor. 5 geredet, sei er schon zwei Mal an der Thüre gewesen, um seine Sünde zu offenbaren, aber Scham und Furcht habe ihn zurückgehalten. Dann sei er mit dem Gedanken umgegangen, seine Frau ganz zu verlassen und mit dem schlechten Weibsbilde durchzugehen; doch auch dazu habe er nicht kommen können. Er habe dann gewünscht, daß es durch andere Leute offenbar werden möge, ohne daß er es zuerst zu sagen brauchte, und das habe er auch jetzt auf der Reise noch gewünscht und es wäre ihm immer so gewesen, als müßte es geschehen. Sein bisheriger Wandel sei nun zwar Heuchelei gewesen, aber er hoffe, daß sein jetziger Schmerz von Gott gewirkt sei und daß es ihm leid thue, den Herrn betrübt und seinem alten treuen Lehrer, der ihn so oft gewarnt, so schändlich hintergangen zu haben. Da trat eben Lückhoff herein. Bato krümmte sich, wie ein Hund, der Gift gefressen hat. Er konnte weiter nichts heraus-

bringen als: „Ach myn Heer moet my doch vergeven!“ Lückhoff hielt ihm seine Schuld vor und deutete ihm an, daß mit ihm nach Gottes Wort müsse verfahren werden, dem er sich auch willig unterwarf. Noch an dem Nachmittage dieses Tages war Vorbereitung für die 100 Communikanten in Lückhoffs Hause. Vor diesen mußte Bato sein Geständniß ablegen und Abbitte thun. Es geschah unter vielen Thränen und war nicht ohne Eindruck auf die Gemeinde. Am folgenden Tage wurde in der Abendstunde der Gemeinde bekannt gemacht, daß Bato von ihr ausgeschlossen und seines Küsteramtes entsetzt sei. Man hatte es kaum erwartet und gemeint, daß die Missionare mit Bato gelinder verfahren würden; es machte ein heilsam Erschrecken. Lückhoff konnte den Bann nicht aussprechen; es war ihm zu schwer; er verbarg sein Angesicht in seinen Händen, als Esselen ihn aussprach. Und nun das arme Weib, die Cornelia! Man kann sich denken, was die litt. Aber der Herr tröstete sie auch ganz mächtig und schenkte ihr viel Mitleid und Erbarmen für ihren Mann und auch an Hoffnung, daß es mit Bato wieder und nun grade recht zum Guten ausschlagen würde, ließ er es nicht fehlen. Sie hatte an dem alten Arnd, an ihrem Bruder und ihrer Schwester und an so mancher Seele schon gesehen, daß der Herr Gebet erhört; sollte er sie nun grade bei ihrem Manne leer ausgehen lassen? Sie lag ihn also fleißig an und wurde nicht zu Schanden. Es ging mit Bato durch vielen Kampf, Bangigkeit und Verzagtheit; er wandelte in der Furcht des Herrn. Endlich wurde er auch der Vergebung seiner Sünden gewiß, und nachdem er länger als ein Jahr ausgeschlossen war, genoß er am Charfreitage 1842 mit der Gemeinde wieder das Abendmahl.

Seit der Zeit haben beide als Zierden der stellenboscher Gemeinde gewandelt.

---

10. Die alte Zilla.

Halbwegs zwischen der Capstadt und Stellenbosch liegt ein großes Wirthshaus an der Straße, bei welchem man anzuhalten pflegt, um Mensch und Vieh von der ermüdenden Reise durch die capischen Dünen etwas verschnaufen zu lassen. Am Morgen des 11. September 1833 war eben der capstädtische Postwagen am Wirthshause angelangt, als auch der Wagen von Stellenbosch vorfuhr. Die neuen Passagiere beider Wagen ließen sich

zum Frühstück an dem Tische nieder. Es war eine für diese Welt noch ganz erträglich conditionirte Gesellschaft. Wenn der Postwagen unter neun Passagieren vier Kinder des Lichts mit fünf Liebhabern der Welt an der Wirthstafel zusammenwürfelt, so ist das schon mehr, als man hoffen und wünschen darf. Mit dem capstädtischen Wagen war ein Hutmacher gekommen, ein Engländer, der sich in Stellenbosch niederlassen wollte, nachdem er einige Jahre im Kl.=Namaqualande auf dem Khamiesberge Schulgehülfe bei einem Missionar gewesen war. Das war ein Freund des Lichts. Seine Reisegefährten waren ein Paar englische Militärs aus Indien, welche ihrer Gesundheit wegen an das Cap gekommen waren. Der Hutmacher sagte, er habe sie unterwegs im N. Testamente lesen sehen; so wird es mit den beiden ja auch wohl in Richtigkeit gewesen sein. Sie hatten endlich noch ein Paar Stellenboscher im Wagen gehabt, die ließen sichs wohlschmecken. Der Stellenboscher Wagen brachte einen Bauer, Namens G., mit. Das war ein schlimmer Kunde. Sein Hof, welcher eine deutsche Meile von Stellenbosch ablag — Bangenhoeck heißt man die Gegend — führte den Namen „die Hölle," und man trieb es dort auch danach. Mit dem reisten ein Paar Advokatensöhne aus Stellenbosch; die waren mit dem Bauer ein Herz und eine Seele. Der vierte war Missionar Lückhoff. Also richtig — vier gegen fünf.

Wie die Neun nun so beim Frühstück saßen, mochte dem einen Engländer aus Indien die schöne Zeit leid thun, die bloß durch Essen und Trinken drauf ging und er fing von der Sclaverei zu sprechen an. Er bezeugte lebhaft seine Freude darüber, daß es mit derselben in der Colonie nun bald ein Ende sein würde. Es gibt zu allen Zeiten gewisse Fragen, die sind wie ein Wespennest. Man braucht sie bloß mit dem kleinen Finger zu berühren, so schwärmt alles an einer Wirthstafel. Zu den Fragen gehörte damals am Cap die Sclavenfrage. Kaum hatte der Engländer sie aufs Tapet gebracht, so war's auch bei dem Bauer mit dem guten Appetit vorbei. Er ging gewaltig ins Zeug und polterte mit einer Fluth von Schimpfreden daher. Ob die Engländer das Sprüchlein des alten Wandsbecker gelernt hatten, weiß ich nicht; aber sie hielten wacker drüber: „Greif nicht in ein Wespennest; doch wenn du greifst, so stehe fest." Sie ließen sich durch den polternden holländischen Bauer nicht irre machen. Ruhig setzten sie auseinander, wie die Sclaverei sich mit den Grundregeln des Christenthums nicht vertrüge, also von allen, die auf den Namen der Christen Anspruch machen wollten, abgeschafft werden müsse. Als der Bauer das Lied singen hörte, war nun vollends kein Halten mehr. Es giebt immer

genug Leute in Kanaan, die aus der Haut fahren wollen, wenn sie mit der Salbe aus Gilead gestrichen werden. Und zu der Sorte empfindsamen Seelen gehörte der Bauer aus der „Hölle;" seine beiden Reisegefährten secundirten nach Kräften. Das war den beiden Engländern schon recht; sanft und ruhig drückten sie die Sonde immer tiefer in das Fleisch der drei Capländer. Es sei die heiligste Pflicht, setzten sie auseinander, daß ein jeder Colonist, welcher Sclaven habe, dieselben im christlichen Glauben unterweisen lassen müsse, und wenn wo Missionare wären, die ihnen darin helfen wollten, so müßten sie das mit dem besten Danke annehmen. Jetzt kannte die Wuth des Bauern keine Gränze mehr. Die verwünschten Zendelinge gehörten ihm, wie vielen seines Gleichen, ohne alle Frage zu den drei schlimmsten Landplagen Südafrikas und er schrie nun aus Leibeskräften, wie die Missionare die Sclaven und die Hottentotten nur schlimmer machten; noch vorgestern sei ein ganzer Trupp Hottentotten aus Gnadenthal, und zwar meistens Getaufte, auf seinen Hof gekommen, alle wären besoffen gewesen und hätten ihn in der Nacht bestohlen. Wenn man nun einem Hottentotten oder einem Sclaven sagte, er müsse dies oder das nicht thun und er thäte es doch, so sei das ja doppelt Sünde, die die Missionare über die Leute brächten. Auch sei er im Namaqualande gewesen und habe da die Mörder und Räuber gesehen, die auf den Missionsstationen gebildet würden. Da nahm der Hutmacher das Wort und sagte: „Es thut mir leid, daß ich den Herren sagen muß, daß es schändliche Lügen sind, was dieser Mann von dem Namaqualande erzählt. Ich bin drei Jahre dort gewesen auf Khamiesberg und weiß, wie es da aussieht, und jeder christliche Mensch verwundert sich über die Veränderung, die dort stattgefunden hat, seit die Missionare da sind." Die Pferde waren eben gewechselt und die Passagiere mußten sich trennen; wer weiß, was der grimmige Bauer dem Hutmacher noch gethan hätte, der ihn öffentlich Lügen gestraft.

An der Wirthstafel hatte Lückhoff geschwiegen; man kann unter gewissen Umständen nicht gut sein eigner Advokat werden. Nun saß er mit dem Bauer im Wagen; er konnte doch unmöglich so ohne Weiteres die Sache abgethan sein lassen. Im sanften Tone begann er und sagte, er habe am Tische so recht gehört, von welcher Gesinnung myn Heer G. sei und wie er es sich nun wohl erklären könne, warum von seinem Hofe auch nicht ein einziger Sclav in der Versammlung gewesen sei, als er vor einiger Zeit bei seinem nächsten Nachbar im Bangenhoeck dieselbe gehalten und worüber sich der sehr gefreut habe. Jetzt fing der Bauer über seinen Nachbar entsetzlich zu schimpfen an und nannte alle Sclaven desselben Schelme; ihm

dem Bauer G., dürfe kein Missionar ins Haus kommen und er würde niemals einen von seinen Sclaven senden. Da sich der Mann dabei unbedacht auf die Bibel berief, suchte ihm Lückhoff seine große Verpflichtung hinsichtlich seiner Sclaven nochmals vorzustellen und zeigte ihm, wie das Missionswerk in der Bibel gegründet und keines Menschen Werk sei. Doch anstatt das anzunehmen, fuhr der wüthende Mann nur weiter gegen Missionare und Gottesdienst zu lästern fort und zählte eine Menge Schlechtigkeiten von den Erstern auf. Auch das galt ihm als eine Schlechtigkeit, daß die Missionare Messerschmiede, Schreiner und andere Handwerker seien, und als ihn Lückhoff an den großen Zimmermannssohn und an die Fischer und Teppichmacher erinnerte, bat er sich aus, daß der Missionar nur das Maul halten möge; er wäre unter den Soldaten Offizier gewesen und ließe sich von einem Missionar nicht unterweisen. Lückhoff that ihm den Gefallen und schwieg. Die beiden Engländer haben noch bis in das Dorf hinein mit den beiden Stellenboschern sich herumdisputirt.

Was Gott will erquicken, kann Niemand ersticken, auch der Bauer in der „Hölle" nicht. Der hatte sich, wie wir eben hörten, zwar vorgenommen, daß keiner seiner Sclaven Gottes Wort hören sollte; es war aber kaum ein Jahr nach jener Scene im Wirthshause an der capstädter Straße verflossen, so ging es schon ganz wider des Bauern Gedanken. Unter seinem Sclavenvolke hatte er eine Alte; sie war schon zwischen 60 und 70 Jahre alt und stammte von der Küste Zanzibar. Man nannte sie Z i l l a. Das schwarzbraune Weib war so recht in der „Hölle" zu Hause und aller Bosheit und Schlechtigkeit von jeher voll gewesen. Die Hölle kann jedoch dem Menschen alles geben, nur keine Ruhe in Ewigkeit. Die hatte auch Zilla bei aller Fleischesfreiheit nicht finden können und ging deshalb oft mit dem Gedanken um, sich das Leben zu nehmen, wie das unter den Sclaven ein gar häufiges Ding ist. So stand sie einmal im Busch und war wieder sehr lebenssatt. Da wünschte sie und fluchte, daß doch eine Schlange aus der Erde kommen und sie todt beißen möchte. Kaum ist der Fluch über ihre Lippen, so schlüpft eine giftige Schlange aus einem Erdspalt, wie es in Südafrika sehr häufig geschieht und will auf die Sclavin los. Die erschrickt aber heftig und flieht nach der „Hölle." Ein anderes Mal nahm sie einen großen Stein, um sich damit den Schädel zu zerschlagen. Den ersten Schlag führt sie; da der aber sehr weh thut, wirft sie schnell den Stein von sich und geht davon. Und so steht sie noch ein Mal am Meeresufer. Die Gelegenheit, sich zu ersäufen, ist zu lockend: es geht Hals über Kopf in die Wellen hinein. Aber die Wellen wollen sie nicht

haben und wie sie sich auch anstrengt, unterzugehen, wirft sie die See immer wieder aus. Da denkt sie: das ist ein Gott, der dich nicht todt haben will — und steigt gerettet an den Strand. Wer weiß, an welchem Stricke das unglückliche Weib denn doch noch zu ihrem höllischen Ziel gekommen wäre, wenn nicht in Stellenbosch der Missionar Lückhoff gestanden und die Kunde von seinen guten Worten unter das Sclavenvolk der umliegenden Höfe gedrungen wäre. Auch die alte Zilla hörte davon und bekam Lust, den Lehrer einmal zu hören. Wie aber hinkommen, daß der Baas nichts davon erfährt? Das erste Mal war die Sache leicht. Die Alte hatte ihre Sippschaft unter den Sclaven in Stellenbosch; die Erlaubniß, dieselben zu besuchen, erhielt sie bald. Sie hörte das gute Wort und das gute Wort gefiel ihr und schmeckte nach Mehrerem. Auch zu fernern Besuchen wurde Rath. Der Bauer war oft außer dem Hause, und da die alte Sclavin nicht mehr viel arbeiten konnte, so gab ihr die Frau leicht Erlaubniß, nach Stellenbosch zum Besuch zu gehen. Und so wanderte denn die Alte in den Jahren 1834 und 1835 manch liebes saures Mal hinüber aus der Hölle nach Stellenbosch. Gemeiniglich war sie schon am Sonnabend Nachmittag unterweges, um am Abend noch der Singestunde beiwohnen zu können, in welcher Lückhoff einfach Liederverse erklärte. Am Sonntage war sie dann in der Kirche und drauf gings wieder aus dem Himmel in die Hölle zurück, nachdem sie zwischen den Gottesdiensten sich gemeiniglich bei Lückhoff im Hause aufgehalten hatte. Bei diesen Besuchen in Lückhoffs Hause weinte sie viel über ihre Sünden und suchte sich über das, was in ihr vorging, gegen die Anwesenden auszusprechen. Sie sprach, wie die meisten Sclaven von Zanzibar und Mozambique, sehr schlecht holländisch und wer ihre krumme Sprache nicht gewohnt war, der verstand in der Regel nichts weiter, als die Worte: bidt, ontfangt, zoekt, vindt, klopt, opengedaan; diese Worte kehrten denn aber auch so ohne Unterlaß in der Rede der Alten wieder und mitten unter Thränen leuchteten ihre alten Augen so freundlich und in solch kindlicher Einfalt denen entgegen, mit denen sie sprach, daß man ganz vom Geiste Gottes hätte verlassen sein müssen, wenn man nicht hätte verstehen können, was in der Alten vorging. Und wem das ja noch verborgen geblieben wäre, der hätte nur des Sonnabends gegen Abend auf die Berge gehen sollen, über welche der Weg von Bangenhoeck nach Stellenbosch führte. Da hätte er sehen können, wie das alte braune Mütterchen an den steilen Stellen auf allen Vieren angekrochen kam, weil sie ihre alten Beine nicht mehr tragen wollten. Ich habe wenigstens noch nichts davon gehört, daß die Leute auf allen Vieren zur Kirche kriechen,

die das bidt und das ontfangt, das zoekt und das vindt, das klopt und das opengedaan nicht verstehen, wohl aber daß sie bald über kalte Füße, bald über kalte Hände klagen, bald ist's ihnen zu naß, bald zu warm, der eine hat's in den Lenden, der andere hat's in den Waden, wenn's zur Kirche gehen soll und sie bleiben zu Haus. „Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth!“ — damit kroch guter Dinge die alte Sclavin der Capelle von Stellenbosch zu. Und sie war eine — Heidin!

Es konnte natürlich in der „Hölle“ nicht verborgen bleiben, was die alte Zilla des Sonntags in Stellenbosch machte. Der Teufel hat in dem Stück eine feine Nase. Und wenn er etwas wittert, dann ist die Hölle los. Das arme Weib hatte von den Hausſclaven viel zu leiden. Und was wird der Bauer sagen, wenn er's erfährt? Nun, unser Herr Gott kann schon dafür sorgen, daß ihm die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Mit dem Bauer hatte es ausgebauert. Er mußte Auction halten. Am 29. Januar 1836 war es so weit. Natürlich mußten auch seine Sclaven verkauft werden und die alte Zilla mit. Als sie es erfuhr, wurde sie sehr bang; es konnte ja leicht sein, daß sie einer kaufte, der sie weit mit weg von Stellenbosch nahm und dann konnte sie nicht mehr zur Kirche gehen. Mit geschlagenem Herzen kroch sie noch einmal den sauren Weg Sonnabends Abends zum Dorfe hinein und traurig saß sie am andern Morgen bei Bato und Cornelia, den beiden getauften Heiden. Als sie Cornelia fragte, warum sie so traurig sei, brach sie in einen Strom von Thränen aus und klagte ihr großes Leid. Die Schwester der Cornelia, nun selig, kam auch dazu. Und die drei rathschlagten jetzt in der Stille mit einander, wie sie dem alten Mütterchen helfen sollten. Arm — waren sie alle drei und wußten nicht, woher das Geld nehmen, um die Alte zu kaufen, noch weniger, wie sie dieselbe nachher durchbringen sollten; denn das schien ihnen noch der beste und einfachste Weg zu sein. Endlich fuhr die Schwester der Cornelia zu und meinte, der Herr werde schon sorgen und segnen, Bato solle in Gottes Namen hingehen und die Alte kaufen. Und damit war es gut. Als der Tag der Auction kam, bat Bato seinen Herrn, bei dem er als Bäckerknecht diente, er möge ihm erlauben, mit Backwerk nach der Auction zu gehen, er werde da gut verkaufen können. Der Herr ist damit zufrieden und am andern Morgen trollte sich der Bäcker hinaus nach dem Bangenhoeck. Nachdem schon viel verkauft ist, kommt endlich die Zilla auch an die Reihe. Sie hatte schon vorher einen einsamen Ort nach dem andern aufgesucht und sich satt geweint und gebetet und nun wird sie zum Verkauf ausgestellt. Sie zitterte an ihrem alten Leibe wie Espenlaub; endlich konnte sie sich

nicht mehr halten und vor den Augen der ganzen Auctionsversammlung streckte sie ihre ringenden Hände weinend in die Höhe und rief. „Och, Heere, helpe toch voor arme Zilla.“ Wer sollte die alte Sclavin kaufen? Zum Kinderwarten, Nähen und ganz leichten häuslichen Arbeiten war sie zur Noth noch zu gebrauchen; wer sie aber dazu nicht nöthig hatte, dem hätte man noch Geld dabei legen können und er hätte sie doch nicht gekauft. Fünf capische Thaler wurden eingesetzt; man bot langsam auf bis 14 Thlr. capisch. Da tritt der Bäckerknecht mit dem Kuchenkorbe hervor und bietet noch einen capischen Thaler und er hatte die Alte. Der Auctionator frägt sogleich, warum er die Sclavin gekauft habe und mit freudigem Angesicht antwortet Bato: „Darum, daß sie gehen kann, wohin sie will.“ „Nun,“ erwiedert der Auctionator, „so schenke ich dir gleich fünf Thaler dazu.“ Fünf Thaler hatte die alte Zilla selbst in Händen und die dritten fünf wurden auch aufgetrieben. Was sind unserm lieben Herr Gott fünfzehn capische Thaler, wenn er sie haben will! Und ein Wagen steht ihm auch zu Gebote, wenn er seine Leute nicht mehr auf allen Vieren will kriechen lassen und sollte es ein holländischer Bauernwagen sein, um eine alte Sclavin, 15 capische Thaler an Werth, aus der Stelle zu transportiren. P. Hamman, ein Bauer, bot sofort seinen Wagen an und lud die Alte darauf und nun ging es im Triumph nach Stellenbosch. Vor Bato's Hause wurde sie abgesetzt. Da gab es fröhliche Gesichter, aber keins war so fröhlich, als das der alten freien Zilla.

Von jetzt ab versäumte die Alte keine Predigt, keine Katechisation, keine Schule und hatte sie vorher schon ein lebendiges Gefühl ihrer Sünde gehabt, so wuchs dasselbe durch den Unterricht aus Gottes Wort von Tag zu Tag und wurde klarer und bestimmter. Besonders schwer fiel ihr die Sünde auf's Herz, daß sie sich zu verschiedenen Malen in ihrem Sclavenstande das Leben hatte nehmen wollen. Wenn sie an diese schweren Sünden dachte und dabei an die Güte Gottes, welche sie nicht in denselben hatte sterben lassen, dann überwältigte sie oft eine so tiefe Schaam, daß sie still vor sich hinsah und schluchzte, daß ihr ganzer Leib bebte. Ihr liebstes Lied wurde: „Jesus nimmt die Sünder an“ und sie konnte es nie ohne die tiefste Bewegung ihres Gemüths singen hören. „Ikke niet waardig ben, dat de aarde my draagd“ brach sie dann mit einem Eifer und Ekel über sich heraus, dem jedermann abfühlen mußte, daß es aus dem tiefsten Grunde ihrer Seele kam. Ezech. 16, 62. 63. war darum ihr Lieblingsspruch, den sie auch auswendig lernte. Und wenn sie auch mit ihrem alten Kopfe nicht viel mehr auswendig lernen konnte, so unterließ sie es doch nie,

wenn ein Spruch angeführt wurde, der von dem Elend der Sünder handelte, denselben so in ihrer Weise nachdrücklich zu bestätigen. So sagte sie gewöhnlich bei 1. Timoth. 1, 15. statt „van welke ik de voornaamste ben“ — „ik de naamste ben, voorlooper aller zondaaren.“ Bei solch einer Herzensstellung, die nur der Geist Gottes zu Wege bringen kann und bei solcher tiefen und gründlichen Sündenerkenntniß, die einen geängsteten Geist und zerschlagenes Herz macht, brauchte Zilla auch nicht lange auf die Taufe zu warten, wonach sie sehnlich verlangte. Sie war einfältig geworden wie ein Kind — vollständigst von ihrer gänzlichen Ohnmacht zum ewigen Leben überzeugt und sich ganz und gar auf Gnade ihrem Gott und Heiland übergebend — so wurde sie auch mit einem Kindlein zusammengetauft. Eben war Lückhoff ein Söhnlein geboren; er wollte es am 16. Juli 1836 zur Taufe bringen. In der Frühe des Sonntags waren an 100 Kinder der Heidenschule vor Lückhoff's Hause versammelt; je 2 und 2 zogen sie zur Capelle und setzten sich an beiden Seiten der Kanzel nieder. Mitten in der Kinder Schaar wurde das neugeborene Kindlein hineingetragen und auch das alte Kind, die Zilla, kam herbei, um sich taufen zu lassen. Hintenaus in der Capelle stand alles voll von erwachsenen Heiden, denn die Stellenboscher Gemeinde war damals noch ganz klein. Nun hoben die Kleinen zu singen an und dann taufte Lückhoff die beiden Kinder. Das Knäblein bekam den Namen „Daniel.“ Das alte Kind hatte sich den Namen „Gertruide“ gewünscht und den bekam es auch. Es lebte nämlich in Stellenbosch die theure gottselige Wittwe, Gertruide Kuypers, die denn auch eine herzliche Lust an dem Gnadenwerk gehabt hatte, welches an der alten Zilla offenbar geworden war. Die ließ es sich gar gern gefallen, das alte Kind zur Taufe zu bringen und ihren Namen demselben zu geben.

Als Lückhoff der Alten bei der Taufe den Gedenkspruch gab: „Die gepflanzet sind in dem Hause des Herrn, werden in den Vorhöfen unseres Gottes grünen; und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein, daß sie verkündigen, daß der Herr so fromm ist, mein Hort und ist kein Unrecht an ihm“ (Ps. 92, 14—16.), dachte er wohl nicht daran, daß sein Täufling noch länger als 15 Jahre die Kraft dieser Verheißung Gottes in dieser Zeit schmecken werde, denn Zilla war nahe an 70 Jahre alt. Es gefiel aber dem Herrn, sein Wort in einem überreichlichen Maaße an ihr wahrzumachen und das drängte sich mit einer solchen Macht allen auf, die es sahen, daß das der Alten später ihren Namen gab, indem sie in Stellenbosch nicht anders hieß, als „oud' memme.“

In diesen 15 Jahren lebte sie bei Bato's im Hause. Sie selbst konnte nicht viel mehr arbeiten und verdienen; aber das tägliche Brot war für sie immer da und waren je bei ihren Wirthsleuten Sorgen aufgekommen, wie sie die Alte durchbringen sollten, so sind die reichlich durch den Segen beschämt worden, welchen der Herr ihnen im Aeußerlichen zu Theil werden ließ, seit die Alte unter ihrem Dache lebte. Uebrigens war Zilla nach dem Maße ihrer Kräfte doch fleißig. Sie hielt sich bei all ihrer Armuth immer reinlich. Ich habe hier ein Bild von ihr; da sieht sie mit ihrem weißen Kopftuche und dem grünen Halstuche und ihrem geblümelten Kattunkleide ganz proper aus. Und trotz ihrer alten schwachen Augen arbeitete sie mit der Nadel noch immer munter voran. Am Mittwoch Nachmittag ist in Lückhoffs Hause Nähverein, wo die Frauen der Gemeinde zusammenkommen und für die vielen Bedürfnisse der dortigen Schulen nähen. Da war Zilla des Mittags immer die Erste; wenn andere junge Frauen vielleicht im Sommer erst ein Schläfchen hielten und wegen der großen Hitze erst um 2 Uhr kamen, dachte die Alte nicht daran und war schon um 1 Uhr an Ort und Stelle; und es war ihr nicht genug, im Verein allein zu nähen, sondern sie nahm auch noch ein angefangenes Hemd mit nach Hause und machte es fertig. Und das alles ganz still; still nahm sie das Hemd mit nach Hause und still und freundlich brachte sie es wieder und in der Regel war es netter gearbeitet, als die Hemden aller andern.

In den ersten Jahren nach ihrer Taufe mühete sie sich auch ab, noch lesen zu lernen. Es ging aber sehr schwer und sie wollte es schon aufgeben. Da träumte sie eines Nachts, der liebe Jesus käme zu ihr und fragte: „Zilla, kannst du lesen?" Darauf mußte sie ganz verlegen antworten: „Nein, noch nicht!" und nun fing das Buchstabiren von Neuem an. Da hatten Batos einen kleinen Jungen, den Abraham; der konnte lesen. Nun macht sich die Alte an den Abraham; der soll ihr Lehrer werden. Wo sie ein Bischen Obst auftreiben konnte, das bekommt Abraham als Honorar und muß ihr dafür immer und immer wieder die Buchstaben zeigen. Wie das so eine Weile gedauert hat, kommt die Alte eines Tages zu Frau Kähler, ist ganz erfreut und meldet ihr, was sie alles lesen könne. Sie schlägt ihr Büchlein auf und ließt nun drei Namen her; das hat sie bei dem kleinen Schulmeister gelernt. Und das waren die drei Namen: **God**, **Jezus** und **Heer**. Die konnte sie richtig aus allen Namen und Worten herauslesen. „**Ik kann het andere niet leere leezen, maar zoo als ik die woorden zie, dan weet ik, dat is Jezus, Heere en God,**"

meinte die Alte in ihrer Einfalt. Nur zuweilen verstieg sie sich über die drei Namen hinaus und that, als ob sie viel mehr lesen konnte. So saß sie eines Abends in der Abendschule und hatte ihr Buchstabirbuch in der Hand. Auf einmal ging sie aus dem Buchstabiren ins Lesen über: „Er is maar een God, hy is myn God,“ dann schwieg sie still und schluchzte. Die Lehrerin, welche vor ihr stand, that eine Weile, als ob sie nichts merkte, dann sagte sie: „Ou memme kan tog al lezen;“ sie aber stammelte unter Schluchzen: „Kann niet lezen; maar God zoo groot, myn God is! ik kann niet vatten,“ und dabei waren die Gläser ihrer Brille so voll Thränen, daß es auf beiden Seiten die braunen Wangen in dicken Perlen herunter lief.

Sie hat es nie zum Lesen gebracht. Das thut auch nichts. Es steht ja nicht, „sie sollen in der Schule grünen,“ sondern „in den Vorhöfen unsers Gottes,“ und darin suchte die alte Zilla ihres Gleichen. Was man von der Hanna liest „sie kam nimmer vom Tempel,“ das galt auch von der Zilla und nachdem sie sich 60 Jahre lang in den Vorhöfen der Hölle herumgetrieben hatte, so kannte sie keine höhere Lust, als deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Es war ihr in den letzten Jahren beschieden, mit dem Missionar unter einem Dache und dicht bei der Kirche und Schule zu wohnen; das hat sie als die höchste Wohlthat nächst dem angesehen, daß sie Gottes Kind geworden war. Oft war sie schon eine Stunde vor Beginn des Gottesdienstes in der Kirche oder in der Katechisation und da mochte es andern zu warm oder zu kalt, zu windig oder zu dunkel sein — von dem alten Mütterchen hörte man nie eine solche Klage, wenn es zur Kirche gehen sollte. Es ist oft vorgekommen, daß man sie kränklich oder eingeschlafen in ihrem Bette dachte und nicht meinte, daß sie zum Abendgebet kommen würde, aber so wie die Glocke läutete, dann litt es sie nicht mehr im Bette, und sie wußte auch jedesmal eine Bekannte zu finden, die sie in die Kirche hinein und wieder aus der Kirche nach Hause brachte. In der Versammlung wurde sie zuweilen so ergriffen, daß sie mit jugendlicher Begeisterung ihre Liebe zum Herrn aussprach. So wurde einmal Röm. 8, 45. erklärt. „Ach, mich nichts scheiden von meinem Herrn Jesus!“ rief sie aus. „Kein Durst, kein Hunger, keine Nacktheit, kein Schwert!“ — „Ja aber,“ sagte Frau Kuypers, „wenn sie dich nun einmal wollen todt machen, darum, daß du Jesum lieb hast, wie soll es dann gehen?“ — „Ja, wenn auch, wenn auch,“ rief die Alte, „meinen Kopf abschlagen, meinen Leib todt machen, aber meine Seele stehen lassen müssen.“ — Das Ergriffensein ihrer Seele sprach sich in ihrer Einsamkeit zu Hause und auf dem Felde noch viel lebendiger aus. Sie machte sich überall Vorhöfe und

Wohnungen des Herrn Zebaoth; von ihrem Kämmerlein an bis in die wogenden Halme des Milis oder türkischen Waizens auf dem Felde schlug sie ihr Kapellchen auf; wenn man sie belauschte, konnte man Zeuge ihrer Kämpfe und ihrer Siege, ihrer Klagen und ihres seligen Feierns in den Armen ihres Jesus sein. In dem Milis hat man sie nur immer von Weitem können sehen; aber ihr Kämmerlein gränzte nahe an Batos Schlafkammer, hier konnte man manches hören. Eines Abends wurde ein deutscher Tischler, Namens Daubern, der in der Kapelle in Stellenbosch arbeitete, bei Batos einquartirt; Batos selber waren nicht zu Hause und Zilla war allein in der Schlafkammer; der Tischler schlief dicht daneben, es ging aber die Scheidewand nicht bis dicht unter das Dach, und man konnte in einer Kammer hören, was in der andern gesprochen wurde. Am andern Morgen kömmt der Deutsche zu Lückhoff und beklagt sich bitterlich, daß er die ganze Nacht nicht habe schlafen können, weil die alte Frau in der andern Kammer immer geweint und gesprochen habe, „daß sie so viele Sünden gethan," sie müsse wohl eine große Sünderin sein. Ein ander Mal hätte der Tischler auch etwas anders hören können. So hatte sich das alte Mütterchen eines Abends sehr beschämt und froh über Gottes Güte und Gnade zu Bette gelegt, als sie im Traum einen schwarzen Mann zu sich kommen sieht, welcher sagt: „Zilla, du hast keinen Theil an Jesus!" Sie erwacht und meint noch den schwarzen Mann zu sehen, es wird ihr so ängstlich und sie ruft laut, so daß Batos erwachten: „jy is niet Jezus, jy is de duivel! zyd jy jalvers? — zyd jy nydig? ik ken jou all lang, jy gunt Zilla voor Jezus niet!" Dann wirft sie sich auf die Knien, es wird ihr so wohl und es dauert lange, ehe sie mit Loben und Danken aufhört und sich wieder zum Schlafen hinlegt. — Dies beides, ihr Sündenelend und Gottes Gnade, das waren die Gegenstände, welche die Alte bei Nacht und bei Tag, wachend und schlafend beschäftigten. Und je älter sie wurde, desto inniger wurde sie von dem Sündenjammer ihres Herzens überzeugt, desto fester klammerte sie sich aber auch an ihren Jesus an. Wenn man ihr da nur ein Paar Worte von den tagtäglich sündenvergebenden Heilande sagte, dann funkelten ihre nassen Augen vor innerer Freude und es brach in ihrer krummen Sprache ein Psalm auf ihren Jesus heraus. „Ja ich böse," fing sie dann an, „aber Jesus ist so gut; er ist mein Bürge, mein Mittler, mein Seligmacher; ich nicht werth, die Erde mich trägt; aber er ist gütig, gnädig und barmherzig, seine Barmherzigkeit hat kein Ende; er hat mich aus dem Morast der Sünden herausgezogen, hat mich bei sein Haus gebracht, wo ich gehört, was Jesus für Sünder gethan; nun ich kann sagen.

Jesus nimmt Sünder an! — Zilla auch angenommen; ich beschämt bin; gräulicher Sünder gewesen, von meiner Jugend an Sünde gethan und nun noch, wenn ich Gutes will thun, Böses mir beiliegt!" — Miss. Esselen, der seine stille Freude an solchen Psalmen der Alten hatte, wollte sie eines Tages, als sie wieder einmal ihr Herz ausschüttete, prüfen und sagte: „Zilla, ich glaube doch nicht, daß ihr ein so großer Sünder seid, ihr sprecht nur so." Da gerieth sie in einen sonderbaren Eifer und wurde ganz betrübt, daß es nicht geglaubt würde, wie sie so böse sei und that in Einfalt ihres Herzens alles Mögliche, um Esselen zu überzeugen, daß es alles Wahrheit wäre, was sie gesagt hätte.

Dieser Quell des Zeugnisses von Gottes Erbarmungen, der in der Alten aufgethan war und immer überfloß, machte sie zu einem wahren Schatze der Stellenboscher Gemeinde. Wo es Kranke gab, da war auch die alte Zilla zu finden. „Gott tröstet uns in aller unserer Trübsal," sagt St. Paulus, „daß wir auch trösten können, die da sind in allerlei Trübsal, mit dem Troste, damit wir getröstet werden von Gott." Das übte sie redlich. Fand sie sichere Sünder, so vermahnte sie liebreich und warnte, doch vor der Sünde wegzulaufen, ehe es zu spät würde, jetzt sei es noch Zeit zum Beten, Suchen und Anklopfen, weil die „genadenpoort" noch offen stände. Sie konnte so vortrefflich aus eigener Erfahrung reden. Sie hatte ja in der Hölle gesteckt. Sie war aber auch aus derselben erlöst und es war eine Lust, anzuhören, wie sie armen bedrängten Seelen, die nicht glauben konnten, in großer Einfalt an ihrem Exempel die Gnade Gottes bewies. So war einmal in Stellenbosch eine vornehme Frau. Sie hatte mit der Welt gelebt, bis sie durch einen Schlagfluß an einer Seite gelähmt wurde und zur gründlichen Erweckung kam. Die arme Dame gerieth in große Gewissensnoth und konnte nicht glauben, daß sie bei Gott zu Gnaden angenommen würde. Wie sie so darinnen steckte, kam eines Tages auch das alte Mütterchen zum Besuch und hörte dann bald, was der Dame fehlte. Da machte sie kurzen Proceß und fing an, da Gott Zilla nach 1. Tim. 1, 15. als der „naamste" (Vornehmsten) unter allen Sündern Gnade und ewiges Leben geschenkt habe, so würde juffrouw auch gewiß Gnade empfangen; sie müsse nur beim Beten, Suchen und Anklopfen bleiben, Gottes Barmherzigkeit sei so groß, so tief und so hoch, daß sie die alte Zilla, die „naamste" unter allen Sündern, angenommen habe. Und das demonstrirte die Alte mit so unerschütterlich fester Ueberzeugung, daß die arme angefochtene Seele daraus mehr Trost, als aus drei wohlgesetzten Predigten über Gottes Gnade, empfangen hat.

So trieb es die gute Alte manch liebes Jahr bis 1851. Da, schon über 90 Jahre alt, wurde sie von einem leichten Schlagfluß betroffen, der ihr ein fortwährendes Siechthum zuzog. Am Schwersten war ihr, daß sie seit der Zeit so sehr zum Schlafen neigte und sie klagte einige Mal unter bittern Thränen, wie sie jetzt des Nachts nicht mehr so viel wachen könne, um mit dem Herrn zu reden. Es kam der letzte Neujahrstag. An diesem Tage hatte sie von jeher die Gewohnheit gehabt, sehr früh aufzustehen; dann gings in Einfalt zuerst nach der Kammer, wo Bato's schliefen; hier wurde zuerst gratulirt; darauf mußte auch allen Missionsleuten gratulirt werden, besonders allen „leeraars." Dabei will ich ausdrücklich bemerken, daß die Alte bei dem Gratuliren es nicht auf ein Geschenk abgesehen hatte; daran dachte sie nicht, obwohl sie sonst dankbar beschämt jede Kleinigkeit nahm, die man ihr reichte; es entsprang ihr Gratuliren aus dem Bedürfnisse eines liebenden dankbaren Herzens. So kam sie denn also auch am letzten Neujahrsmorgen schon vor 5 Uhr in das Missionshaus getapft. Da der Frau Kähler Kammerthür offen stand, trat sie hinein, stellte sich mit ihren nassen, freundlichen Augen vor das Bett hin und gratulirte, wobei natürlich „das lange Leben" nicht fehlen durfte. Frau Kähler wollte ihr doch auch etwas wünschen und sagte unter anderm: „Nu, Ou-Memme, ik wensch, dat de lieve Jezus in dit jaar kome en oude Zilla in zyn huis brenge: dat is doch nu de beste wensch, dien ik u geven kann." Da antwortete die Alte mit freundlichem Gesicht: „ja, Gods wil is goed; my wegneemt, het is goed, my nog langer laat leven, het is ook goed; ikke niet waard, de Heere zoo lange laat leven voor my; zyne goedertierenheid, zyne barmhartigheid heeft my groot zondaar gebragt tot aan dezen dag; ikke gevoel alle dag boozer myn hart; ikke wil goede gedachte; daar komt kwade gedachte; (auf ihren Leib zeigend) als dat ligchaam der zonde in de aarde is, dan kan niet meer zonde doen." Etwa 14 Tage darauf, am 16. Januar, liegt sie des Abends sehr ermüdet auf ihrem Bette. Da läutete es zur Versammlung und schnell rafft sich die Alte, wie gewöhnlich, auf, um hinzugehen. Sie war indessen sehr schwach und Bato's hielten sie zurück, was nicht sehr leicht war. Am anderen Morgen kommt sie sehr fröhlichen Gemüths zu Lückhoff's, klagt jedoch über Leibschmerzen und bittet sich etwas Bitteres aus, um Linderung zu schaffen. Darauf geht sie an den kleinen Fluß hinten im Garten, ist sehr heiter und wäscht eine Kleinigkeit, die sie auch noch glättet. Dann setzt sie sich mit Bato's zu Tisch und isset mit Lust die ersten Weintrauben. Nachdem sie sich in ihre Kammer begeben und da das eine und das andere

in Ordnung gebracht hat, hört Cornelia sie rufen. Sie geht zu ihr hinein; da liegt Zilla auf den Knieen neben ihrem Bette und wünscht in dasselbe gehoben zu werden. Nachdem das geschehen ist, legt sich die gute Alte ein Wenig hin und her und klagt über Neigung zum Erbrechen; Cornelia hilft in die Höhe, Zilla sieht hell und klar aufwärts und scheint sprechen zu wollen. Cornelia sagt verlegen: „ik geloof, ou memme gaat sterven!“ Darauf sinkt die Alte zusammen und ist selig heimgegangen. Ganz vergnügt lag sie da, ohne den mindesten Schmerzens- und Sterbenszug; träumend war sie durch des Todes Thüren geführt worden und schmeckte nun erst recht nach dem Streit, wie lieblich deine Wohnungen seien, Herr Zebaoth, du auch mein König und mein Gott!

---

11. Die Kindertaufe.

Es war am 23. Febr. 1834 in der Capelle zu Stellenbosch ein schönes Fest. Die Gemeinde aus den Heiden war damals noch klein: sie bestand nur aus vier Seelen. Aber das Heidenvolk des Dorfes und der umliegenden Höfe drängte sich hinzu, so daß die Capelle überfüllt war. Auch fromme gläubige Seelen aus den Christen des Dorfes waren zugegen. Ein ganzer Ochsenwagen voll Menschen war drei deutsche Meilen weit hergekommen, um dem Feste beizuwohnen. Es war gerade Sonntag und schon des Morgens war die Capelle voll gewesen. Aber das eigentliche Gedränge ging doch erst am Nachmittag an. Was gab es denn da? Nun, wer das wissen wollte, der brauchte nur den neugierigen Blicken der farbigen Gesichter in der Kirche zu folgen. Die waren auf drei Personen gerichtet, welche vor der Kanzel saßen. Es war ein Mann und eine Frau und ein Knäbchen von 6 Jahren. Der Mann und die Frau waren Batos. Die sollten heute getauft werden. Das Knäbchen war ihr Kind; das sollte mit seinen Eltern die heilige Taufe empfangen. Der Taufgottesdienst begann mit dem Lesen des 3. Capitels des Briefes an die Epheser, worauf man den 100. Psalm sang. Hierauf bestieg Lückhoff die Kanzel und predigte über Ezech. 16, 59. 60: „Also spricht der Herr Herr: Ich will dir thun, was du gethan hast, der du den Eid verachtest und brichst den Bund. Ich will aber gedenken an meinen Bund, den ich mit dir gemacht habe zur Zeit deiner Jugend und will mit dir einen ewigen Bund aufrichten.“

Der Inhalt der Predigt war, wie Gott mit vielen in ihrer Jugend, mit anderen in reiferen Jahren einen Bund in der Taufe macht und sie mit ihm; und obschon sie den Eid verachtet und den Bund gebrochen, so will der Herr doch gedenken an seinen Bund und sie sollen wiederkehren zu dem Bunde; wo aber nicht, so wolle er auch ihnen thun, wie sie ihm gethan haben. Nach der Predigt sangen die Leute:

Zy, die nooit van Jezus hoorden,
Heidenen blind en woest van aard, etc.

Dann folgte die Taufe. Das Knäbchen bekam die Namen Abraham Andreas und war das erste Kind aus den Heiden, was durch rheinische Missionare getauft wurde.

Langevelds, eine gottselige Christenfamilie auf Stellenbosch, waren Taufzeugen bei den drei Täuflingen gewesen. Sie müssen ihres hohen Amtes bei den Alten wie bei dem Knäbchen wohl gewartet haben, wenigstens sind sie an den ihnen Befohlenen nicht zu Schanden geworden. — Ich sage „hohes Amt" und das meine ich ganz ernst, eben so ernst, wie die Kirche es seit 1400 Jahren mit Augustin gehalten hat, der in seiner 215. Predigt die Pathen ermahnt: „Von den Kindern, die ihr zur Taufe gebracht, sollt ihr wissen, daß ihr bei Gott für sie Bürgen geworden seid, weshalb euch zusteht, sie nicht weniger zu unterrichten und zu züchtigen, als die von euch geboren sind, damit sie keusch, gerecht und mäßiglich leben." Und wollte die Kirche dieses heruntergekommene „hohe Amt," dieses Presbyterium für die Täuflinge, reformiren, so thät sie weise und wohl. — Nun also Langevelds erlebten an Batos ihre herzliche Freude. Bei ihr ging es gut. Bei dem Manne ging es zwar durch Ach und Krach; aber wo geht's nicht so in dieser bösen Welt? wenn man nur im Ach nicht stecken und endlich doch immer nach dem Aechzen im Sieg und Jauchzen bleibt. Und dabei ist's bei dem alten Bato doch immer am Ende geblieben.

Der kleine Abraham endlich machte sonderliche Freude; es war ein stiller, lieber und feiner Knabe und grade 14 Jahre nach seiner Taufe konnte er als 20jähriger gläubiger Jüngling von Lückhoff confirmirt werden. Noch ehe das geschah, war er seit einigen Jahren in der Schule zu Stellenbosch als Schulgehülfe angestellt; die Alten hatten ihn lieb um seines demüthigen, sittigen und ernsten Wesens willen, und bei den Schulkindern genoß er Liebe und Vertrauen, weil er ihnen mit Sanftmuth und ausdauerndem Fleiße in der Schule vorstand. Sein Vater hatte herzliche Lust an seinem Kinde und wo er ihm eine Freude machen konnte, that er

es gar gern. Als der Junge 18 Jahr alt war, kaufte er ihm ein Pferd, damit er sich nach der Schule durch Reiten etwas erholen könnte. Man muß sich darüber nicht so sehr wundern, daß ein Bäcker, wie Bato, seinem Sohne, der ein Schulgehülfe war, ein Reitpferd anschaffte. Hier zu Lande geht das freilich nicht, aber in Afrika ist es anders. Da reiten die Leute mehr, als in Europa und es fällt nicht auf, wenn ein armer Schulmeister zu Pferde sitzt. Es muß jedoch auch am Cap so etwas sein Bedenken haben, ich höre wenigstens, das es Batos Frau, der Cornelia, anfänglich gar nicht recht war, daß ihr Mann dem Jungen ein Pferd gekauft hatte. Cornelia ist eine ernste, geistlich gerichtete Frau und sie mochte wohl wissen, wo ihren Mann der Schuh drückt. Sie fürchtete, es möchte bei ihm aus Hoffart entspringen. Und was ihr Kind betraf, so hätte sie es auch viel lieber gesehen, wenn es bescheiden zu Fuß gegangen wäre, denn sie kannte ja das junge Herz, wie so gar leicht es zur Eitelkeit und Ueberhebung durch solche Dinge gebracht werden kann. Es muß aber ein gottesfürchtiges Weib manches in Geduld tragen und geschehen lassen, worauf ihr Mann den Kopf gesetzt hat und zusehen, wie sie es anderweit in's Gleiche bringt und so gab sich auch Mutter Cornelia über Abrahams Gaul zufrieden. Und nicht bloß zufrieden, sie freute sich sogar darüber, daß der Junge ein Pferd hatte, als sie bald darauf sah, daß derselbe einen guten Gebrauch von demselben machte. Etwa 1½ Stunde von Stellenbosch nämlich liegt ein Außenplatz, wo auch farbige Leute wohnen. Wenn nun der Dienstag Nachmittag kam, an welchem in Stellenbosch keine Schule ist und Abraham frei war, so sattelte er sein Pferd und ritt auf diesen Außenplatz. Dort waren junge Burschen seines Alters; mit denen las er dann in der Bibel. Und kleine Kinder waren auch da; denen gab er Unterricht im Lesen. So war also doch das Pferd gut angebracht; es brachte den Abraham schnell hin und zurück an einem Tage und er konnte am andern Morgen wieder munter in seiner Schule sein.

So war denn Abraham auch einmal wieder des Dienstags Nachmittags ausgeritten und hatte so tief in den Abend hinein seine Sache getrieben, daß es sich nicht mehr gut machen wollte, nach Stellenbosch hineinzureiten, da obenein ein afrikanisches Unwetter sich aufgemacht hatte, in welchen nicht gut zu reiten ist. Am andern Morgen in aller Frühe wird dann das Pferd gesattelt und es geht nach Stellenbosch. Die Hausfrau auf dem Platze giebt dem Abraham zur Vorsorge einen ihrer erwachsenen Söhne zur Begleitung mit. Wie die beiden in die Nähe von Stellenbosch kommen, wird Abrahams Pferd wild und wirft seinen Reiter hintenüber.

Im Falle bekommt Abraham einen Schlag an den Kopf, doch war die Wunde nicht sehr bedeutend. Mit Hülfe seines Begleiters kömmt er wieder auf das Pferd und reitet nach Hause. Es wird der Arzt gerufen; der erklärt die Verletzung nicht für bedeutend; unter seiner Pflege ist bald nicht mehr die Rede von dem Unfall und Abraham hält seine Schule nach wie vor weiter fort.

Es mochte etwa ein Jahr um sein, da wurde es jedoch mit Abraham anders. Sonst war er in der Schule frisch und lebendig gewesen, daß die Missionare ihre Lust an ihm hatten; nun wurde er schläfrig und schwerfällig; es wollte ihm nicht mehr so von der Hand gehen, wie früher. Sie sahen das eine Weile mit an und standen in Geduld; da es aber von Woche zu Woche mit dem Jungen zurückging, nahmen sie ihn ernst vor und schalten ihn unter andern „einen Träumer." Er nahm es still hin, war auch betrübt darüber; aber er klagte nicht weiter, daß ihm etwas fehle. Als seine Mutter das hörte, nahm sie ihn ernstlich ins Gebet und ermahnte ihn, sich doch ja vor der Sünde zu hüten, seine Lehrer zu betrüben. Die liebe Seele ist eine von denen, die von tiefer Dankbarkeit gegen die Missionare, ihre geistlichen Väter, durchdrungen ist. Es ist zwar unter den meisten Farbigen am Cap, wenn sie Glieder der Gemeinde sind, etwas von dieser Dankbarkeit. Die armen Leute, die so gut wie keine bürgerliche Stellung haben, sehen ein, daß sie alles, was sie sind, durch ihre kirchliche Gemeinde und die Missionare sind und geben deshalb manche Proben ihrer Anhänglichkeit an dieselben. Feilich ist das nicht immer so geistlich gerichtet, wie es wohl sollte. Aber bei der Cornelia ist es der Fall und sie konnte ihrem Abraham nicht dringender zureden, als auf diese Weise.

Abraham aber blieb, wie er war. Das machte der armen Mutter großes Herzeleid. Eine Zeitlang suchte sie sich zu überreden, daß die Lage, in welche ihr Sohn gekommen war, eine heilsame Führung für ihn und auch für sie sei. Es war ja offenbar ein Demüthigungsweg, den der Herr mit ihr ging, wenn er ihr herzliebes Kind so antastete, an welches sie so manche Hoffnung geknüpft hatte. Ging das auch der Natur entgegen, so hatte sie ja doch gelernt, daß es dann grade und fein ginge und konnte sich freuen. Und noch mehr ihres Sohnes wegen. Sie sagte sich oft vor, daß Abraham dadurch, daß er so träumerisch und schläfrig war, vor den Sünden der Jugend möchte bewahrt bleiben, in welche sein Vater mit seinem heißen Blute zu zweien Malen so schmählich gefallen war. In dieser Hoffnung wurde sie noch mehr bestärkt, als einmal einer der Missionare mit dem sie über Abraham sprach, zu ihr sagte: „Ich weiß es nicht ge-

wiß, kann mich auch irren, doch ich meine, daß ein stiller guter Geist in ihm wirkt.“ Man weiß ja wohl, wie gern und leicht eine Mutter, die um das Heil ihrer Kinder in Sorge ist, alles aufgreift, was ihr Aussicht gibt, daß es um die Kinder wohl stehe. Allein diese Hoffnung hielt bei der armen Cornelia nicht lange vor. Sie hätte so gern aus Abrahams eigenem Munde gehört, daß es wohl um ihn stände; sie hätte so gern ein Zeichen an ihm wahrgenommen, daß er in der Gnade sei. Und da gibt es denn gewisse Leute, die ihre aparten Begriffe von dergleichen Zeichen des Gnadenstandes haben und wo dann nicht alles nach diesen ihren Vorstellungen sich schicken will, da steht die Sache nicht richtig. Sie hanthiren an der armen Seele herum nach ihrer Methode, plagen und quälen sich und andere und gerathen aus einer Unruhe in die andere. So etwa war es bei der Cornelia. Ihr Abraham war ein exemplarisch gehorsamer Sohn. Das genügte ihr aber nicht. Und doch war es für einen 20jährigen Jüngling nicht leicht und eine wahre Feuerprobe für seinen Gehorsam, denselben seinem Vater gegenüber zu bewahren. Sein Vater hat, wie gesagt, heißes Blut und wenn er einmal eine Rechnung oder deß etwas schneller von seinem Sohne geschrieben haben wollte, als es geschehen konnte und Abraham hatte es nicht gleich fertig, so wurde er hitzig und fuhr auf. Das nahm sein Sohn in aller Ruhe und Unterthänigkeit gelassen hin und sagte nichts dagegen. Nicht, weil er ein Träumer war, denn man konnte es seinen wehmüthigen und flehenden Augen absehen, wie ihm seines Vaters Zorn zu Herzen ging. Und es ging ihm noch mehr zu Herzen. Das war ganz sichtlich und eine feine Probe seines Gnadenstandes. Seine Familie war nämlich sehr ausgebreitet in und bei Stellenbosch, aber es waren viele faule Glieder darunter, theils noch Heiden, theils Glieder der Gemeinde. Das lag ihm schwer auf dem Herzen. Nur einen Vetter hatte er. Der hieß Damon. Derselbe war, wie Abraham, ein demüthiger und liebevoller Jüngling, nur lebhafter als Abraham. Er ist später auch von einem wilden Pferde gestürzt, welches er für seinen Herren reiten mußte und so zum großen Schmerze für unsere Missionare früh heimgegangen. Diese beiden Vettern kamen oft des Abends zusammen oder am Sonntage und beschäftigten sich mit dem Elende, was auf ihrer Familie lag. Sie sammelten durch Fleiß und Sparsamkeit, so viel sie konnten und unterstützten ihre nothleidenden Verwandten. Und wenn ihnen dann bei dem lüderlichen Leben derselben oft alle Hülfe vergeblich und wie ein Tropfen auf den heißen Stein zu sein schien, trösteten sie sich unter einander, machten ihren Herzen Luft und gingen von Neuem unverdrossen an die Arbeit. Das alles sah Cor-

nelia an ihrem Sohne; aber, wie gesagt, es genügte ihr das nicht. Sie wollte mehr sehen.

Derweil wurde aber die Noth größer. Abraham wurde von Tag zu Tag fahler und bleicher und immer stiller. Da kam der armen Mutter der Gedanke in den Sinn, daß es wohl mit ihrem Sohne einer langsamen Auszehrung zuginge. Und das gab große Angst. Sie wußte sehr gut, daß ihr Sohn durch das beste sittliche Betragen nicht in den Himmel kommen könne, sondern daß dazu „eine Wiedergeburt," wie sie sich ausdrückte und eine wahrhaftige Sinnesänderung nöthig sei und das konnte sie an ihm nicht finden. Hätte sie das sehen können, so würde sie ihr Kind willig dem Herrn hingegeben haben, ja sie wollte dann recht fröhlich und dankbar sein, wenn er es so hinnähme und vor den Sünden der Jugend gnädig bewahrt hatte. Sie nahm in ihrer großen Angst ihren Sohn auf ihre Liebes- und Glaubensarme und wollte für ihn den Gnadenthron Gottes bestürmen. Es war ihr oft, wenn sie so für ihn im Gebete lag, als schwebte sie mit ihm in der Luft und schrie dann zum Herrn, so laut sie konnte: „Rette mich, Herr, und die mir so lieb sind, wie einen Brand aus dem Feuer! wie einen Brand aus dem Feuer!" Aber sie konnte auf alles Bitten keinen Trost und keine Gewißheit des Gnadenstandes ihres Sohnes finden. Da sitzt sie eines Abends in der Kirche. Einer der rheinischen Missionare, der grade aus dem Norden am Cap war, predigt über Zacharia 3. Er sprach viel von dem befleckten Rock des Fleisches, aber auch ebensoviel von dem Blute des Lammes Gottes, das von Sünden reinigt, von dem offenen Born wider alle Unreinigkeit, von denen, die reif zur Hölle, aber auch von denen, die, „wie ein Brand aus dem Feuer gerückt," noch gerettet werden. Wie Cornelia das Wort von „dem Brand aus dem Feuer" hörte, wird es ihr gar eigen zu Muthe. Daß sie das grade jetzt hören muß, wo sie es so viel gerufen — sie möchte es gern als eine Antwort des Herrn ansehen; sie ist wohl bange, ob sie sich nicht täusche und muß doch in freudigem Staunen und Verwunderung über die so große Gnade Gottes anbeten. Sie geht, wie getröstet, nach Hause. Am morgenden Tage erhielt der Missionar, welcher zum Collectiren ans Cap gekommen war, einen verdoppelten Missionsbeitrag, als er zu Batos kam und sie gaben sonst schon immer mehr als alle andern. Aber so freudig bewegt war die Hausmutter über den Trost vom vorigen Abend und wollte nun gern allen Verheißungen aus dem Munde ihres Jesu trauen, wenn sie auch aus dem Munde ihres Sohnes kein Wörtchen hörte, was ihr Hoffnung seines Gnadenstandes gäbe und wollte nun immer danken für jedes Zeichen, was

sie in dem Wandel Abrahams wahrnehmen könnte. Aber — es währt nicht lange, so fragt sie ihn, ob er nicht den Wunsch hätte, noch länger bei seinen Eltern zu bleiben. Abraham besinnt sich eine Weile, dann sagt er: „Wie Gott will, Mutter; aber im Himmel ist es besser."

Es war das wie ein Balsam für das arme Mutterherz und da sich einige Hoffnung zur Genesung zeigte, so war Cornelia still und getröstet. Aber das dauerte nicht lange. Es sollte aus einer Tiefe in die andere gehen. Die Hoffnung auf Genesung verschwand bald wieder, als sich bei Abraham bedenkliche Halsschmerzen einstellten. Und nun ließ der alte Bato auch allen Muth sinken. Eines Sonntags-Morgens kam er aus der Kirche nach Hause und war ganz außer sich. Lückhoff hatte über Abraham gepredigt. „Myn Heer hat so viel davon gesprochen," brach Bato gegen seine Frau los, da er sich nicht mehr halten konnte, „daß Abraham seinen einigen Sohn so willig geopfert hat, und ich bin so traurig geworden, weil wir sicher unser Kind verlieren werden; wie soll ich das zu Stande bringen?" Cornelia tröstete, so gut sie konnte, aber sie fühlte zu sehr, wie sie selbst des Trostes bedürfte, den sie geben wollte, und es ging dürftig genug mit dem Trösten ab. Sie hatte auch die Hoffnung auf Genesung ihres Kindes aufgegeben und der Satan machte ihr wieder mit aller Macht die Gewißheit des Gnadenstandes ihres Sohnes streitig. Da lief sie hinaus ins Freie in großer Angst ihrer Seele und schrie zum Herrn: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt! Von den Bergen allein suche ich Hülfe für meine und für die Seele meines Kindes und deine Gnade, mit meinem Manne unser Kind dir willig zum Opfer bringen zu können!" Nun ja, sie empfing bald darauf etwas von Hülfe und Trost, als sie selbst Lückhoff über Abraham weiter predigen hörte, sie wurde auch durch einen jüngern Missionar, der über das Cap nach dem Namaqualande reiste und der die betrübten Eltern bei seinem Aufenthalte in Stellenbosch oft besuchte, in etwa still gemacht — aber es war nur in etwa; es war eine Pause, wie es deren im Gewitter gibt, die nur einzutreten scheinen, um von desto heftigerem Sturme abgelöst zu werden.

Der ließ denn auch die arme Cornelia nicht lange auf sich warten. Abraham war jetzt schon völlig aus seinem Schuldienste entlassen; er stand nun von früh bis spät der Mutter in seiner geknickten Jammergestalt vor den Augen. Und von Tag zu Tag wurde er stiller und der Druck, der auf ihm lag, immer größer. Da kam eines Tages einer der Missionare zu ihm und fing ernstlich mit ihm zu reden an. Er legte ihm treu ernste Fragen über das Heil seiner Seele vor und forderte ihn zur Selbstprü-

sung auf. Abraham schien sehr darauf zu achten und seufzte; aber er antwortete sehr wenig, obschon ein aufmerksamer und unbefangener Beobachter wohl merken konnte, daß er es gern gemocht hätte, aber gebunden war. Der Missionar sagte endlich, es thäte nichts, wenn Abraham ihm auch keine genügende Antwort geben könne, denn die Sache müßte doch allein zwischen ihm und seinem Herrn abgemacht werden; er möchte still darüber denken, denn es hinge eine Ewigkeit davon ab. Der Missionar ging. Aber Cornelia, die das alles mit angehört und gelauscht hatte, ob denn nicht etwas aus ihrem Sohne zu hören sei, was Hoffnung für seine arme Seele geben könne, und die nun so gar keine Antwort von ihm vernommen hatte, war wie zerschlagen. Sie hätte so gern für ihren Sohn geglaubt, aber sie konnte nicht. Es lag eine schwere Verfinsterung auf ihrer Seele, grade so, wie sie auf der Seele des armen Abraham lag. Es treibt sie wieder hinaus ins Freie. Sie sinkt vor dem Herrn nieder und schreit: „Herr Jesu, Gnade für mein Kind, Gnade für mein Kind! Weiter will ich nichts!" — Da heißt es auf einmal in ihrem Gemüth: „Was sprichst du mir immer von Gnade? habe ich nicht in der Taufe meinen Gnadenbund schon längst mit deinem Kinde aufgerichtet?" Da war es wie ein Altar vor ihr, an welchen sie sich lehnt, wie an einen Felsen; da möchte sie stehen bleiben und wegsinken in Liebe, Dank und Anbetung; da schämt sie sich aller ihrer Verzagtheit und ihres Mißtrauens in Gottes ewige Erbarmungen; da ist das Ebenezer fertig.

Von da an wichen bei der Cornelia alle Zweifel und sie hoffte, wo nichts zu hoffen war. Es that ihr nun überaus wohl, daß sie in ihren Gedanken so still und frei von den ungestümen Forderungen vor der Gnadenthür geworden war und klopfte und handthierte nicht mehr an ihrem Abraham herum. Mit stillem, wenn auch weinendem Herzen konnte sie die Leiden ihres Kindes mit ansehen, und sollte zum Lohn ihres Glaubens noch mehr zu sehen bekommen, als das. Es geschieht uns ja, wie wir geglaubet haben.

Der Arzt hatte nämlich schon längst, freilich nach Menschen-Gedanken zu spät, eingesehen, daß durch den Schlag des Pferdes bei dem Abraham innere Theile des Kopfes verletzt waren. Geronnenes Blut mit kleinen verdorbenen Stückchen kam dann und wann durch die Nase heraus, und ehe es kam, hatte der arme Junge die größten Schmerzen. Dabei war der häßliche Geschmack und Geruch, der sich dabei einfand, ihm und seiner Mutter wegen ihrer natürlichen Reinlichkeit ein großes Leiden. Auch wurde das Gehör von Tag zu Tage schwächer und der Ton der Stimme ver-

änderte sich auffallend. Es war rührend zu sehen, wie Abrahams Anspruchslosigkeit und Liebe zu seinen Eltern sich bemühte, denselben so wenig Mühe als möglich zu machen. Er war schon sehr schwach, aber jeden Abend suchte er ohne Hülfe sich auszukleiden und in das für ihn zurecht gemachte Bett zu steigen. Er hatte jedoch noch etwas anders dabei im Auge, als das, daß er seiner Mutter keine Mühe machen mochte. Wenn er sich legen wollte, gab er ihr mit einem Blicke, den sie am besten verstand, zu verstehen, daß er sich ganz gut allein helfen und auskleiden könne; sie ging dann hinaus und schloß die Thür ab; er versprach, ein Zeichen zu geben, wenn er im Bett sein würde. Eines Abends dauerte das Zeichen zu lange; man wartete ängstlich draußen und trat endlich ohne das Zeichen ein. Da lag Abraham vor seinem Bette auf den Knieen und betete ganz in sich und seinen Gott versunken. Als er aufstand und sich belauscht sah, wurde er tief betrübt und hatte lange damit zu thun, ehe er es los werden konnte. Sein Vater und Mutter wagten mehrere Abende hinter einander nicht, vor gegebenem Zeichen die Thür zu öffnen. Als aber später der arme Junge immer schwächer und hinfälliger wurde, war es ihnen doch gar zu ängstlich, und sie öffneten oft leise die Thür und traten ein, unbemerkt von ihm, denn sein Gehör war schon sehr schwach geworden. Da fanden sie ihn denn jedesmal im Gebet vor seinem Bette liegen; sie konnten dann lange hinter ihm stehen und, wenn sie auch kein Wort von seinem Flehen verstanden, so zeigten ihnen doch sein Händeringen und einige Laute genug, wie seine Seele mit dem Herrn rang. Machte er dann eine Bewegung zum Aufstehen, so traten sie wieder zurück, damit er sie nicht gewahren möchte. Wie that das der armen Mutter doch so wohl, ihr Kind also vor dem Herrn zu finden! Freilich auch weh zugleich; wie konnte es denn anders sein? Aber ihre Seele war stille bei allem Schmerz; sie hatte Frieden im Glauben an den Bund, den der Herr im Sacramente mit ihrem Kinde festgemacht hatte. Nur ihr Mann machte ihr noch Noth. Der konnte nur schwer zur Ruhe kommen. Eines Abends ging ihm einmal der Jammer seines Sohnes unbeschreiblich zu Herzen. Er sank auf seine Kniee und betete mit Cornelia und einigen Hausgenossen. In großer Betrübniß seines Herzens stieß er da die Worte aus: „Herr, warum strafst du mein einziges Kind für meine Sünden?" — und wollte sich nachher lange nicht trösten lassen, soviel Mühe sich auch sein Weib und eine Bekannte von ihr mit dem armen Manne gab, dem der Feind das Leben verklagte.

Es sollte jedoch Cornelias Glaube noch mehr schauen und noch herrlicher gekrönt werden. In der Mitte des Octobers 1851 ging es mit ihrem

Sohn sichtlich zu Ende. Vier Abende vor seinem Heimgange besuchte ihn wieder ein Missionar. Er rief ihm manchen Trost ins Ohr, und legte ihm auch manche Frage vor. Da nahm sich Abraham aus der Nacht seiner armen Seele auf und es brachen in vernehmbarer Stimme die Worte aus seinem Munde: „Gerufen, gerufen: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!“ Mit freudiger Bewegung gab er zu erkennen, daß er diesem Rufe in die Ewigkeit folgen wolle. Tags darauf besuchte ihn auch Lückhoff. Es bedurfte nicht vieler Fragen, so erklärte Abraham mit freilich schwer vernehmlichen Worten: „Acht Tage lang kann ich sagen, der Herr hat mich, der ich Staub und Asche bin, gerufen.“ Lückhoff rief ihm noch viel Worte der Verheißungen Gottes in das Ohr und ging dann. Darauf kam ein Bekannter des Kranken. Er wollte doch auch gern etwas aus seinem Munde hören und fragte ihn, ob er klaar (bereit) zum Sterben sei. Abraham sagte mit deutlicher Stimme: „Bereit! bereit! selig! kämpfe Tag und Nacht!“ — An seinem Sterbetage wurde sein Gehör besser. Er hörte seinen Vater draußen auf der Flur weinen, ließ ihn hereinkommen und sah ihn mit bedeutsamen Blicken an. Der Alte fragte ihn, ob er ihm noch etwas zu sagen habe. „Alles dem Herrn, alles dem Herrn sagen!“ antwortete er. Und um den Abend wurde es ganz Licht. Miss. Terlinden besuchte ihn da zum letzten Male. Nur noch einzelne Töne konnte der arme Abraham herausbringen, selten ein halbverstehbares Wort. Was man davon verstand, deutete auf Sieg, auf Frieden, und als er schloß, war ein deutliches „Hallelujah!“ zu hören. Da kniete Terlinden nieder und dankte dem Herrn für die große Gnade, die er an Abraham bewiesen, aus vollem Herzen und nun wurde es still im Hause. Die Miss. Lückhoff und Leipoldt kamen noch einmal um 10 Uhr; die Angst des Todes hatte den armen Jungen schon umfangen; Lückhoff ermahnte ihn noch kurz und kräftig, festzuhalten an dem einzigen Helfer in Noth und Tod, und Leipoldt betete über ihn. Nach einer guten Stunde war Abraham heimgegangen.

„Dieser Jüngling,“ heißt es in der Predigt, welche Lückhoff Sonntags darauf in der Stellenboscher Kirche hielt, „dieser Jüngling war im Jahr 1834 das erste Kind aus den Heiden, welches ich durch die heilige Taufe dem dreieinigen Gott übergab und zwar zusammen mit seinen Eltern und mit meinem erstgeborenen Kinde, welches ein Jahr später bereits zu der Schaar der Seligen versammelt wurde. Jahre lang ist der abgeschiedene Jüngling unser fleißiger Schulgehülfe gewesen und seit beinahe 4 Jahren ein würdiges Glied dieser unserer Gemeinde, sowie Küster an diesem unserm Gotteshause. Es ist deßhalb schon recht und billig, sein Ge-

dächtniß zu ehren und das um so mehr, da er ein so stiller und bescheidener, sittsamer und williger Jüngling war, seinen Eltern unterthan und ein Freund der Kirche, was von so wenigen in unserer Zeit gesagt werden kann, indem die meisten jungen Leute so sehr leichtsinnig und eitel, unbescheiden und widerspenstig, üppig und ausschweifend sind. Der Verstorbene war einer von den Wenigen, die ihren Lehrern keine Seufzer auspressen, sondern ihnen Freude machen. In dem Stück können wir unsern Mund, was den Abraham betrifft, mit Freuden und weit aufthun und es soll kein Mensch sagen dürfen, daß wir damit eine Schmeichelei gesagt hätten. Er ist allgemein wegen seines stillen und exemplarischen Betragens beliebt gewesen; das hat man genug bei seinem Begräbniß sehen können, in welcher Achtung er gestanden hat. — Aber wüßten wir nichts weiter von ihm zu sagen, als was ich so eben von ihm erwähnt habe, dann könnte einer wohl auftreten und mit Recht widersprechen und sagen: der reiche Jüngling, von welchem uns die Evangelisten vermelden, war auch ein sittsamer, unbescholtener und tugendhafter Jüngling und es steht sogar geschrieben: „Jesus blickte ihn an und liebte ihn," weil er seine jungen Jahre nicht in Leichtsinn und Ausschweifungen durchgebracht hatte; aber was kann ihm das helfen zur Seligkeit, da ihm noch ein Ding fehlte und mit dem einen Dinge alles? — Ja, ihr habt recht, die ihr so sprecht, und hätte dieser Jüngling, der jetzt aus unserer Mitte geschieden ist, auch nichts mehr gehabt, als was wir von ihm gesagt haben, dann hätte er wohl mit Recht die Liebe und Achtung seiner Mitmenschen erworben, aber mit nichten die Liebe und das Wohlgefallen des heiligen Gottes, von dem nichts gilt, als eine durch den heil. Geist geschaffene neue Creatur in Christo Jesu. Ja, hätte unser junge verstorbene Bruder nicht mehr gehabt, als eine bloß äußerliche Sittlichkeit und Kirchlichkeit, dann schickte es sich durchaus nicht, von dieser heiligen Stätte aus so viel von ihm zu sprechen, denn wir sollen keine Lobredner menschlicher Tugenden sein, sondern die freie Gnade Gottes in Christo Jesu verkündigen und rühmen, welche sich an armen Sündern offenbart und verherrlicht. Und Gott Lob! daß wir das auch bei unserem Verstorbenen freimüthig können und das ist das beste Andenken, was er uns hinterlassen hat. Denn obgleich er in seiner Krankheit taub und am Sprechen behindert war, so haben wir doch so vieles und so deutliches von ihm vernommen, daß wir mit großer Freudigkeit vertrauen können, daß er als heilsbegieriger, gnadenhungriger Sünder seinen Heiland gesucht und gefunden hat. Und nicht erst auf seinem Krankenbette hat er damit begonnen, sondern wie die Bemerkungen beweisen, welche er in seiner Bibel und den

nachgelassenen Papieren gemacht hat, ist er bereits früher in gesunden Tagen auf das Heil seiner unsterblichen Seele bedacht und für das Eine Nothwendige thätig gewesen. Daß er dabei so heimlich und still war, ohne viel Geräusch davon zu machen, wie jener Mann im Evangelium mit dem Schatze im Acker, welchen er heimlich und verborgen hielt, das ist auch ein sehr lieblicher Zug, wie es in dem Liede heißt:

Wirst du gerührt, wirst du erweckt,
Dann halt das Fünkchen zugedeckt;
Ein offen Feuer verlöscht gar bald,
Ein offen Herz wird träg und kalt.

Mit bewunderungswürdiger Geduld hat der Verstorbene seine langen, höchst beschwerlichen und oft auch schmerzlichen Leiden getragen und man hat nie gehört, daß ein Klageton deshalb über seine Lippen gekommen ist. — Jetzt ist er erlöst aus allen seinen Leiden, erlöst aus dieser argen, versuchungsvollen Welt, erlöst auch aus dem Leibe der Sünde und des Todes, selig bei dem Herrn und genießt da nun bereits der Seele nach mit Millionen der Seligen das, was hier kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist, das, was Jesus durch sein bitteres Leiden und Sterben für arme Sünder erworben und dort oben bereitet hat. Ein großer Gewinn für ihn! Ein seliger Wechsel! Statt des irdischen und zeitlichen Lebens hat er das himmlische und ewige Leben empfangen; für seine wenigen irdischen Bekannten und Freunde, die er verlassen mußte, hat er himmlische hundertfältig wiedergefunden, auch viele aus unserer Gemeinde, die er hier gekannt hat; statt ein Erbe an irdischem Gute zu werden, ist er erhoben zum Erbtheil der Heiligen im Licht da droben und ein Erbe Gottes und Jesu Christi geworden. Von oben her ruft er uns als ewige Wahrheit zu: „Der Herr ist mein Gut und mein Theil; du erhältst mein Erbtheil. Das Loos ist mir gefallen aufs liebliche, mir ist ein schön Erbtheil geworden! Mein zeitliches Leiden, das sehr schnell ist vorübergegangen — denn unser Leben und unser Leiden ist eine Hand, nur eine Hand breit — hat mir gewirkt eine überaus große Herrlichkeit.“ Er bezeugt nun mit dem Apostel, daß das Leiden der gegenwärtigen Zeit nicht werth ist der Herrlichkeit, die an Gottes Volk offenbar werden soll.

---

12. Pagandja der Dajackenpriester.

Am äußersten Ende des Dajackendörfchens Palingkau liegt ein schönes Fleckchen Land, welches immer trocken bleibt, wenn auch die ganze Umgegend

zur Fluthzeit unter Wasser gesetzt wird. Später haben sich die Missionare dort angebaut und es ganz wohnlich eingerichtet; aber vor 20 Jahren war die Stelle bis auf ein Haus ganz unbewohnt. Man sah es, daß hier früher einmal Menschen gehaust hatten, denn die Ufer des Flüßchens Palingkau, an welchem der Platz liegt, waren mit einer Menge verschiedenartiger Fruchtbäume bedeckt, welche offenbar von fleißigen Händen dahin gepflanzt waren. Aber jetzt standen sie verlassen; kein Mensch pflegte sie; die Dajacken des Dorfes passirten die Stelle nur, wenn sie auf ihren kleinen Kähnen das Flüßchen hinauf in ihre Reisfelder fuhren; durch den schönen Wald, den die Fruchtbäume bildeten, wären sie um keinen Preis bei hellem lichten Tage gegangen. Warum die Stelle so verlassen war, kann ich nicht sagen. Doch kommt das bei den Dajacken oft vor. Wenn es ihnen nicht recht geheuer an einer Stelle zu sein scheint, so ziehen sie gleich davon und wenn es der prächtigste Platz gewesen wäre, denn sie haben großen Respekt vor all' dem Geister- und Teufelsspuk, der in den Büschen und Bäumen ihrer Sümpfe umgeht. So mag sich denn auch an dem Ufer des Palingkau früher einmal Kambä, der dajakische Rübezahl, gezeigt haben und dasselbe darum verlassen worden sein.

In dem einzigen Häuschen, welches dort stand, wohnte Pagandja mit seiner Familie. Er war der Hohepriester von ganz Pulopetak. Man sah keinen Tempel oder Altar, an dem er diente, denn die Dajacken haben überhaupt keine Tempel und Altäre. Sie haben ihre Götzen und wenn sie opfern und beten wollen, so macht es entweder ein jeder Hausvater selbst ab, oder er läßt den Priester kommen, dem er dafür ein Stück Geld in die Hand drückt. Pagandja hatte eine große Kundschaft, denn er verstand sich gut auf sein Geschäft. Er fuhr den großen Strom auf und ab; in diesem Dörfchen hatte er in einem Hause ein Mopas pali, wo er das Haus reinigen mußte, weil eine Leiche, oder eine Schlange darinnen gewesen war, in einem andern war Blagu ontong, wo er um Glück betete, oder Blagu tahaseng, wo er um langes Leben die Götter anzurufen hatte, in einem dritten gab's ein Hirek, ein Opfer für einen Kranken zu bringen und wie dergleichen dajackische Götzendienste weiter heißen. Am längsten blieb er aus, wenn es wo ein Tiwa oder Todtenfest gab. Dann mußte er 7 Tage und 7 Nächte gegenwärtig sein und erhielt für seine Bemühung 30 bis 40 Gulden. Sonst gab es gewöhnlich nur einen Gulden.

Man sollte meinen, Pagandja wäre ein reicher Mann geworden, denn er war schon ein alter Graukopf und hatte manches Opferschwein kalt gemacht. Allein er war und blieb ein armer Schlucker; es gab unter den

freien Leuten keinen solchen weit und breit. Es wollte mit ihm und seiner ganzen Familie auf keinen grünen Zweig kommen. Mehrere Glieder der Letzteren waren im hohen Grade aussätzig und er hatte immer Schulden wie Haare auf dem Kopfe. Wenn man ihn um die Ursach fragte, so sagte er, daß er der Sündenbock von ganz Pulopetak sei; alles Ungemach, wovon er andere befreiete, käme auf seinen Kopf. Andere Leute meinten jedoch, es ginge ganz mit rechten Dingen zu. Pagandja war nämlich ein Erzsäufer und selten nüchtern und obwohl die Dajacken blinde Heiden sind, so können sie doch so viel sehen, daß sie von solchen Leuten sagen: „Kalawa duma, kalawa nihan“ d. h. Im Ueberfluß kommt es, im Ueberfluß geht es. So führte denn der Alte ein elendes Leben, wozu noch die große Angst und Furcht vor den Geistern kam, die auf dem Platze umgingen und an deren Existenz er steif und fest glaubte. So stand er einst am hellen Tage im Palingkau und wollte ein Paar Fischlein fangen. Wahrscheinlich war sein Beutel einmal wieder leer geworden und keiner wollte mehr borgen. Der Missionar wohnte schon ein Paar Jahre auf dem Platze. Da schlich ein Chinesenknabe, der beim Missionar lebte und ein kleiner Schäker war, leise in die Nähe des Alten und schüttelte an einem dünnen Baume. Pagandja fuhr auf und blickte sich erschrocken nach allen Seiten um. Er blieb jedoch noch am Fischfangen. Ketjang schüttelte noch einmal und gab zugleich einige dumpfe Töne von sich. Da sprang der Alte in großer Eil aus dem Flusse, ließ sein Netz im Stich und erzählte nun zu Hause das schreckliche Ereigniß. Noch am selbigen Tage war das ganze Dorf davon voll, Pagandja habe den Kambä gehört. Indessen alles Elend war vorbei, wenn er zum Feste ausgeladen wurde. Dann vergaß er all' seine Sorgen beim Tuaktopfe und wenn er nach durchschwärmten Tagen und Nächten trunken und lautsingend auf dem großen Strome angerudert kam und in sein trauliches Palingkau mit dem Boote einbog, standen Weib und Kinder und die Gläubiger dazu am Ufer vor seinem Hause und klopften ihm auf den vollen Beutel und bekamen dann von dem Alten regelmäßig die stolze Amtwort; „Jaku, Pagandja, aton tempo batang danum, jaku mahaga salepa lewu“ d. h. Ich, Pagandja, bin der Herr vom großen Flusse, ich unterhalte das ganze Land.

Am 25. März 1840 bekam der Priester einen merkwürdigen Besuch. Missionar Becker suchte an dem Tage eine passende Stelle am großen Flusse, auf der er sich anbauen könnte. Die Dajacken in Apui hatten ihm gesagt, oberhalb Palingkau sei eine gute hochgelegene Stelle. Er hatte sich bereits mit zweien seiner Begleiter durch den Sumpf watend bis zu einer

trockenen Stelle durchgearbeitet und dieselbe zu seiner Niederlassung erlesen, als 3 Männer von Palingkau zu ihm kamen und ihn auf den etwas ferner liegenden Platz Pagandjas aufmerksam machten, der sei viel besser. Ich glaube nicht, daß die Männer es böse meinten und den Missionar etwa dem Kambä ausliefern wollten, denn Samba, Beckers Hausfreund, war darunter, der wird wohl gemeint haben, der Palita werde mit dem Kambä schon fertig werden. Becker begab sich an Ort und Stelle, fand sie ganz vortrefflich und nach 12 Tagen stand er schon mit etlichen Dajacken auf dem kleinen Hügel und lichtete einen Platz zum Hausbau. Kambä ließ sich nicht sehen und hören. Große Ameisen und eine Menge Panjingets (Wespen) schienen zwar den Anspruch auf den Platz streitig machen zu wollen, denn sie setzten sich so mannhaft zur Gegenwehr und brachten es durch ihre scharfen Bisse und Stiche auf die bloßen Leiber der Dajacken wirklich so weit, daß diese für einige Augenblicke die Flucht ergreifen mußten; allein der Sieg blieb auf Beckers Seite und was Axt und Spieß nicht ausrichteten, das brachte das Feuer zu Stande. Auch eine ziemlich große Schlange zeigte sich, sie schlich aber langsam von dannen. Was die alte Schlange mag gesagt haben, weiß ich nicht; ihrem Priester, dem alten Pagandja, schien es jedoch bei dem neuen Nachbar, der sein Haus bald fertig hatte, ganz wohl zu sein. Es kann wohl sein, und der geringe Erfolg der dortigen Mission hat es fast bestätigt, daß Herr und Knecht ihrer Sache gewiß waren. Pagandja kam und begrüßte Becker auf das Freundlichste. Becker fand einen gutmüthigen, offenen Alten, der seinen Verstand hatte, und mit dem sich wohl sprechen ließ. Der Alte kam zum Gottesdienst und hörte aufmerksam zu; es war ihm fast leid im Anfang, wenn er eine Versammlung versäumen sollte; denn als eines Abends die Dajacken aus der Stunde nach Hause gingen, hörte Becker den Pagandja, der eben taumelnd in sein Haus ging, sagen: „Tag und Nacht bin ich betrunken; aber morgen besuche ich den tuan (Herrn d. h. Beckern).“ Er kam und Becker ließ sich von ihm erzählen von seinem Tempo Tellon, ihrem obersten Götzen, der ihr Mittler und Fürsprecher bei Gott ist und dem sie bei Sterbefällen die Seelen empfehlen, damit er sie an einen guten Ort bringen möge. Becker erzählte ihm darauf von unserm Mittler und daß der besser sei, als der Ihre. Pagandja schmunzelte und ging seine Wege. Bald darauf war Weihnachten. Es waren nur wenige Dajacken zur Versammlung gekommen, nur 12 Männer und mehrere Kinder; aber Pagandja war darunter. Es war das erste Weihnachtsfest auf Palingkau und Becker verkündete ihnen die frohe und unaussprechlich trostreiche Botschaft von der Menschwerdung

des Sohnes Gottes. Auf einmal fährt der alte Priester dazwischen und erklärt, er könne das nicht annehmen, das Jesus Christus solle von einer Jungfrau und nicht von einer Frau geboren sein. Doch da Becker ihm bedeutete, daß Adam, der erste Mensch, nicht nur keinen menschlichen Vater, sondern auch keine menschliche Mutter gehabt, so gab der Alte gern zu, daß ebenso wohl Jesus allein eine Mutter habe haben können und daß dies wirklich der Fall gewesen, bewies Becker ihm näher aus Lukas 1, 35. Als Pagandja aus dem Buche lesen hörte, war er vollends damit zufrieden, denn die Dajacken haben vor Büchern einen großen Respekt. Darnach suchte Becker seiner kleinen Versammlung vor allem die Nothwendigkeit eines solchen Heilandes ans Herz zu legen, eines Heilandes, der, obgleich er unsere Natur angenommen, doch ohne Sünde gewesen und der eben deshalb Bürge für unsere Schulden habe werden und uns wieder mit Gott, dessen Feinde wir durch die Sünde geworden, habe versöhnen können. Das mit den Schulden und dem Bürgen gefiel Pagandja besonders gut und er ging fröhlich nach Hause. Aber am Abend darauf kam er wieder total betrunken von einem Feste heim. Becker hörte ihn schon von Weitem singen und als er an dem Missionshause vorüberfuhr, sang er aus vollem Halse: „O tuan Palita, o tuan Melaikat! aili memblait aku!“ d. h. O Herr Lehrer, o Herr Engel, sei nicht böse auf mich. Am folgenden Morgen war er wieder im Gottesdienste und als Becker nun unter vier Augen zu ihm sagte: „Wie? gestern schon wieder betrunken!“ antwortete er, indem er lächelnd mit dem Kopfe schüttelte: „Bebusan“ d. h. betrunken. Er fand gar nichts Schlimmes darin und sagte wie gewöhnlich: „Amon jaku bebusan, jaku mangat betiro“ d. h. wenn ich trunken bin, schlafe ich sehr angenehm.

So sehr auch Pagandja sich bemühte, mit den Missionaren in Frieden zu leben und dabei sein Sündenleben weiter zu führen, so war es doch für die Boten des lebendigen Gottes unmöglich, ihn darin gewähren zu lassen. Er mußte herzhaft angegriffen werden. Es wurde ihm nichts geschenkt; aber es gelang selten, den Alten aus seinem Gleichmuth zu bringen. So war gleich einige Monate darauf ein großes Todtenfest im Lande Kahaian, eine Tagereise von Pulopetak. Mantiranum auf Gohong wollte die Seele eines seiner Verwandten, der schon seit einigen Jahren diese Welt verließ, aus der Erde in den Himmel führen lassen. Wie konnte Pagandja dabei fehlen? Es verstand das keiner so gut, wie er, und obenein war er selbst ein Kahaianer. Er wurde also zum Feste geladen. Das Tiwa sollte groß werden. Es waren allein 5 Büffel zum Schlachten bestimmt, dazu viele Schweine und Hühner. 20 Centner Reis standen parat und sechs

große Töpfe voll Tuak und Arack. Tuak ist aber Palmbaumsaft vermischt mit Reisabsud und sehr berauschend. Es strömten von allen Enden die Dajacken zusammen und der breite Strom vor Gohong wimmelte von Fahrzeugen, die ihre rothbunten Tücher lustig im Winde wehen ließen. Man machte sich auf wenigstens 7 Tage in Saus und Braus zu leben gefaßt. Noch ehe das Fest begann, suchte der Missionar auf Gohong den Priester auf und bald waren sie in einem Gespräche über den Götzen Tempo Tellon. „Alle Dajacken verehren den Tellon," sagte Pagandja, „sowohl hier als auf Pulopetak und er ist es, welcher die Seelen der verstorbenen Menschen zu Gott bringt." — Miss.: „Woher hast du diese Nachricht?" — P.: „Unsere Vorfahren haben uns das gesagt." — M.: „Wer ist älter, eure Vorfahren oder Gott?" — P.: „Gott." — M.: „Dieser Gott hat uns sein Wort gegeben und in diesem Worte findet sich nichts von Tellon." — P.: „Ihr seid Weiße und eure Gebräuche sind anders; anders sind die Gebräuche der Chinesen, anders die der Malaien, anders sind unsere Gebräuche." — M.: „Es ist aber nur ein Gott, ein Mittler, ein heiliger Geist, ein Weg zum Himmel und das Wort Gottes ist über alle Meinungen der Völker und Gott, der alleinige und einige Gott, fordert von uns und auch von euch Dajacken, daß ihr und wir ihn über alles ehren und preisen. Wenn ihr zum Residenten nach Banjar kommt und wolltet einem Stuhle oder Pfeiler im Hause des Residenten die Ehre beweisen, welche ihr ihm schuldig seid, würde er nicht zürnen über euch? Und der Resident ist doch nur ein Mensch; wie viel mehr zürnt der große Gott, wenn ihr einem Wesen, welches in der Wirklichkeit nicht besteht oder einem Geschöpfe göttliche Ehre erweiset? Daß ihr den Vogel Antang verehrt und ihm zu Essen bringt, streitet gegen Gottes Wort, denn wir sollen Niemand göttlich verehren, als Gott allein und seinen Sohn Jesum Christum." — P.: „Vogel Antang schützt uns, wenn wir reisen, er macht, daß wir reich werden." — M.: „Umgekehrt; ihr könnt dem Antang helfen und er wird sich freuen, wenn ihr ihm Reis oder sonst etwas bringt; aber helfen kann er euch nicht. Gott allein kann euch helfen; sein lieber Sohn litt und starb für euch und seine Lust ist es, uns armen Menschen zu helfen." — Da fragte einer unter den umstehenden Dajacken ganz bescheiden: „Hat Gott denn eine Frau?" — M.: „Nein, aber er hat seinen Sohn vom Himmel gesandt und derselbe ist Mensch geworden, hat unser Fleisch und Blut angenommen und ist für uns am Kreuz gestorben, um uns von Sünde, Tod, Teufel und Hölle zu erlösen." — Da fragte ein anderer: „Hat Gott auch Füße?" — M.: „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und

in der Wahrheit anbeten. Fangt nur einmal an, zu diesem lebendigen Gott zu beten und ihr werdet es erfahren, daß er lebt." — P.: „Ich bete jeden Abend zu Gott und auch jeden Morgen." — M.: „Du dienst zweien Herren und das geht nicht; Gott will unser Herz nur allein haben. Und du bist nicht allein selbst verführt, sondern du verführst auch noch andere Leute zu deinem schändlichen Aberglauben. — P.: „Die Dajacken rufen mich und dann muß ich kommen." — M.: Wir sind auch gekommen, dich und alle Dajacken zu rufen: wir sind aus weiter Ferne zu euch gekommen, um euch das ewige Leben in Jesu Christo zu verkündigen und doch seid ihr Dajacken bis jetzt äußerst träge zu glauben und zu lernen. Thut doch die Augen auf und sehet, woher es kommt, daß euch jetzt die Botschaft des ewigen Lebens gebracht wird. Vor einigen Jahren lebtet ihr noch in der gröbsten Unwissenheit; jetzt ist der Tag des Heils für euch angebrochen." Alle schwiegen still, auch der Priester, und gingen ernst nach Hause. Bald aber kam Pagandja wieder. „Warum bist du hieher gekommen, Pagandja?" — P.: „Die Seele dieses meines Freundes in den Himmel zu führen." — M.: „Kannst du das?" — P.: „Ja." — M.: „Wo ist die Seele jetzt?" — P.: „In der Erde und ich bin gekommen, sie in den Himmel zu bringen." — M.: „Es ist nur Ein Heiland und nur er allein ist im Stande, uns in den Himmel zu bringen, wenn wir an ihn glauben; und das sind nicht meine Worte, sondern also steht es geschrieben in dem Worte Gottes, das gewiß ist." Pagandja schwieg. Der Missionar wandte sich zu den umstehenden Männern: „Ihr Reichen könnt also allein in den Himmel kommen, denn ihr seid im Stande Büffel zu kaufen und dieselben zu opfern, damit eure Seelen erlöst werden; aber wie geht es denn den Seelen eurer armen Sclaven, welche keine Büffel kaufen können?" Die Dajacken schwiegen; aber Pagandja hatte seine Antwort bei der Hand: „Der Herr, der Beschützer der Sclaven, nimmt ihre Seelen, wenn sie sterben, zu sich in den Himmel." — M.: „Wenn nun der Sclave fromm ist und kann keinen Büffel schlachten und der Herr ist gottlos, ist ein Säufer, ein Hurer, ein Ehebrecher, wer von ihnen kommt in den Himmel?" Keine Antwort. „Ich will es euch sagen," fuhr der Missionar weiter fort, „der Herr geht verloren und der Sclave, wenn er auch keine Büffel zum Opfer bringt, wird selig. Das Wort Gottes sagt uns, daß mehr arme Leute ins Reich Gottes eingehen werden als Reiche und der Reichthum ist den meisten Leuten nichts, als ein Strick, womit Satan sie ins ewige Verderben zieht." Die Dajacken gingen schweigend von dannen.

Aber Pangandja ließ sich nicht irre machen. Am andern Tage fing

das Tiwa bei Mantiranum an. Der Priester legte in Gegenwart der Dajacken das Gerippe des Verstorbenen in einen bunten Sarg und setzte sich daneben. Sein Gesicht war maskirt. Neben ihm stand ein Topf mit heiligem Reis; in den griff er ohne Aufhören mit der Rechten und streute in je 7 Würfen den Reis umher, um den Tempo Tellon gnädig zu stimmen. Während des Streuens hob er sein Meistersangen vom himmlischen Paradiese an, wohin er die Seele geleiten wollte, und sang:

„Nun zuerst! Tempo Tellon webte seine Matten, bis aus war all' sein Wissen.

Noch dies! Er webte eine Nachahmung der Gestalt des Landes. Er machte einen Pfosten; oben auf dem Pfosten war ein Menschenkopf.

Dies noch! Er ahmte nach alle Gegenstände, welche in der Fronte des Hauses sind; alles vollständig ahmte er nach.

Dies noch! Eine Insel von Sawangbüschen an der Wasserseite jenes Pfostens, denn das Land war überaus schön und sein Name: Das Flußgebiet Djalajan.

Noch! Es wurde an der Flußseite des Pfostens ein Pinangbaum; unter dem Pinangbaum pflanzte er Siri, auch einen Garingstamm mit Blättern gleich Timpung, mit Früchten gleich Achatsteinen, mit Blumen von Gold.

Noch! Die Erleuchtung des Landes ein Binuangstamm mit Blättern gleich dem Monde, mit jungem Grün gleich dem Auge des Tages, das ist des Landes Erhellung, Tages wie Nachts, Nachts wie Tages.

Noch dies! Das Vorhaus des Tempo Tellon, sein Name Balai Blanka, sein Querbalken Nagaschnitzwerk, sein Dach Himmelssplint, sein Giebel der Vogel Tingang, seine Seitenwände Mondenschein, seine Dachecken Vögel Antang.

Darauf dies noch! In jenem Lande sind der Brüder sieben. Die heißen Tembo Tellon, der andere Rahun Tingang, der dritte Sahawung, der vierte Radscha duhung bulau, der fünfte Budjang berondeng, der sechste Panjulei langka und der siebente Tabukan suling.

Darauf dies noch! Einer wurde König, Tempo Tellon, der war sehr tapfer und kühn, denn er hatte mehr verzauberte Crocodillenzähne.

Darauf dies noch! Einer wurde Oberhaupt und Schiedsrichter der Menschen im Orte, Radscha duhung bulau.

Noch! Wenn Menschen kämpfen, ist es Tempo Tellon, welcher erscheint.

Noch! Es sind der Schwestern sieben. Sie heißen: Tempu hendan

die erste, Sarin bunge die zweite, die dritte Bawi turun bulau, die vierte Bungen lameang, die fünfte Tarahimok Takawa, die sechste Bawi nahandarang bua und die siebente Bawi maharun bulau.

Darauf dies noch! Eine wurde Königin, Tempu hendan, die war sehr tapfer und kühn, denn sie hatte mehr Zauberrauchwerk.

Darauf dies noch! Eine wurde Richterin der Processe der Ortseinwohner, nämlich Sarin bunge.

Darauf dies noch! In jenem Lande ist auch noch ein Gebiet mit Namen „das Flußgebiet Barirai" und zwar der Aufenthaltsort des Tempo Kanarean.

Darauf dies noch! Sein Bruder Radscha ngalang, der andere Talingting bulau, der dritte Sara kampong duhung, der vierte Palendang liu, der fünfte Miring salungkan und der sechste Parakahan Tingang, also auch der Brüder sieben.

Darauf dies noch! Einer wurde König, welcher tapfer und wagend, nämlich Tempo Kanarean, welcher auch erscheint den Streitenden.

Darauf dies noch! Einer richtete die Männer in jenem Orte, welcher weise war, nemlich Radscha ngalang.

Darauf dies noch! Ein Haus war in dem Lande, das heißt das weiße Haus, seine Querbalken auch Nagaschnitzwerk, sein Dach Himmelssplint, sein Giebel der Vogel Tingang, seine Seitenwände Mondenschein, seine Dachecken Vögel Antang.

Darauf dies noch! Ein Pfosten in der Fronte des Hauses, ein Menschenkopf auch oben, ein Sawanggebüsch dicht am Ufer."

Und so sang Pagandja weiter und immer weiter 3 Tage lang und die Nächte dazu. Am ersten Tage war der Himmel schon eine Spanne weit offen, am zweiten war ers erst ganz. Pagandja leitete die Seele in einem eisernen Boote dicht an der Hölle Feuer vorüber, kam durch all' die Schlagbäume durch, welche Kukang, der böse Geist, unterwegs aufgestellt hatte, um die Seele für die Hölle zu fangen und übergab endlich glücklich den Knechten des Tellon die gerettete Seele, um sie in den offenen Himmel einzuführen. Dabei kam er Tag und Nacht nicht aus dem Rausche heraus und rings um ihn her wurde geschmaust und gesoffen und unaussprechliche Büberei getrieben und zwischen durch erschollen Tag und Nacht die Sangen Pagandjas und der Bliangs. Als das Fest vorüber war, predigte am nächsten Sonntage der Missionar und in der Predigt fragte er die Dajacken: „Wer allein ist im Stande, uns ewige Barmherzigkeit zu erweisen?" Pagandja rief: „Der Teufel!" Dafür wurde ihm hart widerstanden und die

armen betrogenen Seelen vor diesem Betrüger und falschen Propheten gewarnt. Roth vor Zorn saß der Priester da, und weder er noch die Dajacken sagten ein Wort weiter.

Als er nach Hause kam, war er wieder der gutmüthige, freundliche Alte und verkehrte mit Becker, als sei nichts vorgefallen. Einer seiner Söhne mußte fleißig die Schule der Station besuchen und er selber, wenn er irgend zu Hause und bei Wege war, besuchte jeden Sonntag die Kirche. Es waren nur wenige in Palingkau, welche Becker so freundlich behandelten. Und dabei mußte er doch sehen, wie seinem Gewerbe durch das Wirken der Missionare Abbruch geschah, wie ihm überall von denselben widerstanden wurde, wie die Jungen, die in der Schule klug geworden waren, ihn mit seinen abgöttischen Verkehrtheiten verlachten — das alles machte ihn aber nicht irre, höchstens daß er solch einen Jungen einmal sagte: „Du bist ein orang gila (Narr) mit deinem Buche." Das war alles. Aber dabei kam Becker keinen Schritt mit ihm weiter. Er soff fort, er opferte und zauberte fort und allen Vorhaltungen setzte er seine unverwüstliche Gutmüthigkeit, Stumpfheit und Sicherheit entgegen. So klagte er einmal Becker sein bitteres Leid, wie nun schon seit 10 Tagen sein Schwiegersohn in Gefahr schwebe, vom Crocodill verschlungen zu werden, welches jede Nacht ums Haus herumgehe und zuweilen selbst an der Wand arbeite, um seiner Beute habhaft zu werden, jedoch sehen, fügte er hinzu, könne man das Thier nicht. Da Becker wußte, daß alles purer Aberglaube bei ihm war, so suchte er ihm diese Idee aus dem Kopfe zu reden und erklärte ihm, daß er sich in seinem Hause nicht im Mindesten vor dem Crocodill fürchten würde, und wohl Lust hätte, dasselbe zu schießen, wenn es sich einmal sehen ließe. „Jo," sagte der Alte, „ikau djaton usa mikä, karna ikau kiken talo handiai" d. h. Du brauchst dich auch nicht zu fürchten, denn du bist der Schrecken aller Dinge. Und damit waren alle Vorstellungen am Ende und er blieb auf seinem Sinne. Ein anderes Mal besuchte ihn Becker. Er hatte die ganze vergangene Nacht kein Auge zuthun können, weil der alte Nachbar mit Opfern für seine kranke Schwiegertochter einen fürchterlichen Spectakel vertrieben hatte. Als ihn Becker darüber zur Rede stellte, so erwiederte er, daß die Dajacken keine andere Heilmethode kennten; durch Opfern eines Huhns müßten sie den bösen Geist, der sie krank mache, versöhnen und denselben sich vom Halse schaffen, auch sei seine Schwiegertochter heute viel wohler als gestern. Becker sagte ihm hierauf, daß nur Gott über Gesundheit und Krankheit zu gebieten habe, daß er aber für seine Person, im Fall er wirklich nur durch Opfern an den bösen Geist Hülfe

erlangen könne, lieber alle Tage seines kurzen Lebens krank sein wolle, als dessen Willen thun und dafür einmal ewige Höllenpein zum Lohn erhalten; denn wer dem Teufel diene, sei des Teufels Knecht und folglich Gottes Feind und was die Feinde Gottes zu erwarten hätte, wisse er ja. „Kilen gawi“ war die kaltblütige Antwort des alten Graukopfes, das heißt: „Was hilfts?“ Es half eben alles nichts. Selbst mit Spott griff Becker ihn an. So kam er eines Abends spät wieder betrunken aus dem Dorfe zurück. Er mußte an Beckers Hause vorüber. Da er schon von Ferne durch überlautes Sprechen mit sich selbst seine Ankunft zu erkennen gab, so eilte ihm Beckers Hund entgegen, holte ihn an der obern Brücke ab und folgte ihm dann bellend auf dem Fuße. Wiederholt rief der Alte dem Hunde zu: „Kilen, ikau djaton kasene Pagandja?“ d. h. wie, kennst du denn Pagandja nicht? Der Hund ließ sich nicht irre machen und folgte dem schimpfenden Priester bis über die untere Brücke und bis nahe an sein Haus, wo derselbe, nachdem er dem Hunde nochmals eine Menge Complimente gemacht hatte, zu seiner Treppe schwankend mit genauer Noth sich hinauf arbeitete und im Hause verschwand. Da Pagandja immer in diesem Taumel ist, wenn er die Seelen gen Himmel führt, so fragte ihn Becker darauf, wie er doch die unsichtbaren Seelen führen könne, da er sein sichtbares Ich nicht einmal im Gleichgewicht zu halten im Stande sei. Seine Antwort war: „Djaton memen,“ „das hat nichts zu sagen, denn ich fahre mit einem eisernen Schiffe; gerathe ich damit auch in die Nähe der Hölle, so verbrennt es dennoch nicht.“ Auch der König der Schrecken war dem Alten nicht schrecklich; er war ganz gefaßt auf den Tod. So hatte Becker eines Sonntags Morgens über die Geschichte von Lazarus und dem reichen Mann gepredigt. Pagandja war krank und deshalb nicht zur Kirche gekommen. Nach der Kirche besuchte ihn Becker. Als Pagandja den Missionar zur Thür seines Hauses herein kommen hörte, rief er ihm aus seiner Kammer zu, doch sogleich zu ihm zu kommen. Becker setzte sich auf die Rietmatte, die zugleich des Alten Bett war, erzählte ihm, worüber er gepredigt habe, und bemerkte zum Schluß, daß er, Pagandja, bei so hohem Alter besonders Ursache habe, an den Tod zu denken und sich zur Abreise bereit zu machen. Der Priester griff nach einem Sacke, den er neben sich stehen hatte, und holte aus demselben einen bunten Kittel und sonstige Kleidungsstücke hervor. Auf die zeigte er mit heiterer Miene und sagte: „To talo handiai djari simpau“ d. h. hier ist alles in Ordnung. Es waren dies nämlich die Kleider, die er mit ins Grab oder eigentlich in die andere Welt mit zu nehmen gedachte. Als Becker ihn an seine Sünden

erinnerte, erwiederte er, daß er deren früher wohl gethan, jetzt aber keine mehr habe.

So waren 3 Jahre lang alle Versuche umsonst, Pagandja auf andere Wege zu bringen. Er gestand es Becker ganz ehrlich, daß alle Worte nicht „leketen“ d. h. kleben wollten, es ginge, sagte er, alles gleich wieder weg. Indessen war der Herr mit dem alten Sünder einen merkwürdigen Weg gegangen. Er wollte ihn sichtlich zu sich ziehen aus lauter Güte. Es schien auch nicht ohne Eindruck bei ihm zu bleiben. So saß er eines Tages mitten im Kreise seiner zahlreichen Familie in seinem Hause, als Becker eintrat. Freundlich empfing ihn der Alte und schob ihm einen runden Klotz zum Sitzen hin, weil er wußte, daß den Weißen das Sitzen mit übereinander geschlagenen Beinen auf dem Boden nicht so behaglich ist, wie ihnen. Als Becker die zahlreiche Familie rund umher ansah, die früher fast ganz verpfändet war, so machte er den Priester darauf aufmerksam, daß er jetzt viel wohlhabender und glücklicher sei, als vor 3 Jahren. „Ja,“ antwortete er mit zufriedener Miene, „seitdem du hier wohnst, bin ich glücklich,“ und setzte nun näher auseinander, daß er in der letzten Zeit 2 Söhne, wie auch seinen Schwiegersohn, die als Sclaven bei Chinesen gedient, ausgelöst und dieselben jetzt mit ihren Frauen um sich habe. Becker fragte ihn, ob er denn nicht bemerkt habe, wie er in den letzten Jahren mit Opfern und Festen, die ihm viel eingebracht, weniger zu thun gehabt habe, als früher. „Talo,“ sagte er, „arä tapas“ d. h. sicher, viel weniger. „Wie nun,“ fuhr Becker fort, „da du nun schon so viel Vortheil gehabt hast, nachdem du etwas an deinem Götzendienst weniger gethan, und dagegen mit uns, wenigstens des Sonntags, den lebendigen Gott angerufen hast, so könnte es ja wohl sein, daß du noch mehr gesegnet würdest, wenn du dem Teufel ganz den Dienst aufkündigst und Gott alleine dienst; auf jeden Fall würdest du, das will ich dich wohl versichern, seliger in deinem Herzen und einst in der Ewigkeit vollkommen zufrieden und sicher sein.“ Pagandja nahm es diesmal ruhig hin. Einige Zeit nachher besucht ihn Becker wieder. Der Alte war grade mit einer Malerei auf einem Brette beschäftigt, welche er, wie er sagte, dem Iblis (Teufel) geben müsse, damit seine kranke Frau wieder gesund würde. Er richtete sich bei Beckers Eintritt seufzend von seiner Teufelsarbeit auf und klagte, daß ihm der Nacken vom anhaltenden krummen Sitzen wehe thäte. „Ja,“ sagte Becker, „also belohnt dich der Teufel für deinen Dienst; erst mußt du dich an diesen Brettern steif malen und ihm dazu noch Schweine zum Opfer bringen und endlich, was das Schrecklichste ist, führt er deine arme Seele zur Hölle. Denn

das siehst du ja an eurer eigenen Sitte: Der Sclave muß seinem Herrn folgen und also du, der du dem Teufel dienst, dem Teufel." „Toto augh," war seine Antwort, „tapi narai gawi banga, iä djadon maku terei helo?" d. h. Sehr richtig, aber was ist zu thun? er läßt nicht eher nach. Zuletzt erklärte er, daß er nun auch bald dem Teufel den Abschied geben und Gott allein dienen wolle, worauf Becker ihn ermahnte, sich heute noch zu Gott zu wenden, da er nicht wisse, ob er morgen noch lebe. Am nächsten Sonntage setzte Becker in der Predigt auseinander, welche Leute der Herr Jesus zu sich rufe und selig machen wolle, nämlich sich selbst verurtheilende Sünder und dann auch, welche Leute ihm mißfällig seien, nämlich sich selbst rechtfertigende Pharisäer. In der Predigt richtete er an Pagandja die Frage: „Olo äwe ingabälä Tuan Jezus?" Welche Leute verabscheut der Herr Jesus? Antwort. „Olo bebusan" d. h. Trunkenbolde. Die ihm nahe Sitzenden sahen ihn verwundert an; so etwas war nie über des Alten Lippen gekommen.

Allein in derselben Zeit kam er des Abends so betrunken nach Hause, daß er seine alte Frau bei der Gurgel packte und sie sicher erwürgt hätte, wenn nicht ein Nachbar zur Hilfe gekommen wäre. Nächster Tage lief eine Bestellung zum Tiwa ein. Und der Alte mußte hin, obwohl seine Frau todtkrank war. Es ging wieder in Saus und Braus. Man meldete ihm, die Frau läge im Sterben und verlangte ihn noch einmal zu sehen. „Mein Geschäft darf nicht gestört werden." antwortete Pagandja; „wenn meine Frau mich lieb hat, so wird sie wohl noch so lange warten, bis ich komme, und wenn nicht, so mag sie immerhin sterben." Als er nach Haus kam, war seine Frau todt. Er schlachtete zum Begräbniß zwei große Schweine und trank einen ganzen Topf Tuak mehr als gewöhnlich. Bald nachher machte der alte Graukopf wieder Hochzeit mit seines alten Freundes und Nachbars Pamerei junger Tochter und alle guten Eindrücke und Vorsätze waren wie der Rauch im Winde.

Und so ging es fort bis 1850. Da brannte sein Haus bis auf den Grund ab. Es war ihm eigentlich neben dem Missionshause am Palingkau schon lange nicht mehr geheuer gewesen, aber nun verlor er vollends die Lust. Eben kehrte Hardeland aus Deutschland nach Borneo zurück und baute schnell sein Haus auf Pagandjas Brandstätte. Wo der Alte ehemals seine Teufelsbretter malte, ist dann die Bibel in die Dajackensprache übersetzt worden. Pagandja aber ist verschollen. —

13. Der Löwenkönig.

Die rheinischen Missionare auf Borneo wirkten in den untern Gebieten der drei mächtigen Landesströme Dusson, Kapuas und Kahaian. Die Kahaianmission ist sehr mühsam gewesen. Erzählen wir etwas aus ihren Anfängen.

Kahaian heißt zu deutsch: das Hohe, weil das Land, durch welches der Fluß dieses Namens fließt, schon einige Stunden vom Meere ab festen Boden hat und nicht, wie an den andern Stömen im südlichen Borneo, Tage und Wochen weit hinauf Morast ist. In dem Quellande des Stromes sollen mächtige Berge liegen, von welchen die Eingeborenen behaupten, daß sie mit ewigem Schnee bedeckt seien; bis jetzt ist noch kein Europäer dahin gekommen. Der Strom ist ein stattliches Wasser; einige Tagereisen weit oberhalb seiner Mündung ist er breiter als der Rhein bei Düsseldorf. Seine Ufer sind überall mit dem prächtigsten Urwalde Borneos bedeckt, welcher von mancherlei Wild, namentlich von Hirschen wimmelt. Die Dajacken, die Eingeborenen des Landes, wohnen in der Nähe des Stromes, bald näher, bald ferner von demselben, doch immer so nahe, daß sie den Fluß bald erreichen können, denn er ist die Lebensader ihres Landes, von der sie sich nicht gern trennen. Man nennt die Kahaianer wohl „große Dajacken" zum Unterschiede von den „kleinen," welche in Pulopetak leben. Der Name soll aber nur anzeigen, daß im Kahaian ein größerer Haufe lebt, als im Pulopetak, sonst ist es ein und daselbe Volk, welches auch so ziemlich eine und dieselbe Sprache redet. Man zeigt noch jetzt ganz in der Nähe des Kahaian die Stelle, wo die Pulopetaker sich bei ihren Festungen mit der andringenden Macht des muselmännischen Sultans von Banjermassing in blutigen Fehden maßen. Es ist der kleine enge Kanal, Trussan genannt, welcher den Kahaian mit dem untern Kapuas verbindet. Da saßen früher die Pulopetaker und schlugen die Muselmänner siegreich zurück, so daß sich an diesem Theil der Südküste Borneos die Herrschaft derselben nicht ausdehnen konnte. Sie erlegten an einem Tage 300 Malaien mit ihren vergifteten Pfeilen und nahmen deren Fahrzeuge in Beschlag und bald darauf umzingelten sie den weit überlegenen Feind und beschossen ihn mit ihren langen Blasröhren aus ihren dicht begrünten Schlupfwinkeln, daß er abziehen mußte und nie wieder gekommen ist. — Wie stark die Bevölkerung im Kahaian ist, läßt sich schwer angeben, namentlich auch deshalb nicht, weil der Dajack ein Wassernomade ist, d. h., wenn ihm sein alter Wohn=

sitz nicht mehr behagt, so bricht er sein Haus ab, legt Pfähle, Balken und Rohrwände desselben auf ein großes Floß und fährt den Fluß hinauf oder hinab und schlägt sein Obdach in einer bequemeren Gegend am Flusse auf. In der Regel sind die Dorfschaften, in welchen diese Menschen beisammen wohnen, nicht groß; oft bestehen sie nur aus 4 oder 5 bedeutend großen Häusern. Man hat wohl über 700 solcher Dörfer oder Kampong am Kahaian gezählt. Die Kahaianer sind indessen wilder, als ihre Stammgenossen in Pulopetak und die Greuel ihres Götzendienstes und ihrer Barbarei sind viel ärger. Indessen stehen sie unter der holländischen Oberherrschaft, wie die in Pulopetak, nur mit dem Unterschiede, daß ihre Abhängigkeit viel geringer ist, weil die weite Entfernung von den holländischen Residenten in Banjermassing nur eine sehr mäßige Ausübung des Regiments gestattet. Die Holländer beschränken ihre Herrschaft für diese fern wohnenden Stämme darauf, daß sie den angesehensten Häuptling eines Bezirkes für sich zu gewinnen suchen und ihn mit einer gewissen richterlichen Gewalt bekleiden, welche er, so weit es ihm durch seine eigene Kraft möglich ist, ausübt; er erhebt für die Holländer eine Kopfsteuer, jährlich etwa 3 Gulden für die Familie; wer nach Banjer kommt und dort Waaren zu Markte bringt, muß einen Eingangszoll zahlen und wenn er von da zurückkehrt, einen Paß beim Residenten nehmen. Das ist die ganze holländische Herrschaft, der sich freilich auch obenein noch mancher entzieht und seinem Oberhaupte oder Tomongong nicht gehorsam ist. Solcher Tomongong haben die Holländer in Kahaian drei, unten, in der Mitte und oben am Flusse. Die beiden Letzteren sind noch vollständig Wilde; die Pfähle des Hauses und die Pallisaden der Festung des einen stehen noch auf den Leibern seiner Sclaven, welche er schlachtete, als er seine Wohnung anlegte. Uns interessirt jetzt nur der Tomongong des unteren Stromes.

Als Miss. Barnstein im Jahre 1835 zuerst ins Kahaian kam, wohnte der damalige Tomongong in Gohong. Er begab sich natürlich zu ihm und wurde von ihm freundlich aufgenommen. Der Mann schloß einen Blutbund mit dem Missionar und es schien, als ob er der Mission unter seinem Volke geneigt sei. Barnstein konnte aber damals die Arbeit dort nicht aufnehmen und es vergingen wohl drei Jahre, ehe wieder ein Missionar dieses Land betrat. Becker war der Erste, welcher wieder hineinkam. Er fand die Verhältnisse nicht mehr, wie sie Barnstein gefunden hatte. Die Holländer hatten einen andern Tomongong eingesetzt. Einige Stunden unterhalb Gohong im Kampong Buntoi nämlich hauste ein energischer kluger Häuptling, der sich theils durch seine Klugheit und

Rüstigkeit, theils durch seine Bosheit einen bedeutenden Einfluß am untern Kahaian zu verschaffen gewußt hatte. Schon sein Name zeigt den bedeutenden Mann an; er nannte sich Singa Radja, d. h. Löwenkönig. Der Mann strebte nach hohen Dingen und wäre gern Tomongong gewesen; den Tomongong in Gohong zu stürzen, war sein Ziel. Und das hatte er in den drei Jahren richtig erreicht. Der Gohonger war nicht viel besser, als er und gewiß nicht ein so bedeutender und einflußreicher Mann im Lande als der Löwenkönig; so hatte man in Bajermassing sich denn ein strafferes Regiment von dem Letzteren versprochen und ihn statt des Gohonger zum Tomongong gemacht. Der alte Tomongong war Radenn geworden, welches eine geringere obrigkeitliche Würde ist und hatte natürlich einen tödtlichen Haß gegen den Löwenkönig, der ihn gestürzt hatte. Becker glaubte sich indessen durch den früheren Freundschaftsbund, welchen der von Gohong mit Barnstein gemacht hatte, verbunden und fuhr auf dessen Kampong zu. Vorher sprach er indessen auf Buntoi beim Löwenkönig vor. Der Kampong war damals ganz klein; es mochten etwa 50 — 60 Leute dort wohnen; aber der Platz war „wunderschön." Der Löwenkönig war nicht zu Hause; er war auf Reise ins Binnenland. Becker unterhielt sich jedoch mit seiner Frau, welche, zwar hinter einer Rohrwand verborgen, doch keine einzige Antwort schuldig blieb. Der eigentliche Palast des Löwenkönigs stand ganz verlassen, weil man in demselben eine gewisse kleine Schlange gesehen haben wollte, die allen Bewohnern, im Fall sie wohnen bleiben, das gewisse Zeichen eines schnellen Todes sein sollte. Becker kehrte damals zurück und war der Ueberzeugung geworden, daß Gohong der passendste Platz für eine Missionsniederlassung sei.

Es dauerte wieder drei Jahre, ehe der Plan ausgeführt werden konnte. Pulopetak lag näher und die Verhältnisse schienen günstiger zu sein. Endlich 1841 zog Miss. Hupperts ins Kahaian, um sich dauernd dort niederzulassen. Am 16. Juli kam er auf Gohong an. Bei der Feindschaft, welche zwischen dem Radenn und dem Löwenkönig bestand, konnte es nicht fehlen, daß der Letztere die Niederlassung mit scheelen Blicken ansah. Er war das angesehene Oberhaupt der Gegend, in Banjermassing geachtet und nun bauete der weiße Mann sich in dem 3 Stunden von Buntoi entfernten Kamponge seines Todfeindes an. Das war zu viel für einen stolzen Heiden. Seit der Zeit warf er einen tödtlichen Haß auf die Mission im Kahaian. Das hätte sich nun wohl noch tragen lassen, wenn der Radenn und seine Leute dem Evangelio gehorsam geworden wären. In den ersten Wochen war alles sehr freundlich; es schmeichelte den Radenn ohne

Zweifel, den Missionar bei sich und dadurch einen Vorzug vor seinem Tomongong zu haben. Allein solche Herrlichkeit dauert nicht lange. Es waren kaum ein Paar Monate verstrichen und das Wort Gottes begann anzugreifen, so wandte sich das Blatt und Hupperts schrieb schon im October: „Die Dajacken sind hier unwillig, alle zusammen; man braucht nur vom Herrn Jesus zu beginnen, so laufen sie gleich fort.“ Der Löwenkönig kam natürlich nicht auf die Station; ob ihn Hupperts einmal besucht hat, ich weiß es nicht; aber er muß schon etwas von ihm erfahren haben, denn im November schrieb er: „Der Löwenkönig ist noch nicht bei mir gewesen, dieser Dieb, er steckt so voll Geiz und Stolz und Unsauberkeit, daß er kein Ohr für das Wort haben kann. Der Radenn ist noch immer der alte Sünder und Heuchler im höchsten Grade; er hält seine heidnischen Sitten fest mit Händen und Zähnen und verhindert die andern, zu uns zu kommen. Man muß für das Werk des Herrn wünschen, daß er todt wäre.“ Und im December desselben Jahres waren die Feindseligkeiten des Löwenkönigs schon so offen ausgebrochen, daß Hupperts schrieb: „Ich bin jetzt hier im Kampfe mit dem Löwenkönig; er darf mir nicht unter die Augen kommen, dieser Mörder und Räuber und was er alles ist. Er ist mir spinnefeind und würde mich tödten, wenn er es könnte.“ Offen wagte der Mann natürlich nicht, den Missionar anzugreifen, denn er wußte, daß derselbe von dem Residenten in Banjermassing geschützt wurde; aber er war ein verschlagener listiger Gast und bei den muselmännischen Malaien, welche bis zu ihm gekommen waren, in der Schule gewesen und die sind aller Ränke und Bübereien voll. Diese Malaien sind eine wahre Pest für die Dajacken. Wo sie können, suchen sie als eifrige Missionare für ihren falschen Propheten die Heiden zum Islam zu bekehren und wenn ihnen das auch nur im geringen Maße gelingt, weil die Dajacken gar zu gern ihr Schweinefleisch essen und ihren Arak trinken, so bringen sie doch eine elende Art Aufklärung unter das Volk und lehren sie alle die Schalkheit, deren sie voll sind. So war der Löwenkönig grade nicht Muselmann geworden, aber er hatte nach dem Vorbilde derselben zwei Weiber genommen und noch 4 Bliangs dazu, obwohl Vielweiberei unter den Dajacken mit dem Tode bestraft wird; er setzte sich jedoch über diese und viele anderen Sitten seines Volks hinweg, ein aufgeklärter Dajack, um desto ungezügelter seinem Fleische leben zu können. Man zeigt im Trussan noch die Stelle, wo der Löwenkönig sein Opfer zu bringen pflegte; das erste, was er dem Gott des Flusses brachte, war eine Kuh, welche lebendig in den Fluß gesenkt wurde; wenn es ihm jedoch Vortheil brachte, so konnte er auch über seine Opfer

als über eine Thorheit lachen. Das hatte ihm einen guten Namen in Banjermassing gemacht, wo er tüchtig heuchelte, wie er denn überhaupt, wie die Malaien, voll Intriguen steckte und eine tüchtige Zahl Leute mit Gift aus der Welt geschafft haben sollte, wie man sich offen erzählte; besonders sollte eine seiner Weiber die geschickteste Giftmischerin am ganzen Kahaian sein.

Hupperts blieb kaum ein halbes Jahr in Gohong, als seine Frau in Folge des Kindbettes tödtlich erkrankte und er die Station verlassen mußte, worauf die Frau bald nachher zu Banjermassing heimging. Sogleich trat Hardeland in Gohong ein. Es war im März 1842. Der Löwenkönig durfte jetzt nicht mehr übergangen werden und man mußte versuchen, seine Mißstimmung zu heben. Hardeland hatte sich einen Empfehlungsbrief an ihn vom Residenten geben lassen, in welchem ihm aufgetragen wurde, dem Missionar so viel als möglich behilflich zu sein. Noch ehe Hardeland nach Gohong ging, legte er bei Buntoi an. Der Tomongong war ganz freundlich und versprach, nach Gohong zur Kirche zu kommen. Er ging sogar so weit, Hardeland seinen 16jährigen Sohn zum Unterrichte anzuvertrauen; der Junge sollte ganz in Hardelands Hause wohnen und der Vater wollte monatlich ein Gewisses an Reis für ihn schicken, damit keine Kosten erwüchsen. Das war nun alles sehr gut; der Löwenkönig kam auch in den nächsten drei Monaten zwei Mal zur Kirche; aber der Junge war nicht dahin zu bringen, bei Hardeland Unterricht zu nehmen, wie sehr der auch alles anwandte, um ihn willig zu machen. Der Vater blieb immer bereit, aber der Sohn wollte nicht und damit war es aus, denn, anstatt daß bei den Dajacken die Kinder den Eltern gehorchen, sind die Eltern ganz abhänging von den Kindern und werden häufig von ihnen geschlagen und geschimpft. Hardeland bemühte sich unabläßig, den Löwenkönig für die Mission zu gewinnen. Er konnte ihm bald mehrere wichtige Dienste erweisen, behandelte ihn vor den Leuten sehr ehrenvoll und unter vier Augen sprach er ihn freundlich, aber ernst an. Es ging ziemlich; der Tomongong war sehr freundlich und man erzählte es sich schon in Banjermassing, daß der Löwenkönig umgewandelt sei. Allein Hardeland merkte wohl durch, daß der hinterlistige Mann im Geheimen doch gegen ihn wirkte und daß ihm Hardelands Wohnen auf Gohong nicht recht wäre; er wünschte sehnlich, daß Hupperts bald zurückkehrte, dann wollte er selbst sich dicht bei Buntoi niederlassen. Allein Hupperts Rückkehr zog sich bis gegen das Ende des Septembers hin und Hardeland richtete einen monatlichen Gottesdienst auf Buntoi ein. Der Löwenkönig gab sein eigenes Haus zu der Versammlung her, zu der sich wohl an 60 Männer einfanden. Auch gab er seine Ein=

willigung dazu, daß Hardeland eine Schule in dem Kampong anlegte, zu der sein Sohn dann gewiß kommen solle. Hardeland hatte bereits einen Schulmeister für dieselbe kommen lassen, einen Menschen von Banjer, der ihm dazu empfohlen war, als die Nachricht das Kahaian durchlief, daß die Dajack Pari im Oberlande bereit ständen, ihre früheren Einfälle ins Land zu wiederholen. Alles war in der größten Bestürzung und der Löwenkönig selber kam nach Gohong, um sich Rath zu holen. Er wurde ihm gegeben, so gut es gehen wollte, aber Hardeland selbst verließ auf 5 Wochen das Land, um in Pulopetak in dieser ernsten Zeit zur Hand zu sein. Die Feinde kamen nicht, aber der alte böse Feind hatte während Hardelands Abwesenheit auf Gohong nicht geruhet. Ein Paar lüderliche Mädchen hatten einen Jüngling in dem dortigen Missionshause verführt und dabei auch gestohlen. Als Hardeland von dem Unfug Nachricht erhielt, eilte er zurück und glaubte auf Bestrafung der losen Dirnen bestehen zu müssen. Es kam zur Klage vor dem Tomongong. Derselbe erschien äußerlich freundlich, aber insgeheim war er durch seine muselmännischen Freunde in Banjer aufgereizt, die Mission zu stürzen. Es hatte nämlich um jene Zeit eine Taufe vieler Dajacken in Pulopetak stattgefunden und der Fanatismus der Malaien stand in vollen Flammen. Unter den Augen des Löwenkönigs versuchten die Gohonger einen Aufstand gegen Hardeland und als daraus nichts werden wollte, wußte man doch die Mädchen bei Seite zu schaffen und Hardeland mußte in Banjermassing sein Recht suchen. Hier hatten bereits die Häuptlinge des ganzen unteren Kahaian, den Tomongong an der Spitze, das Gesuch angebracht, daß die Missionare aus dem Lande verwiesen werden möchten. Die Sache lief noch günstig genug ab und auf ein nachdrückliches Wort des Residenten mußten die Häuptlinge gute Miene zum bösen Spiele und mit den Missionaren wieder Frieden machen.

Es war natürlich kein ehrlicher Frieden. Das sollte Hupperts bald erfahren, als er im Februar 1843 nach Gohong zurückkehrte. Man sah es deutlich, daß nur der Befehl des Residenten von offener Feindschaft zurückhielt. Der Löwenkönig kam gar nicht zum Vorschein; er grollte, daß er seine Bosheit nicht hatte ausführen können; und alle Welt wußte, daß man ihm einen Gefallen that, wenn man weder Kirche noch Schule besuchte. Da sah es denn mit der Missionsarbeit auf Gohong gar kläglich aus. Doch wurden neue Versuche gemacht, den bösen Mann auf Buntoi für die Wahrheit zu gewinnen. Hupperts erhielt nämlich bald nach seiner Rückkehr durch Miss. Juffernbruch Verstärkung und alsbald wurde auch der Plan Hardelands wieder aufgenommen, auf dem Platze des Löwen-

königs eine Station einzurichten. Man begab sich also nach Buntoi und fand eine bequeme Stelle. Die Leute erkärten aber einstimmig, auf dem Platze dürfe nicht gebauet werden, weil er anderen gehöre und sie darüber nicht verfügen dürften. Es war eine Lüge, doch wurde eine andere Stelle gesucht und der Tomongong ging selbst mit, führte die Missionare tief in den Busch und zeigte ihnen eine Stelle zur Niederlassung. Es war ein offener Spott, denn da hauste man wohl mit Affen, aber Menschen ließen sich nie sehen und der Missionar hätte gewiß allein gesessen. Es blieb jedoch nichts übrig und nachdem Hupperts den Tomongong und seinen Leuten vorgehalten, welches Unrecht sie thäten, sich also gegen das Licht der Wahrheit zu verschließen, mußte man unverrichteter Sache wieder nach Gohong ziehen. Schon wollte Juffernbruch sich in einem ganz abgelegenen Kampong niederlassen, denn er dachte an des Herrn Wort Matth. 10, 14., da kamen von den Brüdern in Pulopetak die dringendsten Vorstellungen — entweder, oder — entweder beim Löwenkönig oder die Mission im Kahaian ganz aufzugeben und so wurde denn ein neuer Anlauf auf Buntoi genommen. Es war im August 1843. Barnstein war grade zum Besuche auf Gohong. Die drei Brüder suchten den Löwenkönig in seinem Hause auf. Er war freundlich, wie immer, aber er wehrte sich mit aller Macht der Lüge gegen eine Niederlassung in seinem Kampong. Barnstein war endlich des Handels müde, fuhr zu und befahl auf einer bequemen Stelle einige Sträucher abzuhauen und sagte zu den Leuten: „Hier wollen wir bauen!" Barnstein stand in Banjermassing und war mit dem Residenten befreundet; der Tomongong verbiß seinen Ingrimm und schwieg. Aber Barnstein war noch nicht wieder in Banjer, als Juffernbruch schon von dem wüthenden Manne den Bescheid erhielt, wenn er sich in der Nähe bei Buntoi auf dem Platze niederließe, so würde er, der Tomongong, Buntoi umzäunen und allen Leuten, welche es wagen würden, in Kirche oder Schule zu gehen, Geldstrafen auferlegen; auch erklärte er frei heraus, daß sie von der neuen Weise nichts wissen, sondern ihre alten Sitten behalten wollten. Bald nachher machte er auf der ausgesuchten Baustelle sein Reisfeld. Juffernbruch hielt es für nöthig, dem Residenten von diesem Betragen Anzeige zu machen, welcher auch sofort zurückschrieb, daß der Tomongong ohne Weiteres zugeben müsse, daß das Missionshaus dicht neben dem seinigen gebaut würde, zugleich auch bat, alles zu versuchen, um mit dem Menschen sich zu verständigen, denn es sei kein besserer da, der zum Tomongong gemacht werden könne und er habe großen Einfluß im Lande. Es wurde jedoch für rathsam gehalten, von diesem Befehle keinen Gebrauch zu machen und

im Anfange des Jahres 1844 baute sich Juffernbruch in dem Kampong Tumbang-Bungin an, etwa ³/₄ Stunde von Buntoi fern. Er nahm sich vor, regelmäßig in Buntoi Gottesdienst zu halten. Allein sein Aufenthalt daselbst dauerte kaum ein Vierteljahr. Die Dajacken kamen dann und wann zu ihm, aber sie erklärten mit der entschiedensten Frechheit, daß sie von der Lehre Christi nichts wissen wollten. Eines Tages kam auch der Löwenkönig mit etlichen Männern. Es schien mit dem Besuche geradezu darauf abgesehen zu sein, gegen die Wahrheit zu protestiren. Als Juffernbruch ihnen etwas vom Evangelio sagte, spotteten sie darüber und erklärten, nach der Lehre der Missionare seien sie wie die wilden Büffel im Walde; dem sei aber nicht so; sie seien gut und sobald sie geboren würden, hätten sie eine Schrift im Leibe und wüßten dadurch, was sie thun und lassen müßten; alles, was ihnen einfalle, sei recht und nie würden sie auf die Worte des Lehrers achten. Juffernbruch stellte ihnen ernstlich vor, daß sie auf diesem Wege der Finsterniß zur Hölle fahren müßten; da lachte der Löwenkönig laut auf und sagte: „Wir wollen den Weg der Finsterniß wandeln, bis wir todt sind und wenn wir auch zur Hölle fahren." Solchem Menschen war alles zuzutrauen und man kann sich nicht wundern, wenn unsere Brüder den mancherlei Gerüchten Glauben schenkten, wonach der Löwenkönig heimlich Mörder gegen Hupperts gedungen haben sollte. Von einem Menschen wollte Hupperts ganz bestimmt wissen, daß er von Tomongong's eigener Hand das Messer erhalten habe, mit welchem er ihn ermorden solle. Eines Tages wurde in dem Wassergefäße, was in Hupperts Hause stand, ein vergifteter Lappen gefunden; nun schien es Zeit zu sein, das Land zu räumen und am 1. Juli 1844 verließen beide Missionare ihre Stationen. Noch kurz zuvor war der Löwenkönig auf Gohong und als ihm Hupperts seinen Entschluß mittheilte, das Land zu verlassen, antwortete er: „Gut" und unter allem Volke war Freude auf dem Angesichte zu lesen; nicht ein Einziger ließ auch nur ein Wort der Bitte, zu bleiben oder des Bedauerns laut werden; und als die Missionare sich nach Ruderern umsahen, war kein Mensch bereit, ihnen zu helfen, selbst ein Mann, den Hupperts noch jüngst vom Hungertode errettet hatte, war nicht dazu zu bewegen; alles fürchtete den Tomongong, der eine Strafe darauf gesetzt hatte, falls sich einer unterstände, das Ruder für die Missionare zu ergreifen. Auf einem aus alten Baumstämmen zusammengeschlagenen Floße ließen sich dieselben mit ihren Habseligkeiten den Kahaian hinabtreiben. Bald nach ihrem Abzuge erschien ein Schreiben vom Residenten, welches meldete, daß derselbe bereit sei, die Missionare mit aller seiner Macht zu schirmen,

und daß der Tomongong den Kampong Gohong verbrennen und von Grund aus zerstören solle, sobald den Missionaren das geringste Leid geschehe. Allein es war zu spät und der Löwenkönig war froh, daß die lästigen Gäste fort waren.

Der Residenk in Banjer ließ aber Hupperts keine Ruhe. Er mußte noch einen Versuch beim Löwenkönig wagen und nach einem Vierteljahre sitzt Hupperts schon wieder auf Gohng. Als er auf Buntoi ankam, war der Tomongong auf einer Reise in das Innere abwesend, die Leute waren aber ausnehmend freundlich und zuvorkommend, dasselbe war auch auf Gohong der Fall. Man kam fleißig zur Kirche, selbst von Buntoi kamen die Dajacken angerudert, um dem Gottesdienste beizuwohnen, von Spotten und Widersprechen war nichts zu hören. Schon schöpfte man Hoffnung, es werde der Herr dies Mal Gnade zum Werke geben, als eine große Hungersnoth im Lande eintrat, welche die Männer fast sämmtlich zum Davonziehen veranlaßte. Bald sah sich Hupperts mit den Weibern allein, welche, wie überall unter den Dajacken, nach Volkssitte mit dem Missionar nicht zusammen sein konnten; auch kehrte der Löwenkönig bald zurück und kaum war er da, so gingen die alten Intriguen wieder an. So verließ hoffnungslos am 26. April 1845 Hupperts das Kahaian und seitdem war die Mission daselbst wie aufgegeben.

Der Löwenkönig triumphirte und kühn gemacht durch den glücklichen Erfolg, faßte er den Vorsatz, das Werk des Herrn auch in dem benachbarten Pulopetak zu zerstören. Wer Hader sucht, findet bald Ursach dazu. Es schien ihm am Meisten zu kränken, daß es dort mit der Schule so tüchtig voranging und daß sich sein College, der Tomongong von Pulopetak, Nicodemus hatte taufen lassen, machte ihm viel Unruhe. Er nahm sich vor, das Eine wie das Andere zu Schanden zu machen. Mit der Schule begann er. Mehrere Familien aus seinem Bezirk hatten sich vor einigen Jahren auf Pulopetak niedergelassen, um hier besser den Reisbau betreiben zu können, der in Kahaian wenig aufbringt. An diese wandte sich der Bösewicht zuerst, stellte ihnen vor, daß sie viel besser thun würden, wieder zu ihm nach Kahaian zu kommen, indem sie dann nicht nöthig hätten, ihre Kinder zur Schule zu schicken und auch überhaupt nicht mehr durch die Lehrer in ihren Sitten und Gebräuchen würden gestört werden. Als süße Worte den erwünschten Erfolg nicht hatten, so gebrauchte er Drohungen, wodurch es ihm bald gelang, vier Familien und vier Schüler aus den Schulen nach Kahaian zurückzunehmen. Dem sel. Becker machte die Sache Unruhe und er war gerade nicht der Mann, sich in seinem Amte solche

Ungerechtigkeiten bieten zu lassen. Er suchte anfänglich Schutz beim Residenten, worauf allerdings Befehl gegeben wurde, daß der Löwenkönig die vier Schüler wieder zurücksenden, auch an Hupperts tausend Gulden für das Missionshaus in Gohong zahlen solle; allein aus solchem Befehle machte sich der übermüthige und heuchlerische Mann wenig; das wußte Becker und so ging er denn dem Feinde offen zu Leibe, wie es sich für einen Diener am Worte ziemte. Der Tomongong war eben in Banjer beim Residenten gewesen und sprach auf dem Rückwege bei seinem Collegen in Pulopetak vor. Er wußte den armen Nicodemus, der damals ein noch ganz unbefestigtes Milchkind im Glauben war, mit süßen und listigen Worten zu bearbeiten, daß der bereits wie ein armer Fisch im Netze des Fischers zappelte. Der Löwenkönig wollte nun auch mit Becker anbinden. Er hatte einen Handel mit ihm. Vor etwa 14 Tagen nämlich war eine Dajackin zu Becker geflohen; sie mochte 40 Jahre alt sein, hatte zwei kleine Mädchen, ihre Töchter, bei sich und erzählte, daß sie Sclavin eines Mannes in Kahaian sei, der, mit dem Löwenkönige nahe verwandt, sie in das Innere führen und dort mit den Kindern opfern wolle. Das arme Weib war in großer Angst, denn sie war von allen ihren Verwandten, welche in Pulopetak wohnten und sich vor der Rache des Löwenkönigs fürchteten, im Stich gelassen und bat Becker himmelhoch, er möchte sich ihrer erbarmen und ihre Schuldsumme bezahlen; die Schuld betrug 75 Gulden. Becker behielt einstweilen die Frau bei sich und bald darauf kam der Löwenkönig und verlangte von Becker die Herausgabe des Weibes mit ihren Kindern. Becker erklärte, daß er die Schuldsumme zahlen wolle; aber der tückische Tomongong fordert 144 Gulden, also beinahe das Doppelte, was Becker nach Dajackischem Recht nicht zu geben brauchte und auch nicht geben wollte. Es war ein langer, höchst mißlicher Handel in Aussicht, denn der Buntoier war nicht der Mann, der eine Sache so leicht fallen ließ; aber an dem sel. Becker hatte er seinen Mann gefunden. Der suchte ihn noch an demselben Tage des Abends in Nicodemus Hause auf und ging ihm so gründlich zu Leibe, daß der elende Mensch geistig ganz vernichtet wurde und am nächsten Morgen in aller Frühe eilends in seine Prahu stieg und Kahaian zufuhr. Nicodemus und das Weib waren einstweilen gerettet, aber der Same, welchen der Löwenkönig während seines kurzen Aufenthalts auf der Station ausgestreut hatte, ging bei manchen Leuten aus Kahaian auf, welche sich dort aufhielten und sich nun weigerten, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Becker wußte es zwar dahin zu bringen, daß der Resident in Banjer dem Löwenkönig auf das Strengste untersagte, wieder ins Pulopetak zu

kommen; die Kaufsumme für die arme Frau zahlte der Resident aus seinen eigenen Mitteln mit 75 Gulden und der Kahaianer mußte sich fügen; allein wer weiß, was für Noth derselbe noch gemacht hätte, wenn nicht der Herr selbst ins Mittel getreten wäre. Es war etwas über ein Jahr, daß er seinen Triumph über die Mission im Kahaian gefeiert hatte, da jagte er eines Tages Büffel im Walde. Er hatte ein schönes Doppelgewehr von dem Residenten zum Geschenk erhalten, wie er denn sogar von dem General-Gouverneuer einen prächtigen Ehrensäbel aufzuweisen hatte. Er überlud sein Gewehr und dasselbe zersprang beim Schießen. Drei Finger seiner linken Hand wurden weggerissen, rasch trat der Brand zur Wunde und binnen ganz kurzer Zeit ging der Löwe an seinen Ort. Sein Tod machte im ganzen Lande Aufsehen; man sah ihn allgemein als ein Gottesgericht über seine vielen Uebelthaten an.

Der Sohn wurde sein Nachfolger. Als Bursche von 18 Jahren konnte er natürlich noch nicht selbstständiger Tomongong sein; es wurden ihm deshalb 3 Häuptlinge zur Seite gesetzt, welche ihn berathen sollten und er führte zunächst nur den Titel Radenn. Wir kennen ihn schon; er war kein Freund der Missionare; er hatte aber doch lange nicht die Energie seines Vaters und es hätte wohl um jene Zeit die Mission im Kahaian wieder aufgenommen werden können. Aber es war viel Noth unter den Brüdern auf Pulopetak; es gab unter den wenigen Streitern keinen, der abkommen konnte. Und so blieb Kahaian und sein junges Oberhaupt unbeachtet. Endlich erschien der Radenn von Buntoi bei Barnstein und war überaus freundlich. Zunächst biß ihn die Reue darüber, daß er vor Jahren die Schule nicht habe besuchen wollen, obwohl ihm dazu eine so gute Gelegenheit geboten war. „Früher wußten wir nicht, daß wir das Lesen und Schreiben so nöthig hätten," sagte er, „und daß es so nützlich sei; denn, wenn ich jetzt einen Brief vom Resident bekomme, so muß ich hin und her suchen und fragen, bis ich jemand finde, der mir den Brief vorliest und beantwortet." Der junge Mann machte auch in den Wochen seines Aufenthalts zu Banjer gleich Anstalt, lesen zu lernen. So oft es ihm seine Geschäfte erlaubten, kam er in die Schule und lernte. Er bat dringend, daß doch wieder ein Lehrer dorthin und namentlich zu ihm nach Buntoi kommen möge, wenn es auch nur ein Lehrgehilfe sei. Als Barnstein ihm sagte, daß dazu wohl Rath werden könnte, wenn in seiner Nähe wenigstens 20 Jünglinge wären, welche freiwillig lesen lernen wollten, da fing er an zu zählen und meinte, das solle schon möglich sein; er wolle, sobald er nach Hause käme, nachzählen und reiste mit der Hoffnung

fröhlich in sein Kahaian zurück, daß er einen Lehrer bekommen werde. Ein Vierteljahr darauf war er schon wieder in Banjermassing. Eben waren Hofmeister und Rott angekommen und er bat dringend, daß ihm einer von den beiden geschickt werden solle. Daraus konnte nun freilich nichts werden, weil die beiden bereits ihre Bestimmung hatten, aber nach einem Vierteljahre machte doch Rott mit van Höfen dem jungen Häuptling seinen Besuch in Buntoi. Es waren nach sieben Jahren die ersten Missionare wieder, welche den Kahaianstrom hinauffuhren. Sie fanden den jungen Radenn in Buntoi nicht zu Hause; er war eine Stunde flußaufwärts gefahren, um eine Blanga zu verkaufen. Der alte Löwenkönig paradirte noch in seinem Sarge. Die Dajacken begraben nämlich nicht in der Erde, noch verbrennen sie ihre Leichen; sie legen dieselben in Särge und pflanzen sie so an dem Ufer ihres Flusses auf. Vornehme Leute werden auch wohl in ihren Häusern aufbewahrt, was in der ersten Zeit einen entsetzlichen Gestank verbreitet. Der Sarg des Löwenkönigs, als eines großen Mannes Sarg, war in der Balai von Buntoi aufgestellt, welche bekanntlich das Rathhaus und das Gasthaus eines dajackischen Dorfes in Einem ist. Am Kopfende des Sarges lagen drei Menschenschädel; auf dem Deckel war das gesprungene Doppelgewehr niedergelegt, welches dem Manne den Tod gebracht, desgleichen sein Pisau (Haumesser), seine Lanze und sein kupferner Spucknapf. Unter dem Sarge lag eine Matraze, welche aber durch die Länge der Zeit schon ganz verdorben war; auch stand der große irdene Topf noch da, welcher die von der Leiche abfließende Jauche aufgenommen hatte. Der junge Radenn kam nicht und die beiden Brüder entschlossen sich, ihm nachzufahren, fanden ihn denn auch in Bärä, freundlich ihnen entgegenkommend, einen hochgewachsenen, schlanken jungen Mann mit einem stattlichen Vorkommen. Er sprach sich durchaus geneigt aus, einen Missionar bei sich wohnen zu lassen. Wie hatten sich die Zeiten geändert! Und im Grunde waren die Menschen doch dieselben geblieben. So beschreibt van Höfen seinen Besuch auf Gohong bei dieser Reise mit folgenden Worten: „In Gohong fanden wir des Tiwafestes wegen viele Menschen. Sie hatten ihren Rausch von gestern ausgeschlafen, jedoch sollte es heute mit dem Saufen wieder vorangehen. Wir gingen zu Singa Towä, dem Kampongshäuptling, ins Haus. Dasselbe ist ziemlich nett gebaut. Die Wände waren von den Brettern des früheren Missionshauses gemacht. Man bot uns Stühle zum Sitzen an, auch etwas Unerhörtes unter den wilden Dajacken. Es versammelten sich hier bald etwa 50 Männer. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen und Redensarten, suchte

ich das Gespräch auf das Tiwafest zu lenken. Da die Dajacken durch das Tiwaopfer die Seelen an den Ort der Seligen zu führen meinen, so erzählte ich ihnen die Geschichte von dem reichen Manne und Lazarus. Aber wie stumpf, gleichgiltig und albern sind doch die armen Dajacken. Als ich ihnen den Zustand des reichen Mannes in der Hölle erzählte, brachen meine Zuhörer bei den Worten „als er aber in der Hölle und in der Quall war" und „sende Lazarus — denn ich leide Pein in dieser Flamme" jedes Mal in ein lautes Lachen aus und zwar im Chor, Singa Towä lachte vor und die andern fielen im Chor ein. Wem so etwas noch nicht vorgekommen ist, der kann sich keinen Begriff davon machen, welchen widerlichen Eindruck es macht. Als ich meine Rede geendet hatte, fragte Singa Towä: „Wo werden die Missionare sich niederlassen, hier oder in Buntoi?" Ich sagte: „Noch sind keine Missionare für Kahaian da; wenn aber welche kommen, dann werdet ihr beide, sowohl du, wie Nadenn, wohl gern einen bei euch haben wollen." Er lachte Beifall.

Des Löwenkönigs Sohn kam zuerst an die Reihe; Buntoi mußte nach allem, was man erlebt hatte, vorgezogen werden. Hofmeister hat sich dicht bei Buntoi in Penda Alei am 6. März 1854 niedergelassen und ist freundlich aufgenommen worden. Seine beste Freundin, die wie eine Mutter für ihr Kind sorgte, war die Wittwe des — Löwenkönigs.

---

14. Der Tomonggong von Pulopetak.

Die Landschaft Pulopetak, in welcher die dajackische Mission am längsten bestand, ist etwa von 15000 Dajacken bewohnt. Diese stehen unter etwa 100 Häuptlingen, welche Familien- oder Stammhäupter sind und die nach dem herkömmlichen Recht des Volks eingesetzt werden. Diese Häuptlinge haben oft ihre Leute nicht bei sich; man trifft Dörfer, in welchen 4—6 Häuptlinge zusammenleben, während sich viele ihrer Leute in andern Dörfern aufhalten; und dann giebt's wieder Dörfer, wo nicht ein Häuptling ist, und deren Bewohner aus Leuten von einem halb Dutzend Häuptlingen bestehen. Um diese so bunt durcheinander geworfene Masse Menschen regieren zu können, hatten die Holländer über die ganze Landschaft ein Oberhaupt gesetzt, welches der Tomonggong genannt wird. Da derselbe nach dajackischem Rechte nur durch die Häuptlinge mit den Leuten verhandeln konnte und die große Anzahl derselben und das unordentliche

Durcheinanderwohnen das Regieren im höchsten Grade erschwerte, ja unmöglich machte, so hatte man das Volk dorfweise zusammenziehen lassen und jedem Dorfe einen bestimmten Häuptling gesetzt, durch welchen der Tomonggong mit dem Volke zu verhandeln hatte.

Der Vater des letzten Tomonggong war auch schon in dieser Würde. Er wohnte am großen Landesstrome zu Apui und lebte noch, als die Missionare zuerst die Landschaft besuchten. Damals war dort trotz des holländischen Regiments wildes Heidenthum und der jetzige Tomonggong erzählt noch heute eine Geschichte, die ihm als Junge begegnet ist, um zu beschreiben, was für Recht damals unter ihnen gegolten habe. Wenn ein freier Dajack einen verfluchte, so ging der Gefluchte hin und erstach zur Sühne ohne Weiteres einen Sclaven des Fluchers und damit war die Sache abgemacht; fluchten sich Genossen eines Hauses, so mußte ein Haussclave zur Sühne fallen, welchen der Sohn des Hauses abzuschlachten hatte. So war einmal auch zu Apui in dem Hause des Tomonggong heftiger Streit gewesen und es hatte einer den andern verflucht. Um das zu sühnen, wurde ein junges Weib, eine Haussclavin, zum Schlachtopfer ausersehen und Ambo, der 8jährige Sohn des Hauses, sollte sie schlachten. Das junge Weib lag nackt und gebunden zitternd am Boden vor ihm, er nahm das Messer und gab ihr einen Stich in den Leib. Das Blut sprützte ihm dabei in das Gesicht und der Schauder, der ihn ergriff, war so heftig, daß er das Messer wegwarf und davonlief. Er wurde jedoch wiedergeholt und sein Vater nöthigte ihn, mit langsamen Stichen so lange fortzufahren, bis die Sclavin todt war. So ging es noch vor 50 Jahren in dem Hause des Tomonggong von Pulopetak zu.

Die ersten Dajackenmissionare ließen sich in Apui nieder. Der alte Tomonggong war gestorben und noch Niemand an seine Stelle gesetzt. Unter allen Dajacken hielt sich keiner so treu zu der Predigt, als Ambo. Wenn andere stumpf und dumm dasaßen, so wußte er fast auf jede Frage, die der Missionar über den verlesenen und erklärten Text that, Rede und Antwort zu geben. Doch lebte er, wie alle junge Männer seines Volks, im höchsten Grade liederlich. Des Morgens lernte und antwortete er gut in der Kirche und der Abend fand ihn betrunken am Tuaktopf oder in der Gesellschaft der Bliangs. Er wäre wahrscheinlich, wie so viele, in diesem Treiben verkommen, wenn der Herr nicht den sel. Missionar Becker zu seiner Rettung ausersehen gehabt hätte. Energisch, wie der sel. Becker war, war er ganz dazu gemacht der geistliche Vater und Führer eines Mannes zu werden, der viele natürliche Tüchtigkeit besaß, die aber mit fester Hand geleitet

werden mußte, wenn sie nicht den abschüssigen Weg zur Hölle gehen sollte. Becker hatte mit Ambo schon auf Apui zu thun gehabt, aber bald das Dorf verlassen und ein Paar Stunden flußabwärts sich auf Palingkau niedergelassen. Zwei Jahre lang arbeitete er hier fast ohne allen Erfolg. Er hatte es nur zu drei Schülern in der Schule bringen können. Da segnete der Herr einmal einige Arzneimittel, welche er dem Häuptling Danau reichte und der Mann entschloß sich mit noch einigen seiner großen Familie, zu Becker in den Unterricht zu gehen. Zwischen der Familie Danau aber und der Familie Pamarei, zu welcher auch Ambo gehörte, bestand schon seit Jahren Eifersucht und Feindschaft und die Pamareer fürchteten, es möchte Danau und seine Sippschaft durch den Unterricht bei dem Missionar ein zu großes Uebergewicht bekommen. Es meldeten sich also ihrer sieben bei Becker zum Unterricht und unter ihnen war vor allen Ambo von Apui. Der junge 30jährige Mann that es allen zuvor; er wuchs von Tag zu Tag in der Erkenntniß Gottes. Becker hatte seine herzliche Freude an ihm, da er auch bemerkte, daß Ambo ein ordentliches Leben zu führen begann. Als daher in den ersten Tagen des Jahres 1842 der holländische Resident von Banjermassing in das Pulopetak kam, um einen neuen Tomonggong einzusetzen, wußte Becker ihm keinen tüchtigern und treuern Mann vorzuschlagen, als seinen Schüler Ambo. So wurde er denn Tomonggong, anfangs mit noch einem zusammen, der aber später abtreten mußte. Er verließ seines Vaters Hof zu Apui und zog nach Palingkau zu seinem Lehrer.

Der junge Tomonggong hatte den besten Willen, so gut ihn ein Heide nur haben kann, ein rechtschaffenes Regiment zu führen und Becker ließ es natürlich an Rath und Anweisung nicht fehlen. Aber die Dajacken hatten schlechte Lust, sich regieren zu lassen, waren Jahre lang unter einem nichtsnutzigen Oberhaupte gewesen und bei allem guten Willen, den Ambo hatte, fehlte ihm doch die Kraft des neuen Lebens, diesen Willen durchzuführen, wie das von einem Heiden nicht anders zu erwarten ist. Da hatte denn der sel. Becker ein schweres Stück Arbeit mit seinem Schüler; er mußte seine rechte Hand werden. Er hat sich aber dieser schweren Aufgabe mit großer Weisheit und Hingebung unterzogen, so daß alles, was von einem guten Regenten und Tomonggong später an Ambo war, nächst Gott dem treuen Missionar zugeschrieben werden muß. Becker verstand es, nicht bloß durch abstracte Unterweisung in dem Worte Gottes seinen Schüler zu lehren, sondern in frischer That mitten in das Leben und die Lebensaufgaben desselben einzutreten. In den ersten Jahren konnte man den Missio-

war so ziemlich alle Nachmittage, oft bis zum späten Abend, seinen Ambo zur Seite sich mit einem Haufen Dajacken plagen sehen, deren unendliche Wortfülle, listige Drehereien und lautes Durcheinanderschreien auch dem Ruhigsten den Kopf wüste machen kann. Beckers Wohnzimmer hieß ganz allgemein das „Kantoor„ d. h. das Gerichtszimmer. Unter den Händeln, welche es bei solchen Gelegenheiten zu schlichten gab, fand sich die vortrefflichste Veranlassung, auf die Sünden des Volks einzugehen und den Weg des Heils zu zeigen — es war bei allem Schein des Gegentheils eine vortreffliche Gelegenheit für einen Missionar und das um so mehr, als unter den Gesetzen, welche aufrecht zu halten waren, sich auch solche befanden, welche zu Gunsten des Missionswerks gegeben waren. So hatte der Resident noch bei seiner letzten Anwesenheit in Pulopetak folgendes Gesetz erlassen: „Wir haben das Wesen und die Hadats (Sitten) der Dajacken untersucht und erwogen und gefunden, daß alles verwirrt und unverständig ist und auch kein Tag unter ihnen besteht, an dem sie eigentlich an Gott denken und in verehren, weshalb wir gut gefunden, den Dajacken selbst einen solchen Tag festzusetzen und zwar nach unserer eigenen Ordnung den Tag ahat (Sonntag). An diesem Tage müssen die Dajacken zu Pulopetak sich ruhig verhalten, dürfen weder dieses noch jenes thun (worunter ihre heidnischen Sachen zu verstehen sind), um auf diese Weise ungestört allein denken zu können.“ Ambo hielt, so streng es ihm möglich war, darüber, daß dies Feiertagsgesetz beobachtet wurde und war selbst der pünktlichste Besucher der Kirche. War das alles auch nur eine feine äußerliche Zucht, in welche er hineinkam, so war es darum doch ein Weg, den der Herr zu seiner Bekehrung einschlug, ein Gefäß, welches darauf harrte, mit Geist und Leben erfüllt zu werden.

Dazu sollte denn auch bald Rath werden. Ambo mochte etwa ein halbes Jahr in seinem Amte sein, da drang plötzlich die Kunde in das Pulopetak, die wilden Dajack-Pari aus dem Innern zögen in hellen Haufen heran, um das Land zu plündern; 4000 Mann stark lägen sie am oberen Kapuas; täglich kamen Flüchtlinge an, welche sich vor den blutdürstigen Feinden retten wollten. Ganz Pulopetak war in der größten Bestürzung und der Tomonggong, auf dem die ganze Aufgabe der Vertheidigung des Landes lag, wußte seiner Seele keinen Rath, denn in solchen Zeiten lösten sich vollends alle Bande der Ordnung und des Gehorsams auf und jeder suchte, wie er sich und das Seine in Sicherheit brächte; an eine allgemeine Vertheidigung, welche allein retten konnte, war nicht zu denken. In seiner Herzensangst kam der Tomonggong zu den Missionaren.

Leider war grade sein Lehrer Becker auf einer Reise abwesend, doch versah Miss. Hardeland die Station. Diesen und noch einige in der Nachbarschaft bat Ambo inständigst, sie möchten sich doch mit an die Spitze stellen; dann würde das Volk sich schaaren, sonst wären sie verloren. So ungern die Missionare sich auch auf solche Dinge einließen, so konnten sie es doch in diesem Falle nicht verweigern. Sie stellten dem Tomonggong folgende Bedingungen: „Wir werden euch mit unserm Rathe unterstützen und Ordnung halten helfen; kommt es aber wirklich zum Treffen, so erlaubt unser Amt nicht, mit zu schießen und mit zu schlagen. Ihr dagegen müßt euch verpflichten, keine Bliangs mitzunehmen, euch nicht zu betrinken und geregelten Gottesdienst zu halten." Ambo ging bereitwillig auf die Bedingungen ein und Hardeland und Hupperts zogen mit 700 Dajacken hinauf an den Kapuasfluß. Hier wurden unter ihrer Aufsicht Schanzen aufgeworfen und die Dajacken in etwa einexercirt; Ambo hielt tüchtige Mannszucht; noch nie hatten die Missionare solche vortreffliche Gelegenheit gehabt, so vielen Dajacken auf einem Haufen das Wort des Lebens zu sagen. Es kam zu keinem Treffen und der Feind ging zurück. Nach drei Wochen war wieder alles in Pulopetak. Es war eine eigenthümliche Stimmung im Volke. Am Sonnabend Abends kam der Tomonggong sehr erregt zu Hardeland ins Haus, und erzählte unter anderem einen Traum, den er gehabt habe. Er habe auf einem hohen Thurme gestanden und überlegt, wie es ihm nach dem Tode gehen werde. Da sieht er plötzlich ein großes Flammenmeer und unter großen Massen Volks, welche in demselben waren, auch solche Dajacken, die besonders ruchlos gelebt hatten. Erschrocken wandte er sich ab und sein Auge fiel auf einen andern Platz, der zwar nicht so furchtbar, als der erste, war, aber doch durchaus nicht angenehm. Es befanden sich hier alle seine Vorfahren. Er ging auf den Platz los, aber es hielt ihn etwas zurück, daß er umkehren mußte und wie er eben überlegte und nicht wußte, wohin er sich wenden sollte, wachte er auf. Es wurde ihm darauf das Nöthige geantwortet und am andern Morgen war er in der Kirche. Es waren mehr Dajacken gegenwärtig, als je vorher, des einzigen christlichen Dajacken Kind sollte heute getauft werden. Als die Taufe vorüber war, setzte sich Hardeland zu Ambo und dem andern Oberhäuptlinge, der damals noch im Amte war und redete ihnen zu, doch den Herrn Jesum anzunehmen und offen zu bekennen. Die anderen Missionare, welche gegenwärtig waren, setzten sich zu den Dreien und thaten ihr Möglichstes. Da konnte Ambo nicht widerstehen und er und sein College reichten den Missionaren die rechte Hand und versprachen, sich taufen zu lassen. Als

daß das Volk hörte, gab es eine große Aufregung in der Kirche. Je dringender die Worte der Missionare, desto mehr Volk floh zur Thür hinaus; doch blieben 30 Mann zurück; die erklärten sich bereit, die Taufe zu empfangen; etliche meinten, sogleich auf der Stelle, denn sie fürchteten ihre Weiber zu Haus. Sie erhielten noch Taufunterricht, aber die Hälfte von ihnen zog sich zurück, einer entfloh sogar aus Pulopetak, um sicher zu sein. Am Reformationsfeste 1842 wurde Ambo mit 15 Leuten seines Volks in den Tod Christi getauft. Er erhielt den Namen Nicodemus.

Nicodemus in Jerusalem meinte es ehrlich, er war nur zu blöde und sein Namensvetter in Palingkau war ganz so wie er. Man könnte ihn im Verdacht haben, daß er aus Gefälligkeit gegen die Holländer sich habe taufen lassen; man würde sich aber dann sehr irren. Seine Taufe trug ihm in Banjermassing nur Ungnade ein, es fehlte nicht viel, so hätte er sein Amt verloren. Der Resident selbst hätte es ihm nicht genommen; aber der malaiische Secretarius desselben hatte große Gewalt und mit ihm hatte der Tomonggong vor allen zu verkehren. Daß ein Muselmann, wie der, dem Dajacken die Taufe übel nahm, versteht sich von selbst und er wußte es auch gar bald dahin zu bringen, daß alle Getauften sich von der Kirche und Becker zurückzogen. Nicodemus war der Einzige, welcher sich nicht abtreiben ließ. Er mußte den bittersten Spott und Hohn von seinem Volke hinnehmen, wenn er wie früher dasselbe zum Kirchengehen ermahnte, die Dajacken appellirten von ihm an den Secretarius in Banjer. Der arme Tomonggong wurde ganz müde und blöde, den Herrn zu bekennen und schlich oft des Abend zu Becker und klagte ihm sein Leid. Der tröstete ihn dann und wenn er oder Hardeland auf weitere Reisen gingen, so begleitete sie regelmäßig der Tomonggong; ihnen war er dann ein treuer, erfahrener, ganz ergebener Gefährte auf den gefährlichen, unbekannten Flußfahrten und für ihn war es eine heilsame Ausspannung aus dem Drucke, der daheim auf seinem Gemüthe lag. Bei solchen Reisen unter den wilden Dajacken war es eine wahre Herzenslust für die Missionare, den Nicodemus predigen zu hören und wie er sich zum Beispiel hinstellte, daß man es bei dem Herrn besser, als bei den Götzen habe und wie er gleich mit einem dajackischen Gleichnisse bei der Hand war, wenn er merkte, daß des Missionars Rede nicht verstanden wurde und wenn er des Abends unter den Wilden saß und beim Scheine des Harzlichtes aus seinem dajackischen Buche biblische Geschichten vorlas. Und dabei zeigte sich immer, daß seine Bekehrung nicht allein darin bestanden habe, daß er den Götzen entsagte, wie dabei nur zu oft die bekehrten Heiden stehen bleiben, ohne zugleich Christum

als ihren Heiland und Versöhner zu erfassen, sondern dies Letztere, das Verdienst Christi, war ihm der Kern seiner in der Bekehrung neugewonnenen Erkenntniß. Das zog sich durch alle seine Reden hindurch und offenbarte sich oft auf eine überraschend liebliche Weise. So saß er einmal unterwegs bei Becker und Hardeland, als diese ihr dajackisches Wörterbuch durchsahen. Sie kamen zum Worte „harapilan“, verschanzen und wollten von Nicodemus eine Erklärung darüber haben, wie das Wort gebraucht würde. Da antwortete der Dajack. „Wir verschanzen uns hinter dem Herrn Jesus vor Gottes Zorn über unsere Sünden.“ — Einen nicht minder schweren Stand hatte Nicodemus in seinem eigenen Hause. Seine Frau dachte an keine Bekehrung und unter seinen Kindern, Verwandten und Hausfreunden auch Niemand. Man weiß ja, was für schwere Lagen das giebt. Als Herr vom Hause hatte er seit seiner Taufe alles, was an den Götzendienst erinnerte, tapfer weggeschafft; zwei der hölzernen Hampatongs, die sein Haus ehemals den Götzen heiligten, stehen bis auf den heutigen Tag noch im Barmer Museum; auch der Tuak wurde entfernt und die Bliangs durften nicht über seine Schwelle kommen. Das setzte er mit Erfolg wohl an 1½ Jahre durch. Da war es aber einmal im Frühjahre 1844. Becker lag fiebermatt des Abends auf seinem Lager. Plötzlich hört er in der Nähe Spiel und Gesang der schändlichen Bliangs. Es kommt aus der Richtung von Nicodemus Hause her, welches 1000 Schritte entfernt lag. Er traut seinen Ohren kaum, als ihm seine Frau sagt, daß Nicodemus Besuch von Freunden habe, denen zu Ehren er ein kleines Fest veranstaltet; es seien schon mehrere toll und voll, auch hätten seine Verwandten etliche Bliangs herbeigeholt. „Es ging mir das so zu Herzen“, erzählte Becker, „daß ich fast außer mich selbst kam und meine Augen von Thränen flossen. Wie, dachte ich, ist denn nun auch der letzte der Getauften gefallen, er, von dem wir die beste Hoffnung hatten, der uns so manche Freude gemacht und der schon so manches Zeugniß von Christo abgelegt, hat auch dem Herrn den Rücken gekehrt?“ Am folgenden Tage ließ er ihn rufen. Als es Abend war, kam er; Becker lag aber nach dem Fieber und schlief und auf der Stelle kehrte Nicodemus nach seinem Hause zurück. Den folgenden Tag kam er wieder, ging zu Becker in die Kammer und setzte sich an dessen Bette nieder. Mit bewegtem Herzen redete ihn derselbe an, stellte ihm die Größe seiner Sünde vor und was für einen großen Schmerz er ihm bereitet habe. Da konnte sich Nicodemus nicht mehr halten; er warf sich von seinem Stuhle auf sein Angesicht zu Boden und weinte und seufzte und flehete zu Gott um Erbarmen und Becker weinte und flehete mit ihm

im innersten Herzen. Nachdem er sich aufgerichtet hatte, sprach Becker ein lautes Gebet für ihn, worauf derselbe abermals niederknieete und laut um Vergebung und Gnade schrie. Da trat Beckers Frau herein und bat ihren Mann, sich zu schonen. Becker reichte dem Tomonggong freudig die Hand und wünschte ihm des Herrn Segen auf den Weg. „Dies war der erquickendste Auftritt für mich, den ich noch in Indien erlebt habe", heißt es in Beckers Tagebuche.

Diese schwere Probezeit für Nicodemus dauerte 2 Jahre. Gegen Ende des Jahres 1844 löste sich der Druck, welcher auf der Mission in Pulopetak lag; die Kirchen und Schulen füllten sich wieder, besonders fing Beckers Arbeit auf Palingkau an, gesegnet zu werden. Der Tomonggong, der in der bösen Zeit nicht unter den Weichenden gewesen war, blieb nun auch der Erste unter seinem Volke, wo es nur irgend um Kirche und Schule sich handelte, allezeit auch bereit, unter Beckers treuer Leitung seine Macht dazu anzuwenden, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche dem Kommen des Reiches Gottes entgegentraten. Und da war es besonders erfreulich, wahrzunehmen, daß er es nicht bloß bei dem bewenden ließ, was seine unmittelbare Pflicht ihm auferlegte, sondern auch über Pflicht und Amt hinaus für das Reich Gottes in treuer Liebe thätig war. Er baute nicht bloß das ganze Dorf entlang einen Damm, damit die Leute bequemer zur Kirche könnten und hielt die Jugend an, die Schulen zu besuchen, sondern trieb in seiner Weise auch Mission unter Heiden und Muselmännern, wenn er auf seine Handelsreisen ging. So liegt mir ein Beispiel vor, was er selbst in einem Briefe umständlicher erwähnt. Es war im Jahre 1847 und Nicodemus wollte auf eine Reise nach Sampit gehen. Sonntags zuvor erschien er in der Kirche; nach der Predigt gedachte Bekker seiner vor allem Volke und befahl ihn der schützenden Hand Gottes. Danach packte sich der Tomonggong eine gute Anzahl dajackischer und malaischer Bücher bei Becker zusammen und nahm herzlichen Abschied von seinem Lehrer. So viel in seinem Kräften stehe, sagte er, wolle er die Leute, mit denen er zusammenkomme, im Lesen unterrichten und sie zugleich mit dem djalan selamat (Wege des Lebens) bekannt machen. Der Weg, den er ziehen mußte, wimmelte von Seeräubern. Es durfte ihm aber auch nicht einer ein Haar krümmen. Als er nach 34 Tagen zu Sampit ankam, fragten die Leute in jedem Orte: „Ist der Tomonggong mit Seeräubern zusammengekommen oder nicht?" Er antwortete immer: „Wäre ich mit Seeräubern zusammengekommen, sie hätten mich sicher nicht ziehen lassen." Da wunderten sich die Leute von Sampit und fragten: „Was ist denn doch

die Ursache, daß der Tomonggong nicht mit den Seeräubern zusammengetroffen ist?" Da that er seinen Mund auf und sprach: „Die Ursache ist der Herr Jesus Christus, der Sohn Gottes im Himmel, der mich fern gehalten hat von den so Bösen!" Und das gab ihm überall Veranlassung, den Leuten den Namen des Herrn anzupreisen.

Wie in dem Leben der Pflanzen zuweilen Perioden eintreten, in welchen die gesunde Entwickelung und das Wachsthum durch schädliche Einflüsse von außen oder innen gehemmt wird, so daß sie nicht weiter wachsen, so geht es auch mit dem Gewächs der Gerechtigkeit im geistlichen Leben. Unser Tomonggong hat eine solche Zeit in den Jahren 48 und 49 durchmachen müssen. Es begann mit einer Reise, auf welcher er den bekannten Naturforscher Dr. Schwaner begleitete. Als ein landkundiger Mann und zugleich als der Gebildetste unter allen Dajacken, die man dort finden konnte, wurde er von diesem Gelehrten zu seinem Reisegefährten in Borneo ausersehen. Er leistete ihm wesentliche Dienste, aber sein inwendiger Mensch kam auf der Reise sehr zu kurz. Er reiste sogar mit nach Batavia und sah das Leben in dieser großen hinterindischen Seestadt, das damals noch wenig oder nichts Erbauliches hatte. Grade als er in Batavia sich aufhielt, kamen zwei rheinische Missionare auf ihrer Reise nach Borneo dort an. Nicodemus versäumte nicht, sie zu begrüßen. Als er zu ihnen eintrat, verbeugte er sich tief. Ein Mann von mittlerer Statur, hellkupferfarbener Hautfarbe, so beschreiben ihn die reisenden Brüder, trug er ein seidenes Jäckchen und eine Weste darunter bis unterm Hals zugeknöpft; die Weste war von Kaschmir mit Silber durchwirkt; seine Hose von leichtem, buntem, baumwollenem Stoffe, weiße Strümpfe und schwarze Lederschuhe. In seinem Gürtel trug er seine kurze Waffe mit elfenbeinernem Griffe und silberner Scheide; am Zeigefinger der rechten Hand einen silbernen Ring mit einem großen Edelsteine, auf dem Kopfe ein Tuch, wie ein Turban gewunden; über die Schultern hing ihm ein buntes Tuch zum Schweißabtrocknen, in dessen einem Zipfel ein goldener Schlüssel geknüpft war. Er sprach auf Malaiisch seine Freude darüber aus, daß neue Lehrer zu seinem Volke kämen und erzählte, daß er eine Frau und acht Kinder habe und die 4 Bambuskirchen in seinem Pulopetak seien jetzt stärker besucht, als die Kirchen in Batavia. „Es ist nicht immer so gewesen," sagte er; „als die ersten Missionare kamen, fürchteten wir uns und dachten, wenn sie uns etwas gelehrt haben, werden sie uns aus dem Lande führen. Da faßte ich Muth und ging mit meinen Kindern zur Schule und andere kamen auch und nun bin ich froh und wünsche, daß mein ganzes Volk an den Herrn Jesus glaube." Der Gouverneur=

General von Hinterindien hörte von des Tomonggongs Anwesenheit in Batavia und ließ den merkwürdigen Mann vor sich kommen. Er hatte eine solche Freude an dem gebildeten Dajacken und dem Berichte über sein Land, daß er ihm später bei einem Besuche eine goldene Repetiruhr, 360 Gulden an Werth, schenkte. Nicodemus sprach auch bei seinem Aufenthalte auf Java in Surabaya beim alten Vater Emde vor. Der alte Knabe freute sich königlich, einen dajackischen Bruder in seinem Hause begrüßen zu können; waren ja doch die Dajacken seine ersten Missionsliebe gewesen, als er noch Matrose auf dem holländischen Kreuzer an der bornesischen Küste war. Er hatte damals schon die Erweckung unter den muselmännischen Javanen bei Surabaya begonnen, zu welcher der alte deutsche Uhrmacher ein so gesegnetes Werkzeug in der Hand des Herrn geworden ist. Der Tomonggong wäre gern mit in die Versammlung der jungen Christen gegangen und Emde war natürlich gern bereit, ihn zuzulassen. Aber die langen Haare, die der Dajacke trug und das turbanähnliche Kopftuch waren ihm ärgerlich; das Eine war ihm eben so heidnisch, wie das Andere ihm muselmännisch war und er verlangte von Nicodemus, daß er sich die Haare abschneiden lassen und den Turban ablegen solle, so etwas schicke sich für einen ordentlichen Christenmenschen nicht, der in die Versammlung gehen wolle, man müsse auch in solchen Dingen vor der Welt seinen Heiland bekennen. Der Dajack hatte Widerrede und meinte, Gott sehe auf das Herz und nicht auf die Haare; da kam er aber bei dem Alten schlecht an; der konnte solchen Spiritualismus, d. h. wo der Geist des Fleisches Geschäfte treibt, im Tod nicht leiden. Die Haare mußten herunter, da half alles nichts und dann erst nahm er den Nicodemus mit in die Versammlung. Der Tomonggong hielt die Lektion, welche er auf Surabaya bekommen hat, immer in Ehren.

Die kurzen Haare thun es freilich nicht, das konnte man bald an Nicodemus sehen. Er hatte noch etwas anderes auf der Reise eingebüßt als seine Haare. Und das war sicher nicht gut. Leider verließ Becker auf längere Zeit die Station und damit verschwand vollends der Halt, menschlich geredet, auf welchen der Mann sich gelehnt hatte. Der neue Missionar auf Palingkau konnte unmöglich ihm das sein, was er in dieser kritischen Zeit seines Lebens gebrauchte. Es ging sichtlich zurück mit Nicodemus. Unter heidnischen Feierlichkeiten beging er die Hochzeit seiner fünfjährigen Tochter mit einem siebenjährigen Jungen aus Kahaian. Zwar hatte seine unbekehrte Frau viel Antheil daran, auch entschuldigte er sich damit, daß er, als er noch in heidnischer Unwissenheit steckte, mit dem Vater des Knaben nach Dajackensitte den Vertrag gemacht, seine Tochter demselben zum

Weibe zu geben, aber es war schon schlimm genug, daß er solchen Einflüssen und Verbindlichkeiten, die wieder sein Gewissen waren, nicht mit aller Entschiedenheit entgegentrat, statt sie zu seiner Entschuldigung anzuführen. Der allerschwerste Schlag traf ihn jedoch, als sein geistlicher Vater in jener Zeit heim ging. Am 23. September 1849 lag Becker im Sterben auf Banjermassing. Als er von seinem Weibe und seinen Kindern Abschied genommen hatte, mußte auch Nicodemus, der mit nach der Stadt gekommen war, hereinkommen und Becker sprach zu ihm einige ernste Worte. Weinend fiel der Dajacke nieder auf seine Knie und bat um Verzeihung für alles, womit er seinen Pandita betrübt hatte. Es war Schade und gehörte mit zu der schweren Führung, welche Nicodemus in dieser Zeit zu bestehen hatte, daß er nicht still dem Eindrucke nachgehen konnte, welchen der Todesfall auf ihn gemacht hatte. In denselben Tagen langte nämlich der Gouverneur-General von Hinterindien mit drei Dampfschiffen zu Banjermassing an; es war der erste Besuch, den diese Stadt von dem höchsten Beamten Hinterindiens empfing und es wurde natürlich alles aufgeboten, um ihn festlich zu begrüßen. Unser Tomonggong mußte auch sofort in die angestrengteste Thätigkeit hinein, denn S. Excellenz wollten durchaus auch das Pulopetak besehen. So wurde der arme Mann zum großen Theile um den Segen gebracht, den er aus dem Heimgange seines Lehrers hätte nehmen können; doch stärkte ihn in etwa die freundliche Anerkennung, welche die Missionsarbeit in Pulopetak bei dem Gouverneur-General fand.

Die größeste Gefahr indessen, welche das geistliche Leben des Tomonggong bedrohete, war der Verkehr mit den Malaien. Es ist ja bekannt, welche eifrige Missionare des falschen Propheten diese Leute auf Borneo sind; die Dajacken sind beständig ihren Bekehrungsversuchen ausgesetzt und haben ganze Dörfer zum Uebertritt gebracht. Auch das Pulopetak war schon lange der Gegenstand ihrer Bemühungen. Als die Missionare sich dort niederließen, waren bereits die Muselmänner die Herrn im Lande; drei ganze Dörfer und viele einzelne Dajacken waren schon zum Islam übergetreten und Pulopetak stand unter dem islamschen Oberhaupte, Gusti Kassan. Es gelang den Missionaren anfangs, die Malaien aus Pulopetak zu verdrängen. Ein Paar Jahre vor seinem Tode aber hatte Becker eine malaische Pandelingsfamilie frei gekauft und ihr erlaubt, sich ein schwimmendes Haus auf dem Flusse bei Palingkau zu bauen und Handel zu treiben. Es war aber nicht bei dieser einen Familie geblieben; bald fanden sich mehrere ein und trieben ihren Handel. Becker wehrte, was er konnte, aber es war vergebens. Er ermittelte ein Paar Befehle vom Residenten,

nach welchen diese Menschen aus der Landschaft gewiesen wurden, aber die Befehle blieben ohne Erfolg, und das lag an der Nachsicht und Schlaffheit, mit welcher Tomonggong dieselben handhabte. Das Netz dieser listigen Muselmänner ging immer dichter über den armen Tomonggong zu; er hatte sogar eine seiner Töchter bereits an einen Malaien verheirathet. Das ganze Flußufer bei Palingkau war so dicht mit schwimmenden malaischen Händlerhäusern bedeckt, daß man vom Fluß aus das dajackische Dorf gar nicht sehen konnte. Die Gefahr war sehr groß; nicht bloß, weil die meisten dieser Malaien Schelme sind, welche durch ihre Diebereien die ganze Gegend, wo sie liegen, unsicher machen, sondern vor allen die Gefahr, daß sie die Dajacken durch ihre rastlosen Bekehrungsversuche zum Islam anwerben und dadurch eines der festesten Bollwerke des Satans gegen die Predigt des Evangeliums aufwerfen.

So stand es um unseren Tomonggong zu Anfang des Jahres 1850, gefährlich genug, es stand eben alles auf dem Spiele. Da kehrte Hardeland nach Borneo zurück und ließ sich auf Palingkau nieder. Er erkannte die Gefahr, in welcher Nicodemus und mit ihm das ganze Werk in Pulopetak schwebte und machte sich auch sofort daran, das muselmännische Gesindel aus dem Lande zu schaffen. Er that es durch den Tomonggong. Begünstigt durch sein früheres Verhältniß zu demselben, bekannt mit den dajackischen Zuständen und gewandt in der Sprache ging Hardeland wie vorhin sein Freund und Bruder Becker mit Rath und That dem Manne in seiner amtlichen Wirksamkeit rastlos zur Hand und es gelang ihm unter vielen Widerwärtigkeiten und Kämpfen mit den Elementen, die feindselig entgegenstanden, den sinkenden Nicodemus wieder auf die Beine zu stellen. Die Malaien mußten weichen, wie es das Gesetz und Recht forderten, und die Luft wurde wenigstens von diesen bösen Geistern gereinigt. Und wie es denn so geht, wenn man in dem geistlichen Leben sich nur erst an einem bedenklichen Punkte wieder ermannen kann, so ist dadurch für die andern Parthieen des inwendigen Menschen das lebenskräftige Signal zum Aufstehen gegeben — so ging es auch bei dem Nicodemus. Als er erst mit den Muselmännern gebrochen hatte, kehrte auch seine Liebe zu dem Herrn und seinem Worte und seine Entschiedenheit für das Missionswerk in seiner Landschaft wieder und die Verwaltung seines Amtes wurde immer selbständiger und kräftiger; es gab doch schon nach Jahr und Tag Zeiten, wo er Wochen, ja Monate lang Hardelands Rath und Hülfe nicht mehr bedurfte und sein Volk regierte, wie man es nur eben unter den elenden verkommenen Verhältnissen eines so versumpften Volks und von der Einsicht und Thatkraft

eines eben erst bekehrten Heiden erwarten kann. Nicodemus hielt seitdem im Ganzen sich so, daß die Missionare ihre Freude an ihm haben konnten. Sein Wille war entschieden für das Gute und mußte ihm dann und wann unter die Arme gegriffen werden, so war das nicht die schlechteste Sache an ihm, daß er solche Hülfe dankbar annahm. Sehen wir noch in einzelnen Zügen das Wirken unseres dajackischen Landraths an.

Er wohnte auf Palingkau. Sein Haus ist wie alle Dajackenhäuser eingerichtet und zeichnet sich nur durch ein Gemach aus, welches der Gerichtssaal und das Polezeibureau von Pulopetak ist. Eine Bank und etliche Stühle bilden das ganze Mobilar dieses Zimmers. An den Wänden hängen auf Tafeln die verschiedenen geschriebenen Gesetze, welche die Holländer gegeben haben. Da giebt es Gesetze gegen das Spielen, gegen Verkauf der Sclaven nach Kahaian, gegen Malaienansiedelung, über Schulbesuch, Sonntagsheiligung u. s. w. Es ist natürlich alles von dem Standpunkte der bürgerlichen Obrigkeit aus aufgefaßt und dem Fassungsvermögen der heidnischen Dajacken gemäß; es predigt aber doch in diesem Saale in seiner Weise und der Dajack, der hierher kommt und lesen kann, studirt sich aus den Gesetzestafeln doch seine Lection heraus und der Block an der hintern Seite des Gemachs, in welchen die Uebelthäter zur Strafe gelegt werden, giebt seinen eigenthümlichen Nachdruck dazu. Da liest man: „Gott will, daß alle Menschen hohe Tage haben. Und wir weißen Menschen haben auch erkannt, daß hohe Tage (Sonntag) gut sind. Darum sollt auch ihr Dajacken hohe Tage haben. Weil ihr nun noch gar keine hohen Tage habt, so ist's am Besten, ihr nehmt gleich die der weißen Menschen." Oder: „Es ist nicht gut, daß die Menschen dumm bleiben. Darum ist auch in allen Ländern dafür gesorgt, daß die Menschen etwas lernen. Damit nun auch die Dajacken nicht immer so dumm bleiben, sondern einmal anfangen, klug zu werden, so geben wir den Befehl, daß sie lernen sollen." Vor diese Gesetze stellt nun der Tomonggong seine Leute und richtet sie danach. Hierher ladet er die streitenden Parteien und spricht ihnen nach geschriebenen oder nach herkömmlichen Rechten das Urtheil. Die Dajacken sind bekanntlich große Freunde von Processen und eine der häufigsten Beschäftigungen des Tomonggong besteht in der Schlichtung derselben. Man kann sich keinen Begriff machen welche Ränke und Lügengewebe in diesem Gerichtslokale zu entwirren sind. Es gehört die ganze Gewandtheit und List eines gebornen Dajacken dazu, um da durchzukommen und nicht minder die Lauterkeit und Energie des Selbstbewußtseins eines Christenmenschen, um unter solchen Verhältnissen das Recht aufrecht zu erhalten. Da ist unser Nicodemus gar

oft in großem Gedränge und kann die Probe von dem ablegen, „was der in ihm schafft, der als seine Braut ihn kennet.“

Hat dem Tomonggong, das Urtheil zu fällen, schon Noth gemacht, so geht die Noth erst recht an, wenn das Urtheil executirt werden soll. Seine Dajacken haben nichts weniger als Lust, sich strafen zu lassen. Wer Macht hat, wehrt sich seiner Haut, so gut es gehen will. Es kommt nicht selten vor, daß das Haus eines Straffälligen erst förmlich belagert und eingenommen werden muß, bevor er sich ergiebt und dem flüchtigen Verbrecher bieten die Pulopetaker Sümpfe zahllose Verstecke dar, die dem Einfangen entsetzliche Schwierigkeiten bereiten. Und dann wehrt sich so ein Vagabond, wenn er festgemacht werden soll, bis auf's Blut. Hätte nun der Tomonggong eine handfeste Mannschaft zur Verfügung, so möchte es darum sein. Aber dies Gewächs hat in Pulopetak noch nicht gedeihen wollen und des Tomonggongs guter Wille, Zucht und Ordnung in seinem Lande aufrecht zu erhalten, scheiterte nur zu oft an der Feigheit seiner Polizeimannschaften. Nur ein Beispiel statt vieler. Es verbreitete sich das Gerücht, daß zwei zu Banjermassin verurtheilte Chinesen sich in Pulopetak herumtrieben und ihr Diebs- und Vagabondenleben fortsetzten. Das Gerücht wurde zur handgreiflichen Wirklichkeit und der Tomonggong fing an, sich zu rühren, um die Vagabonden einfangen zu lassen. Es gelang ihm, den einen fest zu machen, der andere aber hatte sich vorläufig aus dem Staube gemacht. Bald tauchte er jedoch wieder auf und Nicodemus sandte sechs Leute aus, ihn zu greifen. Als die sechs Helden in die Nähe des Verstecks des Vagabonden kommen, sehen sie den Chinesen auf ein Mal auf sich zurudern. Er ruft ihnen zu: „Ihr seid die, die meinen Bruder gefangen haben; wartet, jetzt schlage ich euch todt!“ Dieser Zuruf wirkte so erschrecklich auf die Leute, daß sie auf der Stelle umkehrten und aus Leibeskräften dem Ufer zuruderten. Der Chinese hintendrein und ist schon ganz in ihrer Nähe. Die Polizei wirft sich sechs Mann hoch ins Wasser, schwimmt ans Ufer, läuft in den Busch und läßt Chinese Chinese sein. Dieser panische Schrecken hatte seinen Grund darin, daß man den Chinesen für „tago“ hielt, d. h. für stich- und kugelfest und wenn ein Dajack erst zu dieser Ueberzeugung gekommen ist, so greift er keinen an und hält ihn für fähig, alles niederwerfen zu können, was sich ihm entgegensetzt.

Der Tomonggong ist aber nicht bloß Richter und Polizeimann, er legt auch Dörfer an und sucht den Feldbau seiner Dajacken zu verbessern. Es sind das Gedanken, welche besonders von den Missionaren herrühren. So lange die Dajacken fern von dem großen Fluß an den Feldflüßchen in

ihren sumpfichten Verstecken hausen, sind sie für Licht und Recht, für Gottes Wort und Ordnung sehr unzugänglich. Der Tomonggong hat es mit den Missionaren zu Stande gebracht, daß eine bedeutende Anzahl der Dajacken sich in zwei großen Ortschaften in der Nähe der Stationen Palingkau und Bethabara niedergelassen haben, eine Maßregel, worauf die Holländer lange vergeblich gedrungen hatten. Sie ist freilich nur theilweise durchzusetzen, so lange die Dajacken ihre eigenthümliche Weise, die Reisfelder anzubauen, beibehalten, denn dieselbe erlaubt es nicht, in der Nähe der Dörfer auf die Dauer zu bleiben; sie müssen eine Reihe von Jahren sich mit ihren Feldern vom Platze entfernen. Da hat denn nun schon seit einiger Zeit Tomonggong von dem Residenten in Banjermassin Pflüge erhalten, um eine andere Art des Feldbaues einzuführen; noch ist es ihm aber wenig gelungen. So haben seit einem Paar Jahren die Pulopetaker etliche Stunden weit flußabwärts von den Missionsplätzen ihre Reisfelder, welche sie wenigstens 5 Monate des Jahres über von den Dörfern entfernen. Die Missionare haben aber den Tomonggong dahin gebracht, daß er in den Reisfeldern ein Paar Kirchen in landüblicher Weise hat bauen lassen, in welchen die Gottesdienste gehalten werden So ist der Mann immer gern bereit, in seiner Art für Kirche und Schule etwas zu thun und bietet den Missionaren die Hand, wo er nur kann, um seine Dajacken aus dem Schlamme herauszuziehen, in welchem er selber tief genug gesteckt hat. Hören wir nun noch ein Neujahrsfest in seinem Hause. Die Dajacken sind große Freunde von Festmahlen und der Missionar giebt ihnen dann und wann einmal etwas zum Besten, so weit es seine Mittel erlauben. In der Regel ist das zu Neujahr. So wollte denn auch Hardeland einmal dem Volke seines Platzes eine Freude machen und der Tomonggong war gern bereit, in seinem Hause das Volksfest nach Dajackenart zu veranstalten. Ein Büffel und zwei Schweine wurden zu dem Ende geschlachtet und einige Scheffel Reis herbeigeschafft. Von dem benachbarten Bethabara wurde v. Höfen mit seinen Schülern und sonstigen guten Freunden auch dazu eingeladen und als die Nachbaren angelangt waren, führten Hardeland und v. Höfen die zu mehreren Hunderten versammelte männliche Jugend Paar bei Paar singend in die Schule, wo Hardeland eine kurze Neujahrsansprache hielt und dann bekannt machte, daß es jedem von ihnen freistehe, sich beim Tomonggong zum Essen einzufinden. v. Höfen, Hardeland und dessen Frau begaben sich zu Tomonggongs. Als sie ankamen, war schon alles im Hause und unter dem Hause besetzt; im Hause waren die Alten und unter dem Hause die Schuljugend. Tomonggongs Haus ist

tüchtig hochgestellt, darum konnte man unter ihm mit aller Gemüthlichkeit verkehren, ohne mit dem Kopfe anzustoßen, was wohl bei den gewöhnlichen Dajackenhäusern der Fall ist. Mitten unter der Schuljugend, die in Reihen geordnet da saß, standen die großen eisernen Kochgeschirre oder die Kawa; in jedem derselben kann ein halber Scheffel Reis auf ein Mal gekocht werden. Oben im Hause hatte der Tomonggong einige Tische aus der Schule zusammengestellt, auf europäische Weise gedeckt und angerichtet; das sollten die Sitze für die Missionare und ehrbaren Rathsherrn von Pulopetak sein. „Ikau toto pähä atei sabab anakm djari matei", grüßte v. Höfen den Tomonggong, als er zu ihm eintrat, d. h. „du bist wahrscheinlich sehr betrübt, weil dein Kind gestorben ist," es war nämlich Tags zuvor ein 10jähriger Knabe von ihm begraben worden. „Dia pahalan pähä, taharo gitä bewe", antwortete Nicodemus, „nicht so außerordentlich betrübt; ich habe nur eine Sehnsucht, es zu sehen." Als die Missionare eingetreten waren, wurde aufgetragen. Zuerst mußten die Schüler unten abgefertigt werden. Hardeland hatte seine Last, um sie durch Singen zu beschäftigen, damit das Aufschöpfen und Vorsetzen in Ruhe geschehen konnte. Darauf wurde aufgetragen. Als alles fertig stand, hielt v. Höfen auf Hardelands Aufforderung eine kurze Ansprache, sprach ein Gebet und dann ging's an's Essen. Man ließ es sich unten und oben sehr gut schmecken. Zum Nachtisch gab es noch eine Art Reiskuchen, auch Pisangfrucht u. dgl. Nach dem Essen rief der alte Pabunoh laut über Tisch: „O Paamas narei hindei?" d. h. „O Paamas, was giebt es mehr?" Der alte Schelm, er meinte den Tuaktopf; wenn der Dajack sich zum Fest nicht einen Rausch trinken kann, so hält er's für kein Fest. „Tawa" antwortete Paamas trocken d. h., „ich weiß es nicht". Und dabei blieb es natürlich auch. Doch wurde noch Betel gekaut und der eine und andere rollte sich sein Roko (Taback in ein Blatt eingerollt) und es ging ans Rauchen. Die Missionare unterhielten sich noch eine Weile mit dem Volke und dann ging man still und in der Ordnung von dem Neujahrsfeste nach Hause.

Leider konnte das, was in Nicodemus sich so gut anließ, nicht zur ganzen Entfaltung kommen. Die Holländer fanden es für gut, über das Gebiet von Pulopetak bis zum Kahaian einen holländischen Befehlshaber zu setzen, der sich in Bethabara niederließ, wohin auch der Tomonggong ziehen mußte und da in gänzliche Abhängigkeit von diesem Manne gerieth. Er ist nicht vom Glauben gewichen, er ist aber auch nicht im Glauben gewachsen und seit dem unglücklichen Malaienaufstande 1859 verschwindet er ganz aus den Berichten der rheinischen Missionare.

15. Der Schulmeister am Palinget

hat einen Brief geschickt. Er ist an alle Herren und Frauen in Deutschland addressirt, die gern sehen, wenn die Heiden Jünger Jesu werden und ich weiß keinen andern Rath, den Brief an seine Addresse zu bringen, als daß ich ihn hier abdrucken lasse. Hier ist er, versteht sich ins Deutsche übersetzt, sonst möchten wenig Herren und Frauen in Deutschland sein, die das Original verstehen könnten.

„Ich sende meinen Gruß an alle Herren und Frauen in Deutschland, die gern sehen, wenn die Heiden Jünger Jesu werden. Ich hoffe, Ihr werdet diesen Brief annehmen von einem, der nicht viel gelernt hat. Unter uns Dajacken, die wir wohnen an diesem Orte des Lehrers, sind auch schon einige, die schon angenommen haben das Wort des größten Herrn, des Gottes Himmels und der Erde. Wir waren früher dumm, wir thaten böse Werke und übertraten das Gesetz Gottes. Wir folgten der Lust zu tödten, zu huren, zu stehlen, zu betrügen und zu lügen. Wir brachten den Götzen Opfer, die doch nicht helfen können. Wir Getauften hoffen nun, daß uns unser himmlischer Vater vergiebt die Sünde, die wir früher begangen haben. Wir bitten ihn um Vergebung und Gnade und er wird uns auch erhören und unsere Seelen einst in den Himmel nehmen, wenn wir sterben und wir hoffen dann auch, euch dort zu finden.

Ich mit meiner Frau Hanna haben schon drei Kinder, zwei Mädchen und einen Knaben, durch den Segen unseres Herrn Jesu. Wie ich hoffe, daß der größte Herr immer mehr seine Gnade in uns zunehmen lasse, so hoffe ich auch, daß der himmlische Vater unsere Kinder bewahren wird und sie lehren, bis sie verstehen, nachzukommen dem Worte Gottes mit ganzem Herzen. Ich wünsche, daß ihr uns helft beten für uns zum größten Herrn, dem einigen Gott.

Bethabara, am 24. September 1851.

Philipp Djala.

Also Philipp Djala heißt der Mann und ist, wie gesagt, ein ehrsamer Schulmeister am Palinget. Auch das werden die Herren und Frauen aus dem Briefe ersehen haben, daß er ein Dajack ist. Die Dajacken sind wüste Gesellen, wie Djala richtig mit den Worten bemerkt: „wir folgen der Lust zu tödten“ und der dicke Büschel Menschenhaare an Griff und Scheide ihres Schwerts oder das Mandau legt Zeugniß genug für die Wahrheit dieser Behauptung ab, denn es ist der Skalp der gemordeten Feinde. Wenn man sich nun den Schulmeister am Palinget denkt, wie er statt des

Mandau seine Stahlfeder zur Hand nimmt und schreibt an alle Herren und Frauen in Deutschland so einen hübschen, frommen und freundlichen Brief, so sollte einem doch das Herz im Leibe darüber lachen, was für Wunder seiner Gnade unser lieber Herr an solchen Mordgesellen offenbaret.

Das ist nun aber auch alles, was man von dem Briefsteller aus seinem Briefe erfährt, nebst dem, daß er ein Weib und drei Kinder hat. Die Empfänger werden wohl etwas mehr von ihrem neuen Freunde wissen wollen und ich will ihnen jetzt erzählen, was ich weiß. Bei der Gelegenheit wird man auch mancherlei von den dajackischen Schulen erfahren.

Djala hat von Kindesbeinen an das Sclavenjoch getragen. Anfangs war er unter seinen eigenen Landsleuten, den Dajacken, ein Buddak oder Sclave. Die verkauften den Knaben aber später an einen Chinesen und darauf ging der arme Junge unter den Chinesen aus einer Hand in die andere, denn diese Erzkrämer handeln auf Borneo mit Menschen wie mit Schweinefleisch. So mochte er etwa 5 Jahre unter den Chinesen sich herumgetrieben haben, als ihn eines Tages sein letzter Herr fortschickte und bedeutete, er solle sich einen andern Herrn suchen, der für ihn die Summe bezahle, die er ihn gekostet habe, versteht sich mit gehörigen Prozenten, d. h. bei den Chinesen auf Borneo 60 von 100. Djala suchte drei Tage lang unter Malaien, Chinesen und Dajacken und konnte keinen finden, der ihn zum Buddak haben wollte. Es war im Anfange des Jahres 1844. Man hatte damals grade die erste bedeutende Summe — es waren 1000 fl. — ausgesetzt, um für dieselbe von den Missionaren Buddaks loskaufen zu lassen. Davon waren Hardeland auf Bintang über 300 fl. zugefallen. Er machte es bekannt in der Gegend, daß er Buddaks auslösen wollte und das kam denn auch dem armen Djala zu Ohren, der sich sofort aufmachte und Hardeland um Aufnahme bat. Sie wurden Handels eins und mit noch 20 Personen, welche zusammen 330 fl. gekostet hatten, zog Djala nach Bintang. Hardeland hatte mit ihnen den Accord geschlossen, daß sie sich ihre Häuschen in seiner Nähe aufrichteten, ein Jahr bei ihm blieben und falls sie nach Ablauf des Jahres wünschten, einen andern Herrn zu suchen, so stehe es ihnen frei, sonst könnten sie sich wieder auf ein Jahr verbindlich machen; sie mußten sich durchaus selbst unterhalten und wöchentlich eine bestimmte nicht sehr lange Zeit für ihn arbeiten; Männer, Weiber und Kinder mußten zum Gottesdienst und Abendandacht kommen. Djala ging mit Freuden auf den Contract ein und was ihm am Meisten gefiel, war, daß er in die Schule gehen konnte. Er hatte eine besondere Lust zum Lernen und so dauerte es denn auch nicht lange, daß er geläufig lesen

konnte. Es ist etwas ganz Gewöhnliches, daß junge Dajacken, die eben aus der Wildheit kommen, in drei Wochen lesen lernen, wenn sie sonst Lust haben.

Djala lernte indessen noch mehr als Lesen. Er war noch nicht sehr lange auf Bintang, als er eines Tages sehr eifrig zu Hardeland gelaufen kam und ihn fragte: „Gehts, tuan, wenn ich das Buch mitnehme?“ Er meinte das Evangelienbuch, das einzige dajackische Lesebuch, was damals vorhanden war und was die Schüler in der Schule lassen mußten. Hardeland erkundigte sich näher, wozu er das Buch haben wolle und erfuhr, daß ein großer Hanjalatong in der Nähe der Buddakhäuser stehe, der ihnen viele Angst mache und den er gern fort haben möchte. Die Hanjalatongs sind aber Bäume, von denen die Dajacken fabeln, daß Geister ihre Wohnung in denselben aufgeschlagen haben. Kein Mensch bringt den heidnischen Dajack dazu, sein Beil an solch einen Baum zu legen; er würde sich unausbleiblich die Rache der Geister zuziehen und trifft es sich, daß solch ein Geisterbaum von Sturm oder Blitz umgeworfen wird, so richtet man den Stamm desselben mit großer Mühe wieder auf, opfert vor demselben und bittet demüthig die Geister, daß sie das unverschuldete Unglück nicht an den Bewohnern der Gegend rächen möchten. Also solch ein Hanjalatong überschattete auch die Hütten der Buddaks Hardelands und den Djala ärgerte der Teufelsspuk, der in demselben getrieben wurde. Jetzt wünschte er zu wissen, ob er es wagen dürfte, ihn umzuhauen, wenn er das Evangelienbuch daneben legte. Hardeland sagte ihm, daß er sich nicht auf das Buch verlassen solle, aber, wenn er den Baum fortzuhaben wünsche, so solle er einfach den Herrn Jesus um Schutz anrufen und dann frisch zum Beile greifen. Es stand ein anderer Buddak dabei, als die beiden mit einander sprachen, der sagte, damit nur der Herr Jesus aus dem Spiele bliebe: „O tuan (er meinte Hardeland) steht für alle seine Schüler; er trägt uns; darum hacke den Baum nur um!“ Und Djala nahm sein Beil und der Hanjalatong fiel unter seinen Streichen. Eine schwere Krankheit, die den armen Burschen bis an den Rand des Grabes brachte, folgte darauf. Einen ganzen Monat lang lag er darnieder.

In jener Zeit wurden von den Missionaren die ersten Versuche gemacht, durch Eingeborne Schule halten zu lassen. Es war nicht möglich, aus den freien Dajackenjünglingen, welche lesen gelernt hatten, einen zum Guru oder Lehrer zu bekommen. Der freie Dajack war zu stolz zu solchem Dienste. Die Missionare sahen sich deshalb genöthigt, mit einigen

geschickten Jünglingen aus ihren Buddaks den Versuch zu machen. Unter diesen ersten war auch unser Djala, welcher von Hardeland auf einem Außenplatze von Bintang zum Guru für einige Knaben bestellt wurde. Man darf sich nun unter solch einem Schulmeister nicht gar zu viel vorstellen, vor allen nicht unter diesen Erstlingen aller dajackischen Schulmeister, die je auf Borneo das Bambusrohr geführt haben. Ein Bischen lesen lehren, das war so all ihr Werk und überhaupt ihre ganze Kunst, denn sie verstanden selbst nicht viel und vor allen waren sie noch Heiden. Es war aber immer schon etwas erreicht, wenn alle Jahre 10 bis 12 Knaben mehr das Lesen lernten. Hardeland war mit Djala zufrieden; er ließ sich sehr geschickt an. Es bleibt aber immer ein sehr gefährliches Ding, wenn ein Knecht zum Meister wird und sollte es nur ein ganz kleiner Schulmeister sein, so derselbe nicht den lebendigen Gott über sich erkennt. Das scheint auch der arme Heide Djala erfahren zu haben. Er war nicht lange Guru, so verübte er so schlechte Streiche in Hardelands Hause, daß ihn dieser ernstlich bestrafen mußte. „Ich war ihm aber dafür nicht bös," erzählte Djala einmal selber, „denn ich fühlte, daß ich wirklich schuldig war." Das war sehr gut. Nur der Sünder ist übel daran, der seine Schuld nicht fühlt. Es lebte nämlich eine lose Dirne auf dem Platze, Namens Hanna, ein Lipplappmädchen, d. h. ein uneheliches Kind eines Europäers und einer Eingeborenen. Sie war früher als ein Kind in Banjermassing von Barnstein getauft, war aber ein wilder Reben geworden. Die verführte den armen Djala und es mußte natürlich das Amt von ihm genommen werden. Er saß nun wieder mit der Hanna zusammen in seinen Buddakhäuschen und war ein Knecht, wie alle seines Gleichen.

Aber, wie gesagt, er fühlte seine Schuld. Van Höfen, der bald nachher an Hardelands Stelle auf Bintang getreten war, hatte keinen stillern und gehorsamern Knecht als Djala und ein halbes Jahr etwa nach dem tiefen Falle desselben hatte er Freudigkeit, ihn zum Taufunterricht anzunehmen. Der Dajack hielt sich als Katechumen gut und am Ostertage 1846 empfing er die heilige Taufe. „Jaku hambilang," so lautete sein Taufbund, mit dem er dem Teufel (Iblis) und allem seinen Werk und Wesen entsagte und sich dem dreieinigen Gott (Hatalla) verlobte, „jaku hambilang dengan Iblis dan dengan sekarä penggawin ajue dan dengan sekarä hadat olo kapir. Maka jaku menjuragh arepku intu ikau, o Jehova, Hatalla Bapa, Hatalla Anak hatuä dan Hatalla Rogh Idjä brasi. — Dahop aku, o Jehova, awi Jesus Kristus. Amen." — Er empfing den Taufnamen Philipp nach einem theuren Missionsfreunde in Wupperfeld, den ich hier-

mit freundlich an seine Pathenpflicht will erinnert haben. Nach der Taufhandlung wurde noch Djalas Ehe mit seinem Weibe Hanna eingesegnet.

Natürlich erhielt Philipp das frühere kleine Schulamt wieder und es ging mit demselben sehr gut. In demselben ist er als Guru geblieben bis jetzt, also 9 Jahre. Er zog mit van Höfen von Bintang nach Bethabara, war bald hie bald da in den Außenschulen thätig und überall fand der Missionar einen tüchtigen und geschickten jungen Mann an ihm. Nur auf eine kurze Zeit hat er einmal sein Amt niedergelegt und das war in dem elenden Jahre 1848, in welchem auch die Missionare so vielfach die Erschütterung fühlen mußten, an welcher wir hier zu leiden hatten. Djala hatte seine Schuld bei van Höfen abverdient und war nicht mehr Buddak, sondern ein freier Mann geworden; er hatte monatlich 5 Gulden Gehalt und mußte davon sich, sein Weib und zwei Kinder ernähren; es war für eine Familie ein gar geringer Lohn; zumal da er durch seinen Dienst gehindert war, noch etwas hinzu zu verdienen, aber van Höfen konnte ihm nicht mehr geben, denn die Missionare hatten es damals selbst sehr knapp. Djala bat deshalb van Höfen, ihn vom Schulamt zu entlassen, indem er durch Reispflanzen sich und seine Familie besser zu ernähren vermöchte. So schied er auf einige Zeit aus dem Dienste. Aber sobald van Höfen in Stand gesetzt war, ihm eine Zulage zu geben, so trat er auch wieder sein Schulamt an und steht nun am Palinget, einem Außenplatze der Station Bethabara, als Schulmeister, wo wir ihm jetzt einen kleinen Besuch abstatten wollen.

Wir sprechen noch eben ein Paar Augenblicke auf Bethabara bei van Höfen vor. Hier steht die Hauptschule der ganzen Station. Sie war früher Kirche und Schule in Einem, aber jetzt hat van Höfen eine neue Kirche gebaut und also ein besonderes Schulgebäude bekommen. Die Schule ist nach Landesart gebaut und würde bei uns für eine Scheune gelten. Sie ist 20 Schritte lang und 10 Schritt breit und faßt ein Paar hundert Menschen. Kein Nagel ist an dem ganzen Gebäude, alles nach Dajackenweise mit Rottang gebunden. Etwa 130 Knaben und Jünglinge bekommen hier Unterricht. Um halb acht Uhr beginnt des Morgens der Unterricht und dauert bis 11 Uhr; des Nachmittags ist gewöhnlich noch Schreibestunde für solche, welche auch Nachmittags Zeit haben. Die Schüler erhalten Unterricht in biblischer Geschichte, Lesen, Schreiben (dajackisch und malaiisch), Rechnen, Singen und Erdbeschreibung. Van Höfen ist der Oberlehrer, ein Paar junge getaufte Dajacken von 18 Jahren, Hiskias Tendjä und Cornelius Lento mit Namen, sind die beiden Unterlehrer. Doch wir versparen

uns auf ein anderes Mal, die Hauptstation zu besehen, jetzt wollen wir machen, daß wir zum Djala kommen. Wir gehen durch die lange Allee von Kokosnußbäumen, die zum Flusse hinunterführt, denn in einen Kahn müssen wir, sonst kommen wir nicht an den Palinget. Hier zu Lande kann man nicht zu Fuß über Feld wandern, auch nicht reiten noch weniger fahren, weder mit Pferden noch mit Ochsen, hier muß man alle Reisen zu Wasser machen. Die Dajacken im Pulopetak sind so rechte Wassermenschen und ihre Prahuen und Djukons sieht man überall am Ufer liegen. Wir wollen keine Prahu nehmen, die ist zu groß und kostet zu viel Rudrer; zu unserer Spazierfahrt nach dem Palinget, der höchstens eine Stunde Ruderns unterhalb Bethabara liegt, haben wir an einem Djukon, einem gewöhnlichen Kahn, genug; van Höfen giebt uns vier von seinen Buddaks zum Rudern, mit denen werden wir den breiten Strom bald hinabgleiten. Es ist wirklich ein stattliches Wasser, dieser Dussonfluß, hier im Pulopetak und doch ist es nur ein Arm, der rechte; der linke ist eben so groß; sie sind aber bald am Meere. Es ist eine Wasserfläche ganz gut so breit wie der Rhein bei Düsseldorf, aber keine kahlen Ufer; freilich ganz flach, aber mit dickem Wald und Gebüsch bewachsen. Nur hie und da machen die einzelnen Kampongs der Dajacken, die am Ufer erbaut sind, eine Unterbrechung, z. B. hier, etwa eine halbe Stunde unterhalb Bethabara, werden wir gleich an den Kampong Brassak kommen. Das Dorf mit seinen wenigen Häusern sieht nicht sehr stattlich aus; aber Menschen sind doch genug darinnen. So ein großes hochgestiefeltes Dajackenhaus hat mannichmal mehr Einwohner, als bei uns zu Hause ein ganzer Hof. Hier in Brassak wohnt auch einer der Guru von Bethabara, Johannes Ahat, ein lieber Jüngling; die Leute des Kampongs haben ihm ein Hüttchen gebaut, in welchem er seine Schule mit 15 Knaben und Jünglingen hält. Wenn wir anlegen wollten, könnte er uns einmal die Stelle zeigen, wo der alte Manasse Daing, einer der ersten der dajackischen Christen, vor 9 Jahren sein Leben lassen mußte. Er war ein alter treuer Diener und sein Missionar hatte ihn zur Bewachung des damaligen Schulhauses hieher nach Brassak gesetzt. Eines Abends kamen zu dem alten Manne einige Dajacken aus der Landschaft Kahaian. Sie thaten anfangs sehr freundlich mit ihm, aber plötzlich hieb einer von ihnen den Alten mit seinem Mandau in die rechte Seite. „Was schlägst du mich?“ rief Manasse. — „Wir wollen dir den Kopf abschlagen, um ihn in Kahaian auf dem Tiwa zu gebrauchen,“ war die teuflische Antwort. Und damit ergriffen die andern Manasse, schleppten ihn unter den Hieben ihrer Pisaus vor die Thür des Hauses und schlugen

ihn vollends todt. Dann legte man ein Stück Holz unter den Hals und schnitt ihm den Kopf ab. Der Kopf wurde in die Prahu getragen und noch in derselben Nacht fuhren die Mörder ihrer Heimath zu. Unter Musik und Jubel sahen am anderen Tage reisende Händler aus Pulopetak den Kopf des Alten bei einer Tiwaprocession auf dem Strome einhertragen. Ja, es ist ein schönes Land, dieses Südborneo; wenn man aber die Menschen ansieht, so gehört es zu den finstersten Oertern der Erde.

Nun sind wir am Palinget. Du siehst doch das Flüßchen dort sich in den Dusson ergießen; das ist der Palinget. Der Dajack nennt solche Wald- oder Wiesenflüßchen „Sungei." Es giebt auf beiden Seiten des Dussonstromes allein in der Landschaft Pulopetak, also ungefähr 6 Stunden den Strom entlang, an 50 solcher Sungei. In vielen Krümmungen schlängeln sie sich im trägen Laufe, denn das Land ist hier fast ganz eben und hat wenig Fall, durch die sumpfige Ebene dem großen Strome zu. Sie sind von großem Nutzen für dieses Land, indem sie die Feldwege der Dajacken sind. Nur unter unsäglichen Mühen würden dieselben zu ihren Reisfeldern kommen können, hätten sie die Sungei nicht. Aber so fahren sie mit ihren kleinen Djukons diese Flüßchen auf und ab, hinaus zu ihren Feldern, wo ihre Hüttchen stehen und wenn die Ernte gehalten ist, bringen sie ihren Reis auf demselben Wege bis zu der großen Straße des Dusson, wo er in die Prahuen geladen und weiter verfahren wird, wenn die Ernte so gut gewesen ist, daß sie davon verkaufen können. Auf manchen dieser Sungei kann man 2 — 3 Stunden rudern, bis man zu den letzten Hütten gelangt. Sehr oft trifft man 30 — 50 Hütten an einem Sungei. Wo derselbe sich dann im Sumpfe verliert, da ist gewöhnlich auch die Gränze der Reisfelder.

Nun solch ein Feldflüßchen ist auch da der Palinget. Wir wollen mit unserm Djukon hineinfahren und dann anlegen. Du bist hier mitten unter Heiden. Alle die Häuser, welche du an dem Flusse stehen siehst, sind von recht bösen Teufelsdienern bewohnt. Es ist hier schon lange Schule gehalten, aber die Alten haben bisher noch nichts von dem lebendigen Gott wissen wollen und ich wundere mich, daß sich hier immer noch eine Schule von 38 Knaben und Jünglingen hält, die größeste von allen Außenschulen Bethabaras. Es ist darum aber auch der älteste von van Höfens Gurus, der Philipp Djala, hergesetzt, weil er tapfer auftreten muß. Da, das ist Panantans Haus! Von dem erzählte neulich van Höfen einen Vorfall, aus dem du sehen kannst, wie es unter den Leuten am Palinget steht. Van Höfen besuchte eines Tages dieses Haus, denn wenn die Leute nicht zur

Kirche kommen, so muß sich die Kirche zu ihnen begeben. Einer der Schwiegersöhne Panantans hatte Tages zuvor ein Opfer gebracht, welches Kindersegen für seine Frau erzielen sollte. Noch stand der Sitz der Bliangs, der schändlichen Singweiber, und die Opferstellage stand auch noch im Hause; unter ihr die drei Blanga, die theuren Töpfe, an Werth 3000 Gulden. Dieses alles bot dem Missionar natürlich gleich den besten Stoff zum Gespräch über ihren Teufelsdienst. Im Verlauf des Gesprächs sagte van Höfen, daß das Princip der christlichen Religion Liebe sei, das der Teufelsreligion sei aber Haß und Mord. „Ich liebe euch," fuhr er fort, „nicht weil ihr viel Liebenswürdiges zeigt, sondern weil ich Christi Jünger bin; ihr aber liebt mich nicht, das weiß ich gewiß." Darauf antwortete einer der Dajacken, der die deutlichen Spuren einer schändlichen Krankheit an seinem Leibe trug: „Wir haben dich wohl gern; aber daß du immer gegen unsere agawa (Religion) angehst, mögen wir nicht leiden und werden unsere Religion auch nie ändern. Der Sultan hat uns schon früher einmal zum Islam gezwungen, wir sind aber schnell wieder Heiden geworden, sobald wir uns vor dem Sultan sicher wußten." Der Missionar sagte ihm, daß er wohl wisse, warum sie ihre Religion nicht wollten fahren lassen. „Eure Greuelsünden wollt ihr nicht fahren lassen!" —

Jetzt wollen wir unsern Freund Djala, den Schulmeister, aufsuchen. Daß es für Fleisch und Blut keine Freude ist, unter solchen Gesellen zu wohnen, kannst du dir denken. An seinem Häuschen ist auch keine große Herrlichkeit und sein Gehalt ist gering genug, vielleicht 7 oder 8 Gulden für den Monat. Doch, er hat Lust an seiner Schule und es geht gut mit ihr. Wir wollen uns die Sache einmal ansehen.

Wir sind in der Morgenkühle von Bethabara weggefahren und es ist noch früh am Tage. Es wird nicht lange anstehen, so werden die Schüler kommen. Sie da drüben am andern Ufer des Dusson stößt eben ein Djukon mit 4 Knaben ab, die wollen hierher zur Schule. Es ist ein ganz erbärmliches Fahrzeug; wir beide würden uns schwerlich hineinsetzen. Und die vier Buben fahren täglich zwei Mal der Schule wegen mit demselben über den Strom. Und so sind die meisten dieser Djukons der Schüler am ganzen Strome. Von einem ist das Hintertheil weg; ein anderer ist mit Erde beklebt, damit das Wasser nicht eindringen könne; ein dritter hat in der Mitte einen bedeutenden Schaden, so daß 3 bis 4 Knaben auf einer Seite sitzen können, ohne das von der andern Seite eindringende Wasser ganz zurück halten zu können. Sänke das Fahrzeug auf der Mitte des Stroms, so wären die armen Jungen verloren, denn das Ufer ist zu fern

für einen Knaben, um es durch Schwimmen erreichen zu können. Und würde das der Herr zugeben, daß ein Knabe auf dem Schulwege ertränke, so würde ein solcher Vorfall hinreichen, um Schule und Kirche ganz leer zu machen. Bis jetzt ist es immer noch sehr gnädig abgegangen. Aber das ist schon oft vorgekommen, daß die Jungen sich bis auf 20 oder 30 Schritt vom Ufer über Wasser halten und dann geht der Djukon unter. Nun daraus macht sich ein Dajackenbub nichts, in der Linken hält er sein Buch und seine Schiefertafel über Wasser, mit der Rechten rudert er dem Ufer zu, so ist die Sache abgemacht. Kleider hat er nicht zu trocknen, denn du siehst, sie sind ganz nackt; er dreht das Wasser aus seinen langen Haaren und dann springt er zur Schule. Das einzige Malheur ist, wenn etwa das Buch naß geworden oder gar die Schiefertafel verloren gegangen ist. Wenn du etwa 10 Gulden über hättest, so könntest du hier ein gutes Werk thun. Es kommen von da drüben etwa zehn Knaben zur Schule. Für 8 Gulden kauft man einen ganz neuen Djukon, in welchem zehn Knaben Platz haben. Oben in Sihong, wo Miss. Denninger wohnt, werden solche Fahrzeuge groß und klein in Menge zum Verkauf gemacht. Einen solchen müßte man anschaffen zum Uebersetzen; er könnte auch zur Sonntagsfahrt nach Bethabara dienen, von welcher ich nachher erzählen will. Die übrigen 2 Gulden könnten dazu verwendet werden, um das Fahrzeug in Ordnung zu halten, besonders, um lepo, eine Art Wolle, dafür zu kaufen, womit man hier die Fahrzeuge stopft. Nun, überleg dir's. Die Jungen sind jetzt gelandet und die anderen sind auch schon da; wir wollen in die Schule gehen, vielleicht werden dir unterweil die 10 Gulden locker.

Du siehst, Tafeln und Bänke sind da, wie bei uns zu Hause; sonst ist aber wenig von Schulapparat vorhanden. Die Murids oder Schüler sind auch von sehr verschiedenem Alter; da sieht man Kinder von 6 Jahren und junge Bursche von 16 bis 18 Jahren sitzen. Es kommt sehr oft vor, daß ein Murid schon verheirathet ist; sie heirathen aber auch zuweilen schon im 10. Jahr. Mädchen siehst du gar nicht. Nur auf Bethabara ist seit ein Paar Jahren der Anfang mit einer Schule von 21 Frauen und Mädchen gemacht. Uebrigens ist es nichts Kleines, diesen Haufen von 38 Jungen in Ruhe und Ordnung zu halten und wäre Philipp Djala nicht ein resoluter Mann, so würde ihm der Haufen bald über den Kopf wachsen. Denn mit den Dajackenkindern ist es nicht, wie mit den Kindern in Deutschland. Es ist auch da Zucht und Gehorsam oft nicht weit her; aber das allerverfaulteste Hausregiment in Deutschland ist noch golden gegen das Allerbeste im Dajackenland. Die Dajackenkinder laufen ganz ungezügelt um-

her und fragen nach ihren Eltern nichts. Statt sich von ihnen befehlen zu lassen, befehlen sie ihren Eltern aufs Nachdrücklichste, beschimpfen, verwünschen und verfluchen sie. „Matei munoh!" — „matei besempong!" — „matei bedjai!" d. h. man steche dich todt! stirb vor der Zeit! stirb durch das Crocodill! — das rufen die Eltern den Kindern zu, aber eben so oft müssen es auch die Eltern von ihren Kindern hinnehmen. Ja, es geht das noch weiter. Unter den Dajacken existiren sogenannte Ehegerichte, in welchen allerhand Händel zwischen Mann und Frau geschlichtet werden. Das Gericht besteht aus der Verwandtschaft der Frau, wie denn die Frauen in allen häuslichen und nationalen Verhältnissen bei den Dajacken das Ruder führen. Wenn nun ein Vater seinen Jungen schlägt (was übrigens nur selten der Fall ist, daß die Eltern ihre Kinder schlagen) so kann die Mutter des Knaben mit ihrem eigenen Manne processiren. Die Verwandtschaft der Frau verhängt dann über den strafbaren Vater sofort eine Geldbuße von 5, 10, 20 und noch mehr Gulden, die er bezahlen muß und sollte er das Geld dazu borgen. Es hatte einmal ein Vater seine Tochter geschlagen. Dieselbe erhob sogleich eine Klage gegen denselben und die Verwandtschaft entschied über ihn mit 10 Gulden Strafe, die er denn auch mit freundlicher Miene erlegen mußte, weil sonst sein Weib diese Ehrenrührigkeit noch weit schärfer geahndet haben würde. — Das sind Proben von dajackischer Kinderzucht. Und nun sieh hier diese Murid und ihren Guru mit seinem Bambusrohr in der Hand! Es geht im Ganzen sehr gut. Die größte Noth ist in der ersten Zeit; wenn die überwunden ist, kommen die Meisten sehr gern und lassen sich die Zucht gefallen.

Du wunderst dich, wie man die Knaben zur Schule bekommen könne, da die Eltern dieselben doch wahrscheinlich abhalten. Das ist allerdings wahr; die Eltern fördern die Sache nicht. Zunächst muß man sich in die Verhältnisse schicken. Die Dajackenschulen machen in der Regel alljährlich 6 Monate Ferien. Vom Januar bis Mitte April ist nämlich die Regenzeit. Dann verläßt der Dajacke den großen Fluß und zieht auf dem Sungei seiner Wohnstätte in sein Feld hinein. Alles muß mit bis auf Kind und Kegel. Während die Alten im Sumpfe den Reis bauen, müssen die Knaben in der Feldhütte bleiben, den Kleinsten aufpassen, die Hütten bewachen u. s. w. In dieser Zeit müssen nothwendig Ferien gemacht werden; man würde nur sehr wenig Kinder bekommen, wollte man von Januar bis März Schule halten. Mit April beginnt die Schule aber wieder, denn dann ist der Reis fertig gebaut und der Dajack kommt an den Dusson zurück. Kaum aber geht der Reis in die Aehre, ungefähr Juli, so geht es

wieder ins Feld; die Kinder müssen mit zum Vogelscheuchen, Ernten u. dgl. und das dauert bis September, wo die Ernte am Ende und die Schule wieder am Anfangen ist. Dann müssen sich die Schulmeister ihre Schüler zusammensuchen. Wo der Missionar Buddakfamilien hat, da versteht es sich von selbst, daß die ihre Kinder schicken. Aber mit den Freien hat es seine Noth. Indessen hat da der holländische Resident auf Banjer, dem die Dajacken Kopfsteuer geben müssen, ein Gesetz erlassen, nach welchem jeder Knabe vom sechsten Jahre an verpflichtet ist, die Schule zu besuchen. Es ist also eine Art Schulzwang da, wie etwa bei uns zu Lande. Allein das ist so mit den Gesetzen, die der Herr Resident in Banjer giebt. Sie sind sehr gut gemeint, aber sie sind bei der Schwäche der an Ort und Stelle bestehenden Obrigkeit schwer auszuführen. Doch geschieht manches und seit das Gesetz gegeben ist, sind die Schulen viel besuchter als früher, obwohl es noch weit fehlt, daß alle Kinder des Platzes kommen, da viele Eltern List über List gebrauchen, um ihre Kinder der Schule zu entziehen.

Das, was bis jetzt noch am Meisten dem Schulbesuche hinderlich ist, ist der Buddakstand. Der größte Theil der Dajacken in Pulopetak ist verschuldet und es darf nur ein oder zwei Jahre hintereinander der Reis nicht recht gerathen, so wird gleich ein ziemlicher Theil verschuldeter Dajacken von ihren Gläubigern verkauft. Entweder müssen dann ganze Familien, groß und klein, in die Knechtschaft wandern, oder die Kinder nur, je nachdem die Schuld groß oder klein ist. Bei dem Einem wie bei dem Andern ist aber nicht mehr an Schulbesuch der Kinder zu denken. Der Schuldherr gebraucht sie zur Arbeit, um seine Zinsen aus dem Capitale herauszuhaben und alle Maßregeln, welche bis jetzt dagegen ergriffen sind, haben dem Uebel, das mit der Zeit unsern Schulen den Untergang drohete, noch nicht steuern können. Es kommen dabei oft herzzereißende Scenen vor. So erzählte einmal der sel. Miss. Becker folgende Geschichte. In seiner Nähe wurde eine ganze Familie Schulden halber auseinander gerissen. Die Mutter wurde hierhin, einige kleine Kinder dorthin und der älteste Sohn, welcher zu Becker in die Schule kam, wieder anderswohin verkauft. Dem Missionar blutete das Herz, als die Mutter mit ihrem ältesten Sohne, einem hoffnungsvollen Knaben, der bereits ziemlich lesen und schreiben gelernt hatte, eines Tages betrübt zu ihm kam, ihm ihre große Noth klagte und Buch und Schiefertafel des Knaben entgegenhielt mit der dringenden Bitte, daß er sich über ihren Sohn, seinen Schüler, erbarmen und ihn von den Händen seiner Häscher, den Schuldherrn, befreien wolle. Gern hätte Becker dem geplagten Weibe geholfen, aber 80 Gulden, welche verlangt wurden,

wußte er nicht herbeizuschaffen und somit mußte er den armen Knaben, nachdem er ihm die Schiefertafel, welche er nun nicht mehr gebrauchen konnte, abgenommen, unter dem Jammergeschrei der nunmehr aller ihrer Kinder beraubten Mutter den großen Fluß hinauf nach dem Kampong Bedidi in die Knechtschaft ziehen sehen und zwar noch dazu bei einem Manne, der für sehr hart und rauh bekannt war. Und was geschah jetzt? Kaum war ein Monat nach dieser Trauerscene verflossen, so stand derselbe Knabe eines Morgens in aller Frühe, als Becker die Thür aufmachte, wieder vor ihm. Er hielt dem Missionar sein Buch entgegen und bat und flehete aufs Dringendste, sich seiner doch anzunehmen. Der harte Dienst hatte den Knaben zu dem Entschlusse gebracht, die Flucht zu ergreifen. In nächtlicher Stille hatte er das Haus seines Herrn verlassen und war anfangs am Flusse entlang durch das Gebüsch und durch Sumpf und Schlamm fortgekrochen. Allein da der Platz, wo Becker wohnte, auf der andern Seite des Dusson liegt, so mußte er bald noch auf ein anderes Mittel sinnen, seinen Zweck zu erreichen. Einen Djukon hatte er nicht; um den 1200 Fuß breiten Strom zu überschwimmen, dazu sah er keine Möglichkeit. Doch die Noth ist erfinderisch. Er suchte am Ufer des Flusses ein Stück angetriebenes Holz, das ihn zu tragen vermochte; auf dieses setzte er sich und ruderte nun mit einem Stecken in der Hand, so gut er vermochte, in schräger Richtung auf Beckers Haus zu. Dabei muß man bedenken, daß der Dusson von Crocodillen wimmelt, die häufig Menschen aus den Djukons und Prahuen reißen am hellen lichten Tage, geschweige denn in der Nacht einen armen Jungen auf einem Holze schwimmend. Allein er kam wohlbehalten am andern Ufer an. Und nun stand er voll Angst und Hoffnnng vor dem Missionar und bat um Auslösung. Die alte Mutter fand sich bald dazu und so hatte denn Becker das alte Klagelied, dies Mal nur noch ergreifender und herzzerreißender, vom Anfang bis zu Ende anzuhören. Allein auch dies Mal, ohne helfen zu können. Mutter und Sohn wurden wieder auseinander gerissen und Letzterer zu seinem unbarmherzigen Meister zurückgeführt. Der band ihn an einen Pfahl und zählte ihm 20 Hiebe mit dem Rottang auf. Der Junge ist nie wieder zum Vorschein gekommen. So geht es oft. Viele Knaben würden gern kommen, wenn sie nur dürften.

Sieh dir die Jungen an. Man kann nicht grade sagen, daß die Mehrzahl mit Unmuth da sitzt. Hier bei Djala wird besonders Lesen, Schreiben und Rechnen getrieben. Beim Lesen haben sie entweder das dajackische Neue Testament, welches Hardeland am Cap drucken ließ; es ist

das dicke Buch da, welches die erste Abtheilung hat; auch haben sie noch ein kleineres dajackisches Buch, welches Erzählungen aus der Bibel und einen kurzen Inbegriff der christlichen Lehre enthält, welches in Barmen unter dem Titel „Geschichten aus dem Reiche Gottes u. s. w." gedruckt ist; ein drittes ist das „Buch an die Dajacken," auch von Hardeland, worin etwas über Erdkunde und aus den drei Reichen der Natur geschrieben steht. Die Kleinen haben ihr ABC= und Buchstabirbüchlein. Beim Schreiben müssen die meisten Schüler sich an Vorschriften halten; die erste Abtheilung hat dagegen Rechtschreiben und schreibt kleine Briefe und Aufsätze. Leider fehlt es immer sehr an Papier und das chinesische, was man hier hat, ist sehr schlecht. Du siehst die meisten auf Schiefertafeln schreiben; aber auch daran fehlt es, denn die Schiefertafeln sind hier sehr theuer. Für ein elendes Täfelchen muß man in Banjar 2 Gulden bezahlen. Im Rechnen sind sie noch sehr zurück und nur so lange die Aufgabe mechanisch bleibt, können sie etwas leisten. Du hast sie auch vorhin singen hören. Nicht wahr, es ging sehr schwach? Der Dajack hat keinen Sinn für Gesang und eine schlechte Stimme dazu. Er unterscheidet sich dadurch bedeutend von den Heiden in Südafrika, die vortrefflich singen. Doch geht es auf den größern Stationsschulen auch schon besser, als hier am Palinget. In den Schulen, welche Missionare halten, wird auch über biblische Geschichte katechisirt und in allen Schulen lernen sie Lieder= und Bibelverse auswendig.

Mit dem Auswendiglernen geht es noch am Besten. Der Dajacke hat von Natur ein sehr gutes Gedächtniß. Wenn er ein Gespräch hört, was ihm zusagt, so wird er nach einem Monate und noch länger das ganze Gespräch mit all seinen Wendungen wiederholen können. Der Resident in Banjar liest einem Häuptling eine Verordnung vor und derselbe kann nach einmaligem Vorlesen dieselbe wörtlich wiederholen. Man hört die Häuptlinge bei den Rechtshändeln oft 4 — 5 solcher Verordnungen Wort für Wort hersagen. Das spürst du auch bei den Schülern. Sie sagen sicher und geläufig ihre Aufgaben her. Lesen lernen sie auch sehr leicht, wie ich schon oben erzählt habe und sie lesen auch gern. Man kann sie oft des Abends, wenn es still ist, auf der andern Seite des Stromes in ihren Büchern, die sie sehr in Sorgfalt und Ehren halten, laut lesen hören. Bis tief in das Innere der Insel haben frühere Schüler unserer Schulen die Lesekunst verbreitet. Aber sobald es nun zum Nachdenken über das Gelernte kommen und sie Rede und Antwort darüber geben sollen, so ist ihre Stumpfheit in geistlichen Dingen bei den Allermeisten über alle Vorstellung groß. Einer der Missionare fragte eines Tages im Unmuth darüber seine Schüler:

„Wodurch ist doch nur euer Verstand so gar zerrüttet?" Da antworteten alle, wie Ein Mann: „Awi Iblis!" d. h. durch den Teufel. Das ist sehr traurig; aber vergiß nicht, daß wir unter Heiden sind und sieh den Guru, den Philipp Djala, an; der war auch einmal so, wie die Murids, die da vor ihm sitzen, aber nun ist er erneut im Geiste seines Gemüths durch Gottes Gnade. Und so wie er, sind doch noch manche dajackische Jünglinge und es werden hoffentlich immer noch mehr werden.

Es ist dir entsetzlich heiß hier in der Schule. Ich sehe, wie dir der Schweiß von der Stirne trieft. Ja, es ist auch bald 11 Uhr. Geh nur hinaus, da wirst du finden, daß die Sonne grade über deinem Kopfe steht. Du must bedenken, daß wir nur 30 Meilen gegen Norden von hier zu reisen haben, so sind wir unter der Linie. Es ist nichts Kleines für den armen Djala, so drei bis vier Stunden in dieser Hitze Schule zu halten und wenn er auch ein Dajack ist, so ist er doch nicht frei von dem Urtheil über alles Fleisch, im Schweiße seines Angesichts sein Brod essen zu müssen. Ich schlage dir vor, wir wollen die Schule verlassen, dann läßt er auch die Jungen gehen; sonst wollen wir es noch erleben, daß der eine oder andere sich von wegen „seines hungernden Bauchs" meldet und dann ist kein Halten mehr. — Sieh dir doch aber noch den Unterlehrer etwas an, der sich dort mit den Kleinen beschäftigt. Der liebe Jüngling ist auch eine alte Bekanntschaft. Es ist „Johann, der Dajackenknabe," dessen Geschichte ich einmal in den „Berichten" geschrieben habe. Der arbeitet hier am Palinget mit dem Djala zusammen.

Wenn es nun nicht zu heiß wäre, so könnten wir noch nach Palundo fahren. Dort ist die dritte Außenschule von Bethabara und ist nicht weit von hier. Auch Pulotelo könnten wir noch besehen; da ist die vierte Schule; aber es ist noch 3 Stunden Ruderns flußabwärts; das wollen wir nun vollends unterwegs lassen. Wir wollen lieber am Palinget bleiben. Morgen ist Mittwoch, dann können wir mit dem Guru und der ganzen Schule früh nach Bethabara zurückkehren. Denn v. Höfen hat die Einrichtung getroffen, daß alle seine Guru in den Außenschulen mit ihren Murids jeden Mittwoch in der Schulzeit nach Bethabara müssen, damit er sie prüfen könne. Auch kommen alle Schulen jeden Sonntag zur Kirche auf der Station. Wenn Ferien sind, kehren die Guru nach Bethabara heim und werden dann vom Missionar weiter unterrichtet.

Nun geh' du zu Djala, laß dir den Pisang und das leckere Reisbrod gut schmecken, die uns die Frau van Höfen mit auf den Weg gegeben hat und frag ihn selber, wenn du mehr von ihm wissen willst, als ich

dir hier erzählt habe. Ich will mich derweil zum Johann setzen und hören, wie es dem lieben Jungen ergangen ist.

---

16. Amraal Lamberts.

Amraal Lamberts ist ohne Frage der tüchtigste von allen Häuptlingen des Namalandes, der die ganze nun fast fünfzigjährige Geschichte der Namamission mit durchlebt hat und einige Male selbst der Ausgangspunkt neuer Bewegungen in derselben wurde, von der, wenn von irgend einer, das Wort Moffats über die Missionen im Innern Süd-Afrikas gilt, daß sie den Strömen des Landes gleichen, welche heute plötzlich anschwellen und ihre Fluthen durch die Thäler wälzen, während sie kurze Zeit darauf so vollständig verschwunden sind, daß man in ihren trockenen Betten mehrere Fuß tief graben muß, um mit dem braken Grabwasser seinen Durst in der heißen Steppe löschen zu können. Wir geben in dem Folgenden einen kurzen Lebensabriß des Häuptlings.

Amraal Lamberts ist kein Eingeborner des Landes. In der Hantam stand der Pontok seines Vaters und er wuchs unter den holländischen Bauern auf, welche damals schon bis zu diesem nördlichen Theile der Capcolonie vorgedrungen waren. Er ist zwar ein Hottentott, spricht aber das Nama nur schlecht; er war schon zu alt, als er ins Namaland kam, um die Sprache fertig lernen zu können; seine Kinder sprechen es, der Alte redet am liebsten Capholländisch. Jonker Afrikaner ist sein Vetter und Landsmann, denn die Afrikaner stammen auch aus dieser Gegend, weshalb Jonker noch jetzt in seinem Uebermuthe behauptet, er sei ein Herr alles Landes von der Hantam an bis zum Swachaub. Die Lamberts verließen ihre Heimath im Anfange dieses Jahrhunderts, in derselben Zeit, in welcher auch die Afrikaner und überhaupt viele Hottentotten im Norden der Colonie auswanderten, weil sie es in der Nähe der Bauern nicht mehr aushalten konnten. Der Strom dieser Auswanderung der Hottentotten und Hottentotten-Bastards schlug damals zwei Hauptrichtungen ein. Welche wandten sich nach Nordosten, überschritten den Garib bei der Priskafurth und gründeten unter dem Häuptling Waterboer den Griquastaat, das einzige bisher vorgekommene Beispiel, daß Hottentotten es zu einem größeren, christlichen Gemeinwesen gebracht haben, obgleich nicht verkannt werden darf, daß in den Griqua von vorn herein europäisches Blut und Gesittung ein bedeutendes Ueberge-

wicht hatten. Nicht in demselben Maaße war das unter den Auswanderern der Fall, welche sich nach Norden oder Nordwesten dem Garib zuwandten, sich in der Gegend des späteren Pella festsetzten oder bald darauf dort den Fluß überschritten. Zu dieser Abtheilung gehörten die Afrikaner, auch die Lamberts wanderten nach dieser Richtung hin. Diese westlichen Auswanderer bekamen damals den Namen „Orlam" nach einem Bauer, der sich schon früh unter ihnen niedergelassen und viel Einfluß bekommen hatte. Die Orlam konnten nicht erreichen, was die Griqua erreicht haben. Sie haben es nie zu einem großen, geordneten Gemeinwesen gebracht, sei es nun, daß es unter ihnen an einer so tüchtigen Persönlichkeit gefehlt hat, wie die Waterboers war, sei es, daß die Zerfahrenheit der Hottentottischen Art, welche in ihnen mächtiger war, solches nicht zuließ, sei es, daß ihnen die Landeseingeborenen zu stark waren — vielleicht ist alles dies zusammen daran Schuld, daß sie bis auf diese Stunde nur als zersprengte, ungeordnete Haufen umherliegen.

In der Gegend von Pella und Warmbad trafen zuerst die Missionare der Londoner Gesellschaft mit den Orlam zusammen. Man kennt die Wunder der Gnade, welche damals gerade unter denjenigen Orlam vorkamen, welche die Nama auf Warmbad bedrängten; Christian Afrikaner wird deß Zeuge sein, so lange man von der Mission in den Ufersteppen des Garib erzählt. Die Lamberts befanden sich auch in der Gegend Pellas und Amraals Name wird in den damaligen Berichten öfters genannt. Da brach Missionar Schmelen 1814 mit einer Horde Orlam, die 150 Köpfe stark war, von dort auf, ging über den Fluß und betrat als erster Bote des Friedens das unbekannte Namaland. Unter diesem Haufen waren auch die Gebrüder Lamberts, Amraal und Jakob, mit ihren Leuten. Jakob Lamberts war Schmelens Wagentreiber und als solcher eine angesehene Person in dem Wanderzuge. Er fuhr den berühmten Wagen, den die Nama für einen großen Ochsen hielten und über dessen Spuren sie mit heiliger Scheu in weitem Sprunge hinwegsetzten. Vier Monate lang drangen sie nach Norden hinauf, bis sie sich endlich an der Klippquelle im Goangibgrunde niederließen und Bethanien gründeten. Bethanien war darauf zwei Jahre lang Zeuge einer mächtigen Bewegung unter diesen Orlam und dem Namastamm der Feldschuhträger, welcher jene Gegend als sein Land ansah. „Ich habe hier," sagte Schmelen damals, „die Erfüllung der Worte gesehen, daß ein Volk gläubig werden soll auf Einen Tag." Die Gebrüder Lamberts wurden in dieser Zeit der ersten Liebe auf Bethanien getauft. Leider verließ Schmelen 1816 den Platz auf anderthalb Jahre

und wie es sich später in dieser Mission noch oft als durchaus verderblich gezeigt hat, wenn der Missionar auf längere Zeit das Volk verläßt, so war es gleich bei diesem ersten Male der Fall. Als 1818 der Missionar wieder nach Bethanien kam, waren die Orlam über die Nama und Damra hergefallen und hatten weit und breit geplündert, auch unter sich lagen sie in Fehde. Von Schmelen wollten nur wenige etwas wissen. Jakob Lamberts war auch unter den Abtrünnigen. Er hat später, als er sich auf Knudsens Predigt bekehrte, einen kleinen Brief geschrieben, in welchem er auf die Zeit seines Verfalls zu sprechen kommt. „Ich danke herzlich den Freunden," heißt es da, „welche so viel Mühe haben, uns das Wort zu senden. Nun habe ich auch das Wort bei mir und verstehe, auf welchem Wege ich früher war und auf welchem ich jetzt bin. Früher war ich ein tapferer Mann im Huren, Morden und den Damra das Vieh rauben, aber durch diese Ihre Mühe bin ich zurecht gekommen." Am besten unter allen betrug sich damals schon Amraal Lamberts. Er war ein reicher, angesehener Mann geworden und galt für einen Häuptling. Nur noch Jan Booi, sein Ohm und Willem Swartbooi konnten es ihm gleich thun. Die drei waren damals die mächtigsten Häuptlinge, welche in dem bethanischen Felde lagen. Willem war noch ein wüster Heide, ein Nama; Jan Booi war zwar getauft und ein Orlam, aber ein Geizhals, dem nichts über seine Ochsen ging. Während die beiden Letzteren Schmelen das Leben so sauer machten, daß er 1821 Bethanien ganz verließ, blieb Amraal seinem „Vater" getreu und wußte es wirklich bei den andern 1823 dahin zu bringen, daß sie Schmelen noch ein Mal zurückriefen. Dieser kehrte auf ein Jahr zurück, aber das gute Vernehmen wollte sich nicht wieder finden. Das Verderben war damals schon zu groß geworden. Er ging bald wieder und als er auf Befehl seiner Gesellschaft 1825 seinen letzten Zug durch das Namaland machte, auf welchem er bis zur Walfischbai kam, hausten die Orlam schon wild und wüst im Lande und er fand nur noch bei Amraal Lamberts Gehör. Der treue Mann war es allein, welcher ihn die unbekannten Wege führte, die noch nie der Fuß eines weißen Mannes betreten hatte. Zum Bleiben im Lande konnte er ihn aber nicht bewegen und da zerstreute sich alles Volk, was bei Bethanien gelegen hatte, zog gegen Norden und Amraal Lamberts mit.

Zehn Jahre lang ruhete darauf das Missionswerk im Namalande, denn auch Warmbad war bald nach Schmelens Weggang von Bethanien verlassen worden. Ganz erstorben war jedoch das Zeugniß von Christo nicht. Unter den Orlam fanden sich noch einzelne Seelen, welche es nicht

lassen konnten, von dem zu zeugen, den sie erkannt hatten, nachdem sie von ihm erkannt waren. Amraal Lamberts gehörte zu ihnen; außer ihm noch Christoph Tibot, und der alte Aaron in Jan Boois Stamme. In elenden Buschkirchen unterhielten sie kümmerlich das Feuer auf dem Heerde des Herrn, daß es nicht ganz erlosch. Da war es 1834 die englische Missionsgesellschaft der Wesleyanen, welche wieder den Muth faßte, ihre Boten über den Garib zu senden. 1830 erschien nämlich in der Capstadt der Häuptling der Bondelswarts vom Warmbad. Er war ein Nama; aber noch lagen in seinem Felde Orlam, die Brüder Christian Afrikaners, David und Titus, mit ihrem Volke und mit ihnen etwas von dem Segen des Herrn, den ihnen ihr seliger Bruder Christian sterbend hinterlassen hatte. Davon war offenbar der Bondelswart berührt worden. Er sei lange genug in Finsterniß gewesen, erzählte er den Missionaren in der Capstadt, und wenn einmal sein Wohnplatz sicher geworden sei, so wolle er nicht eher ruhen, als bis er das Wort Gottes in sein Land bekommen habe; er glaube, sie würden nie zu dauerndem Frieden gelangen, bis sie Lehrer hätten. Das hörte unter andern Barnabas Shaw, der wackere Wesleyanenmissionar und sagte es einem gläubigen Engländer, Namens J. Nisbeth, der in Ostindien die Stelle eines Richters bekleidete und sich am Cap zur Wiederherstellung seiner Gesundheit befand. J. Nisbet wurde dadurch so ergriffen, daß er auf der Stelle unter persönlichen Opfern eine bedeutende Summe Geldes hergab mit der Bedingung, die Namamission wieder aufzunehmen. Auch fand sich ein Wesleyanenmissionar, Cook, welcher in Gottes Namen bereit war, in das verrufene Land zu gehen, wenn man ihn senden wolle. Am 20. Septbr. 1832 schrieb Shaw seiner Gesellschaft folgenden dringenden Brief: „Der Steuermann eines Walfischfängers giebt einen sehr günstigen Bericht über das Land und Volk in der Nähe von Angra Pequena. Er lebte mehrere Wochen unter ihnen in völliger Sicherheit. An einem Platze wohnten gegen 500 beisammen, von welchen einige neue Testamente hatten und sie lesen konnten. Er erzählte, sie verlangten nach einem Lehrer und hätten ihn gebeten, für ihre Kinder Schule zu halten, was er auch während seines Aufenthaltes unter ihnen that. Ein großes Boot ist neulich von der Tafelbai nach der Mündung des Elephantenflusses, wo ein rheinischer Missionar eine neue Station unlängst begonnen hat, abgesegelt. Der Absender desselben beabsichtigt, ein noch viel größeres Boot zu bauen, um längs der Westküste, vielleicht bis zur Walfischbai Handel zu treiben. Dies ist ein sehr günstiger Umstand; wenn Wassertransport bewerkstelligt werden kann, so werden die Kosten bedeutend vermindert. Liebe Brüder, Sie, wir und tau-

send andere fromme Seelen haben gebetet, daß eine Thür für die Predigt des Evangeliums in den jenseitigen Gegenden aufgeschlossen werden möchte. Hier ist eine Antwort auf das Gebet. Sie brauchen Geld; ich füge 1400 Thaler von einem einzigen Missionsfreunde bei. Sie brauchen einen Missionar; ein Bruder ist bereit, zu gehen und bietet sich freiwillig an. Sie brauchen Erkundigungen über das Land; Sie haben sie von dem erwähnten Steuermann. Sie brauchen einen Häuptling zum Schutz für den Missionar; Sie haben schon einen bereit. Sie brauchen einen Befehl zum Gehen. Sie haben ihn in Ihrer Bibel: Gehet hin in alle Welt. Sie brauchen eine Verheißung vom Herrn und Sie haben sie: Siehe, ich bin bei euch alle Tage.“ Die Wesleyanen ließen sich so etwas nicht zwei Mal sagen. Zwar hatten sie erst vor einigen Jahren den Unfall erlebt, der bis dahin in der südafrikanischen Mission unerhört war, daß nämlich ihr Missionar Threlfall bei einen Versuche, in das Namaland jenseits des Garib einzudringen, erschlagen worden war, allein das durfte nicht hindern. das Werk des Herrn zu treiben. 1834 zog Miss. Cook auf Warmbad ein. Man nannte seitdem den Platz J. Nisbet zu Ehren „Nisbetsbad.“

Cook mochte etwa anderthalb Jahre im Lande sein, als die rheinische Gesellschaft zwei ihrer Missionare absandte, um in jenen Gegenden sich umzusehen, ob auch sie dort einen Eingang finden könnten. Es war im Jahre 1836 und die Beiden waren Leipoldt und Terlinden. Sie gelangten jedoch nur bis Pella und kamen nicht über den Fluß. Mit ihnen zusammen aber traf ein englischer Reisender, Capitain Alexander, dort ein, welcher sich tiefer in das Land hineinwagte und den nächsten kräftigen Anstoß gab, die Mission im Namalande weiter aufzunehmen. Im Frühjahr 1837 ging er von Nisbetsbad aus und drang auf der Ostseite des Fischflusses nach Norden vor. Zwischen den jetzigen Stationen Bersaba und Hoachanas in den Gegenden des Lever- und Fischflusses traf er auf Amraal Lamberts Stamm; nicht weit davon lag auch Jonker Afrikaner bei Kaikurub. Die Orlam waren damals schon Meister über einen großen Theil dieser Gegenden. Die drei mächtigsten Häuptlinge derselben waren die unter einander blutsverwandten und verschwägerten Jonker Afrikaner, Jan Booi und Amraal Lamberts; Jonker aber war der mächtigste. Capitain Alexander fragte ihn, ob er einen Missionar haben wolle, was Jonker bejahete. Amraal und Jan Booi hatten ihm dieselbe Antwort gegeben. „Wenn ich zu Hause komme, werde ich Dir einen senden,“ versprach ihm der Reisende. Der Mann hatte zwar über keine Missionare zu verfügen, aber so viel er konnte, hielt er doch Wort. Er klopfte bei nicht weniger als drei Gesell-

schaften an. Zuerst forderte er Missionar Cook auf, dann Schmelen und endlich wandte er sich auch an die Missionare Leipoldt und Terlinden, seine anfänglichen Reisegefährten. Die Orlam warteten ihr Jahr, aber der versprochene Missionar blieb aus. Doch war ein Brief von Schmelen gekommen und hatte einen Missionar versprochen, von Nisbetsbad war dasselbe Versprechen brieflich eingelaufen, nur die rheinischen Missionare hatten nicht brieflich geantwortet, aber Terlinden hatte auf Eben-Ezer Jan Booi mündlich das Versprechen gegeben, als derselbe mit etlichen seiner Leute sich in die Colonie gewagt hatte, um einen Wagen nachzubringen, den ein Reisegefährte des Capitain Alexander stehen gelassen hatte. Die Versprechen waren gegeben, sie mußten auch gehalten werden. Und nun hebt ein Wettlaufen der wesleyischen und rheinischen Missionare um die Orlam des Nordens an. Drei Jahre warteten dieselben noch und es erschien kein Bote des Friedens bei ihnen. Da war Missionar Cook der erste auf dem Platze. 1841 langte er bei Amraal an, besuchte auch Jonker, reiste mit dem nach der Walfischbai und kehrte wieder nach Nisbetsbad zurück. Er gab den beiden Orlam-Häuptlingen das Versprechen, entweder er oder ein anderer werde kommen und ihr Missionar werden. Cook kam nicht, er mußte wegen Krankheit nach dem Cap gehen; er sandte aber seinen Katecheten Tindal, welcher sich etliche Monate bei Amraal aufhielt. Aus einer festen Niederlassung wurde aber auch damals nichts. Die beiden Vettern, Jonker und Amraal, gingen damals mit dem Plane um, ihre Leute zu vereinigen und auf Windhoek, dem späteren Platze Jonkers, zusammen zu wohnen. Beide waren sehr begierig nach der Predigt des Wortes Gottes und entließen Tindal erst, als er ihnen Hoffnung machte, wenn sie zusammen auf Windhoek wohnten, so wolle er oder ein anderer wesleyischer Missionar kommen und ihr Lehrer sein. Es ist gewiß ein Zeichen eines ernsten Verlangens nach dem Heile, daß den Beiden, dem Amraal und dem Jonker, nicht die Geduld riß, als sie so von Jahr zu Jahr vertröstet wurden und nicht erhielten, was sie suchten.

Da gedachte denn auch Schmelen auf Komachas seines Versprechens. Er wird es nie vergessen haben, aber von seiner Gesellschaft konnte er keine Hülfe erhalten, weil dieselbe die Namamission aufgegeben hatte. Doch waren jetzt rheinische Missionare bei ihm und unter ihnen welche, die den Auftrag hatten, nach dem Norden zu gehen und die alten Versprechen wahr zu machen. Von ihnen machten sich denn auch 1842 Kleinschmidt, Schmelen's Schwiegersohn und Hugo Hahn auf, um hinaufzuziehen. Kleinschmidt hatte zwei Briefe bei sich, einen an Jonker, den andern an Amraal, worin

die beiden benachrichtigt wurden, daß das die Lehrer seien, welche er ihnen versprochen habe. Auf Bethanien traf Kleinschmidt Amraals Bruder Jakob, bei dem damals zuerst wieder die Asche von den Kohlen geblasen wurde und welcher sich auch mit aufmachte und Kleinschmidt nach Jonker und seinem Bruder geleitete. Jonker, der bereits sich auf Windhoek niedergelassen hatte, nahm unsern Missionar mit großer Bereitwilligkeit auf, erklärte auf Kleinschmidts Befragen, daß er von den Wesleyanen absehe und die Lehrer, welche von dem alten Vater Schmelen kämen, bei sich haben wolle. Kleinschmidt wollte indessen den Plänen, welche die Wesleyanen mit den Orlam und den nördlich von ihnen wohnenden Stämmen hatten, nicht in den Weg treten und glaubte eine brüderliche Theilung der Arbeit dadurch zu ermöglichen, daß sich die Rheinischen bei Jonker, die Wesleyanen aber bei Amraal niederließen und machte deshalb von der Weisung Schmelens für Amraal keinen weitern Gebrauch. Es gingen damals die Wesleyanen nicht auf diese Theilung ein und machten 1½ Jahr später ihre Rechte auf Jonker geltend, worauf denn auch die rheinischen Missionare wichen und so die ganze Orlammission des Nordens an die Wesleyanen überging, während sie sich unter Nama und Hereró niederließen.

Amraal hatte bald nachher auf Nausannabis sich niedergelassen. Offenbar hatten die beiden Vettern wie Lot und Abraham sich geschieden. Der kluge, hochmüthige Jonker hatte sich den besten Theil des Landes genommen. Der Swachaubgrund, in welchem er sich bei Windhoek niederließ, ist ein schönes Thal, und die Aussicht, mit der Walfischbai in Verbindung treten zu können, war lockend genug. Amraal ging nach Osten, ins Innere, fern von der Bai, dicht an den Rand der großen Wüste. Es hat noch kein Mensch entdeckt, wohin der Nossobgrund, in dessen oberen Lauf Nausannabis liegt, nach Süden sich wendet, solch heulende Wildniß ist da. Das Land gehört dem rothen Volke. Ob Amraal sich die Niederlassung erzwang, ob man sie ihm gutwillig abstand, ich weiß es nicht. Im Westen also das rothe Volk, im Osten die Wüste, im Norden die Mbanterú — es war keine beneidenswerthe Lage, in welcher er war. Cook, welcher bald wieder auf kurze Zeit zu Besuch kam, nannte den Platz „Wesleythal." Um ein anschauliches Bild der Gegend zu geben, möge hier ein kurzer Bericht über eine Reise stehen, welche Hugo Hahn im März 1843 nach Amraal machte. Dieser nahm damals den lebendigsten Antheil an dem Ergehen der Missionare auf Windhoek. Ein Paar Wochen vor dieser Reise traf er eines Tages mit 30 Menschen auf Reitochsen ein. Es war sein erstes Zusammentreffen mit rheinischen Missionaren. Der „ehr-

würdige Greis mit fast ganz weißem Haupte" machte einen sehr guten Eindruck. Er hatte das Gerücht gehört, Hugo Hahn sei von den Hereró erschlagen worden; die Geschichte war mit allen Nebenumständen so glaubwürdig gemacht, daß er nicht daran gezweifelt hatte und nun mit Jonker reiten wollte, um den Platz zu sehen, wo der Mord geschehen sei. H. Hahn machte ihm darauf seinen Gegenbesuch und schreibt von der Reise nach Wesleythal folgendes:

„Des Morgens verließ ich mit Johannes und in Begleitung eines Mannes, Namens Hendrik, mit geliehenen Pferden Jonkers Platz. Weder mein Begleiter, noch ich kannten den Weg, nur die ungefähre Richtung. Gegen Nachmittag begegneten wir glücklicherweise einen Ratten suchenden Buschmann, der den bereits confus gewordenen Hendrik zurecht wies. Wir setzten dann unsere Reise fort. Nichts gewahrten wir vor uns, als eine unermeßliche, etwas wellenförmige, mit herlichem 3 — 4 Fuß hohem Grase, wie auch hin und wieder mit Bäumen und Gebüsch bedeckte Fläche. Am fernen Horizonte im N.-N.-O. tauchte aus derselben ein in blauen Nebel gehüllter Bergrücken. Fern im Osten zog sich ein anderes Gebirge, ein Ausläufer des Gebirges, das wir eben verlassen hatten. Zuweilen gewahrten wir Schaaren der über unsere ungewohnte Erscheinung erstaunten Einwohner dieser Einöde, Hirsche von der Größe eines kleinen Pferdes, Gemsböcke noch größer als die vorigen, Springböcke (alle drei Antilopenarten), wilde schwarze Ochsen mit großen Mähnen und Schwänzen, Kuddu, Zebra, Strauße — sie alle staunten uns verwundert an, dennoch blieben sie wohlweislich aus dem Bereiche unserer Gewehre. Es begann dunkel zu werden und regenschwangere Wolken droheten. Eine betrübende Aussicht für unsere Nachtruhe, aber wir wußten nicht, daß noch etwas viel Schlimmeres dieselbe stören würde. Vor uns sahen wir eine große Anzahl Bäume und da uns dieselben einen Fluß verkündigten, beeilten wir uns, denselben zu erreichen. Da wir jedoch bei gänzlich eingetretener Dunkelheit wohl die Bäume, nicht aber den Fluß erreichen konnten, so zwang uns die Nothwendigkeit, unter einem Dornbusche abzusatteln. Während mein Begleiter Holz suchte, hütete ich die Pferde; nachher banden wir sie auf der Windseite des Busches fest, aus Vorsicht vor den Löwen und Hyänen. Wir lagerten uns auf der andern Seite, vor uns ein großes Feuer. Kaum hatten wir unser karges Mahl, etwas im Wasser gekochten türkischen Weizen, beendigt und uns, nachdem wir den Hüter Israels um seinen Schirm und Beistand angerufen hatten, unter unsern Karossen von Schaaffell niedergelegt, das Gewehr zur Seite, als uns plötzlich das herannahende Brüllen eines Löwen

erschreckte. Nun sahen wir erst, daß unser Holzvorrath für die ganze Nacht zu klein sei, es blieb also nichts übrig, als noch welches zu suchen. Mein Begleiter und ich nahmen unsere Gewehre und Johannes zwei Feuerbrände zum Leuchten in der stockdunkeln Nacht und um die Löwen — es schienen ihrer zwei zu sein — abzuhalten. Unser erstes Suchen war nicht mit gewünschtem Erfolg gekrönt und wir sahen uns ungeachtet des anhaltenden und stets näher kommenden gräßlichen Brüllens, das unsere Spur entlang zu gehen schien, genöthigt, noch einmal auszugehen. Glücklich fanden wir einen umgefallenen Baumstamm, den wir mit großer Anstrengung zum Feuer brachten. Ich war verwundert, daß unsere Pferde beim Geschrei und Brüllen der Löwen so still blieben, worauf mein Begleiter sagte, sie wüßten, daß die Menschen sie beschützen würden und daß die Thiere überhaupt nicht sowohl vor des Löwen Stimme, als vor seinem Geruche und Gesichte flöhen. Nach Mitternacht endlich schien es still zu werden und wir überließen uns dem Schlafe, als plötzlich ein gewaltiger Schrei, mir schien es etwa 20 — 30 Schritte vor uns zu sein, mir durch Mark und Beine drang. Ich rief dem Manne zu, ob er es höre; der bejahete es, versicherte mich aber, daß der Löwe nun weiter sei, als da wir meinten, seine Stimme von fern zu hören. Gegen Morgen genossen wir etwas Schlaf, und als der Tag zu grauen begann, machten wir uns reisefertig. Weil unser Speisevorrath, ein Drittheil eines Schaafs, sehr gering war, suchte ich einen Pfau zu schießen, fehlte ihn aber. Durch gnädige Führung des Herrn trafen wir in dieser Einöde drei Namaqua, die uns die Richtung beschrieben. Mittags aßen wir ein auf Kohlen gebratenes Stück Fleisch. Abends war mein Wegweiser wieder gänzlich ohne Rath und ich sah mich genöthigt, selbst die Richtung, welche ich für die richtige hielt, aufzunehmen. Die eintretende Dunkelheit nöthigte uns, abzusatteln. Gras ward für die Thiere abgeschnitten und große Stücke Holz, unter deren Last wir fast erlagen, zusammen getragen. Als wir unser Feuer frisch im Brande hatten und uns zur Ruhe legen wollten, sahen wir ganz unerwartet in unserer Nähe mehrere Feuer und hörten auch das Bellen der Hunde, was uns die Nähe eines Dörfchens verrieth; diese Nacht konnten wir nicht schlafen. Mit Tagesanbruch brachen auch wir auf. Wir ritten auf das Dörfchen zu; es bestand aus etwa 10 Hütten und war von Namaqua bewohnt. Hier wies man uns wieder zurecht. Mittags sattelten wir bei einem kleinen Landsee ab, der etwa 300 Schritte lang und etwas schmäler war. Die Fläche, auf der wir uns befanden und deren Ende man nicht absehen kann, ist voll von solchen kleinen Seen. Das

Gras war an manchen Stellen erstaunlich hoch und reichte bisweilen bis an meine Brust. Unsern Hunger stillten wir an einer sehr wohlschmeckenden Frucht eines Rankengewächses; sie ist reif purpurroth und gleicht im Geschmack der Pflaume und an Gestalt der Gurke; unreif schmeckt sie gleich dieser; sie ist sehr gesund, in bergichten Gegenden jedoch wegen ihrer Bitterkeit ungenießbar. Ebenso ist es mit der wilden Wassermelone, die im Sande süß und wohlschmeckend, im Karroofelde dagegen unerträglich bitter ist. Nachmittags stießen wir auf Jäger, die uns ein Stück Rhinocerosfleisch gaben. Nachts erreichten wir ein kleines Namaquadörfchen, woselbst man uns mit großer Freundschaft empfing. Lebensmittel muß man jedoch nicht bei armen Namaqua erwarten, die selbst ihr Leben kümmerlich fristen. Vor Anbruch des Tages setzten wir unsern Weg fort und erreichten ziemlich abgemattet gegen 9 Uhr Wesleythal. Dieser Platz liegt am linken Ufer des Nossob in einer bis jetzt noch unbegrenzten, mit Büschen und herrlichem Grase bedeckten wellenförmigen Sandfläche. Das Ufer, auf welchem er liegt, besteht aus Kalksteinhügeln, aus denen einige sehr schwache Quellen sparsam den wenigen Gärten Wasser geben. Getreide kann man hier, wie bei allen südafrikanischen Flüssen, an den Ufern säen, wenn sie übergetreten sind. Man empfing uns mit großer Freude. Ich war verwundert über die vielen und hübschen europäischen Anzüge der Männer und Frauen, man meinte fast in einer Dorf-Heidengemeinde zu sein."

Hahns Bemerkung ist ganz richtig. Diese Einwanderer waren offenbar ein Stück colonialen Lebens mitten unter Wilden, die am tiefsten nach Afrika hineingeschobenen Vorposten deutscher Gesittung und deutscher Zunge. Hätten die Orlam dem heiligen Geiste und damit einer christlichen Bildung gründlich Raum gegeben, statt, wie es leider zum großen Theile der Fall war, zu verwildern, so wären sie offenbar dazu gemacht gewesen, ein heilsamer Sauerteig für die wilden Stämme des Nordens zu werden und es war ein ganz richtiger Instinct, wenn die Missionare sich bei ihren Missionsplänen auf die Orlam stützten und Amraals Stamm, getragen durch die nobele Persönlichkeit seines Häuptlings, war ganz vorzüglich dazu geeignet. Das erkannten denn auch die Wesleyanen mit Recht und gingen endlich in der Mitte des Jahres 1844 dazu über, ihm einen festen Missionar zu geben. Von da an war Joseph Tindal Amraals Lehrer, welcher sich dauernd bei ihm niederließ.

Wäre nun ein ungestörtes Stillleben zu Wesleythal möglich gewesen, so waren gewiß alle Bedingungen einer ganz erfreulichen christlichen Entwickelung des kleinen Auswandererhaufens vorhanden. Allein das war nicht

zu erreichen. Es kommt auch anderwärts vor, daß den Auswanderern das Auswandern und Umherziehen zum Bedürfniß wird. Das ist bei den Orlam der Fall gewesen und ist es zum großen Theile noch. Und bei Amraals Leuten lag es besonders nahe. Sie hatten es, großentheils durch die Ungunst des Landes, in welchem sie lebten, noch nicht zum seßhaften Leben bringen können, sie mußten von der Jagd leben. Das trieb sie unaufhörlich in die Weite. Das nächste Jagdfeld gehörte dem rothen Volke, welches Herr im Lande war; dem durften sie nicht lästig fallen; sie wandten sich also gegen Norden und da stießen sie mit den Mbanterú zusammen, welche die fremden Jäger auch nicht grade willkommen hießen, deren Zahl doch nicht so groß war, daß sie den Schwarzen mit Leichtigkeit die Spitze bieten konnten. Das gab für Amraal eine schwierige Lage voller Störungen und Reibungen. Er erkannte das wohl und suchte deshalb seinen Haufen zu stärken. Er that, was in gleicher Lage auch Jonker zu thun sich genöthigt sah. Wie Jonker seine Sippschaft von Nisbetsbad zu Hülfe rief, um seine Macht in fremdem Lande zu mehren, so sah sich auch Amraal nach Hülfe anderer Orlam um. Jonker gelang es; Amraal gelang es nicht. Er wandte sich an Christoph Tibot, seinen alten Bekannten noch von Bethanien her. Der oder vielmehr Paul Goliath, sein Häuptling, lag auch auf dem Gebiete des rothen Volks, nur waren sie auf ihrem Wanderzuge im Süden stecken geblieben. Amraal wußte wohl, daß Tibot und seine Leute das Wort lieb hatten, und es wäre ein bedeutender Gewinn für die christliche Bildung auf Wesleythal gewesen, wenn diese Orlam sich vereinigt hätten. Allein Tibot wurde von Knudsen festgehalten. Amraal blieb also klein. Bald theilte sich sein Haufen noch obenein; ein Theil zog weiter nach Norden im Nossobgrund und ließ sich an der Elephantenquelle nieder. Man sorgte zwar durch einen Nationalgehülfen, daß diese Abtheilung des Stammes nicht ohne das Wort Gottes blieb; allein es war nur ein sehr dürftiger Behelf, eben so dürftig, wie der, durch welchen man dem rothen Volke die Predigt des Evangeliums bringen wollte. Die Absicht, welche dabei Amraal und sein Missionar hatten, war gut, aber das Mittel war schlecht, weil die Leute, welche man als Lehrer gebrauchte, ihrer Aufgabe gar nicht gewachsen waren. Sie bereiteten dem Namen des Herrn mehr Schande, als Ehre.

Um die Schwierigkeiten voll zu machen, welche der Mission bei Amraal entgegenstanden, so brach Jonker im Frühjahr 1846 den Frieden mit den Nachbaren im Norden. Es waren dieselben Schwarzen, welche auch das Gebiet Amraals begränzten, bei Jonker Hereró genannt, während die

an Amraals Gränzen Mbanterú heißen. Der unheilvolle Friedensbruch verwickelte die Orlam- und Namastämme jener Gegenden in bis auf diese Zeit anhaltende Kämpfe gegen die Schwarzen und unter einander. Amraal hat sich von Anfang an in denselben sehr brav gehalten, indem er jederzeit gegen das Rauben und Morden auftrat und den Frieden zu vermitteln suchte. Kaum hatte Jonker seine Züge unternommen, so erklärte sich Amraal auf das Bestimmteste gegen ihn und brach alle Gemeinschaft mit ihm ab, selbst im Gegensatz gegen die wesleyischen Missionare, welche anfangs Jonkers Verhalten zu entschuldigen suchten. Er verband sich zu dem Ende mit seinem alten Bekannten, dem Namahäuptling Willem Swartbooi, mit dem er auf Bethanien bei Schmelen zusammen gewesen war. Der hatte auf Rehoboth bei Missionar Kleinschmidt sich niedergelassen und war Christ geworden. Amraal freute sich sehr darüber und es bestand von da ab ein sehr lebendiger Verkehr zwischen Rehoboth und Wesleythal. Der bedächtige und weise Orlam galt etwas mit seinem Rathe bei dem Namahäuptlinge und wir haben es ihm hauptsächlich zu verdanken, daß Rehoboth noch einige Jahre lang sich von der allgemeinen Raublust unbefleckt erhielt. Einen schwereren Stand hatte er dem rothen Volke gegenüber, bei dem er Landeseingesessener war. Dieser alte Königsstamm der Nama sah mit Eifersucht dem Umsichgreifen Jonkers zu und hatte sich auch bald auf diese schwarzen Nachbaren geworfen, um dem Orlam die Beute nicht allein zu lassen. Amraal versuchte sein Allermeistes, um wenigstens die Mbanterú, welche seinen Grenzen am nächsten lagen, vor den Raubzügen zu schützen. Er setzte dabei seine ganze Existenz auf's Spiel. Es war im Januar 1848. Eben erholte sich sein Volk von dem schweren Jahre 1847, in welchem in jenen Gegenden weit und breit ein mörderisches Fieber wüthete, welches auch unter Amraals Leute viele weggerafft hatte. Da erschien eines Tages ein großer Raubzug des rothen Volks in Wesleythal; Jonkers Schwager, Amraals Verwandter, war auch dabei. Sie erklärten, sie würden die Schwarzen in der Nähe überfallen, weil sie ihnen Vieh geraubt hätten. Da das erlogen war, so widersetzte sich ihnen Amraal und auch Miss. Tindal zwei Tage lang. Aber es half nichts, sie verführten sogar noch einen Theil von Amraals eigenen Leuten und nun raubten und mordeten sie, so viel sie konnten. Eine Stunde von Wesleythal lag ein Dorf der Mbanterú; Amraal hatte ihnen eigens seinen Schutz versprochen. Im Vertrauen darauf reichten sie der heranziehenden Bande in Freundschaft die Hände, in welche die Mörder auch einschlugen; aber gleich darauf griffen diese zu ihren Gewehren und schossen die

sorglosen Wilden nieder. Jonkers Schwager hatte sogar gesagt, und wenn auch Amraal dieselben unter seinen Karoß nähme, so würde er sie doch darunter wegschießen. Der sonst so sanftmüthige Amraal gerieth über solche Treulosigkeit in Zorn. Zuerst gebot er seinen Leuten, die sich am Zuge betheiligt hatten, das geraubte Vieh herauszugeben; er mußte aber hier schon den Schmerz erleben, daß nur etliche gehorchten, die andern waren schon in die Gottlosigkeit verstrickt. Sodann war er fest entschlossen, die Räuber zu bekriegen; er habe den Leuten das Wort gegeben, sie zu beschützen, sagte er, und er wolle mit ihnen sterben, man solle wissen, daß es noch gerechte Menschen auf Erden gebe. Auf der Stelle sandte er Boten an seinen Freund Willem auf Rehoboth und ersuchte ihn um Hülfe. Der war gern bereit; wenn er einem helfe, sagte er, so sei es Amraal, denn der streite für's Recht. Es konnte aber aus dem Bunde nichts werden, weil Miss. Tindal verlangte, daß auch Jonker mit in denselben aufgenommen würde, wozu weder Amraal noch auch Willem ihre Einwilligung geben wollten, da Jonker selber ein Räuber war. — Es ist in der That großartig, zu sehen, wie Amraal in jener Zeit, wo man rings umher über die Schwarzen herfiel, alles aufbot, um sie zu schonen. Sein eigener Missionar mußte ihm Vorwürfe darüber machen, daß er allzu nachgiebig gegen die allerdings auch raubenden Mbanterú sei. „Ich werde mit ihnen handeln bis an mein Ende, wie ich jetzt handele,“ erwiederte der Alte. Die Schwarzen selber plünderten ihn aus, und sein ältester Sohn, der die Geduld und Sanftmuth seines Vaters nicht hatte und auch schon an die Raublust verrathen war, erschien auf Rehoboth und bat Willem um Hülfe gegen die Räuber. Der gab ihm die großartige Antwort: „Laß deinen Vater sehen, wie er auf dem Wege des Friedens sein Vieh wieder bekommt; kann er es nicht, dann will ich kommen und helfen.“ Aber er kam nicht.

Es war das alles bei Amraal eine süße Frucht des Evangeliums, wie denn das Wort und Werk des Friedens in Wesleythal und an der Elephantenquelle bei allem Kriegslärm unter seinem Volke seine Macht bewies. Es wurde mancher bekehrt und es bildete sich ein liebes kleines Häuflein, welches zur Wahrheit hielt. Freilich war auch ein Haufe da, welcher die Wahrheit haßte, und zu Amraals großem Schmerze stand sein ältester Sohn an dessen Spitze. Sie sanken immer tiefer, wurden Räuber, wie die andern und endlich trennte sich der Sohn ganz von dem Vater. Und als seit 1850 das Morden und Rauben immer mehr überhand nahm, glaubten die wesleyischen Missionare die Mission nicht mehr fortsetzen zu können. Jonkers Missionar verließ schon in der Mitte 1850 ganz den

Platz und Tindal folgte ihm im Anfange 1851. Da war Amraal in einer schweren drückenden Zeit ohne des Herrn Wort. Er hielt sich aber wacker; das fiel jedem in die Augen, der ihn besuchte. So besuchte ihn gleich nach dem Abzuge Tindals der bekannte englische Reisende Galton. Derselbe stellte ihm ein sehr günstiges Zeugniß aus. „Mir schien es," erzählte Galton, „daß, so klein auch Amraals Stamm war, er doch ohne Vergleich der civilisirteste von allen war, die ich gesehen hatte und das er bei Weitem mehr Hülfsquellen besaß, als der des Swartbooi und Oasib. Ich meine, daß mit den gewöhnlichen Tauschartikeln alles, was gebraucht wurde, gefunden und mit weit größerer Leichtigkeit, als irgend wo anders, gekauft werden konnte. Die andern behalten von nichts Vorrath in der Hand, sondern leben von Hand zu Mund." Der Reisende begleitete Amraal auf einem großen Jagdzuge in die Gegend nach dem Ngamisee hin und war Zeuge davon, wie der Alte „mit einer über alle Maaßen in Erstaunen setzenden Scharfsichtigkeit" einen Act der Gerechtigkeit an einem Dorfe räuberischer Mbanterú vollzog, ohne doch grausam zu sein.

Seine Aufgabe als Friedensstifter verlor Amraal nicht aus den Augen und er hatte endlich im Juni 1852 so glücklichen Erfolg damit, daß sich Oasib, das Haupt aller Nama, Willem Swartbooi von Rehoboth und Jonker bereit erklärten, mit ihm zusammen beim rothen Volke einen Frieden zu schließen, sowie Ordnung und Gerechtigkeit und den freien Lauf des Evangeliums im Lande herzustellen. Schon athmeten die Missionare auf. Amraal, Willem und Oasib erschienen am bestimmten Tage, aber Jonker blieb aus, und vereitelte so das allgemeine Friedenswerk. Zwar schlossen die drei andern unter sich einen engeren Bund gegen Jonker, aber Amraal mußte den Schmerz erleben, daß sein alter Gefährte Willem auf Rehoboth Anfangs 1853 auch das alte Räuberleben begann. Dafür schenkte ihm der Herr aber die Freude, daß er durch seinen Einfluß es dahin brachte, daß sein Landesherr Oasib auf Rehoboth um einen Missionar bat. Missionar Vollmer begab sich darauf im Juli 1853 unter das rothe Volk und legte die Station Hoachanas an. Noch ehe Oasib selbst auf der Station erschien, kam sein treuer Rathgeber Amraal bei Vollmer an, freute sich höchlich, daß das Wort Gottes wieder im Lande und ihm so nahe sei. Sein Nausannabis ist nur zwei Tagereisen fern. Er half Vollmer fleißig beim Kornsäen und kam endlich noch mit einem Anliegen heraus, welches er dem Missionar im folgenden Briefe an die rheinische Missionsgesellschaft dictirte: „Liebe Herren! Ich habe einen Brief von der wesleyischen Missionsgesellschaft gekriegt und in diesem Briefe wird mir gesagt, daß ich von

dieser Gesellschaft keinen Lehrer mehr haben soll, aber daß ich von der rheinischen Gesellschaft einen Lehrer haben soll. Jetzt ist es schon über 2 Jahre her, daß mein Lehrer, Herr Tindal, von mir weg ist. Ich habe immer gewartet, daß Herr Tindal wieder herauskommen soll, aber jetzt sehe ich, daß er nicht wiederkömmt. Darum bitte ich die rheinische Gesellschaft, daß sie mich und mein Volk im Worte Gottes unterrichten wolle. Ich hoffe, daß die Gesellschaft meine Bitte nicht abschlagen werde, und in dieser guten Hoffnung grüße ich alle die Herrn. Ich bin Capitain Amraal Lamberts." Dieser Brief bezieht sich auf ein Abkommen, welches bald nach dem Verziehen der wesleyischen Missionare aus dem Norden zwischen der rheinischen Gesellschaft und den Wesleyanen vereinbart worden war, nach welchem die Letztern ihre frühern Stationen unter den Orlam und Nama im Norden überließen. Leider waren die Missionare bis in den Anfang 1855 außer Stande, diesem nachzukommen, wozu ihnen die Erlaubniß gegeben war. Amraals Stellung, die er sich in den letzten zwei Jahren zu verschaffen gewußt hatte, und nach der er ohne Frage für das dortige Missionswerk der einflußreichste Mann geworden war, gab ihm allen Anspruch auf einen eigenen Missionar. Seine politische Macht war gering. Die meisten seines Volkes hatten ihn verlassen; nur wenige Getreue waren ihm geblieben; alle Leute, die sonst bei ihm wohnten, waren Nama und gehörten dem rothen Volke an. Aber er erkannte mit Recht die Mission, welche die Orlam für die Nama bekommen haben, darin, daß sie durch ihre höhere Bildung und Intelligenz veredelnd auf sie einwirken sollen. Er war darin grundverschieden von Jonker. Jonker, immer tiefer gesunken durch Hochmuth, Soff und Raublust, verfolgte die ehemaligen wilden Pläne der Orlam, die Nama, welche sie ins Land riefen und als Gäste darin wohnen ließen, auszurotten. Es wäre das vielleicht möglich gewesen, wenn die Orlam für Einen Mann gestanden hätten. So lagen sie aber im Lande versprengt und verkamen theils in ihrer Vereinzelung, theils wurden sie durch die Arbeit der Missionare in Schranken gehalten. Und auf der andern Seite hatten ihre vereinzelte Angriffe gegen die Nama dazu gedient, die fast verkommenen Kräfte einer geordneten Staatsverfassung derselben von Neuem zu beleben und Oasib, der Häuptling des rothen Volks, von Alters her der Fürst der ganzen Nation, fing wieder an, kräftig zu regieren und seine Macht zu gebrauchen. Amraal stand Oasib mit seinem Rathe getreu zur Seite; er wollte das Recht nach Gottes Wort und Oasib ließ sich von ihm leiten. Der Letztere hatte seinem Volke ernst verboten, die Schwarzen mit Raub und Mord zu überfallen;

nur wenn sie anfielen, sollten sie nach Recht und Gerechtigkeit bestraft werden. Als Willem Swartbooi von Rehoboth aus zu plündern begann, mußte er auf bestimmten Befehl seines Oberherrn davon abstehen. Der Herr war sichtlich mit Amraals Politik. Im Jahre 1854 waren die Nama von einer großen Gefahr bedroht. Jonker hatte einen mächtigen Bund gegen sie zu Stande gebracht. Von Norden her mußten die Schwarzen, welche bereits unter Jonkers Botmäßigkeit standen, das rothe Volk anfallen und von Süden her waren die vereinzelten Orlambanden, welche im Lande saßen, heimlich aufgeboten, Oasibs Joch abzuschütteln und sich gegen ihn zu wenden. Wider Amraals Rath, sich still zu halten und nur zu vertheidigen, ließ sich Oasib durch seinen Vasallen auf Rehoboth zum Angriff gegen Jonker verleiten und wurde geschlagen. Von allen Seiten bedroht, entfiel dem alten Manne das Herz und er dachte schon an Flucht. Die Station Hoachanas stand damals ganz auf dem Spiele. Da rettete Amraal durch kluge Unterhandlungen mit den Orlam im Süden aus der bedrängten Lage, so daß sie Frieden machten und das rothe Volk in Ruhe ließen. Hoachanas durfte bleiben. Seit der Zeit gewann Amraal immer größeren Einfluß über den Namafürsten. Der Rehobother plagte ohne Unterlaß, Oasib solle Krieg gegen Jonker machen und mit all seinem Volke zu ihm kommen; der that es aber nicht und sagte zu ihm, als er ihn wieder zum Kriegszuge nöthigen wollte: „Du bist mein Bote; Du sollst thun, was ich Dir sage: aber nicht immer stehen und mich plagen.“ — Auch für die inneren Angelegenheiten des Landes stand Amraal als ein guter Hausminister und Major Domus dem Oasib zur Seite. Ich will nur einen Fall erzählen. Eines Tages kam Amraal mit seiner ganzen Familie nach Hoachanas, wo Oasib Hof hielt. Es lag ihm besonders daran, sich einmal wieder an der Predigt des Wortes Gottes zu stärken, wie er denn überhaupt im Respect gegen die Mission dem ganzen Volke und seinem Fürsten das beste Beispiel gab. Er blieb acht Tage lang. Während dieser Zeit wurde zum Besten der öffentlichen Sicherheit gegen Landstreicher und Vagabonden folgende Einrichtung getroffen. Es wurde zum Gesetz gemacht, daß Jedermann aus dem Volke, welcher im Lande reisen wollte, mit einem Passe versehen sein müsse. Es wurden an alle Häuptlinge Briefe geschrieben, daß man doch mit keinem von ihren Leuten, welche ohne Paß erschienen, handeln wolle. Die königliche Botschaft wurde richtig angenommen und auch die andern Häuptlinge gaben ihren Leuten Pässe mit, wenn dieselben auf die Reise gingen. Bei dieser Gelegenheit legte Oasib noch einen andern Fall vor, welcher seine eigene Familie betraf.

Sein ältester Sohn hatte mit seiner Tante Unzucht getrieben. Der Alte war darüber sehr entrüsttet und wollte den Sohn bestraft wissen. Er legte Amraal die Frage vor, auf welche Weise die Strafe zu vollziehen sei. Amraal gerieth in Verlegenheit. Zu Stockschlägen, die unter anderen Umständen in der Ordnung gewesen wären, wollte er nicht rathen, weil er es nicht für Recht hielt, den Nachfolger eines Fürsten mit dem Stocke zu züchtigen. Er holte sich Rath bei dem Missionar, und der rieth, der Vater solle dem Sohne zur Strafe den Wagen nehmen. Das wurde angenommen und ausgeführt. Der Tante wurden 30 Stockhiebe zu erkannt; sie wurde zur Execution den Unterrichtern überantwortet. Die Thatsache sieht unbedeutend aus, und doch war sie etwas Großes, wenn man das Volk bedenken will, in welchem sie vorkam, ein Volk, von welchem der Missionar bei dieser Gelegenheit erfuhr, daß es unter ihm allgemeine Sitte sei, daß der älteste Bruder die Frauen der jüngeren Brüder auch als die Seinigen ansieht.

Im April 1855 kam endlich Missionar Eggert bei Amraal auf Nausannabis an. Der Alte war höchlich erfreut, wieder einen eigenen Missionar zu haben. Allein er konnte sein Volk auf Nausannabis nicht halten. Ein Theil derselben wollte auf Raub weiter nach Norden ziehen; er selbst, der alte Häuptling, war auch schon mit den Christen seines Stammes arm geworden, denn Nausannabis war wirklich schlecht. So gings denn im nächsten Jahre weiter nach Norden. Amraal selbst blieb in Gobabis sitzen. Hier am Weitesten im Innern, an der Straße von der Walfischbai nach dem Ngamisee, wohnt er noch, von rheinischen Missionaren bedient, ein Licht in großer Finsterniß und mit einem Häuflein getreuer Menschen, ein Denkmal der rettenden Gnade Gottes mitten unter einem sehr verkehrten Geschlecht.

---

17. Der Presbyter Tibot.

Der erste Missionar der Orlam, Christian Abrecht von der Londoner Gesellschaft gesandt, hatte auf Pella einen Viehhirten, der hieß Tibot. Als 1814 die merkwürdige Erweckung unter dem Volk von Pella war, bekehrte sich auch dieser Viehhirt, wurde getauft und bekam den Namen Christoph. Er hatte einen gelehrigen Kopf und lernte lesen, was sonst unter den Orlam seine liebe Noth hat; allein all Witz und Gaben konn-

ten ihn gegen des Teufels List nicht schützen. Wie die Gemeinde von Pella nach Albrechts Tod mehr und mehr verfiel, fiel auch Tibot mit und wurde ein Hurer und Ehebrecher. Der Missionar von Pella schloß ihn deshalb von der Gemeinde aus und der trotzige Orlam zog mit etlichen seines Volks in die Wüste jenseits des großen Flusses, da schweifte er mit dem Wilde um die Wette und fragte nach Gott und seinem Worte nicht mehr. Aber der Herr fragte nach ihm. In der einsamen Wüste des Gr.-Namalandes hatte er einen seiner Knechte postirt, ich meine Schmelen in Bethanien; der mußte manchen wiederfangen, der dem Evangelio am großen Flusse entlaufen war. So gerieth denn auch Chistoph Tibot nach Bethanien und der Herr segnete das Wort seines Knechts so kräftig an dem Herzen des verlornen Mannes, daß derselbe rechtschaffene Buße that und Schmelen ihn wieder in die Gemeinde aufnehmen konnte. Das hat der Orlam nie in seinem Leben wieder vergessen und wenn er darauf zu sprechen kommt, so geht ihm noch jetzt in seinem hohen Alter der Mund vom Danken über, „denn,“ pflegt er zu sagen, „ich lief schon im freien Felde und war den Löwen und Tiegern und Wölfen Preis gegeben;“ das meint er aber geistlich. Leider mußte Schmelen bald nachher Bethanien verlassen und das Volk zerstreute sich. Auch Christoph Tibot zog mit einem Haufen, der sich gegen Morgen von Bethanien am sogenannten Fischfluß niederließ. Paul Goliat, so hieß ihr Capitain, war in der Wahl des Feldes, in welches er mit seiner Truppe gezogen war, nicht glücklich gewesen. Es fehlte daselbst durchaus an starken Quellen. So lag das Volk in einzelnen Truppen bald hie bald da im Felde, der Viehstand wurde von Jahr zu Jahr geringer, bald hatten die Meisten nicht einmal mehr so viel, daß sie ihre Blöße mit Fellen decken konnten und liefen halb nackt in der Wüste umher. Aber ein Schatz war ihnen geblieben. Und das war Christoph Tibot und Gottes Wort in seinem Munde und die Bibel in seiner Hand. Unter allen Leuten, die früher auf Bethanien gelegen hatten, war er der Einzige, welcher lesen konnte; auch wußte er holländische Lieder zu singen, welche er bei Albrecht und Schmelen gelernt hatte, und die Liebe Christi ließ ihm keine Ruhe, unter seinem Volke mit dem geringen Pfunde zu wuchern, welches er empfangen hatte. Sonntäglich versammelte er seine Sippschaft in einer elenden Strohhütte um sich; hier sangen sie und Vater Tibot betete vor und las eine Geschichte aus Gottes Wort. Das war ihr Gottesdienst. Es waren ihrer 8 Getaufte, die Uebrigen Heiden. Paul Goliat, der Capitain, war zwar auch getauft, aber er war ein reicher Mann und bekümmerte sich um das Conventikel nicht.

So stand die kleine Stiftshütte am Fischflusse manch liebes Jahr und der treue Tibot wurde nicht müde, des Herrn Feuer und Heerd darinnen zu erhalten. Da kam auf einmal die Nachricht, auf Bethanien sei wieder ein Lehrer angekommen. Es war im Spätjahre 1842. Im Namalande, wie in allen Heidenländern, wird viel gelogen, aber — was man wünscht, das glaubt man gern. Und das war Tibot's Wunsch seit Jahren schon gewesen, daß doch wieder ein Missionar zu seinem Volke kommen möchte und so sattelte er denn zur Weihnachtszeit zwei Reitochsen, einen für sich und einen für sein Weib und ritt nach Bethanien hinüber drei Tagereisen weit. Und richtig, da saß Missionar Knudsen und predigte eben munter im Advent. Ich weiß nicht, wer von beiden sich mehr gefreut hat, als sie einander sahen, Knudsen oder Tibot, aber seine Herzenslust muß Knudsen an dem Alten gehabt haben, denn er ließ ihn mehrere Male in dieser Festzeit den Gottesdienst in seiner Weise halten und schrieb damals: „Er machte es sehr schön.“ Tibot bat um einen Lehrer für sein Volk, aber Knudsen mußte es ihm abschlagen, denn die beiden rheinischen Missionare, welche damals noch jenseits des Garib standen, Kleinschmidt und H. Hahn, waren für Jonker. Afrikaner bestimmt. „Ich will euer Lehrer sein,“ sprach Knudsen, „sei du mein Presbyter unter deinem Volke.“ Damit war der Alte zufrieden, sattelte wieder auf und zog seine steinigte und heiße Straße. Da saß der alte Presbyter auf seinem magern Ochsen und sang in die Wüste hinein: „Der beste Freund ist in dem Himmel“ und sang immer wieder. Das Lied war ihm so süß gewesen, als er es zu Bethanien singen hörte, daß er eigends noch einen Tag länger blieb, als er gewollt hatte, um es zu lernen.

Die Presbyter auf den Außenplätzen oder Filialen haben die Aufgabe, durch Unterricht zur Taufe und zur Confirmation vorzubereiten. Kaum war Tibot nach Haus gekommen, so trat er dieses sein Amt an. Und zwar zunächst bei seiner eigenen Familie. Es war noch kein Vierteljahr verflossen, so war er schon wieder auf Bethanien und führte Knudsen aus seiner Familie einen erwachsenen Mann und vier kleine Kinder zur Taufe und 3 Confirmanden zu, an welchen Knudsen mit Freuden sein Bischofamt verrichten konnte, denn er fand sie alle wohl zugerichtet. 8 Wochen darauf war der Alte schon wieder in zahlreicher Begleitung da und Knudsen konnte nach sorgfältiger Prüfung 8 Erwachsene und 15 Kinder taufen und 3 Personen confirmiren. Zu Hause, hieß es, wären noch viel mehr im Taufunterricht und Tibot klagte nur, daß ihm die Arbeit zu viel würde, ob denn Knudsen nicht einen Schulgehülfen für ihn habe. Da hatte Knudsen einen anstelligen getauften

Orlamburschen mit Namen Timotheus bei sich; den sandte er mit Vater Tibot und machte ihn zu dessen Schulmeister. Im Herbst des Jahres (1843) reiste Knudsen zur Visitation seines Filials. Timotheus, der kleine Schulmeister, hatte seine Sache gut gemacht und die Schüler hatten ziemlich bei ihm gelernt. Aber Vater Tibot hatte auch schon wieder eine kleine Schaar, die zur Taufe bereitet war. 8 Tage lang prüfte sie Knudsen. Horchen wir einmal ein Stückchen in die Beichte, um das Lehrvolk Tibot's kennen zu lernen. Da kam einer an, er hieß Louis. „Was für Sünden hast du niederzulegen?" fragte ihn Knudsen. Ich bin ein Mörder, antwortete er. Außer dem Damra habe ich 2 Hottentotten nach einander so geschlagen, daß sie kurz darauf gestorben sind. — Darauf kam sein Sohn Paul. „Was hast du, welches dir auf dem Herzen liegt und dich plagt?" — Ich bin ein Hurer und habe mit den beiden, die da sitzen, gehurt. — „Adam! und du?" — Ich bin auch ein Mörder und habe einen Hottentotten unschuldig ums Leben gebracht, denn einige andere sagten, er wolle mich tödten, wenn er mich allein kriegte und als ich ihm bald darauf auf den Leib kam, erschoß ich ihn. Nachher hörte ich, daß es erlogen war; sie wollten ihn nur gern weghaben, weil er stärker, als sie, war. Jetzt steht es vor mir. — „Griet (eine alte Buschmannsfrau), was hast du niederzulegen?" — Ich habe ein Kind lebendig begraben. Ein Verwandter von mir hurte viel, aber wollte die Kinder nicht unterhalten, darum macht ich ein Loch und warf es darein und begrub es. — „Sahen denn die andern es nicht?" — Sie sahen es. — „Sagten sie denn nichts?" — Nein. Nun steht es gegen mich auf. — Am nächsten Sonntage konnte Knudsen ihrer 18, die in ähnlichen Sünden gesteckt hatten, wie die ebengenannten, worunter die alte Buschmannsfrau nebst ihrer Tochter und 3 Damramägde, durch Kraft des Blutes und Verdienstes unsers Herrn und Heilandes, an welchen sie von Herzen in Einfalt glaubten, von ihrem bösen Gewissen durch die heilige Taufe reinigen und zur Kindschaft Gottes an- und aufnehmen. Die Bewegung, die durch Tibot's Predigt im Volke entstanden war, war so groß, daß auch der Capitain Paul Goliat nicht widerstehen konnte. Er kam in selbigen Tagen auch auf Tibots Platz gezogen und als ein gebeugter Sünder bat er Knudsen um die Wiederaufnahme in die Gemeinde, was ihm nach ernstlicher Prüfung auch genehmigt wurde.

Die nächste Passionszeit kam ins Land und mit ihr auch der alte Presbyter vor die Thür des armseligen Pfarrhauses in Bethanien. Er wollte Knudsen wieder zur Taufe abholen; 6 Reitochsen hatte er bei sich.

Sie ritten den andern ganzen Tag, denn der alte Herr drängte das Mal, da das Volk zu Hause warte. Sie ritten bis tief in den Abend hinein. Auf einmal sprang Tibots Ochse scheu zur Seite, weil er auf eine Schlange im Wege gerannt war und im Nu lag der alte Vater am Boden. Er war gerade auf den Kopf gegen Steine gestürzt und nun half kein Eilen mehr; sie mußten in der Wüste Feuer anmachen und sich lagern. Die rechte Seite des Gesichts des Alten blutete aus mehrern Wunden und sein Hals war ganz steif geworden und schmerzte ihn sehr. Wie aber der Mond über dem Fischflusse aufging, gings weiter trotz Wunden und steifem Halse und manchem Presbyter diesseits und jenseits des Rheinstromes. Als sie am dritten Tage an Ort und Stelle waren, kam grade die Gemeinde aus der Abendkirche und sang: „Zingt, gy allen zingt! Hem uw loflied brengt, die voor ons is gestorven.“ Es war schon spät und die Nacht brach rasch herein; aber mit dem Frühesten des nächsten Morgens brach ein jeder eine Matte von seinem Hause und schleppte einen Pfahl herzu und ehe sich's Knudsen versah, war ein stattliches Mattenhaus für ihn fertig. Doch von einem Tische weiß der Orlam nichts und der Missionar mußte sich selber einen von großen Steinen bauen. Bald führte der Presbyter seine Taufcandidaten zur Beichte. Er hatte dies Mal arme Sünder von feinerm Schrot und Korn. September, ein Damraburſche von 17 Jahren, trat herzu und beichtete: „Früher war ich ganz blind und dumm. Ich hörte, daß wir Sünder seien und daß Jesus gekommen und für uns gestorben sei, auf daß wir durch ihn selig werden. Ich hörte andere beten und wollte auch gern selbst beten, aber ich wußte nicht recht was. Ich glaubte alles und glaubte es doch nicht recht. Wenn andere beten gingen, ging ich auch, legte mich dicht zu ihnen, sprach alles nach, was sie sagten und wenn sie Amen sagten, sagte ich auch Amen und konnte doch nichts verstehen. Aber nachher kam es so, daß ich von ganzem Herzen beten mußte. Wenn ich mit dem Vieh auf die Weide ging, setzte ich es auf die Richtung und lief dann weit voraus hinter einen Busch und betete. (Sie legen sich gewöhnlich hinter einem Busch auf ihr Angesicht und beten.) Damit hielt ich an; das war mir gut, aber ich kannte damals meine Sünde noch nicht. Ich dachte, daß nichts an mir auszusetzen sei. Nachher war es mir, als ob eine Stimme mit mir spräche und sagte: „Du bist nicht aufrichtig und kommst nicht mit allem heraus! So wie du es machst zu Hause, daß du zuweilen zu hochmüthig bist (er war ein Sclav), zu verlangen und zu sagen, was du nöthig hast, und deshalb nichts bekommst, so geht es dir hier auch. Du mußt mir alles deutlich heraussagen und vor mir niederlegen,

dann will ich dir helfen.“ Und das that ich. Nachher bekam ich so ein wunderbares Gefühl. Ich weinte und war betrübt, sowohl beim Vieh, als auf der Werft, und wußte nicht recht worüber. Und als ich das nicht verstehen konnte, was es wäre, so kam es mir wieder vor, daß eine Stimme sagte: „Du hast noch nicht den Herrn gefragt; frage ihn, so wirst du ersehen, was es bedeutet.“ Das that ich und nun bekam ich zu sehen, daß ich ein Sünder war. Ich dachte, daß ich keinen Fehler hätte, aber jetzt sah ich, daß ich ein fehlerhafter Mensch sei, hochmüthig gegen meinen Herrn. Schändliche Worte zu gebrauchen, sah ich jetzt erst, daß es häßlich sei, auch böse auf meinen Nebenmenschen zu werden, und ich bekam Lust, alles dieses abzulegen. Der Herr befreite mich und rechnete mir nichts von meinen Werken zu.“ — „Wie beträgt sich September?“ fragte Knudsen seinen Presbyter. Der Alte wußte nicht genau um ihn, aber gleich machte er sich auf und wartete seines Amtes. Er kehrte mit der Nachricht zurück, daß er den Herrn des Burschen gefragt habe und der hätte ihm den Bescheid gegeben: „September ist immer treu gewesen, paßt seinem Viehe gut auf und ist zufrieden mit seiner Milch, läuft auch nicht rund, wie die meisten, um zu „loern,“ d. h. Fleisch zu betteln. Früher war er immer still; aber jetzt ist er nicht mehr still, sondern spricht immer von der Gnade, die ihm wiederfahren ist.“ Gut. So stand es noch mit 20. Und alle 21 wurden am Ostertage getauft. Knudsen befolgte Esra's Regel (Neh. 8, 10) und gab 3 Schafe zu seinem Theil, die Gemeinde 4 und es hielten mehr als 100 Mann im Kirchenhause ein fröhliches Mahl. In den Tagen bat der alte Presbyter seinen Pfarrer um einen Namen für seinen Platz und Knudsen nannte die Stätte, da sie wohnten, „Guldbrandsdalen“ nach einer lieblichen Gegend in Norwegen, seinem Vaterlande. Ein anderes Gesuch des guten Alten konnte er aber nicht erfüllen. Er bat um einen eignen Missionar. Den konnte Knudsen nicht geben, schickte ihm aber eine Bibel, welche er mit kurzen Bemerkungen über das erste Buch Mosis versehen hatte.

So ging das Werk des Herrn in Guldbrandsdalen weiter. Und je mehr es wuchs, desto mehr seufzte Tibot nach Hülfe in seinem Amte. Knudsens Arbeiten an anderen Plätzen mehrten sich, immer seltener kam er nach Guldbrandsdalen. Er setzte seinem Presbyter noch zwei Collegen zur Seite, aber es waren keine Missionare. Da veranstalteten die armen Leute schon im Jahre 1845 eine Missions-Collecte, bestehend aus 48 Schafen, 9 Kälbern und 2 Kühen, und überreichten sie der rheinischen Gesellschaft mit folgendem Briefe, welchen Tibot Knudsen diktirte: „Wir, die Gemeinde von Guldbrandsdalen, helfen mit so vielem Gelde, als wir haben zusammen krie-

gen können, der Gesellschaft, daß sie mehr treue Knechte des Herrn Jesus möchte aussenden können zu den Heiden, die noch nicht das Wort gehört haben, auf das wir alle noch in den letzten Tagen mögen unter den Schall des Evangeliums kommen. Wir hoffen, daß es werde gesegnet sein, wie wir es auch aus Liebe und um Mithelfer zu sein, gegeben haben." 19. Mai 1845. Tibot bekam aber keinen Missionar; es fehlte an Leuten und es schien, als ob der Missionar von Bethanien zur Noth auch Guldbrandsdalen mit versehen könnte. Da kam dem alten Presbyter eine eigene Versuchung. Die Wesleyanen haben in jener Gegend in Wesleyvale auch eine Station, und als sie Tibots Verlangen nach einem Lehrer merkten, forderten sie ihn auf, sich an ihre Gemeinde anzuschließen. Allein der Mann ließ sich nicht irre machen und blieb Knudsen getreu. Und bald sollte seine Treue auf eine noch schwerere Probe gesetzt werden. 1847 mußte Knudsen nach Europa zurückkehren. Bei seinem Abgange von Bethanien sah es noch gar nicht darnach aus, daß so bald wieder ein Lehrer hinkommen würde. Mit herzlicher Betrübniß sah der alte Presbyter seinen Missionar scheiden, aber mit aller Macht, die ihm zu Gebote stand, nahm er sich seiner Gemeinde, die aus mehr als 300 Gliedern bestand, an und weidete sie mit dem Worte des Lebens, so gut er konnte.

Und er muß es in seiner Art gut gemacht haben. Denn als Knudsens Stellvertreter, Sam. Hahn, im Anfange des Jahres 1848 nach Bethanien kam und auch die Guldbrandsdaler besuchte, hatte er seine herzliche Freude an dem Völkchen. Er war nämlich kaum einige Wochen auf dem Platze, so erschien auch schon der alte Presbyter von Guldbrandsdalen wieder mit seinen Reitochsen und holte Hahn zu seiner Gemeinde ab. Die lag damals wegen großer Dürre weit und breit im Felde zerstreut. Den stärksten Haufen traf Hahn unter dem Grootbroekaros, der Landskrone jener Gegend, an. Da gab es viel zu thun. Von Morgen bis Abend mußte Hahn am Sprechen bleiben, daß er kaum ein wenig Zeit hatte, sich seine Speise zu bereiten; denn es eilte herbei, wer nur konnte und das Volk schien verdürstet und verschmachtet nach dem Worte des Lebens; doch wußten sie viel zu erzählen von dem, was ihnen gepredigt war. Eltern brachten ihre Kinder zur Taufe, Tibot brachte Gemeindeglieder zum Sprechen, welche sich durch Zänkerei versündigt hatten, auch hatte er Confirmanden und 7 Erwachsene, welche die Taufe begehrten. Als Hahn 9 Tage lang unter dem Volk gewesen war und seinen Abschied nahm, war alles tief betrübt; etliche waren gar nicht in die Kirche gekommen, weil sie sich nicht zutrauten, ohne lautes Weinen beim Abschiede zu bleiben. Noch unterwegs nach Bethanien

zu mußte Hahn mitten im Felde Kindlein taufen; an einer Stelle warteten an 60 Menschen auf dem Wege, die ließen ihn nicht eher los, als bis er mit ihnen gesprochen, gesungen und gebetet hatte.

Mit neuer Lust machte sich Vater Tibot wieder an seine Arbeit, nicht ohne geheime Hoffnung, Sam. Hahn würde sich bei seinem Volke niederlassen, denn es hatten sich etliche auf dessen Wunsch bereit finden lassen, Kornfeld zu machen, was Hahn gern sah und was bis dahin im Gr.-Namaqualande unerhört gewesen war. Als es Herbst wurde, war das Volk wieder in Guldbrandsdalen beisammen. Hahn meldete seinen Besuch an, aber er sei so schwach und kränklich, daß er fahren müßte, das Reiten auf Ochsen wolle nicht mehr gehen. Nun sind die Wege in den Bergen zwischen Bethanien und Guldbrandsdalen gar fürchterlich oder besser gar keine Wege. Da ging Tibot zu dem Capitain seines Volks und bat ihn, daß er die schlimmsten Stellen des Weges doch bessern möchte, damit der Lehrer unterwegs nicht gestoßen würde. Und Paul Goliat machte sich mit 9 Mann auf und besserte zwei Tagereisen gen Bethanien den Weg, daß Hahn wohlbehalten auf Guldbrandsdalen ankam. Er fand hier eine Art Haus zum Gottesdienste bestimmt, eine liebliche Wohnung, recht den Verhältnissen der Leute angemessen, weit, nett, reinlich und in der Mitte einen Feuerheerd, auf welchem in den Abendversammlungen ein Feuer zur Erleuchtung gemacht wurde. Auch für ihn hatten sie ein Mattenhaus eingerichtet, das sich vor allen andern Häusern durch Größe, Reinlichkeit und Bequemlichkeit auszeichnete. „Da sollst du wohnen," sagte Tibot und es that ihm sehr leid, daß Hahn seine Frau nicht mitgebracht habe, denn für die war es auch mit eingerichtet. Milch war auch in Menge da und der müde Missionar konnte sich nach Herzenslust laben und ruhen. Die Ruhe dauerte aber nicht lange. Der Presbyter legte seinem Pfarrer ein tüchtiges Stück Arbeit vor. Zuerst seine Schule von mehr als 70 Kindern, die mußte er halten, um zu sehen, wie es darin stünde; alle Morgen und alle Abend mußte gepredigt werden; 13 erwachsene Taufcandidaten sollten den letzten Unterricht empfangen; etliche Confirmanden dazu; 70 Communicanten wollten das Abendmahl nehmen; es gab eine ganze Menge verwickelter Ehehändel und andere seelsorgerische Fragen, welche der alte Presbyter nicht hatte klein kriegen können und was der Arbeit noch mehr war. Vier ganze Wochen brachte Hahn mit dieser Visitation zu. Vater Tibot war gar fröhlich; so lange hatte er nie einen Missionar bei seinem Volke gehabt. Da fuhren die Nachrichten von der Märzrevolution jenes Jahres mitten in die Freude des Alten hinein. Hahn empfing die Briefe grade zu Guldbrandsdalen.

Es schien fast, als sollte es der letzte Besuch eines rheinischen Missionars auf diesem Platze sein. Traurigen Blickes sah der treue Alte den Missionar scheiden.

Allein der Herr hatte es doch anders mit den Guldbrandsdalern und ihrem treuen alten Presbyter vor. Sie sollten ihren Missionar nicht verlieren. Im nächsten Frühjahr kam sogar Knudsen wieder nach Bethanien und mit ihm die Hoffnung, daß Sam. Hahn für immer nach Guldbrandsdalen käme, wozu man ihm auch die Vollmacht gegeben hatte. Vater Tibot war seelenvergnügt, so nahe am Ziele seiner Wünsche zu sein. Der arme Presbyter! Mit aller Macht legte sich der Teufel gegen ihn. Kaum war Knudsen auf Bethanien, so erschien Johannes Goliat, ein Guldbrandsdaler, und verklagte Tibot und das ganze Presbyterium, daß es eine Hurerei vertuscht habe. Goliats eigene Frau war mit in den Handel verwickelt, er wußte seine Anklage mit so scheinbaren Gründen zu belegen und auf Bethanien war alles voll von dem Scandal, daß Knudsen urtheilte, die ganze Gemeinde müsse ausgeschlossen werden, da sie absichtlich eine Sünde verheimlicht, die sie doch hätte offenbaren und strafen müssen. Doch muß auf 2 oder 3 Zeugen Mund jede Sache bestehen und Hahn machte sich auf, den Handel zu untersuchen. Tief betrübt kam er bei Tibot an; es wurde in aller Stille sein Mattenhaus zurecht gemacht und er begab sich zur Ruhe. Die ganze Nacht konnte er kein Auge zu thun, denn er hatte die Guldbrandsdaler sehr lieb und die Gedanken gingen ihm im Kopf herum: Was sollst du ihnen predigen? Den seligen Trost des Evangeliums oder ist es nicht besser mit dem Donner von Sinai unter sie zu fahren? Und wer hat recht? ist es nicht vielleicht Verläumdung oder ist die Anklage aus Unverstand und Dummheit hervorgegangen? So verlebte er die Nacht. Der Sonntagmorgen kam und man eilte zur Kirche. Die Presbyter begannen nach alter Sitte, als wäre nie etwas vorgefallen, den Gottesdienst; Hahn aber weinte, und wußte nicht, was er sagen sollte. Auf einmal stimmte Vater Tibot an: „Ik heb den regten grond gevonden.“ „Dieser Gesang war für mich, wie ein Saitenspiel,“ schreibt Hahn, „denn es ging mir ähnlich wie Elisa, der einen Spielmann nöthig hatte, als er einst prophezeien wollte. Als der Gesang beendigt und Vater Tibot gebetet und zum zweiten Male gesungen: Pryst den Heer met blydschap, bekam ich Kraft und Muth, zu predigen. Als genannter Vers ausgesungen war, forderte Vater Tibot jemand auf zum Beten, und nach dem Gebete ließ er wieder den Vers singen: Zalig hy, die in dit leven. Als ich das hörte, schwanden bei mir alle Kämpfe, was ich predigen sollte, nämlich Gesetz und Evan-

gelium, ja ich wurde wie in eine neue Welt versetzt, als er wieder singen ließ: Aanstons wil ik weder lezen in het oude heilige boek. Und was las er? Joh. 3, 16 – 21, machte darüber seine Erklärung, die ich jedoch nicht verstand, weil ich die Sprache nicht kann und ließ zum Schluß singen: Hy die den Heiland noch niet heeft. In der Nachmittagskirche predigte Hahn, hielt darauf eine Sitzung mit seinen Presbytern, welche sich an 3 Tage hinzog und aus der sich ergab, daß Johannes Goliat mit Unrecht Tibot und seine Collegen beschuldigt habe und er mußte öffentliche Abbitte thun. 6 volle Wochen verweilte Hahn in der Gegend unter vieler Arbeit, unter bitterer Kälte und großer Leibesschwachheit, aber zu seiner großen Freude. Seine größte Freude hatte er an seinem alten Presbyter. „Vater Tibot, der alte Greis, ist freundlich, lustig und lebendig in der Schule unter den Kindern; ja er freut sich mit den Fröhlichen und man kann mit Recht von ihm sagen: er grünt wie ein Palmbaum, gepflanzt in dem Hause des Herrn und wiewohl er alt ist, so blühet er doch und ist frisch. Seine Methode ist sehr practisch und dabei voll Geist und Leben, wo er den Herrn verkündigt. Ich muß sagen, daß ich noch wenige solche Schulmänner gesehen, die zugleich Pfeiler im Hause Gottes sind. Da ich ihn immer näher kennen lerne, muß ich ihn schätzen und ihm alle Achtung beweisen, besonders um seines kindlichen ungefärbten Glaubens willen und der Erkenntniß des göttlichen Wortes. Wenn ich ihn mit Jemand in Deutschland sollte vergleichen, so wäre es der alte treue Diener Christi Veit W. in Halle a. d. S. In der Schule unter den Kindern ist er wie ein Kind, unter den Jünglingen ein männlicher Christ, unter den Hausvätern ein Vater in Christo, in den Versammlungen ein Priester Gottes und sind die Stühle zum Gericht gesetzt, so steht man vor ihm auf und er ist der Achtbarste unter ihnen, denn welches Ohr ihn höret, der preiset ihn selig und es wird niemand so leicht wagen, ihm gegen zu reden; mit einem Worte, er ist der Verständigste unter diesem Volke und im Himmel wird er zu denen gehören, die da leuchten wie des Himmels Glanz, ja wie die Sterne, denn er hat viele zur Gerechtigkeit gewiesen."

Gern wäre Hahn gleich auf Guldbrandsdalen wohnen geblieben, allein der Platz war für eine Niederlassung des ganzen Volks nicht günstig gelegen und es wurde deshalb beschlossen, Hahn sollte mit etlichen aus dem Volke sobald als möglich ausziehen und einen guten Quellplatz suchen, und dann bei ihnen bleiben. Am letzten Tage, es war der 21. August 1849, feierten noch 84 Guldbrandsdaler das Abendmahl. Die alte Lydia war wegen Altersschwäche nicht dabei. Da zog die ganze Gemeinde aus der

Kirche, Vater Tibot und Hahn voran; jener hatte den Kelch mit dem Wein und dieser den Teller mit dem Brod in der Hand und Johannes stimmte den Gesang an: Liefste Heiland, uwe genade. Als sie an das Haus der Alten kamen, umringten sie es singend, dann hielt Hahn eine kleine Ansprache an die Lydia, betete mit ihr und hielt die Beichte ab, reichte ihr das Sakrament und die Gemeinde sang zum Schluß: „Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi.“ Nun war es dunkel geworden, aber nicht bei Israel in Gosen, sondern wie der Prophet sagt: „Um den Abend wird es Licht sein,“ so war es auch bei den Guldbrandsdalern. Noch bis spät in die Nacht saßen die drei Presbyter, Christoph, Paul und Daniel bei Hahn im Hause auf und Tibot war fröhlich wie ein Kind und sagte: „Nun ist wieder einmal umgepflügt und die Schollen sind auch umgeegget, der Saame ausgestreuet, welcher auch hie und da gut aufkommt. Der Herr gebe nur weiter einen Regen des heiligen Geistes, Segen und Sonnenschein. Nun sind wir wieder wie die Waisen, aber das Wort bleibt doch unter uns. Wir haben nun wohl geschmeckt das gute Wort, aber nun kommt die Hungerzeit wieder und wir werden zerstreut, ein Jeder in das Seine.“ So redete er noch dies und das und tröstete sich damit, daß Hahn nun bald bei ihnen wohnen werde. Am andern Morgen gab der seinen Abschied und fuhr dahin durch die schönen blauen Blumen der Namawüste. Der Grootbroekaros prangte in seinem Schmucke. An seinem Fuße weiß umsäumt mit reifem Grase, in der Mitte seiner Höhe umgürtet mit lillablauem Geblüm, sein Gipfel prächtig himmelblau, so stand der Bergriese des Namalandes und predigte in seiner Zier von des Herrn Treue und Wahrheit.

Aber Christian David, der Capitain von Bethanien, hielt nicht Treue und Wahrheit. Als Hahn ziehen wollte, um mit den Guldbrandsdalern eine Quelle zur Niederlassung zu suchen, stand der wilde Orlam auf, tobte und wüthete gegen Knudsen, Hahn und die Guldbrandsdaler und ließ sie nicht ziehen, wiewohl er versprochen und feierlich gelobt hatte, der Ausbreitung des Reiches Gottes allen möglichen Vorschub zu thun. Da sank Tibots Hoffnung wieder in den Staub und fiel ganz dahin, als Hahn bald darauf so gefährlich erkrankte, daß an sein Bleiben im Namalande nicht mehr zu denken war.

Doch sollte der alte treue Mann in seinem Hoffen nicht zu Schanden werden. Hahn konnte noch eine Weile bei dem Stamme bleiben und legte nicht weit von Guldbrandsdalen die Station Bersaba an. Zwar hatte der ganze Stamm auf dem Platze nicht Raum, aber der gläubige Kern desselben sammelte sich um das Missionshaus unter dem Großbroekaros und Tibot

wurde Aeltester von Bersaba, wie er es von Guldbrandsdalen gewesen war. Dann mußte Hahn nach Deutschland zurückkehren und an seine Stelle trat Miss. Krönlein. Bersaba ist jetzt die beste Gemeinde des ganzen Namalandes; ihr alter Presbyter kann nicht viel mehr thun; zwar hat er namentlich in seiner eigenen Familie manches Herzeleid, kann also in der Gemeinde des Amtes nicht mehr so warten, wie sonst, aber er ist ein treues Herz geblieben, hält immer noch seine Betstunde und freut sich wie ein Vater unter seinen Kindern.

---

18. Der Häuptling von Bethanien.

Als Missionar Schmelen 1824 Bethanien ganz verließ, zogen die Hottentotten-Häuptlinge, welche sich um ihn eine Zeitlang mit ihren Stämmen gesammelt hatten, nach dem Norden hinauf. Nur einer blieb mit einem kleinen Stamme in der Gegend liegen und wurde seitdem als der Häuptling des Landes um Bethanien betrachtet. Dies Land ist nicht kleiner, als Rheinland und Westphalen zusammengenommen. Der Mann hieß Kobus Booi. Nach seinem Tode wurde sein Sohn Joseph Häuptling, blieb es aber nicht lange, da er bald starb. Er hinterließ einen kleinen Knaben mit Namen Joseph, welchem nach dem Erbrechte die Häuptlingschaft gebührte, die er aber wegen seiner Minderjährigkeit nicht führen konnte. Er lebte bei seinem Ohm Willem, der nach der Sitte des Volks seines verstorbenen Bruders Frau zum Weibe genommen hatte.

So fand Miss. Knudsen die Sachen, als er 1842 die Mission auf Bethanien von Neuem begann. Es war kein Richter im Lande und es that ein jeder, was ihm gut däuchte. Da ein solcher Zustand für das Gedeihen des Reiches Gottes nimmer gut ist, so war Knudsen gleich in den ersten Wochen seines Aufenthalts darauf bedacht, dem Uebel abzuhelfen und der Stamm war auch gern dazu bereit. In einer Volksversammlung wurden zwei Verwandte des jungen Häuptlings erwählt, die während der Minderjährigkeit desselben den Stamm regieren sollten; vier Richter wurden ihnen beigeordnet. Der eine dieser Vormünder war Willem, der Stiefvater des jungen Häuptlings.

Willem war ein Orlam, wie die meisten seines Stammes, ein energischer Mann, zum Regieren gemacht, was bei den übrigen Häuptlingen grade nicht etwas Gewöhnliches ist; sie führen in der Regel ein schlechtes

Regiment. Seine ganze Erscheinung unterschied ihn vortheilhaft von den anderen Leuten; er hatte etwas Anständiges und gar nicht das Lumpichte und Bettelhafte, was sonst unter diesem Volke zu Hause ist. Er war ehrlich und aufrichtig, wie man es eben nur bei einem heidnischen Hottentotten erwarten kann, litt aber an Jähzorn, der sich bei oft sehr geringen Veranlassungen bis zur Wuth und Raserei steigern konnte, aber auch eben so leicht wieder zur gutmüthigen Gelassenheit umschlug. Obwohl er sich Knudsens Ankunft gefallen ließ, so fand sich doch gleich in den ersten Wochen etwas, wodurch er mit dem Missionar zusammengerieth. Die Bethanier waren nämlich von Schmelen her gewohnt gewesen, daß sie, auch die Heiden, wenn sie sich in einen rechtmäßigen Ehestand begeben wollten, von dem Missionar getraut wurden. Da nun lange kein Missionar unter ihnen gewesen war, bestanden viele wilde Ehen und Knudsen ließ sich auf das Ersuchen der Leute bereit finden, diese Ehen in früherer Weise zu schließen. Willem war gleich einer der ersten, der die Trauung begehrte. Allein seine Frau erklärte, es sei nicht recht, daß sie ihres früheren Mannes Bruder habe. Ihre Mutter nämlich, welche in der Nähe von Komachas lebte, wo sie von christlicher Eheordnung gehört haben mochte, hatte ihr darüber ein Gewissen gemacht. Es waren damals die so überaus schwierigen Fragen über Zulassung solcher bereits bestehenden heidnischen Ehen noch nicht gehörig geordnet und Knudsen glaubte namentlich auch wegen der Bedenken der Frau auf Trennung der Ehe bestehen zu müssen. Das war Willem nicht recht und es trat eine Verstimmung bei ihm ein, welche auch bald zu einem Ausbruche des Unwillens gegen den Missionar führte. Eines Tages nämlich suchte Knudsen einen Mann, der sich vergangen hatte und vor die Richter geladen, aber nicht erschienen war. Derselbe hatte sich in das Haus Willems geflüchtet und als der Missionar mit einem Richter erschien, um ihn von da abzuholen, verbot ihm Willem in einer groben, auffahrenden Weise den Eintritt in sein Haus. Knudsen scheint damals schon von dem Gedanken geleitet gewesen zu sein, daß es nöthig sei, dem stolzen und heftigen Wesen des einflußreichen Mannes mit Schärfe entgegen zu treten, ein Verfahren, welches später zu so ernstlichen Verwicklungen geführt hat. Willem wurde nämlich Tages darauf aus der Abendschule verwiesen, welche die Erwachsenen hatten. Der heftige Mann beugte sich, bat um Verzeihung und wurde nach einigen Tagen wieder aufgenommen; auch vollzog Knudsen die Trauung desselben mit der Erklärung, daß die Zeiten ihrer Unwissenheit übersehen werden sollten. Von da ab ging es sehr gut mit Willem; er meldete sich zum Taufunterricht und wurde ein

halbes Jahr hernach sammt seiner Frau getauft. Er empfing die Namen „David Christian“ und sie wurde „Magdalena“ genannt. Nach seiner Taufe that er die für ihn sehr characteristische Aeußerung: er freue sich, daß er es nicht von Anderen und nicht von Hörensagen, sondern selbst erfahren habe, was für eine Zuflucht Jesus sei. Bald darauf ließ er durch Knudsen, der seine große Freude an ihm hatte, den Gruß schreiben: „Ich danke euch, daß ihr für meine Seele einen Missionar gesandt habt; dadurch bin ich in den greulichen Wegen nicht fortgegangen, sondern bin umgekehrt und dafür werde ich danken, so lange ich lebe.“

Vier Jahre lang führte David Christian die vormundschaftliche Regierung des Stammes. Es waren dies für die Bethanier schwere Jahre, denn sie mußten oft und lange wegen der Dürre vom Kirchplatze entfernt im Felde liegen. Sie wurden jedoch ab und zu von Knudsen besucht und Willem hielt sich so gut, daß der ganze Stamm ihn einmüthig zu seinem Häuptling erwählte. Knudsen weihte ihn als solchen vor versammeltem Volke in der Kirche zu Bethanien feierlich am 1. Januar 1847 ein. David Christian gelobte vor Gottes Angesicht, als ein Christ und nach Gottes Wort zu herrschen; das Volk schwur, ihm unterthänig, hold und gewärtig zu sein. „Ich, David Christian, von Gottes Gnaden Häuptling zu Bethanien,“ heißt es in der darüber aufgenommenen Urkunde, „unterzeichne dies und bezeuge, mein erster Nachfolger soll sein mein Stiefsohn Joseph, oder, wenn derselbe vor mir sterben sollte, der Nächste in meiner Familie. Die Häuptlingschaft soll jedoch nicht auf eine Frau übergehen, daß sie herrsche, sondern in Ewigkeit in männlicher Linie meines Geschlechts verbleiben. Auch soll kein Sohn, als nur der älteste, das Recht zur Häuptlingschaft haben, noch soll dieselbe unter zwei oder mehrere Brüder getheilt werden, sondern nur einer soll der Häuptling sein. — Der Herr helfe mir und meinen Nachkommen, also zu herrschen, daß das Reich Gottes in meinem Lande bleiben möge in Ewigkeit.“

Nicht lange danach wurde Knudsen von Bethanien abgerufen. David Christian begleitete ihn nach der Colonie. Es war damals das Jahr 1848 im Anzuge. Als er zurückkehrte, äußerte er, daß er sich künftig von weißen Leuten, wer sie auch seien, nicht mehr wolle beherrschen lassen. Anfang 1848 trat Sam. Hahn an Knudsens Stelle. Der Häuptling war mit dem Stamme verzogen, berief aber um die Osterzeit desselben Jahres einen Landtag nach Bethanien, damit neue Richter und Rathsleute erwählt und in ihr Amt eingesetzt werden könnten und es scheint der Geist Gottes damals noch die Oberhand bei ihm gehabt zu haben, denn er erschien bei

dem Sprechen, welches dem Abendmahle voraufzugehen pflegt, vor dem Missionar mit verweinten Augen. Als der ihn nach dem Grunde seiner Thränen fragte, erwiederte er: „Wenn ich das Leiden des Herrn Jesu bedenke, wie er von dem einem zu dem anderen gesandt ist, wie er in Gethsemane Blut geschwitzt hat, und das für unsere Sünden, für uns, die wir nur Staub sind, das hat mich zum Nachdenken und zum Weinen gebracht, und so sehe ich, wie man mit einem aufrichtigen Herzen zum Abendmahl kommen muß." Am 2. Ostertage fand die feierliche Bestätigung der neuen Richter und Rathsleute in der Kirche zu Bethanien statt. Eine Zeitlang hielt sich nun der Häuptling in früherer Weise treu zu dem Missionar und war ihm in seiner Art behilflich. Wir finden ihn, wie er um diese Zeit die Predigt dolmetscht, wenn etwa der Dolmetscher verreist war, wie er einen Wagenweg ein Paar Tagereisen weit über das Gebirge nach Guldbrandsdalen, einem benachbarten Filiale von Bethanien macht, damit der Missionar bequemeres Reisen habe u. dgl. Indessen beginnt bereits mit dem Jahre 1848 unter seinem Stamme der Abfall vom Worte der Wahrheit, der in den folgenden Jahren so großes Verderben über die Namamission gebracht hat. David Christian ist geraume Zeit nicht unter den Abtrünnigen. Als Knudsen 1849 wieder nach Bethanien kommt, waren die Bethanier schon arg verstört, aber David Christian war noch „ein braver Mann und guter König." Dies Zeugniß giebt ihm Knudsen bis in die Mitte des Jahres 1850 hinein. Als nur noch 16 Bethanier zum heiligen Abendmahle kamen, war David Christian unter ihnen und holte sich bei seinem Missionar Rath in den schwierigen Zeiten, die über das Land gekommen waren.

Indessen hatte er doch auch damals schon eine Probe davon gegeben, wessen er fähig sein könnte, wenn er dem widerchristlichen Geiste verfiele, der in diese Steppen Süd-Afrika's übergegangen war. Sam. Hahn wollte nämlich im Herbste 1849 für die Gemeinde Bersaba, deren Missionar er geworden war, eine Niederlassung in David Christians Gebiete suchen, und schickte sich eben zu einer Untersuchungsreise an, ohne den Häuptling um Erlaubniß zu fragen, lediglich auf Grund eines Versprechens hin, welches derselbe einmal gegeben hatte, daß er der Ausbreitung des Reiches Gottes förderlich sein wolle. Der Häuptling aber wollte sich die Sache nicht so über dem Kopfe wegnehmen lassen und erklärte, daß er es durchaus nicht zugeben würde, daß sich jene Leute in seinem Gebiete niederließen. Nach einem vergeblichen Versuche, ihn umzustimmen, wurde eine große Rathsversammlung berufen, in welcher jedoch David Christian auf seinem

Rechte bestand, Knudsen einen dummen Jungen und Hahn den Antichrist schalt und so wüthend wurde, daß ihn seine Richter nur mit Mühe halten konnten. Am andern Morgen war es ihm schon wieder leid geworden; er kam zu Knudsen und that Abbitte, bot auch sofort seine ganze Mannschaft auf, um Knudsen am Baue seines Hauses zu helfen. — Das war das Vorspiel von dem, was ein Jahr darauf offenbar werden sollte. Leider ist Knudsen nicht ganz frei davon zu sprechen, durch sein Verfahren den Bethaniern und ihrem Häuptling Veranlassung dazu geboten zu haben. Statt das im ganzen Lande gegen Gott und Gottes Wort aufgehetzte Volk mit besonderer Geduld und Sanftmuth zu behandeln, glaubte er durch Entziehung des Wortes sie strafen zu müssen; er belegte sie mit dem Banne, indem er weder Kirche, noch Schule hielt und blieb auch bei diesem Verfahren, obwohl David Christian den Gottesdienst von ihm verlangte. Der Häuptling war endlich mit den meisten Leuten seines Volks vom Platze gezogen und nun allen bösen Einflüssen jener unglücklichen Zeit Preis gegeben. Als er eines Tages wieder auf Bethanien erschien, gerieth er mit Knudsen wegen einer Wasserleitung, durch welche er sein Recht verletzt glaubte, in den heftigsten Streit und erklärte ihm, sie wollten sich jetzt nicht mehr von ihm demüthigen lassen, und daß er nur Recht und sie Unrecht haben sollten und er solle nicht mehr allein Herr sein; sie seien nun auch Herrn und kluge Leute und er wolle allen befehlen, daß sie den Lehrer ganz allein ließen und kein Mensch sich mehr um ihn bekümmere. Als ihn Knudsen an all das Gute erinnerte, was er ihm früher gethan, ja, daß er sogar geholfen habe, daß er zum Häuptling gemacht würde, wurde David Christian in alter Weise wieder wüthend, erklärte, Knudsen müsse vom Platze und sandte ihm noch an demselben Abend alle die Gegenstände zurück, welche derselbe ihm als die Insignien seiner Häuptlingswürde übergeben hatte. Der Missionar machte gegen Ende des Jahres 1850 noch einen Versuch, sich auf Bethanien zu halten, und auch da zeigte David Christian, daß der gute Geist noch nicht ganz von ihm gewichen sei. Knudsen verlangte eine große Rathsversammlung des Stammes und der Häuptling war nicht abgeneigt, veranstaltete dieselbe und zeigte sich seinem Missionar freundlich. Allein in seinem Volke war der Geist des Aufstandes schon zu mächtig geworden, Knudsen spannte vielleicht auch seine Forderungen wiederum zu hoch und die Rathsversammlung unterblieb. David Christian war damals ganz in der Macht des antichristlichen Geistes seines Stammes, befahl dem Missionar, den Platz zu verlassen und verbot sogar englischen Reisenden, welche auf Bethanien waren, Knudsen irgend welche Hilfe

zum Fortkommen zu leisten. Später ließ er sich jedoch gegen hohen Preis willig finden, die Güter seines Missionars fortzuschaffen. Auf seinem eigenen Wagen fuhr er sie nach dem Garib und am 11. Febr. 1851 nahm Knudsen von ihm auf Bethanien Abschied.

Bald darauf verließ auch er den Kirchplatz und zog mit dem größten Theile seines Stammes nach Aus. Hier fanden ihn im Juni 1851 zwei Missionare. Sie hatten von den traurigen Vorgängen auf Bethanien gehört und wollten den Versuch machen, den Häuptling umzustimmen. Er nahm sie durchaus nicht unfreundlich auf. Von Knudsen wollte er zwar nichts weiter wissen, aber er so wohl, wie andere des Volks, sprachen das Verlangen nach einem anderen Missionar aus, denn sie wollten das Wort behalten. Unterdessen hatte Superintendent Zahn den Auftrag erhalten, die Sache zu untersuchen. Derselbe nahm Knudsen mit sich und traf zwei Monate darauf in Aus ein. Die erste Begegnung mit dem Häuptling war nicht sehr einladend und er hatte auf Zahns Bemerkung, wie Schade es sei, daß sie nun so ohne das Wort wären, nichts weiter, als ein nüchternes „das ist nun einmal so." Allein er wurde bald freundlicher und sandte nach allen Enden Boten, um seine Leute zu einer großen Versammlung zusammen zu rufen. Man hielt darauf einen Gottesdienst, in welchem der Superintendent und noch einige Missionare, welche mitgekommen waren, predigten, und dann wurde die Rathsversammlung abgehalten. In dieser zeigte sich David Christian in seiner ganzen Eigenthümlichkeit. Er war damit durchaus einverstanden, daß er einen Missionar haben müsse; aber derselbe dürfe ihm nicht in seine Häuptlingsrechte greifen; auch müsse es kein Mann aus seinem eigenen Volke, kein Hottentott sein. Er nahm bei dieser Auseinandersetzung seine Mütze vom Kopf, griff sich in sein kurzes krauses Haar und rief: „Kein solcher perperkop! Er muß ein Mann sein mit langen Haaren, wie Mynheer hat!" Zahn, dem die letzten Worte galten, stand auf und fragte, ob er denn auch solch langen Bart haben müßte? „Ja, ja, Mynheer," hieß es, „er muß über das große Wasser kommen; er muß nicht auch ein Bastard sein!" Bitter beklagte er sich darüber, daß er schon große Kinder habe und noch keins könne lesen; er selber sei dumm, wolle aber nicht, daß seine Kinder auch so aufwachsen möchten; er wünsche, daß sie lesen, schreiben, rechnen und andere nützliche Dinge lernen möchten. Als die Rede darauf kam, in welcher Sprache unterrichtet werden sollte, brach bei ihm die volle Verachtung seines Hottentottischen durch, wie das der stolzen Orlam Art ist, die sich auf das Bischen europäisches Blut in ihren Adern nicht wenig zu gut thun, und er

rief mit den Händen in der Luft wirbelnd aus: „Nur Holländisch! nur Holländisch! Ich verachte mich selbst. Ich möchte in die Büsche kriechen, wenn ich mein Hottentottisch spreche!“ Das Ende dieser Versammlung war, daß sich David Christian und Knudsen wieder die Hände reichten; alles schien auf das Beste beigelegt zu sein und man schied in Hoffnung von einander, daß die Predigt des Evangeliums wieder auf Bethanien ihren Anfang nehmen würde. Leider vereitelte Knudsen schon einige Tage darauf diese Hoffnung, indem er anderen Sinnes wurde. Er ist nie wieder nach Bethanien gekommen und man braucht sich nicht darüber zu wundern, wenn David Christian von der Zeit ab fremder und kälter gegen die Mission wird, als je zuvor.

Ein ganzes Jahr lang blieb er damals ganz ohne die Predigt des Evangeliums. Sein Stamm verwilderte und er trug sich mit Gedanken an eine Auswanderung nach dem Norden, wie andere Orlam. Er hatte eine Quelle im Auge, welche wahrscheinlich dieselbe ist, zu der später Amraal mit seinem Stamme sich begeben hat, 14 Tagereisen nördlich über das bis jetzt bekannte Hottentottengebiet hinaus. Indessen der Herr wollte den armen Mann nicht dem gänzlichen Verderben Preis geben und wußte ihn zurück zu halten. Eben war er auf einer Reise unter dem rothen Volke abwesend, als Missionar Gorth bei seinem Stamme erschien. Es war am 21. October 1852, als derselbe zu Koais, an der nördlichsten Grenze des Stammes bei den Bethaniern ankam. Bald nach ihm kam auch der Häuptling zurück. Gorth begrüßte ihn; er war freundlich, sprach aber wenig und sagte, morgen solle die Sache in einer Volksversammlung ausgemacht werden. Die angesehensten Männer des Stammes versammelten sich am anderen Tage bei dem Mattenhause des Häuptlings, und Gorth sagte ihnen kurz und einfach, was er wolle. David Christian erwiederte, nach den Erfahrungen, welche er gemacht habe, sei er gesonnen, keinen Missionar wieder aufzunehmen. „Gut,“ sagte Gorth, „wollt ihr Gottes Wort, das euch allein sagen kann, wie ihr selig werden könnt, nicht mehr bei euch haben, so muß ich weiter gehen, denn ich kann euch nicht zwingen, dasselbe anzuhören. Ich gehe dann aber betrübt von euch Bethaniern.“ Des Häuptlings zweite Antwort war schon etwas anders und nach einiger Hin- und Hersprache erklärte er feierlich: „Wir haben heute dich als unseren Vater angenommen — und auch unsere Kinder dir übergeben; nun mußt du thun, was du willst.“ Das freundliche, herzliche Wesen Gorths machte auf den Häuptling einen sehr wohlthuenden Eindruck; er gewann ihn bald lieb. Sein ABCbuch holte er wieder hervor und übte; nahm auch

seine beiden Söhne, Ruben und David, vor und buchstabirte mit ihnen. Er sagte offen zu dem Missionar: „Wir sind einmal gottesfürchtig gewesen, aber wir sind gar sehr abgekommen.“ Doch ließ er es nicht bei den Worten; so gut er konnte, zeigte er, wie es ihm Ernst sei, daß es wieder anders würde. Auf seinen Befehl verstummte die Geige auf dem Platze und es wurde nicht mehr getanzt und gesoffen, wie es Gorth noch in den ersten Tagen seines Aufenthalts gefunden hatte und als der heilige Abend auf Weihnachten kam, ließ er Gorth bitten, er möge ihnen heute ein Mahl geben, sie wollten mit ihm in Ehren essen und trinken. Zu Weihnachten fehlte es an einem Dolmetscher für die Predigt; nach langem Suchen fand sich einer, der sich dazu verstand und seine Sache sehr gut machte. Er weigerte sich aber bald, das Geschäft fortzusetzen, denn er sei zu schlecht, um Gottes Wort in den Mund nehmen zu können. Da befahl es ihm der Häuptling und sagte: „Grade das ist der Weg, wie du besser werden kannst und sollst.“ Und Gorth hatte seinen wohlbestallten Dolmetscher. Kurz es schien mit dem armen Häuptling wieder in guten Gang kommen zu wollen.

Der Herr hatte es aber damals noch anders beschlossen. Schon am 5. Januar 1853 ging Gorth am Landesfieber heim. Es war ein schwerer Schlag für den Häuptling, nach wenigen Wochen schon wieder den Missionar zu verlieren. Als er Gorth an jenem Morgen vom Stuhle, auf dem er ihn bewußtlos sitzend fand, auf das Bett gelegt hatte und sah, daß es mit ihm zum Ende ging, ließ er die Mädchen sich hinter dem Mattenhause des sterbenden Missionars aufstellen und das Lied singen: „Steil und dornicht ist der Pfad,“ was Gorth mit ihnen so gern eingeübt hatte. Gorth bewegte seine Lippen nicht, aber „man hörte ihn in der Brust singen,“ haben nachher die Leute erzählt. Als er entschlafen war, stand Jonas, der arme braune Knabe, mit gefalteten Händen und gen Himmel gerichteten Augen und buchstäblich starr vor Schrecken vor der Leiche des geliebten Mannes. Da ging es dem Häuptling zu Herzen und er fing an, ihn zu trösten, er solle ohne Sorge sein, er wolle ihn bringen, wohin er wollte. Dann suchte er aus Gorths Sachen Bretter zusammen und machte seinem Freunde einen Sarg, so gut er konnte, legte ihn hinein und fuhr ihn unter ordentlichem Geleite seiner Männer nach Bethanien. Da begrub er ihn neben der Kirche und zog eine kleine Mauer um das Grab. Alle Güter, welche Gorth gehörten, ließ er auch nach Bethanien bringen und eine Wache dazu stellen, daß nichts abhanden käme.

Es ist nichts, als eine Lüge gewesen, welche damals im Lande umging, daß er Gorth mit Gift aus der Welt geschafft habe; er hat vielmehr

ein Mal über das andere es ausgesprochen, daß er den Lehrer lieb gehabt und daß es ihm tief schmerze, daß er sobald von ihm gemußt habe. Sein, jetzt durch viele Zeugen festgestelltes, durchaus nobeles Benehmen bei dem Tode Gorths läßt auch nicht den geringsten Verdacht einer solchen Unthat auf den Mann kommen; wiederholt sprach er gegen Reisende den Wunsch aus, daß er gern wieder einen Missionar haben wolle.

Der war denn auch damals schon unterwegs. Im nächsten März kam Missionar Kreft in Bersaba an und ließ David Christian zu sich einladen. Derselbe erschien auch in einem für dortige Zustände ganz anständigen Aufzuge, in schwarzem Frack und schwarzer Weste nebst Schuhen; seine übrige Kleidung hatte andere Farbe. Man sagte ihm offen, welche Gerüchte Gorths wegen über ihn umgingen. „Das weiß ich," erwiderte er, „aber es wird in unserem Lande viel gelogen und alles, was Böses geschieht, das muß David Christian gethan haben. Ich bin roh, aber man muß doch bei der Wahrheit bleiben." Dabei blieb er ganz gelassen; nur da wurde er in der alten Art heftig, als er an Knudsen erinnert wurde. Er meinte, dazu hätten sie Recht, wenn ein Lehrer nicht recht thäte, ihn von seinem Amte abzusetzen. „Denn das geht mit dem grade so, wie mit mir," fügte er hinzu; „wenn ich als Häuptling meine Pflicht nicht mehr erfülle, so hat das Volk das Recht, mich abzusetzen." Uebrigens erklärte er sich bereit, Kreft als seinen Missionar auf Bethanien anzunehmen, nur möge er warten bis Pfingsten, denn jetzt läge der größte Theil seines Volks noch am Fieber darnieder. Er hielt richtig Wort, war Pfingsten mit Kreft auf Bethanien zusammen, aber ohne sein Volk, das konnte des Fiebers wegen noch nicht ziehen. Sehr freundlich schenkte er noch bei seiner Rückreise dem Missionar 9 Schafe mit den Worten: „Wir haben sie als ein Geschenk für dich zusammengebracht," und versprach, baldigst mit allem Volke auf Bethanien zu sein.

Es vergingen aber wieder 1½ Jahre und der Häuptling erfüllte sein Versprechen nicht. Es war damals bitterböse Zeit im Lande. Im Norden waren Orlam und Nama in offenen Krieg gerathen; die damals schon verkehrten Rehobother warben um David Christians Bundesgenossenschaft gegen Jonker. Die Händler schwärmten überall im Lande und zogen das arme Volk gegen Plunder und Branntwein aus. In Angra Pequena, dem Hafenorte in David Christians Gebiete, waren Kupfergräber angekommen und tauschten mit den Eingeborenen; der Häuptling lag oft dort. Ueberdem hatte er einen bösen Bruder; der hieß Cornelius. Alle Welt sagte von demselben, daß er David Christians rechte Hand sei; aber er

war ein grundschlechter Mensch, der es durchaus nicht haben wollte, daß ein Missionar unter ihnen sei. Kein Wunder, wenn der Häuptling unter solchen Umständen zögerte, nach Bethanien zu kommen, wozu ihm obenein noch eine auffallende Dürre den besten Vorwand gab. So oft auch Kreft bei ihm anfragte, erhielt er zwar keine abschlägige Antwort, aber auch keine gewisse Zusage; das Feld bei Bethanien könne das Volk nicht ernähren, hieß es immer; möglich, daß auch sein Herz nicht nach der Kost verlangte, welche auf Bethanien geboten wurde; wenigstens sah die Bitterkeit danach aus, mit der er in dieser Zeit zuweilen sein Weib, die Magdalena, behandelte, wenn sie ihn anging, nach dem Platze zum Worte zu ziehen; er hat sich in seinem Zorne soweit hinreißen lassen, daß er sie geprügelt hat.

Indessen war es gut, daß er diese treue Seele bei sich hatte. Magdalena betete und hielt an im Gebet. Und hinter ihrem Dornbusch hat sie ihren Mann durch diese böse Zeit hindurch gebetet. Ich merke hier besonders an, daß die Veränderung zum Bessern in der Namamission, so weit es wahrgenommen werden kann, auf etliche treue Beterinnen zurückgeführt werden muß, die der Herr im Volke selbst erweckt hatte. Und unter diesen ist David Christians Frau die letzte nicht. Ihre Mutter, die alte Bethje Rooman auf Bersaba, wird auch das Gebet für ihren Schwiegersohn nicht gespart haben. Besehen wir näher, wie derselbe, auf den Armen des Gebets und durch die Geduld seines Missionars getragen, wieder zurecht kommt.

Zuerst wurde er von seinem bösen Bruder Cornelius losgemacht. Dessen Bosheit erreichte durch den Verkehr mit den Kupfergräbern an der Angra Pequena den höchsten Grad. Durch den unmäßigen Genuß des Branntweins wurde er wie ein Vieh und ein ganz maßlos liederlicher Mensch, so daß sich endlich sein Bruder vor allem Volke seiner schämen mußte. Er ließ ihn zwei Mal derb durchprügeln und als das nicht helfen wollte, erklärte er ihm, daß er sich nicht eher vor seinem Angesicht sehen lassen solle, als bis er sich von seiner Schlechtigkeit bekehrt habe; wage er es, eher zu ihm zu kommen, so müsse einer von ihnen beiden sterben; auch ließ er ihm seine Kebsweiber in offener Volksversammlung absprechen und befahl ihm, sein rechtmäßiges Weib, welches er verstoßen hatte, wieder zu sich zu nehmen.

Damit ging Hand in Hand der Abscheu, welchen der Häuptling gegen die Kupfergräber faßte, welche ihn und sein Volk durch den Brannteweín verdarben. Schon damals, als er noch mit seinem Bruder Cornelius an der Angra Pequena bei denselben verkehrte, ereignete sich eines Tages, daß man dem Cornelius wieder so vielen Branntewein gegeben hatte,

daß derselbe wie todt dalag. Ein Schiffscapitain ließ den unglücklichen Mann in sein Bretterhaus am Strande tragen. In der Nacht wird Cornelius nüchtern, fängt zu toben an und zerschlägt die Fenster des Hauses. Der Capitain kommt zu David Christian und erklärt ihm, er habe sein Gewehr geladen und werde den tollen Menschen todt schießen. Da giebt der Häuptling die vernünftige Antwort: „Ist denn der Befehl jetzt von der Königin in England gekommen, daß man einen Menschen todt schießen soll, nachdem man ihm so viel Branntewein gegeben, daß er keinen Verstand mehr hat?“ — Dieser Abscheu gegen das schändliche Treiben der Weißen an der Bai steigerte sich später so, daß er bei seinem Besuche nicht dahin gebracht werden konnte, auch nur ein Glas des fluchbeladenen Getränkes anzunehmen und als dieselben Kupfergräber mit ihrem Unternehmen an der Bai zu Schanden geworden waren und tiefer im Lande in David Christians Gebiete Minen anlegen wollten, weigerte er sich so beharrlich, ihnen dazu gegen Bezahlung Erlaubniß zu geben, daß er sogar drohete, die lästigen Gäste mit der Waffe in der Hand aus seinem Lande zu treiben. Er muß so ernst dabei ausgesehen haben, daß die Kupfergräber wirklich das Feld räumten.

Eben so gründlich wurde der brave Häuptling aus den Schlingen seines bösen Nachbars in Rehoboth frei gemacht. Jonker hatte den starken Stamm der Bondelzwarts oder das „schwarze Volk,“ die südöstlichen Nachbaren David Christians, auf seine Seite zu bringen gewußt und dieselben droheten nun in das Gebiet von Bethanien einzufallen. Da wurde der Häuptling bange und hatte schon alles zur Auswanderung nach dem Norden bereit gemacht, als er noch, durch die Missionare veranlaßt, beschloß, in dem Kriege zwischen Jonker und Rehoboth neutral und als ein Friedensmensch in seinem Lande ruhig sitzen zu bleiben. Er ließ einen Brief an alle befreundete Häuptlinge schreiben, in welchem er seinen Entschluß erklärte und nachdrücklich zum Frieden ermahnte. „Ich habe alle Gedanken zum Ziehen zu den andern Gliedern meiner Familie fahren lassen,“ hieß es unter anderm, „und werde hier in meinem Felde bleiben und mich in des Herrn Hand übergeben; er thue mit mir, was gut ist in seinen Augen.“ In demselben Schreiben erklärte er sich auch ernstlich gegen die Raubzüge, welche die Hottentotten unter den benachbarten Schwarzen die Jahre über unternommen hatten. Diese Politik des Friedens, welche David Christian 1854 einschlug, ist nicht ohne Erfolg geblieben. Sie schied ihn von den raubsüchtigen Stämmen des Landes und hielt zugleich seine Feinde im Respect, so daß sie ihn nicht anzugreifen wagten. Das Wort, was er vor

dem ganzen Lande gesprochen hatte, war ein gutes Bekenntniß gewesen, dem, wie immer, der Segen des Herrn gefolgt ist. Von dieser Zeit an ändert sich die Stellung des Häuptlings gründlich. Er zog mit einem ziemlichen Theile seines Stammes im Anfange des Jahres 1855 nach Bethanien und beugte sich so tief, daß er in der Kirche unter den Kindern saß, weil er um seiner früheren Sünden willen sich nicht für werth hielt, seinen Ehrenplatz als Häuptling einzunehmen. Indessen konnte er lange nicht sich entschließen, um Wiederaufnahme in die Gemeinde zu bitten, aus welcher er durch Knudsen ausgeschieden worden war. Doch kam es auch dazu und zwar in einer Weise, welche an einer aufrichtigen Bekehrung des Mannes nicht zweifeln ließ.

Durch böswillige Verläumdung nämlich war David Christian bei dem Volk und zum Theil auch bei den Missionaren von Bethanien und Bersaba in den Verdacht gekommen, arme Hereróflüchtlinge ermordet zu haben; es hatte jedoch Niemand den Muth gehabt, dem Häuptling die Mordthat vorzuhalten, bis es sich endlich herausstellte, daß das Ganze erlogen war. Es gehört die Aufhellung dieser Angelegenheit so wesentlich mit in die Bekehrungsgeschichte des Mannes, daß wir hier genauer darauf eingehen müssen.

Es sollte der Proceß gegen ein Mädchen, welches ein Kind im Felde gebraten hatte, in einer großen Rathsversammlung entschieden werden. Das Mädchen wurde schuldig befunden; da ihre Familie aber nicht zu David Christians Unterthanen gehörte, so mußte er nach Hottentottenrecht dasselbe an ihren Stamm zur Bestrafung abliefern, wenn er nicht der üblichen Blutrache ihrer Verwandten verfallen wollte. So wurde denn auch entschieden. Während man noch über die Sache verhandelte, ließ ein Mann, Namens Tontje, der besonders das Gerücht, daß der Häuptling die Hereró ermordet habe, ausgesprengt hatte, ein Paar Worte fallen, welche darauf hindeuteten. David Christian verstand es nicht und fragte: „Was hast du da eben von mir gesagt?“ Der Mann wollte schweigen, aber einer von den Richtern, der alte gläubige Salomo Pharao, sagte: „Nun endlich heraus mit dem, was du weißt!“ Und so muß er denn erzählen, er wollte oder wollte nicht. Der Häuptling wurde gleich Feuer und Flamme, wie er das hört und schreit: „Wer darf mir das nachsagen, das ich jemand ermordet haben soll?“ läuft auch sogleich nach seinem Hause mit den Worten: „Warte, ich werde wiederkommen und dich niederziehen lassen!“ Noch zorniger, als er gegangen war, kehrt er wieder in den Rath zurück und befiehlt, den Mann auf der Stelle zu schlagen. Da erhebt sich der

alte Salomo Pharao und spricht: „Du läßst mir dem Manne keinen Schlag geben, denn dazu hast du durchaus kein Recht. Er ist jetzt ein freier Mann, denn du hast ihn abgegeben und wäre das auch nicht, hat er denn kein Recht, sich frei gegen dich auszusprechen?“ Der Häuptling besinnt sich und Tontje muß die Sache vollständig erzählen. „Zeig mir die Gräber, wo die liegen, die ich erschlagen haben soll; kannst du das?“ fragte ihn David Christian. — „Nein, das kann ich nicht; ich habe aber gehört, da und da sollen sie begraben liegen.“ — „Komm, geh mit mir,“ sagt der Häuptling, „und zeig mir die Stellen! Und wenn das nicht, so bring mir Zeugen herbei, die es gesehen haben.“ — „Zeugen habe ich; aber die Stellen, wo sie begraben liegen, kann ich dir nicht zeigen.“ — „Was hast du denn für Zeugen?“ — „Mynheer Krönlein, Salomo Pharao, Paul Bantam, Daniel Klute, Samuel Gertse und Mynheer Kreft,“ erwiederte Tontje. Die, welche von den Genannten im Rathe saßen, sagen sogleich, daß sie kein Zeugniß ablegen könnten, weil sie nichts gesehen, sondern die Sache nur gehört hätten. Tages darauf kamen sie sämmtlich zu Kreft, der ihnen das Nämliche antworten mußte und endlich erklärte: „Der Händler Jonathan und Johann Klute müßten hier sein, denn die allein können Zeugniß ablegen, weil sie allein es gesehen haben.“ — „Ja wohl,“ rief der Häuptling aus, „möchten die doch hier sein!“ — Und nun erzählte Kreft, was er von jenem Händler gehört hatte, wonach David Christian den fliehenden Hereró wohl nachgesetzt und sie geschlagen, aber sie keineswegs erschlagen hatte. „Ja, gerade so ist es!“ rief der Häuptling aus, als Kreft seinen Bericht geendet hatte, „und sollten sie später noch einmal hier auf den Platz kommen, so könnt ihr aus ihrem eigenen Munde hören, daß das die Wahrheit ist, was euch Mynherr so eben gesagt hat.“ Da äußerten mehrere der Richter ihr Bedauern und sagten: „Hätten wir das doch eher gewußt!“ und Kreft wies sie darauf hin, wie Unrecht das wäre, wenn sie so leichtfertig den vielen Lügen glaubten, die unaufhörlich ausgesprengt würden. „Hätte ich jemand getödtet,“ setzte David Christian hinzu, „sicher würde ich es sagen; aber bis jetzt habe ich das noch nie gethan, ausgenommen die beiden Mörder, welche ich mit dem Tode bestraft habe.“ Es war übrigens sichtbar, wie der Häuptling in seiner Stellung zu den Missionaren freier wurde, namentlich zu Krönlein in Bersaba, welcher damals noch die Sacramente auf Bethanien zu verwalten hatte. Er ersuchte Kreft, an Krönlein zu schreiben, wie nun alles geordnet sei und er möchte kommen, das Abendmahl den Neuaufgenommenen auszutheilen.

Krönlein kam; das Abendmahl konnte mit 19 Bethaniern wieder gehalten werden. Magdalena, die Häuptlingsfrau, hoffte im Stillen, daß sich ihr Mann bei der Gelegenheit zur Wiederaufnahme in die Gemeinde melden würde. Er war der allerfleißigste Kirchengänger; das gehörte Wort blieb auch nicht unwirksam in seinem Herzen liegen und sollte es sich auch nur im Disput gegen seine alte Schwiegermutter von Bersaba Luft machen, welche damals zum Besuch in Bethanien war; auch hatte er seine Einwilligung dazu gegeben, daß seine Tochter Maria sich mit David, dem Sohne des Häuptlings von Bersaba, verheirathete — alles Zeichen, aus welchen Magdalena und auch die alte liebe Annatje, welche damals noch immer nicht nach Rehoboth zurückgekehrt war, schließen wollten, es würde bei diesem Abendmahl nun endlich zu einem rechtschaffenen Durchbruch kommen. Allein es kam nicht dazu. Magdalena ging zum Abendmahl, aber ihr Mann mußte zur Kirche hinaus. Als sie darauf zu Hause beisammen saßen — er und sie — fing Magdalena an, in ihrer geduldigen Weise mit ihm darüber zu sprechen. Da sagte er, daß es ihm allerdings leid sei und er habe beim Hinausgehen aus der Kirche viel daran denken müssen, wie es ihm am jüngsten Tage gehen werde; wenn er nicht anders würde, so würde er dann ebenso von Christo in die Hölle gewiesen werden. So ging er sinnend und nachdenklich hin bis in den Anfang des Decembers. Da war es, am 2. Advent, nach der Morgenkirche, daß David Christian sich ins Mattenhaus legte; seine Frau meint, er wolle seinen Mittagsschlaf halten, geht hinaus vors Haus und setzt sich in den Schatten, welchen sie sich da künstlich gemacht haben. Nach einer kleinen Weile sieht Magdalena, daß ihr Mann auffährt, wie im Schrecken und den Kopf auf seine Kniee stützt. Er streckte sich darauf wieder nieder, aber nur eine kleine Weile und er fährt erschreckt von Neuem auf, legt sich wieder und fährt wieder auf und das geht so mehrere Male fort. Endlich ruft er: „Magdalena, komm doch einmal her!“ Sie geht und sagt: „Ich dachte, du schliefst.“ — Nein,“ erwiedert er, „ich schlafe nicht. Höre, Magdalena, es ist wahr, was Mynheer sagt: „„einst ist es zu spät, wenn wir uns hier nicht bekehrt haben.““ Nun will ich dir doch erzählen, wie es mir diesen Mittag ergangen ist. Da liege ich und auf einmal wird es ganz licht um mich her und mein Herz schlägt wie ein Hammer in der Brust; da sehe ich ein Paar so schöne Männer, wie ich noch nie welche gesehen habe und Mynheer war auch dabei. Der sagte zu mir: „David Christian, all deine Sünden sind dir vergeben.“ — Magdalena ersuchte ihn darauf, zu Kreft zu gehen und zu erzählen, was ihm widerfahren sei. Allein dagegen sträubt er sich

und sagt: „Laß mich doch noch ein wenig warten.“ — „Du schiebst aber immer hinaus, Mann, das ist nicht recht von dir; als wir neulich Abendmahl feierten, sagtest du mir nachher, daß du so viel an den jüngsten Tag hättest denken müssen; so eile doch und säume nicht länger.“ —

Kurz nach Weihnachten traf ein Bote von Bersaba auf Bethanien ein, welcher einen Brief an David Christian brachte. Er war von den Häuptlingen im Norden geschrieben, welche vorläufig Frieden geschlossen hatten. Der Brief lautete:

Kupferberg, am 25. Nov. 1855.

Geliebte und werthe Brüder! Durch die Gnade Gottes sind wir Unterzeichneten jetzt zusammengekommen und haben nun Frieden gemacht.

Wir wünschen mit ganzem Ernste, daß die Brüder und Häuptlinge, nämlich David Christian und Paul Goliat, hieher kommen wollen und helfen, daß der Friede in unserer aller Gegenwart befestigt werden möge auf dem Platz des Häuptling Cornelius Oasib zu Hoachanas.

Wir haben den Tag unserer Zusammenkunft festgestellt auf den letzten Tag des Monats Februar im Jahre 1856 und wir hoffen, daß die Brüder nicht versäumen und auch auf diesen Tag dahin kommen werden. Wir alle grüßen euch alle.

Cornelius Oasib. Willem Zwartbooi. Jonker Afrikaner.
Amraal Lamberts. Johannes Jantje. Piet Koper.

Des Häuptlings Angesicht glänzte vor Freude, als Kreft ihm diesen Brief vorlas; er war sofort entschlossen, den Friedenscongreß zu besuchen, „denn das gefällt mir gar zu wohl.“ Da Kreft in den nächsten Tagen mit Krönlein zu Bersaba Conferenz halten wollte, so erklärte David Christian, er wolle mit nach Bersaba reisen, um mit Paul Goliat, dem dortigen Häuptling, Rücksprache zu nehmen, was sie zu Hoachanas sagen wollten. Bald darauf des Abends kam er zu Kreft ins Haus, erzählte ihm aus freien Stücken, was er an jenem Sonntag Mittag erlebt habe und fügte hinzu, daß er von der Zeit an keine Ruhe mehr habe, seine Sünden ständen vor ihm, wie große Berge und er wisse nicht, wie er darüber hinweg kommen solle. Kreft kaufte diese köstliche Zeit, in welcher David Christian endlich durchbrechen wollte, in der Furcht des Herrn und mit allem Fleiße und Weisheit aus. Er sprach mit dem Manne so weit durch, daß derselbe bereit war, wie schon beschlossen, nach Bersaba mit zu reisen, konnte aber keine gewisse Zusage darüber erhalten, was der Häuptling in Sachen seiner Wiederaufnahme in die Gemeinde dann thun wolle; daß wisse er selbst noch nicht, meinte David. Kreft bat ihn dringend, es doch

nicht von einer Zeit auf die andere hinauszuschieben, sondern, weil ihn jetzt der Herr riefe, so müsse er folgen; nur unter Christi Kreuze könne er für sein bedrücktes Herz Frieden finden. Endlich brach die kleine Reisegesellschaft von Bethanien nach Bersaba auf; der Häuptling sammt Frau und noch einer, der sich gern wieder aufnehmen lassen wollte, waren mit in der Gesellschaft. Auf Bersaba sollte am nächsten Sonntage das heil. Abendmahl gehalten werden, deshalb meldeten sich sofort nach der Ankunft die Bethanier bei Miss. Krönlein zum Abendmahl an. Doch David Christian kam nicht; es war schon Freitag Abend und er hatte sich immer noch nicht sehen lassen. Wahrscheinlich machen wir uns keine genügende Vorstellung von dem, wie's thut, wenn ein Fürst und Häuptling vor seinem Volke öffentlich sich demüthigen und bei der Gemeinde um Wiederaufnahme betteln soll. In dieser Lage war David Christian; der Stamm zu Bersaba war gar gering in seinen Augen und er mußte sehr klein und demüthig werden, wenn er vor diesen Leuten sich so erniedrigen sollte, wie es eine öffentliche Wiederaufnahme in die Gemeinde fordert. Indessen der Herr gab ihm die nöthige Kraft dazu. Am Sonnabend Morgen kam er zu den Missionaren, legte ein gutes Bekenntniß ab und bat um Wiederaufnahme. „Ich wünsche noch heute," schreibt Kreft, den der Herr an diesem Tage für all sein Beten, Hoffen und Harren reichlich entschädigte, „Sie hätten ihn sehen können, nachdem er seine Last abgeworfen hatte; sein Angesicht glänzte in Wahrheit vor innerer Freude und Erleichterung. Wir haben oft unter einander gesagt, was für Freude doch wohl im Himmel über einen Sünder sein möchte, der Buße thut, da wir so viel Freude über David Christians Buße genossen." Am Sonntag früh legte er nun in der Kirche öffentlich ein Bekenntniß seiner Sünden ab. Alles Volk war im höchsten Grade erstaunt darüber, denn der Häuptling bekannte Sünden, von denen auch nicht einmal seine Frau etwas gewußt hatte, mit der er doch sonst am Vertrautesten stand. So sehr dieses Bekenntniß auch darlegte, wie weit er von dem rechten Wege abgekommen war, so konnte man doch andererseits die bewahrende Hand des Herrn spüren, welche über dem Manne in den Zeiten seiner Verkommenheit mit großer Barmherzigkeit gewaltet und ihn vor dem tiefsten Fall geschützt hatte. Nach diesem Bekenntnisse wurde er von seinen Sünden freigesprochen und mit dem andern Manne seines Stammes wieder in die Gemeinde aufgenommen und feierte mit ihr des Herrn Mahl.

Am Dienstag darauf fanden Krönlein und Kreft die Häuptlinge und Richter dreier Stämme auf Bersaba beisammen. Sie hatten über den zu

schließenden Frieden unter einander berathen und folgende fünf Punkte legten sie den Missionaren als die Bedingungen vor, über welche sie einig geworden waren und unter welchen sie nur auf den Friedensschluß eingehen wollten. 1) Der Friede muß auf Grund göttlichen Wortes geschlossen werden, sonst taugt er von vornherein nicht. 2) Jeder Häuptling, der den Frieden unterzeichnet, muß sich zur Annahme des Evangeliums verpflichten. 3) Der Friede muß nicht nur die Streitigkeiten Jonkers, Oasibs und Huisibs beilegen, sondern das ganze Land umfassen. 4) Auch Damraland muß den Genuß des Friedens haben, damit die Missionare daselbst nicht ferner in Ausbreitung des Evangeliums gehindert sind. 5) Der Damraraub muß aufhören und eine richterliche Commission niedergesetzt werden, die den Damraräuber erst mündlich bestraft; will er nicht hören, so ziehen wir gegen ihn zu Felde. 6) Zur Sicherung der Grenze gegen etwaige diebische Uebergriffe der Damra soll ein bewährtes Glied des Bundes erwählt werden, das die Ruhestörer einzufangen und vor die richterliche Commission zu stellen hat. — Die Missionare freuten sich natürlich über dieses nüchterne und ächt evangelische Friedensinstrument und konnten nur ermuthigen, es festzuhalten und auf dem Congreß ein freies, offenes Zeugniß für Jesu Sache abzulegen. Man versprach es und es wurde ein Tag im Februar verabredet, an welchem man sich im Leverflusse treffen wollte, um von da nach Hoachanas zu ziehen. Sie hielten getreulich Wort und waren dann zur bestimmten Zeit in Hoachanas. Aber außer ihnen auch Niemand. Man sandte Boten an Oasib und der ließ zurück sagen, sie möchten nur wieder umdrehen, denn der große Rath sei erst später, wie er ihnen in einem zweiten Briefe gemeldet habe. (Diesen Brief erhielten sie erst nachher.) Sie sandten einen zweiten Boten an den Alten und ersuchten ihn, herüberzukommen, denn sie hätten manches mit ihm privatim abzumachen, aber Oasib ließ zurück sageu: „Ich habe es euch gesagt, ihr sollt umdrehen!" Da auch Amraal nicht kam, gingen sie endlich nach 3 Tagen Wartens wieder nach Hause. Es hatte keinen guten Eindruck auf David Christian gemacht. Er hat aber dies und noch manches Andere seit jener Zeit in der Furcht des Herrn überwunden und steht noch heute, ein Wunder der Gnade Gottes, als Häuptling von Bethanien.

---

19. Annatje, die Häuptlingsfrau.

Heinrich Schmelen war ein Deutscher, ein Zögling Jänickes, der erste, der tief in den Steppen des Namalandes jenseits des Garib das Evangelium predigte. Als auf Schmelens Predigt rund um seine Station Bethanien her in den Jahren 1815 und 1816 eine große Erweckung unter den Horden, die dort die Steppen durchzogen, ausbrach, so daß er binnen zwei Jahren an 100 Menschen taufen konnte, flog das Feuer auch in die Horde des Häuptlings Willem. Sein Name könnte auf den Gedanken bringen, als ob er selbst sich hätte taufen lassen. Dem war aber nicht so. Er hieß eigentlich Huisib und war ein echter landeingesessener Nama; als aber die Orlam aus der Capcolonie ins Land eindrangen, ging es Huisib, wie vielen seiner Landsleute: sie verachteten ihre väterlichen Sitten und Weisen und wollten auch Orlam werden, d. h. civilisirte Hottentotten sein, nicht mehr auf Ochsen reiten, sondern in Wagen fahren, nicht mehr mit Bogen und Pfeilen schießen, sondern Feuergewehr zur Hand nehmen, nicht mehr in der Väter Zunge reden, sondern sie radebrechten ihr Capholländisch und ließen sich von den Fremdlingen mit holländischen und christlichen Namen nennen. Daher hatte der Häuptling seinen Namen Willem bekommen; aber an die Taufe dachte er nicht. Orlam-Häuptlinge, mit denen er zusammen Schmelens Predigt hörte, ließen sich taufen, aber Willem Zwartbooi wollte in dem Stück bleiben, was er war.

Dieser Mann hatte ein Weib. Er muß es sehr lieb gehabt haben; denn, wenn andere Häuptlinge zwei, drei, vier andere Weiber nach Landes Brauch zu der ersten hinzunahmen, so ließ er es bei der ersten bewenden. Es kann aber auch sein, daß das Weib damals schon ein tüchtiges Weib war und große Macht über ihren Mann hatte und es nicht zuließ, daß ihr Mann noch andere Weiber nahm. Als die Schmelen predigen hörte, ging es ihr durchs Herz und sie wollte sich taufen lassen. Das gefiel Willem nicht; aber da half kein Sträuben; das Weib drängte ihn so, daß er endlich seine Einwilligung zu ihrer Taufe gab. Da wurde sie getauft und da sie gerade ihren erstgeborenen Sohn als kleines Kindlein auf dem Rücken trug, so wurde der mitgetauft. Das ist die Annatje, von der ich jetzt erzählen will und ihr Knäblein David.

In der Zeit der ersten Liebe hatte Annatje es gut. Ihr Volk lag zwar nicht in der Nähe von Bethanien, so daß sie alle Tage Schmelens Predigt, wie die andern, hätte haben können; aber Schmelen war ein treues

Herz, das sich die sauren Wege auf dem Reitochsen in der Steppe nicht verdrießen ließ. Wenn es irgend ging, so zog er umher und besuchte auch die Häuptlingsfrau und predigte auf ihrem Kraale. Dazu wußte sie bei ihrem Manne schon die Erlaubniß auszuwirken und für ein ganz neues Mattenhaus und dem reinlichsten Milchbambus sorgte sie jedes Mal, wenn Schmelen ihr lieber Gast war, das verstand sich von selbst, denn in den alten Häusern plagen die Läuse fürchterlich und aus dem gewöhnlichen Bambus kann der weiße Mann nur trinken, wenn er die Augen schließt und die Nase zuhält. Allein diese Zeit hatte bald ein Ende. Schmelen mußte nach der Capstadt, er war zu abgerissen und dort bekam er Befehl von seiner Gesellschaft, nicht wieder nach Bethanien zu gehen, denn er wäre anderwärts nöthiger. Da ging bei Annatje die erste Noth an. Eine Bibel hatte sie nicht und wenn sie auch eine gehabt hätte, so hätte sie dieselbe nicht lesen können; der Prediger kam nicht mehr, der ihre Seele bis dahin mit des Herrn liebem Worte gespeist hatte; die Feinde spotteten und lästerten, die hohen Herren ihres Volkes voran, ihr Mann, ihres Mannes Brüder, lauter Schelme und Verräther, die bis dahin Schmelen von Raub und Mord zurückgehalten hatte, die aber nun, seit der treue Mahner fort war, ihr altes Räuberleben ungescheut wieder trieben und nachholten, was sie zwei Jahre lang versäumt hatten. — Und Annatje mußte mit in all den Graus, der damals das Land durchzog, denn der Teufel war gründlich los. Und was das Schlimmste war: Schmelens Getaufte ließen sich ihrer viele in das Treiben verwickeln, fielen ab oder wurden träge und sicher. Da ging der Armen das Wasser bis an die Seele und sie wollte doch ihrem lieben Herrn gern treu verbleiben. Sie nahm ihre Zuflucht zum Dornenbusch neben dem Kraal. Hinter den legte sie sich fleißig und betete und verkehrte mit dem Herrn in jener Inbrunst, von der so viele merkwürdige Züge in der armen, so oft bedrängten Mission des Namalandes gerade unter den Weibern vorgekommen sind. Weiber haben jene Mission durch die kümmerlichsten Zeiten hindurchgebetet und Annatje ist eine der ersten und vornehmsten Beterinnen ihres Volks gewesen und geblieben bis auf diesen Tag.

Sie lag damals nicht umsonst hinter ihrem Busche. Schmelen mußte wieder nach Bethanien; in London mochten sie sagen, was sie wollten. Als er wieder da war — es war im Jahre 1818 — ließ Annatje ihrem Manne keine Ruhe; er mußte mit seinem ganzen Volke dicht in die Nähe Bethaniens ziehen. Da ging sie nun auf voller Weide trotz der alten verfallenen Kirche, in der Schmelen predigte: ein Kuhstall war ein Palast

gegen dieselbe, aber Annatje saß darinnen wie im prächtigsten Dome. Doch auch das sollte nicht lange dauern. Seit Schmelen zurückgekommen war, fiel kein ordentlicher Regen mehr, ein Jahr, zwei Jahr, bis ins dritte Jahr. Willem drängte und drängte, sein Volk müsse fortziehen, das Vieh hätte kein Futter mehr und fiele um wie die Fliegen; aber Annatje beschwichtigte ihn von Monat zu Monat und lag hinterm Busch. Der Regen blieb aus. Da wurden die Häuptlinge, die um Bethanien lagen, wild und vertrieben Schmelen; es war 1821, als der treue Knecht Gottes das Feld räumen mußte. Und nun zog Willem mit seinem Volke hinauf in den Norden und Annatje mußte mit; wie gern wäre sie mit Schmelen über den Garib gegangen, wie mehrere treue Seelen thaten! aber sie mußte ihrem Manne in die Wildniß folgen. In der zog sie nun zwanzig Jahre umher ohne alle geistliche Pflege. In den ersten Jahren versuchte Schmelen noch etliche Male, sich wieder auf Bethanien niederzulassen und bei den Gelegenheiten hatte Annatje die Freude, ihren geistlichen Vater ein Paar Mal zu hören; aber die Versuche Schmelens wurden bald aufgegeben. Von den wenigen gläubigen Orlam, welche in dieser schweren Zeit kümmerlich das Wort im Lande über Wasser hielten, hatte die arme Annatje nichts, denn sie lebten in andern Horden; unter Willems Volk gab es keinen gläubigen Mann, denn David war noch ein kleiner Junge, aber desto mehr Räuber und Todtschläger, Hurer und Ehebrecher. Annatje litt es zwar nicht, daß ihr Mann noch ein anderes Weib neben ihr nähme; aber andere Schandthaten konnte sie nicht hindern und da sie selber in Sodom zwanzig Jahre leben mußte, so wurde die arme Seele der Gerechten sehr gequält und beschwert und da wird, ohne daß mans merkt, aus einem hellen und scheinenden Lichte ein glimmendes Docht, das nahe am Erlöschen ist. Gut, daß Er seine Lust nicht daran hat, solch Docht auszulöschen, sondern zum Leben hat Er Lust. Das mußte auch Annatje erfahren.

Es war im Jahre 1842, als Gottes Wort wieder im Lande erschien. Der alte Schmelen hatte sein Bethanien nicht vergessen; er selbst konnte nicht mehr hin, aber rheinische Missionare waren zu ihm gekommen, einer von ihnen heirathete seine Tochter und den und noch etliche drängte er, daß sie über den Garib gingen und da wieder anfingen, wo er aufgehört hatte. In Bethanien ließ sich Knudsen nieder und blies tapfer die Asche von den Kohlen; es entstand wieder neues Leben. Davon hatte aber Annatje nichts. Ihr Mann lag mit seinem Volke damals viele Tagereisen von Bethanien fern im Thale des Aub und litt nicht, daß sein Weib nach Bethanien ginge. So zog es sich noch zwei Jahre hin und die Häuptlingsfrau blieb,

wie sie war, ein glimmendes Docht. Da schickte der Herr wieder eine fürchterliche Dürre über die Steppe um Bethanien her, daß die Orlam, welche dort lagen, Knudsen erklärten, sie müßten weiter nach Norden ziehen, sonst ginge all ihr Vieh und sie mit verloren. Sie zogen also und Knudsen zog mit, bis sie an einen Platz kamen, den Knudsen Anvazedek nannte. Den Namen gab er dem Platze um des fünften Verses im 45. Psalme willen, wo der Schönste unter den Menschenkindern gebeten wird, er solle einherziehen der Wahrheit zu gut und „die Elenden bei Recht zu erhalten," wie Luther Anvazedek übersetzt hat. Nun, der ließ sich auch auf jenem Lagerplatze der Bethanier erbitten und es kamen dort viele Elenden zu Recht. Unter ihnen war auch Annatje. Ihr Volk lag dicht in der Nähe und als sie hörte, daß ein Missionar dort sei, so hielt sie nichts mehr; es mußte ihr Reitochs gesattelt werden und die Fürstin zog nach Anvazedek, empfing dort Verneuung zu lebendiger Buße und erhielt von Knudsen die Confirmatian und zugleich die Ordination zum Diakonissenamte unter ihrem Volke, solch guten Eindruck hatte das gläubige Weib auf den Missionar gemacht.

Es war eine echte Confirmation gewesen; in ihrem Glauben befestigt und gestärkt, kehrte Annatje in das Aubthal zu ihrem Volke zurück und trat sofort ihr Amt an. Sie trieb's, so gut sie's konnte und da sie aufrichtig war, so ließ es ihr auch der Herr gelingen. Nicht die Männer ermahnte sie, sich zum Herrn zu wenden, denn das war ihr nicht befohlen, aber die Frauen, und bald waren sieben Frauen aus Willems Volk und darunter ihre eigene Tochter in Anvazedek und ließen sich taufen. Das war im Frühjahr 1845. Da hörte Annatje von Knudsen, weiter oben im Norden des Landes wäre ein rheinischer Missionar, Namens Kleinschmidt, der Schwiegersohn des alten Vaters Schmelen, der habe jetzt keine Station und wolle sich zu Annis an den heißen Quellen niederlassen, denn da sei gut wohnen und das Feld habe viel Gras und auch Wald und könne deshalb ein großes Volk ernähren. Das ließ sich die Frau nicht zwei Mal sagen und als sie nach Haus kam, mußte Willem Zwartbooi seiner Frau tüchtig herhalten; sie ließ ihm keine Ruhe, er solle mit dem Volke nach Annis an die heißen Quellen ziehen. Der grämliche Alte machte sein Gesicht noch finsterer, als es sonst war und wollte von Annis nichts wissen; er bliebe im Aub wohnen. So mußte Annatje einen Bundesgenossen suchen. Ihres Mannes Bruder, Kobus, war einer der tüchtigsten Männer des ganzen Stammes; er galt eigentlich noch mehr als Willem, denn der hatte eine lahme Hand; freilich war er auch in allen Uebelthaten,

die das Volk begangen hatte, immer voran gewesen und an seinen Händen klebte das Blut vieler Getödteten. Und das Blut brannte in diesen Tagen, in welchen Annatje, seine Schwägerin, munter Christum bekannte, ganz besonders wieder. Das wußte die Diakoniß und wandte sich an ihren Schwager, er solle machen, daß das Volk nach Annis zöge, dort wäre ein Mann zu finden, der wisse guten Rath. Und Kobus sattelte seinen Reitochsen und suchte Kleinschmidt auf, fand ihn und verabredete, dann und dann wollten sie sich bei den heißen Quellen treffen und mit ihm da wohnen.

Es ging alles vortrefflich. Der alte Häuptling mußte gute Miene zum bösen Spiele machen und so siedelte all sein Volk aus dem Aub nach Annis über. Am 8. Juli 1845 kam der ganze reisige Zug die Ebene bei Annis daher. Willem mit seiner Familie auf dem Wagen mit Zugochsen vorauf; dann folgten seine Männer auf Reitochsen; die Armen und Dienstleute gingen zu Fuß und trieben die Packochsen, welche die Mattenhäuser und allerhand Geräth trugen, es war ein stattlicher Anblick und als sie bei den Quellen ankamen, war des Schießens und Grüßens kein Ende. Annatje hatte solchen Tag noch nicht gehabt; sie konnte sich nicht satt erzählen von ihrer Familie und ihrer Freude und dem Verlangen ihrer Leute nach Gottes Wort und das ging alles so nett auf Nama der Frau Kleinschmidt gegenüber, die des Volkes Sprache von Kindesbeinen an gelernt hatte. Da erzählte sie denn auch, daß Knudsen sie zur Diakoniß für den Aub gemacht habe, nun sei sie aber in Annis und habe einen Lehrer, so wolle sie ihr Amt niederlegen. Daraus konnte natürlich nichts werden und nun wurde sie erst recht zur Diakoniß für ihr Volk eingesetzt. Den Platz aber nannte Kleinschmidt Rehoboth und sprach: „Nun hat uns der Herr Raum gemacht im Lande und uns wachsen lassen,“ so froh war er über den guten Anfang.

Der Anfang war wirklich gut gewesen und Annatje hatte nicht übertrieben, wenn sie von dem Verlangen ihrer Leute nach Gottes Worte gesprochen hatte. Binnen anderthalb Jahren wurde ein großes Volk zur Gemeinde vom Rehoboth gesammelt. Annatje hatte die große Freude, daß sich ihr Schwager Kobus gleich unter den Ersten taufen ließ; er war als Presbyter Johannes eine Zierde von Rehoboth. David, ihr Erstgeborener, jetzt schon zum stattlichen Manne erwachsen, war confirmirt worden; ihre Söhne Petrus, Lazarus und Manasse wurden getauft; einen derselben hatte sie auf eine rheinische Station im Caplande geschickt, damit er dort zu einem Lehrer seines Volks ausgebildet werde; drei ihrer Töchter waren getauft

und Lauda, die schon auf Anvazebek sich bekehrt hatte, wandelte im lebendigen Glauben. Selbst ihr Schwiegervater, der alte Häuptling des Volks, fast hundertjährig und blind, hatte sich bekehrt; ein Dienstknecht trug ihn auf dem Rücken zur Kirche, als er getauft wurde. Es war viel Gnade für die theure Frau und ihr Herz ging im Springen. Ihres Amtes wartete sie mit Lust und Freude. Wie man von der Frau Herzogin Dorothea Sibylle von Liegnitz und Brieg liest, so war auch Annatje die Hebamme in ihrem Volke; wo einer an Erkältung und an peinlichem Gliederreißen litt, wie das so oft unter den Nama vorkommt, so baute sie mit ihren Frauen ein Mattenhäuschen über den heißen Sprudel des Dorfs und machte ihm ein heilsames Dampfbad zurecht und wenn die Regenzeit kam und die Feldkost knapp wurde und die Armen darben mußten, so verpflegte sie dieselben, wie solches alles einer rechtschaffenen Diakoniß zusteht. Nur Eins quälte sie, oder richtiger, hing als Gewicht an der Uhr, daß sie fein im Gange bliebe. Ihre älteste Tochter wollte nichts von dem Herrn Jesus wissen; das war schon schwer, aber das Schwerste war doch, daß ihr Mann immerzu der Alte blieb. Er war gegen die Mission äußerlich nicht feindlich gesinnt, förderte sie im Gegentheil, legte auch den Leuten nichts in den Weg, die sich bekehren wollten; aber ihm selber mußte die Bekehrung vom Leibe bleiben. Annatje hat gewiß viel um ihn gebetet und der Herr schenkte ihr auch das noch, daß er sich endlich überreden ließ. Am zweiten Adventssonntage des Jahres 1846 wurde er getauft und dem Könige von Preußen zu Ehren „Friedrich Wilhelm" genannt. Aber ihre älteste Tochter konnte sie nicht erbitten; sie war weit weg verheirathet unterm rothen Volke; da lernte sie nur Bosheiten und Spott und Hohn gegen den Herrn Jesus; die zog der Teufel zum Dornbusch groß, der der armen Mutter nachher gebranntes Herzeleid angethan hat. Desto mehr Freude machte ihr Petrus; der hatte lesen und schreiben gelernt und war so eifrig für die Verbreitung des Wortes Gottes, daß ihn Kleinschmidt auf die Kraale, die um Rehoboth herlagen, gehen und da das Evangelium predigen ließ, so gut er es eben konnte. Und im Jahre 1847 sah sie eine stattliche Kirche mit Thurm und Glocken darinnen fertig werden und als Kleinschmidt den Bauplan von Rehoboth mit Straßen in europäischer Weise absteckte, bestimmte sie ihren Mann, daß ihr Haus der Kirche zunächst zu stehen käme, wie billig und Kleinschmidt versprach ihr, eine Thür von Brettern und zwei Fenster ins Haus zu machen, damit die Gutsherrschaft am Besten unter allen wohne.

Friedrich Wilhelm von Rehoboth hatte auch sein Jahr 1848. Schon

kurz vor den Märztagen war ringsum der Teufel los und Namahorden plünderten und mordeten die armen Bergdamra; Zwartbooi sollte auch mit, wie früher, aber er that es nicht. Kurz nach den Märztagen zog gleich nach der Nachmittagskirche ein Gewitter über Rehoboth herauf. Es war am Sonntag noch nie der Fall gewesen, so lange das Dorf stand und Annatje sagte zu Kleinschmidt: „Der Herr hat heute etwas vor." Kaum hatte sie das gesagt, so schlug der Blitz in die Kirche, warf den Thurm nieder und die Glocke auf den Kirchhof, und beschädigte das ganze Gebäude von unten bis oben. Sie hatte recht; der Herr hatte etwas vor und wenns auch eben nur ein Zeichen war, das er für die Zukunft aufsteckte und dessen Erfüllung das arme Weib nur zu bald erfahren sollte. Ihr Mann reiste bald darauf mit Kleinschmidt nach der Capcolonie und erfuhr da auf einer Conferenz der rheinischen Missionare die erste Kunde von dem Jammer, der 1848 die Fürsten und Völker Deutschlands überfallen hatte. Der Häuptling horchte hoch auf, als er das von den großen Herren jenseits des Wassers hörte. Er dachte sein Theil. Als er wieder nach Rehoboth zurückkehrte, war zwar sein neues steinernes Haus bald fertig und etliche Monate darauf wurde es eingerichtet; da wohnten nun die beiden Alten ganz gemüthlich; einen kleinen Tisch und einen Stuhl mit Lehne hatte ihnen Kleinschmidt gemacht, desgleichen eine Bettstelle, aber noch nicht ganz fertig; dies und ein Plätteisen, ein Leuchter, einige Teller, Messer und Gabeln und ein Handtuch zierten die Stube, lauter unerhörte Dinge in der Wohnung eines Namahäuptlings, wie das steinerne Haus selber; aber was hilft's Haus, wenn's Herz nicht richtig steht? Und der Schwindel von 48 war an dem Häuptling nicht spurlos vorüber gegangen; Händler, die seit jener Zeit im Lande umzogen, und auch Rehoboth besuchten, verhetzten die Leute gegen die Missionare und bald war's zu spüren, daß der Mehlthau in die schöne Blüthe gefallen war. Schon 1849 sagte Johannes, der Presbyter, er wolle gegen alles sprechen, was der Lehrer sage; die Gläubigen wurden schläfrig, es fielen arge Sünden immer häufiger vor; nur wenige waren noch in der früheren Munterkeit und unter den wenigen war Annatje. Sie trug schwer an der bösen Zeit, aber sie stand Kleinschmidt treulich bei und wußte es dahin zu bringen, daß ihr Mann noch drei Jahre lang entschieden den Einladungen widerstand, die ohne Aufhören von den umwohnenden Stämmen an ihn ergingen, mit jenen zusammen in alter Weise zum Viehraub gegen die Nachbaren im Norden auszuziehen. Der alte Häuptling ließ sich auch bereit finden, daß sein Missionar ein christliches Gesetzbuch für Rehoboth entwarf; als aber darüber berathen wurde

und man auf das Gesetz kam: „Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden,“ da war es unter keiner Bedingung durchzubringen. Die Männer, die Menschenblut wie Wasser vergossen hatten, waren jetzt so ungeheuer fromm geworden, daß sie erklärten, da sie noch Heiden gewesen, hätten sie wohl so gethan, nun sie aber Christen geworden seien, schicke sich so etwas für sie nicht mehr. Bald darauf zog der Presbyter Johannes in den Norden hinauf und raubte und mordete nach alter Weise. Da war es aus mit den sieben guten und leidlichen Jahren, auch für die arme Annatje, und es folgen nun die sieben bösen Jahre.

Ich will hier keine Geschichte von Rehoboth erzählen, sondern die von Annatje, und bemerke deshalb nur, daß es Kleinschmidt gar nichts half, daß er alle Männer, welche wieder Räuber geworden waren, vom Abendmahl ausschloß; sie fragten nichts danach und gingen doch wieder auf Viehraub aus, zogen auch immer mehrere hinzu, so daß nach zwei Jahren nur noch wenige Männer in der Gemeinde waren, welche am Abendmahl theilnehmen durften. Friedrich Wilhelm schien anfangs von dem Rauben sich fern zu halten, während Johannes, sein Bruder, und David, sein Erstgeborner, die Anführer dabei waren; aber endlich ergriff auch ihn der böse Geist und nun war kein Halten mehr.

Die arme Annatje litt unsäglich. Es war nicht blos das allgemeine Verderben, welches unter ihrem Volke eingerissen war, was sie quälte; das bitterste war, das in ihrer eigenen Familie der eigentliche Heerd der Gottlosigkeit in voller Gluth stand. Ihr Mann besuchte die Kirche nicht mehr und wies alle Vorhaltungen, welche ihm Kleinschmidt unter vier Augen machte, schnöde und grob zurück; er sei der Herr über sein Volk, sagte er, und nicht der Lehrer, und was er sage und thue, das müsse gelten und nicht, was der Lehrer sage. Ihre älteste Tochter war schon seit einiger Zeit zu Hause bei ihren Eltern, war ihrem Manne entlaufen, hatte aber eine schlimme Kunst von da nach Hause gebracht. Die heidnischen Nama bereiten nämlich aus einer wild wachsenden kleinen Beere, von der das gemeine Volk mehrere Monate lebt, weil sie vorzüglich nährt, ein stark berauschendes Getränk, indem sie zwei Töpfe auf einander setzen und vermittelst eines in denselben angebrachten alten Gewehrlaufes den Saft der Beere destilliren. Diese Kunst hatte das Weib gelernt und vermochte ihren Vater, zu erlauben, daß sie ihre Branntweinbrennerei neben der Kirche und bei seinem Hause anlegte. Dadurch kam der Alte an den Soff und nun hatte es die arme Annatje erst recht schlecht. Sie machte ihm die eindringlichsten

Vorstellungen, aber dadurch wurde sie ihm immer mehr zuwider; die böse Tochter hetzte zu, Lazarus, ihr Sohn der ihr einstens so viel Freude gemacht hatte, war auch wie von der Hölle entzündet und that desgleichen. Schon im März 1854 kam es vor, daß ihr Mann sie aus dem Hause wies. Weinend klagte die vorher so angesehene Frau einigen besser gesinnten Rathsleuten des Volkes die ihr angethane Unbill und die faßten sich ein Herz, ihrem Häuptling ins Gewissen zu reden. Das half damals noch; Friedrich Wilhelm kam wieder einmal in die Kirche und Annatje durfte zurückkehren; aber man sagte sich ganz laut, der alte Häuptling halte es mit einem andern Weibe; die frommen Weiber, deren immer noch eine ziemliche Zahl ihrer Häuptlingsfrau treulich zur Seite stand und ihr Trost in ihrem Elend war, wollten wissen, der Alte habe den Ehebruch allen Männern seines Volkes freigegeben, um seine eigene Schande zu bedecken. Die Frauen zeugten indessen so tapfer dagegen, daß Kleinschmidt schon die Hoffnung faßte, er würde mit solcher Bosheit nicht Ernst machen. Aber der Teufel feierte auch nicht. Und wieder war es Annatjes älteste Tochter, welche sein Werkzeug wurde. Die Nama haben in ihrem heidnischen Zustande nächtliche Tänze, bei welchen greuliche Sünden und Schanden verübt werden. Die Branntweinbrennerin führte auch diese Tänze wieder ein; anfangs heimlich außerhalb des Dorfes und verführte dazu auch mehrere Schulkinder; endlich wurde in Rehoboth selber des Nachts getanzt. Auch da legten sich bessergesinnte Rathsleute ins Mittel und jagten die Tänzer aus einander, daß es auf geraume Zeit unterbleiben mußte. Es wurde ihnen leicht, da in jenen Tagen alles in Verwirrung war, denn es sollte der Krieg gegen einen benachbarten Oorlamhäuptling ausbrechen. Friedrich Wilhelm war rasend, wie weiland König Saul. Er prügelte eines Tages die arme Annatje so, daß sich die Rathsleute dazwischen werfen und das arme Weib aus der Hand des Wütherichs retten mußten. Dann zog er in den Krieg, wurde geschlagen und als er nun seine Bundesgenossen auf und um Rehoboth zu seiner Sicherheit zusammenzog, wurde das unglückliche Dorf wie ein wüstes Feldlager, in welchem es das Jahr 1854 über gar toll und wild herging. Der alte Häuptling lebte mit mehreren Weibern in Sünde und Schande und als Annatje sich deshalb von ihm scheiden wollte, wurde es nicht zugegeben; man scheute sich trotz aller Bosheit noch vor Kleinschmidt und dem kleinen Haufen, besonders der frommen Frauen, die treulich zu ihm hielten, und wollte nicht öffentlich solche Schmach auf den Häuptling kommen lassen. Das arme Weib mußte also in dem Ofen des Elends aushalten.

Es sollte aber noch ärger kommen. Der Häuptling hatte unter andern neuen Dingen auch eine Verfassung nach der neuen Mode gegeben und zu dieser Verfassung gehörte auch ein gesetzgebender Rath. Der machte Gesetze nach Herzenslust. Es ist vorhin schon erzählt, wie Kleinschmidt, der sich der Sache selber bemächtigte und möglichst viel geistliche Elemente in die neue Gesetzgebung bringen wollte, mit seinem Gesetze über die Todesstrafe abgefallen war. Dieser Rath oder die Richter, wie man ihn nannte, wollten jetzt ihrem Häuptling und seiner Vielweiberei und auch zum Theil sich selber durch ein neues Gesetz zu Hilfe kommen. Es sollte wieder die alte Namaweise zu Recht erhoben werden, nach welcher ein Mann so viele Weiber nehmen könnte, als er wollte, aber die alten Weiber müßten bleiben. Einige Richter hatten noch so viel Gewissen im Leibe, daß sie sich zu einem solchen Gesetz nicht hergeben wollten und legten ihr Amt nieder. Das half aber nicht; man wählte andere an ihre Stelle, natürlich lauter solche, von welchen man wußte, daß sie zu dem Gesetz die Hand bieten würden und unter diesen waren auch zwei leibliche Söhne Annatjes, Petrus, der frühere Evangelist, und Lazarus, der böse Bube, der seiner Mutter schon so viel Herzeleid angethan hatte. So kam das Gesetz zu Stande. Aber die Schelme wagten es nicht zu veröffentlichen; es sollte auf dem Wege der Verwaltung eingeführt werden. Zuerst thaten die neuen Richter schrecklich fromm. Sie erließen ein neues Schulgesetz, welches die Jugend zum strengen Schulbesuch anhielt. Dann folgte ein neues Kirchengesetz, es sollten und müßten die Rehobother fleißig in die Kirche gehen. Als das fertig war, wurden die jungen heirathsfähigen Mädchen vor die Richter geladen, welche ihre Sitzungen des Nachts hielten und allen, die erschienen, streng verboten, etwas auszuplaudern. Dann wurde den Geladenen die Frage vorgelegt: „Willst du in die Form des Capitains gießen?" Wenn eine fragte, was das heiße, so sagte man: „das wirst du später schon hören." Etliche, die merkten, daß es in die Sünde gehen sollte, sagten kurzweg: nein! andere mögen ja! gesagt haben. Die Richter merkten, daß die alten frommen Frauen ihnen das Spiel verderben würden, wenn sie auf die jungen Mädchen einwirkten; so mußten auch die Alten erscheinen. Welche unter denselben weigerten sich standhaft, vor den neuen Gerichtshof zu kommen, und Annatje bestärkte sie nach Kräften darin. Dafür mußte sie und andere frommen Seelen viel Schimpf und Hohn hinnehmen. Dann schlug man einen andern Weg ein. Die jungen Mädchen wurden wieder vorgeladen und ihnen gesagt, daß sie Männer haben sollten, auch wurden ihnen Tücher, als Pfänder der Liebe, angeboten. Ein Theil

dieser Mädchen weigerte sich, diese Tücher anzunehmen. Da griffen die Herren Richter zum Sambock und prügelten sie unbarmherzig durch. Mit wunden Rücken kamen die Mädchen nach Hause und klagten heimlich ihr Leid ihren Müttern und Verwandten; Annatje's Nichte war auch darunter, und nun ließ sie die Tante nie wieder in das nächtliche Verhör, ohne sie zu begleiten; so thaten auch andere Weiber. Da stand denn die arme Mutter vor ihren ungerathenen Söhnen und zeugte gegen ihre Bosheit und die Söhne verboten der Mutter den Mund, jemanden etwas von ihrer Schande zu sagen.

Die Sache kam aber doch vor Kleinschmidt und er nahm den alten Häuptling vor. „Seit einiger Zeit sind die Richter so eifrig, Capitain," sagte er zu ihm, „haben zuweilen des Nachts ihre Zusammenkünfte, die Frauen werden gerufen, man hört Schläge austheilen. Was ist das? wißt ihr darum? Mir scheint die Sache verdächtig." Der Alte erschrak, stammelte etwas daher und sagte endlich: „Ich gehe nicht in die Rathsversammlung; ich weiß nicht, was die Richter vorhaben." — „Aber ihr solltet euch doch darum bekümmern und sehen, was da vorgeht; ihr seid das Haupt; ihr seid verantwortlich dafür, wenn böse Gesetze oder sonst etwas Schlechtes gemacht wird." Kleinschmidt vermahnte ihn noch, mit eigenem guten Beispiel voran zu gehen und er versprach: „Ich werde heute noch hineingehen." Am andern Tage kam Annatje ganz vergnügt und dankbar zu Kleinschmidts Frau und theilte ihr heimlich mit, ihr Mann habe den Richtern verboten, in der Sache weiter zu gehen, keinen Zwang und Gesetz daraus zu machen, aber verbieten wolle er den Ehebruch nicht. Die Aermste täuschte sich; ein Paar Tage darauf zeigte ihre Nichte der Frau Kleinschmidt ihren braun und blau geschlagenen Rücken; die Richter hatten sie von Neuem zwingen wollen. „Als ich die Schläge bekam," sagte sie, „fühlte ich nichts davon, so daß ich keine Thräne vergossen habe zum Aerger der Richter; erst, als ich hinausging, fing mein Rücken an wehe zu thun." Nun konnte Kleinschmidt nicht mehr an sich halten; er schrieb einen Brief an die saubern Richter, der ihnen ins Gewissen redete und sie allerdings so in Schrecken setzte, daß sie mit Gewalt gegen die armen Mädchen nicht mehr vorgingen. Es wurden aber alle Frauen und Mädchen zusammen vorgeladen und in Gegenwart des Häuptlings ihnen eröffnet, daß alles, was geschehen sei, nach des Häuptlings Willen geschehen sei. Das mußte Annatje mit anhören. „Hast du es gehört?" schrie ihr der vortragende Richter besonders zu. Sie antwortete: „Ja; doch ist er nur ein irdischer Capitain; unser König Jesus aber ist mächtiger." — „Was soll das heißen? willst du ihn absetzen?" — „Das kann ich nicht," antwortete sie, „Gott selbst hat ihn eingesetzt;

aber dem muß er Rechenschaft von seinem Thun geben.“ Damit waren die Weiber entlassen.

Bald darauf entschloß sich Kleinschmidt, Rehoboth auf eine Zeit ganz zu verlassen; er meinte damit die ungezogenen Leute zu strafen, was aber nicht richtig war. Als er am 10. April 1850 mit seinem Weibe und seinen Kindern aus Rehoboth fuhr, gab's einen herzzerreißenden Anblick; Alt und Jung, die treu geblieben, liefen neben und hinter dem Wagen her, heulten und weinten und wollten den guten Mynheer nicht lassen oder mit ihm in die Wüste ziehen. Die kleine Schaar lief wohl eine halbe Stunde weit mit; da wurde hinterm Busche Annatjes Nichte von ihrem Vater aufgefunden, welche sich heimlich entfernt, am Wege versteckt und den Plan gehabt hatte, mit Kleinschmidt davon zu gehen; sie wurde mit Prügel nach Hause gebracht; das war jämmerlich mit anzusehen, die Weiber kehrten um und Kleinschmidt fuhr schweren Herzens in die Wüste hinaus. Als Annatje ihren treuen Lehrer nicht mehr im Dorfe hatte, hielt auch sie nichts mehr zurück. Sie entfernte sich und ging mit einem Trupp reisender Orlam nach dem ihr vor Jahren so theuer gewordenen Bethanien. Da fand sie an der Häuptlingsfrau eine Leidensgefährtin, die aber in dieser Zeit der Herr schon zu trösten begann. Magdalene, ein ebenso liebes gläubiges Weib, hatte auch erleben müssen, daß ihr Mann, David Christian, verkehrt wurde und sogar den Missionar vertrieben hatte. Nach jahrelanger Verirrung war er jetzt wieder zur Kirche zurückgekehrt und kam bald ganz zurecht. Das waren für die gute Alte von Rehoboth selige Tage; sie erklärte dem dortigen rheinischen Missionar, ohne Gottes Wort könne sie nicht leben und wolle deshalb auf Bethanien bleiben, bis sich die Sachen in Rehoboth geändert hätten.

Sie änderten sich schon nach einem halben Jahre und Kleinschmidt kehrte zurück. Er fand nicht nur die treuen Weiber wieder, die er verlassen hatte, und sie waren treu geblieben, sondern Friedrich Wilhelm und seine Richter hielten auch das schlechte Gesetz nicht mehr aufrecht und die Mädchen hatten Ruhe. Der Häuptling hatte fünf Weiber genommen; er war schlecht bei ihnen gefahren, sie waren ihm wieder weggelaufen. Außerdem hatte ihn der Orlamhäuptling angegriffen, Rehoboth übel zugerichtet, und ihn sehr gedemüthigt. Im Geheimen hielt er jedoch immer noch Weiber. Kleinschmidt, den er mit großer Zuvorkommenheit aufnahm, benutzte die Stimmung des unglücklichen Mannes und bestand darauf, daß er augenblicklich seine Frau von Bethanien holen lasse und sich mit ihr aussöhne. Er wich dem aus und meinte sie würde von selber kommen. „Sie wird

kommen," sagte Kleinschmidt, „aber nicht zu Dir, sondern zu ihren Kindern; Du mußt ihr eine offene Ehrenerklärung geben, Du mußt ihr und aller Welt zeigen, daß es Dir Ernst ist, sonst wird sie sich nicht auf Versöhnung einlassen." Davon wollte er nichts hören; er soll aber vor andern ausgerufen haben: „Hätte ich doch nach meinem Lehrer gehört! Hätte ich doch mein Weib noch!" Da mischten sich seine bösen Rathgeber wieder drein, und zu Anfang des Jahres 1856 machte er sogar mit den Richtern einen neuen Versuch, das schlechte Gesetz mit Gewalt durchzuführen. Es erhob sich aber von Seiten seines eigenen Sohnes David, der sich jetzt ordentlich bekehrt und an die Spitze der Frommen gestellt hatte, ein solcher Widerstand, daß er davon abstehen mußte; man verlangte von ihm, daß er Annatje holen ließe und daß Gesetz öffentlich widerriefe. Einer der entschiedensten Männer sagte zu ihm in der Volksversammlung: „Wo ist Deine Frau? Hast Du sie erschlagen, so sag, wo liegt sie, daß wir ihr ein ehrliches Begräbniß geben? Oder hast Du sie weggejagt? Sage es uns, daß wir sie holen." Er wollte auf diese Forderungen eingehen, begehrte aber, daß man ihm eins der Mädchen lasse. „Wie, denkst du, daß deine Frau dann kommen wird? Das geht nicht." — Er blieb auf seinem harten Sinn.

Annatje wagte sich im Jahre 1856 endlich nach Rehoboth. Sie fand den Platz nicht wieder, wie sie ihn verlassen hatte. Ihr Mann war mit seinem Volke weiter gezogen und fremde Nama hausten dort. Doch Kleinschmidt war noch da und stand mit dem Häuptling und seiner Gemeinde stets in Verbindung, besuchte auch einmal mit Annatje den kranken David. Sie hatten da schöne Tage unter dem frommen Häuflein, und eines Abends, an welchem das Wehen des Geistes Gottes sichtlich unter den Leuten zu spüren war, sagte die gute Alte zu ihm heimlich: „Nur frisch vorwärts, lieber Lehrer, Du wirst es gewinnen, der Teufel wird weichen müssen." Allein der Häuptling war nicht zu bewegen, weder seine Frau wieder aufzunehmen, noch das schlechte Gesetz abzuschaffen, und die Aermste mußte wieder allein nach Rehoboth zurückkehren.

So irrte die verstoßene Frau 1857 und 1858 umher, bald bei diesem, bald bei jenem Verwandten und Bekannten sich aufhaltend, auch dann und wann in Rehoboth verweilend. Der Herr ließ es ihr an Erquickung nicht fehlen. Sie sah 1858 wieder schöne Tage auf ihrem geliebten Dorfe. Ihr erstgeborener Sohn David wandelte treulich in des Herrn Wegen; der alte Vater war von dem Volke genöthigt worden, ihn zum Mithäuptling anzunehmen, und der Geist Gottes wirkte in dieser Zeit so

mächtig in Rehoboth, wohin der ganze Stamm zurückgekehrt war, daß fast alle Ausgeschlossenen wieder aufgenommen werden konnten; es war ein blühendes Leben auf der Station, wie vorher. Nur die arme Kreuzträgerin Annatje konnte nicht zur Ruhe kommen. Ihr Mann wollte immer noch nichts von ihr wissen und sie konnte nur am Platze sich aufhalten, wenn der Alte auf Reisen war und David das Regiment allein führte. Da nahm ihr gegen Ende des Jahres der Herr auch noch diese Hoffnung und Stütze ihres Alters, ihren geliebten David. Er starb als ein versöhnter Sünder, auch mit seinem Vater versöhnt, dem er auf seinem Sterbebette es ernstlich ans Herz legte, die Mutter wieder aufzunehmen. Der böse Lazarus war schon ein Paar Jahre zuvor aus der Zeit gegangen, auch Manasse. Seit Davids Tode erschien sie nicht mehr auf Rehoboth und begab sich zu einem benachbarten Orlamstamm, unter welchem viel geistliches Leben war, obwohl er keinen Missionar hatte und nur dann und wann von Kleinschmidt besucht wurde. Mit dem zog sie im Lande umher, weil er schon seit Jahren keine bleibende Stätte finden konnte, da die Steppe in jenen Gegenden sehr schlecht ist. Der einzige Trost, der ihr noch auf Erden geblieben ist, sind ihre noch übrigen Kinder. Bis auf die älteste ungerathene Tochter machen ihr alle sammt den Kindeskindern Freude und wandeln in Gottes Wegen. Zur Osterzeit des vorigen Jahres — das letzte, was ich von ihnen gehört habe — waren sie alle auf Rehoboth bei einander. Zu Petrus sprach in jenen Tagen ein alter sterbender Mann, der dem Häuptling immer widerstanden hatte, wofür ihn derselbe einmal den Arm entzwei schlug: „Ich sterbe nun; tritt du an meine Stelle und wiedersteh dem Capitain in seinen bösen Werken. Ich sage das nicht hinterrücks, sondern offen, er kann's hören; schlagen kann er mich doch nicht mehr; er sieht, wie ich hier liege.“ Nach dem Feste reiste Kleinschmidt aus, seine alte gute Annatje und die Leute, deren Gastfreundschaft sie genoß, zu besuchen. Vier Töchter der Alten waren in seiner Begleitung und einer ihrer Schwiegersöhne; sie hatten rechtes Verlangen nach der Mutter. Der Schwiegersohn war einer der geschicktesten Nama weit und breit, in Holz- und Eisenarbeit gewandt, wie keiner; er hatte sogar den Versuch gemacht, Pulver zu bereiten, und war so wohlhabend, daß er 500 Thaler zurücklegte, damit sein Aeltester nach der Capcolonie geschickt werden und dort etwas Ordentliches lernen solle. Die Freude war groß, als sie die Mutter in der Steppe fanden und Kleinschmidt weilte zwei Wochen lang unter den Leuten und speiste sie mit dem Worte und den Sakramenten nach allem ihren Begehr. Die Menschen waren arm; aber Milch

brachten sie Kleinschmidt reichlich. Auch die alte Mutter Annatje wollte, wie ehemals, an ihrem Lehrer ihres Diakonissenamtes warten und brachte von ihrer wenigen Milch an. Das wurde aber abgelehnt, denn sie hatte selbst kaum so viel, um ihren Hunger zu stillen. — Wie war doch das anders geworden! Ich schenkte ihr einmal gute zinnerne Teller und Napf und ein Tischtuch dazu; sie sandte mir dafür ihre Tabakspfeife von schönem grünen Phrenitstein geschnitten, so wie die Nama sie machen und gebrauchen. Damals war sie eine angesehene Fürstin ihres Volks und nun eine arme Bettlerin. Doch um Jesu willen und er, der Herr, wird wissen, wie er seiner Magd hundertfältig wiedergiebt, was sie um seinetwillen gelassen hat.

---

20. Fünf und zwanzig Jahre in Worcester.

Worcester liegt etwa vierzehn Stunden zu Pferd im Nordosten der Capstadt. Es ist eine junge aufblühende Stadt in einer schönen Ebene zwischen Breede- und Hexrevier. Sie wird durch 4 lange parallel von Ost nach West laufende Straßen gebildet, welche von 8 kürzeren gleichfalls parallel laufenden Straßen rechtwinklich durchschnitten werden, so daß die ganze Stadt aus 24 Quartieren besteht, jedes Quartier 8 Acre Land enthaltend. Die Straßen sind 80 Fuß breit und jede derselben wird von einem Canal des schönsten klaren Wassers durchflossen, welches eine deutsche Meile vom Hexrevier nach der Stadt geleitet wird.

Die ganze moderne Anlage des Ortes zeigt seine Jugend; es ist bei Weitem auch noch nicht Alles ausgebauet. Im Anfange der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts verlegte man von dem benachbarten Tulbagh das Landgericht in diese Gegend; das gab dem Orte, welcher sich um dasselbe herbildete, die Entstehung. 1824 bekam er einen eigenen Prediger, dessen Gemeinde sich jedoch nicht auf den Ort selbst beschränkt, sondern auch die vielen Bauernhöfe umfaßt, die rund umher mehrere Meilen weit zerstreut liegen.

Die Bevölkerung des Ortes besteht theils aus Colonisten, Weißen, theils aus Farbigen, zum großen Theile noch Heiden, welche entweder in dem Orte selbst wohnen oder in einer Locatie neben der Stadt, dem sogenannten rooden kamp. Diese Farbigen sind größtentheils frühere Sclaven, Neger und deren Bastarde; nur zum ganz kleinen Theile finden sich

noch Hottentotten, welche die früheren Inhaber des rooden kamp sind. Vor wenigen Jahren war das Verhältniß der weißen zur farbigen Bevölkerung so, daß 3007 Weiße und 3536 Farbige gezählt wurden.

Auf Worcester haben lange rhein. Missionare gearbeitet. Das Werk steht, GottLob! im Segen. Seine Geschichte ist in vieler Beziehung lehrreich; wir fassen die ersten 25 Jahre in drei Abschnitten übersichtlich zusammen.

1. Wie der Mission auf Worcester Bahn gebrochen wird. 1832—1838.

Es war noch in der Zeit, wo der capische Bauer seine Sclaven hielt. Die Bauern von Breede- und Hexrevier machten keine Ausnahme von der allgemeinen Sitte. Unter ihnen gab es jedoch etliche, welche es gern hatten, wenn der londoner Missionar, der auf Tulbagh stationirt war, dann und wann ihre Höfe besuchte und ihren Sclaven eine Stunde hielt. Sie sahen es auch für ihre eigene Erbauung gern, denn ihr Prediger kam selten hinaus und sie fast eben so selten zur Kirche, denn die war weit. Das wurde im Ganzen auch nicht anders, als Worcester entstand und einen Prediger bekam. Namentlich ließ sich der Prediger mit den Sclaven sehr wenig ein. Da faßte ein reicher Bauer am Hexrevier, Jakob du Toit, den Entschluß, für Worcester und Umgegend einen ähnlichen Missionsverein unter den Bauern zu stiften, wie ein solcher schon seit Jahren in Tulbagh bestand, der den londoner Missionar Arie Vos damals in seinem Dienste hatte. 1832 setzte der Mann seinen Plan ins Werk. Wie das so geht: Die meisten Bauern traten Anstands halber bei und versprachen ihren Beitrag; eine besondere Herzenssache, für ihre Sclaven zu sorgen, war es ihnen nicht. Doch gab es einige rechtschaffene Seelen darunter; man erzählte sogar von einem Bauernsohn, der sich das Weintrinken über Tisch abgewöhnt, um das dadurch ersparte Geld der jungen Missionskasse zufließen zu lassen. Geld war also, wie immer, da; aber der Mann fehlte, der das Missionswerk treiben sollte, denn solche Pflanzen wuchsen damals am Cap gar selten, sind auch jetzt noch rar. Da kam zu guter Stunde Missionar T e r l i n d e n an und Jakob du Toit ließ Miss. Zahn, der seit 2 Jahren in Tulbagh bei dem alten Arie Vos half, keine Ruhe, bis die Conferenz der damaligen Missionare beschloß, den jungen Bruder in den Dienst des Worcesterischen Vereins treten zu lassen. Am 16. Februar 1832 hielt Terlinden seine Antrittspredigt in der Kirche zu Worcester, welche ihm auch des Nachmittags sonntäglich zur

Predigt für die Heiden überlassen wurde. Zwei Farbige, welche bereits durch Arie Vos getauft waren, machten seine Gemeinde aus.

Das Werk war nicht leicht, in welches der jugendliche Missionar eintrat. Es ging nicht blos um eine Predigt des Sonntags; es handelte sich auch nicht vorwiegend um die Heiden. Wo was unter den Weißen in und bei Worcester krank oder um seine Seele verlegen und nicht pur des Teufels war, das ließ den Sendling kommen. Man kennt ja das auch in unseren Kreisen, daß die Heidenmission verbraucht wird, um den Schaden Josephs direct zu heilen. Es liegt für sie die Gefahr darin, den einfältigen Blick für ihre eigentliche Aufgabe zu verlieren und ihre Kraft zu zersplittern. Terlinden konnte um so weniger die Gesuche der Weißen abweisen, da er in gewissem Sinne in ihrem Dienste stand und von ihnen abhing. Das war auch der Grund, weshalb er seine Thätigkeit nicht auf Worcester beschränken konnte. Die meisten und einflußreichsten Directoren der Gesellschaft waren Bauern außerhalb des Ortes am Hex- und Breederevier, in der Goudine im Bosjesveld, einem Bezirk 9 Stunden zu Pferd im Durchschnitt; die kl. Zwarteberge, wo auch welche wohnten, waren gar 30 Stunden weit von Worcester entfernt. Und alle wollten auf ihren Höfen besucht sein. Hatte Terlinden des Sonntags die Predigt auf dem Dorfe gehabt, so mußte er in der Woche zu Pferde liegen, rund reiten und Stunde halten. Man sah es immer ungern, wenn er einmal in der Woche zu Hause blieb. Das war eine mißliche Lage. Ein ruhiges, nachhaltiges Wirken, ein Sammeln und gründliches Eingehen auf die empfänglichen Gemüther war fast unmöglich. Eine Abendschule für erwachsene Farbige, welche Terlinden in Worcester einrichtete, konnte deshalb nur schlechten Fortgang haben. Es erboten sich zwar drei Jünglinge, dieselbe in Terlindens Abwesenheit zu halten, allein es ging, wie immer, sehr dürftig und unzuverlässig her. An Schulehalten für die Kleinen konnte nun vollends gar nicht gedacht werden.

So trieb es Terlinden das erste Jahr. Wo er Stunden hielt, war immer viel Zulauf; er sah auch an einzelnen Kranken oder Sterbenden, zu denen er gerufen wurde, Zeichen, daß das Wort nicht vergebens an sie gekommen war; namentlich hatte er in dem Gefängnisse in Worcester an etlichen Missethätern aus den Farbigen selige Erfahrungen gemacht; aber von Taufen und Aufnehmen in die Gemeinde war keine Rede gewesen. Und so ging es im Grunde noch die beiden folgenden Jahre weiter; doch konnte er es erlangen, daß ihm ein Grundstück zum Bau einer eigenen Missionscapelle in Worcester geschenkt wurde, auf welchem er denn

durch Unterstützung der Bauern eine Capelle erbaute, in welcher er von da ab den Heiden predigte; auch ging er zur Einrichtung einer Kinderschule für die Heiden über, die aber in der ersten Zeit sehr dürftig bestellt war, da die weibliche Hilfe, welche sich ihm in einigen gottseligen Jungfrauen anbot, ähnlich im Stich ließ, wie es bei der Abendschule Seitens der Jünglinge der Fall gewesen war. Das einzige Unternehmen, welches Terlinden im Dorfe selbst als Anfang einer Gemeindebildung im größeren Maaßstabe gelang, war die Armenkasse, eine Einrichtung, welche auch auf andern Stationen am Cap ins Leben getreten ist und dazu dienen soll, unter der lockenden Aussicht auf Unterstützung in Nothzeiten den Heiden eine Gelegenheit zum Sparen bei guter Zeit zu gewähren und sie anzuhalten, sich mit andern Gleichgesinnten zu diesem Zwecke zu verbinden, alles unter Leitung des Missionars, der dadurch eine vortreffliche Gelegenheit erhält, mit den einzelnen Personen in eine nähere Berührung zu kommen, als es sonst in der Regel möglich ist. Die günstigen Einflüsse dieses Instituts zeigten sich auch auf Worcester, wenn es auch in den ersten Jahren durch manche Gebrechlichkeiten hindurchging und gehen mußte, denn eine Armenkasse ist keine Gemeinde und das Geld ist keine Kraft des ewigen Lebens. Daß die Letztere in dem Vereine fast noch ganz fehlte, das war ein großer Mangel. Doch konnte es Terlinden noch erleben, daß er seinen Erstling auf Worcester taufen durfte, einen rechtschaffen bekehrten Mann, der ihm viel Freude machte.

Vier Jahre blieb Terlinden. Dann wurde er nach Ebenezer versetzt und Miss. Külpmann trat an seine Stelle im Februar 1836. Terlinden hatte sich die Liebe und Achtung der Bauern bewahrt und man sah ihn ungern scheiden. Es währte einige Zeit, bis Külpmann sich die Gunst seines Vereins erworben, wie sie sein Vorgänger genossen hatte. Doch fand sich dieselbe ein und er hatte nun in ganz ähnlicher Weise und unter ähnlichen Erfolgen zu arbeiten, wie Terlinden. Leider wurde er schon damals durch öftere Leibesschwachheit in seinem Werke gehindert, aber der Herr hatte ihm eine theure Gehilfin in der Tochter des sel. Missionar Christian Vos geschenkt, die, selber schwachen Leibes, dennoch mit vieler Selbstverleugnung an der Pflege der Heidenfrauen und namentlich auch der Kinder am Orte Theil nahm. Sie leitete eine Zeitlang die Kinderschule in ihrem Hause ganz allein, bis endlich auf längere Zeit durch einen eigentlichen Schulgehilfen Rath geschafft wurde. Wenn auch damals schon der schädliche Einfluß der Cantine oder Schenke in Worcester auf die Farbigen sich spüren ließ und die Masse des Verderbens mit der zunehmenden

Bevölkerung des Ortes wuchs, so konnte Külpmann doch in und außer dem Dorfe schon mehr spüren, daß das Wort wirkte, als sein Vorgänger. Er hatte nicht allein im Gefängnisse und auf dem Dorfe, sondern auch auf den Bauernhöfen manch selige Erfahrung von den Wirkungen der Gnade an den Herzen der Heiden bei Alten und Jungen zu machen und konnte in den 3 ersten Jahren seiner Wirksamkeit mehrere taufen, als Terlinden, freilich immer noch wenige genug. Jedenfalls stand nach Ablauf von 7 Jahren die Missionsarbeit auf Worcester so, daß man sagen durfte, sie habe sich Bahn gebrochen; mehr aber nicht; von glänzenden Erfolgen war noch nicht die Rede.

2. Wie das Missionswerk auf Worcester die Krisen besteht. 1838—1848.

Ohne Krisen geht es nun einmal im Reiche Gottes nicht ab. Alles Opfer muß mit Feuer gesalzen werden. Das sollte das Werk des Herrn an den Heiden in Worcester auch erfahren. Die Krisis ist herzlich gut gemeint; es kommt nur darauf an, ob sie bestanden wird. Gott Lob! Das ist auf Worcester der Fall gewesen. Es hat aber 10 Jahre gedauert, ehe die Hitze vorüberging.

Mit dem Verfalle des Localmissionsvereins begann die Anfechtung. Der Verfall war schon lange vor 1838 im Gange. Der Verein hatte ihn mit auf die Welt gebracht. Gleich in dem ersten Jahre seines Entstehens kamen die Vorboten der späteren Sclavenemancipation in der Colonie an. Man erließ von England aus drückende Gesetze für die sclavenhaltenden Bauern; so mußte z. B. jeder Sclav, er habe einen Bart oder nicht, selbst ein Muhamedaner, jährlich mit einem Scheermesser versehen werden, bei Strafe von fünf Pfund Sterling u dgl. Die Bauern, deren meistes Eigenthum in Sclaven bestand, welches sie, wie sie sagten, im Schweiße ihres Angesichts erworben hatten, das von der Regierung anerkannt war und wovon sie Steuer bezahlen mußten, wurden über solche Maaßregeln sehr ungehalten und ihr Unwille stieg, als 1834 das Gesetz der Sclavenemancipation für das Jahr 1838 erlassen wurde. Man hatte vielfach die Missionare im Verdacht, dasselbe hervorgerufen zu haben. Da sah es denn mit den Missionsvereinen im Caplande übel aus. Und auch da, wo man die Missionare nicht für schuldig hielt, machte das Versprechen, welches die Regierung in jenem Gesetze gegeben hatte, daß nämlich England die Kosten tragen wolle, um die freigelassenen Sclaven in der christlichen Religion unterrichten zu lassen, wenig Lust, die Missionsunter-

nehmungen mit Gaben zu unterstützen. So stand es auch in Worcester. Bald konnte der Verein nicht mehr die Mittel zur Unterhaltung des Missionars aufbringen und als das Jahr der Freilassung herankam, wo wäre da die Mission auf Worcester geblieben, wenn es keine rheinische Missionsgesellschaft gegeben hätte? 1839 erklärte der Verein sein Unvermögen und übergab all sein Eigenthum, was namentlich in Baulichkeiten bestand, an die Gesellschaft unter der Bedingung, die dortige Missionsgemeinde mit Lehrern zu versorgen. Der Herr hatte die Hände gestärkt, das verlassene Kindlein des capischen Missionseifers aufnehmen zu können. Damit war diese Krisis nicht allein einfach bestanden, sondern sie brachte noch den Gewinn ein, daß von einem dortigen Wohlthäter ein bedeutendes Geschenk gemacht wurde, wodurch der Bau eines eigenen Missionshauses und einer Schule bestritten werden konnte, welche Külpmann denn auch bald nachher in Angriff nahm, die Capelle wurde gleichzeitig durch Külpmann vergrößert.

Mit großer Besorgniß hatte man ferner auf die Zeit der Freilassung der Sclaven hingesehen; man fürchtete arge Excesse. Auf Woreester ging sie ohne allen Anstoß vorüber. In auffallender Weise hatte nämlich der Herr den Heiden Zaum und Gebiß angelegt. Etwa 6 Wochen vor dem 1. December 1838, dem Tage der Freilassung, erschien plötzlich am hellen lichten Morgen über Worcester ein großes leuchtendes Meteor, welches unter gewaltigem Toben und heftiger Erderschütterung am nahen Gebirge zerplatzte. Auf die Heiden fielen Gottes Schrecken, als sie das Zeichen sahen; sie meinten, daß der jüngste Tag im Anzuge sei, von dem sie in so mancher Predigt gehört hatten. Külpmann fand bald beim Ausgehen in dem rooden kamp, wo die Heiden in elenden Hütten beisammen wohnten, 6 Frauen, welche sich in einer Hütte versammelt hatten und auf ihren Knieen weinend und stöhnend ihre Sünden bekannten und um Gnade riefen. Von ihnen theilte sich die Erweckung noch mehreren andern mit, Jungen und Alten; die verworfensten Menschen sah man sich ihren Sündenwegen entziehen und zum Worte und zum Beten eilen. Die Bewegung hielt an und es haben später mehrere von diesen damals Erweckten getauft werden können. — Kaum war dieser Eindruck etwas verschwunden, so nahm der Herr eine andere Geißel zur Hand. Die Masern brachen im Anfange des Jahres 1839 mit einer ungeheuren Heftigkeit am Cap aus. Worcester wurde schwer von der Krankheit betroffen. Binnen 3 Monaten wurden allein von einer verhältnißmäßig kleinen Zahl Farbiger auf dem Missionskirchhofe 100 Personen begraben. Das war eine schwere Zeit und Külpmann hatte unter den vielen Kranken und Sterbenden seine saure

Arbeit. Sie wurde ihm aber durch manche selige Erfahrung versüßt und wenn auch das schwere Gericht an manchen spurlos vorüberging, so konnte man doch nachher an einer kleinen Zahl spüren, daß der Herr mit Gnade im Wetter gewesen war.

Es wurde vorhin die Vergrößerung der Capelle erwähnt; die war durchaus nothwendig. Nach der Freilassung zogen nämlich die ehemaligen Sclaven in Haufen von den Bauerhöfen auf's Dorf und machten tüchtig von Kirche und Schule Gebrauch. Wenn 1838 etwa 500 Heiden die Kirche besuchten, so zählte man 1841 deren 900, von denen durchschnittlich 3—400 im Gottesdienste waren; 1200 betrug damals die Gesammtzahl aller Farbigen in Worcester. Es gab so viel zu thun, daß Külpmann die Außenplätze weniger besuchen konnte, auch weniger zu besuchen brauchte, da ein großer Theil des farbigen Volks von da weg gezogen war. Die kleine Gemeinde wuchs doch auch allmälig heran; 1841 waren 34 Communicanten da. So ließ sich das Werk ganz günstig an. Allein es sollte eine neue Krisis durchmachen müssen. Külpmann litt bei der gehäuften Arbeit und bei seinem ohnehin kränkelnden Leibe immer mehr; dem Herrn gefiel es, sein theures Weib von seiner Seite zu nehmen; Miss. Andreas, welcher zur Leitung der Schule ihm zur Hilfe gesandt war, ging auch kränkelnd und gedrückt einher; es war so um das Jahr 42 und 43 in dieser Beziehung in Worcester schwach bestellt. — Aber das ist des Herrn Weise noch je gewesen, in solcher Schwachheit seine Stärke zu offenbaren. Darum braucht sein Werk noch nicht zurückzugehen. 1843 zählte Külpmann 71 Seelen, welche seit Beginn der Arbeit auf Worcester in die Gemeinde aufgenommen waren, von ihnen waren 40 Abendmahlsgenossen vorhanden. Die kleine Gemeinde hatte ihre Aeltesten bekommen; die Kirchenzucht wurde ernst, aber evangelisch geübt. Man spürte auch unter den Heiden das Salz, was am Orte war. „So wie jetzt die schlechtesten Heiden aussehen", schrieb Külpmann damals, „so sahen bei meiner Ankunft die Besten aus". Eine große Zahl wilder Ehen der Heiden wurde nach dem englischen Gesetz copulirt, was einen heilsamen Einfluß auf Sitte und Ehrbarkeit ausübte. Diebstahl, Hurerei und andere offenbar grobe Laster kamen viel seltener vor, die Kranken- und Armenkasse, welche seit 9 Jahren unter dem im Ganzen armen Volke bestand, hatten einen Fond von 800 Thaler cap. Und die Leute liebten ihren Missionar bei aller seiner Leibesschwachheit.

Leider führte grade dieser letztere Umstand das für die Mission auf Worcester sonderlich schwere Jahr 1844 herbei. Terlinden erhielt damals

den Auftrag, seine alte Stellung auf Worcester wieder einzunehmen und Külpmann zugleich den Ruf, die damals beginnende Thätigkeit im kl. Namalande zu eröffnen und nach Komachas zu gehen, welches für seine Kräfte einen angemesseren Wirkungskreis zu bieten schien. Allein es ist nicht so leicht, sich von einem Werke zu trennen, wie eine junge Gemeinde ist, die man durch des Herrn Gnade hat begründen können. Was hält da nicht alles fest und auf! So ging es auch Külpmann. Er wurde das ganze Jahr 1844 noch auf Worcester festgehalten; er so wohl, wie Terlinden hatten vollauf zu thun; er im Dorfe und Terlinden außer dem Dorfe. Aber es gab durch die Anhänglichkeit der Leute an Külpmann viele Verwicklungen; es bildeten sich Parteien unter ihnen für den einen und für den andern und man weiß ja, wie das einer Gemeinde ans Leben geht. Aber auch das wandte der Herr in Gnaden. Külpmann verzog im Anfange 1845 und überließ Terlinden und dem jüngern frischen Bruder Kolbe ein Stück Arbeit, mit welchem er 9 Jahre lang das Fundament zu einem Bau gelegt hatte, der jetzt eine Zierde der capischen Mission ist.

Und auch jetzt waren die Krisen noch nicht am Ende. Es schien die bedenklichste von allen noch bevorzustehen. In dem Jahresbericht der rhein. Mission von 1845 heißt es unter anderem von Worcester: „Terlinden sucht sich dort eine selbstständige Gemeinde zu bilden. In Worcester ist jetzt eine Uebergangszeit und eine solche macht meist immer einen sehr gemischten Eindruck. Wahrscheinlich wird sich diese Station bald selbst unterhalten können und unabhängig von uns werden. Sie ist dann keine Missionsstation mehr, sondern sich selbst überlassen und eine selbstständige Gemeinde. Unter gewissen Bedingungen wird demnach wohl diese Station als solche sich emancipiren und von uns aufgegeben werden müssen und unser Missioniren hat dort sein Ziel erreicht.“ Man merkt es diesem Berichte zur Genüge an, daß es damals bedenklich genug zu stehen schien. Emancipationsgedanken bei einem Missionar und einer so jungen Gemeinde laufen nie gut aus. Allein das schien auch nur so. „Der Herr füge alles nach seinem gnädigen Wohlgefallen!“ schließt jener Bericht und der Herr hat ein sehr gnädiges Amen dazu gesagt. Nichts von Emancipation, weder beim Missionar noch bei der Gemeinde ist erfolgt — alles glücklich überwunden. — Drei Jahre lang arbeitete Terlinden mit Kolbe zusammen. Das Dorf bekam immer mehr einen städtischen Anstrich; damit häuften sich aber auch die Versuchungen für die Farbigen, namentlich durch die Cantinen, deren allein vier entstanden waren. Die Muselmänner warfen damals auch besonders lebhaft ihre Netze nach den armen Farbigen

aus. Abdol, ihr Priester zu Worcester, zählte bereits 50 Mitglieder seiner Gemeinde. Sie waren, wie immer, voll Selbstgefühl und schlossen sich streng gegen die Predigt des Evangeliums ab. Es characterisirt sie und die ganze Gefahr, welche damals durch das Ueberhandnehmen des Islam in der Colonie drohete, sehr treffend, was einmal in jener Zeit im Worcester'schen Gefängniß vorfiel. Abdols Söhne und Vetter hatten Hühner, Enten, Schaafe, Mehl, Zucker u. dergl. gestohlen und wurden ins Gefängniß geworfen; Abdol selber war des Hehlens im höchsten Grade verdächtig. Terlinden wollte diese Gelegenheit wahrnehmen und diesen Leuten bei seinem sonntäglichen Gottesdienste im Gefängnisse ein Wort Gottes sagen. Er wußte sehr gut, daß die Muselmänner nach englischem Gesetz keineswegs zum Besuche des Gottesdienstes gezwungen werden konnten und legte sich deshalb auf Bitten und freundliches Einladen. Allein ganz vergeblich; sie weigerten sich standhaft und erklärten, daß der Staat vollkommene Religionsfreiheit gewähre und sie durchaus nicht gehalten sei, dem christlichen Gottesdienste beizuwohnen, was ihnen überhaupt schon ihr Gewissen zu thun verböte. Der Kerkermeister, ein alter Practicus, der sich nicht viel um die sublimen Theorien über Gewissensfreiheit bekümmerte, sondern in seiner Weise mit solchen Raisoneuren kurzen Proceß zu machen gewohnt war, setzte ihnen ein sehr einfaches Argument entgegen. „Wenn ihr eurem Gottesdienste nachkommen wollt," sagte er, „so müßt ihr nicht hieher kommen." Und damit nahm er sie beim Flügel und schob sie in das Zimmer hinein, in welchem der Gottesdienst gehalten wurde. Nachher waren sie jeden Sonntag gegenwärtig und hörten sehr aufmerksam zu. Das Gefängniß war und blieb überhaupt eine vortreffliche Gelegenheit, den Heiden ans Gewissen zu kommen, sonderlich, wenn ihnen das Stäbchen gebrochen war. Es gab da sehr aufmerksame Ohren. Aber auch außer dem Gefängnisse waren die zu finden. Mir fällt da immer das Exemplar von Buschmann ein, was Kolbe einmal im Graben am Wege fand. Man kennt doch die Buschmänner. Ein Uebermaaß von Politur hat ihnen noch keiner vorgeworfen. Nun einen solchen fand Kolbe eines Tages im Graben am Wege, als er nach einem Bauernhofe ritt und zwar einen ziemlich alten Burschen. Er saß da und rauchte seinen Pfeifenstummel. Man muß einen Hottentotten rauchen gesehen haben, um das ganz verstehen zu können. Der Missionar machte Halt und redete den Alten an. So lange sich das Gespräch um alltägliche Dinge drehete, saß der Buschmann wie unbeweglich, nur daß er aus seinem Stummel sog und einsylbige Antworten gab; sonst schien er sich um den Reiter vor ihm

blutwenig zu bekümmern. Kaum fing derselbe aber an, von dem Herrn Jesus zu reden, so zog der Alte seinen Hut ab, nahm mit großer Selbstverleugnung seine brennende Pfeife aus dem Munde, legte sie neben sich hin und hörte zu. Er habe eine alte Muhme gehabt, erzählte er, die habe ihm früher auch wohl etwas von dem lieben Heilande erzählt und das werde er nie vergessen. Kolbe lud ihn ein, zur Kirche zu kommen und den Herrn Jesus mit Ernst zu suchen. — Seine größte Freude hatte Kolbe aber an den Kleinen. Er war ein guter Schulmeister und hat den Grund zum Flore der Worcester'schen farbigen Schulen gelegt. Es kam nicht selten vor, daß reisende Engländer, die Interesse an der Mission hatten, in Worcester vorsprachen und unter Thränen die Schule reich beschenkt verließen. Kolbes Tagebücher sind voll von den rührendsten kleinen Erzählungen über fromme Heidenkinder, die in den Schulen erweckt waren. Unter den Erwachsenen fehlte es auch an Aufweckung durchaus nicht; man nutzte im Ganzen mit einem Fleiße die Gelegenheit, des Herrn Wort zu hören, wie es Tausende in unsern alten Christengemeinden beschämen müßte. Terlinden hätte sie zu Hunderten jährlich taufen können, wenn er aller Anliegen hätte nachgeben wollen. Er taufte mit großer Behutsamkeit. Als er und Kolbe die Gemeinde am Ende der drei Jahre verließen, bestand dieselbe aus nicht mehr als circa 150 Gliedern, von denen aber eine nicht unbedeutende Anzahl einen gewissen, bei einer so jungen Gemeinde nicht grade gewöhnlichen Grad von Selbstständigkeit und Mündigkeit besaß, welches in dem Jahre 1848, wo solche Qualität besonders entzündlicher Natur war, noch ein Mal die Gemeinde in eine bedenkliche Aufregung brachte. Man empfand die Versetzung Terlindens nach Stellenbosch übel und wollte ihn durchaus behalten. Nach Barmen kamen Proteste mit einer gehörigen Anzahl Unterschriften von allerhand Volk versehen, wie das damals in aller Welt an der Tagesordnung war. Da man seine wohlbedachten Gründe hatte, auf solche Gesuche nicht einzugehen, wurden sie abgeschlagen und Terlindens Nachfolger verfuhren mit einer solchen Weisheit und Mäßigung, daß sich die Aufregung legte und wir nun nur noch zu melden haben

3. Wie das Missionswerk auf Worcester seinen gesunden und gesegneten Fortgang hat. 1848—1857.

Terlindens Nachfolger waren die Missionare Esselen und Nollau, beide bereits durch Arbeiten in andern Stellungen der Leitung einer Gemeinde kundig und erfahren. Nollau wirkte nur kurze Zeit mit Esselen zu-

sammen; er trat bald ganz aus dem Missionsdienste zurück und begab sich nach Nordamerika an eine deutsche Gemeinde. Von da ab hat Esselen ganz allein das Werk auf Worcester geleitet.

Die Geschichte dieser letzten 9 Jahre verläuft sehr gleichmäßig, ohne auffallende Störungen und heftige Katastrophen, das Bild eines jugendlich frischen Leibes darbietend, der im gesunden Wachsthum steht und an dem man eben nur wahrnimmt, daß er sich munter rührt und von Jahr zu Jahr wächst und größer wird.

Die Missionsarbeit hat sich fast ausschließlich auf den Ort beschränkt; der Besuch nach draußen ist sehr spärlich geworden. Das muß so sein, denn die Farbigen am Orte nehmen einen ganzen Mann auch ganz in Anspruch. Worcester war nun wirklich eine Stadt geworden; es lebten allein 1500 Farbige dort. Esselen erwarb sich von Jahr zu Jahr immer mehr allgemeine Achtung unter ihnen; man staunt, welchen durchgreifenden Einfluß er auf die Leute ausübte. Schon 1851 war das der Fall und ist seitdem noch allgemeiner geworden. Als damals eine große Aufregung in der Colonie war und die Weißen in banger Furcht vor einem Aufstande der Farbigen schwebten, fragte man unter andern auch Esselen, was er zu der Stimmung der Farbigen im Orte sage. Er antwortete getrost mit jenem Landesvater, daß er bis jetzt bei Tag und bei Nacht jedes Haus und jede Hütte seiner Gemeindeglieder und Adhärenten besuchen wolle und seinen Kopf ruhig in ihren Schooß legen könne. Und das war keine Redensart. Man brauchte nur eine einzige Woche in Esselens Kirche zuzubringen, um zu sehen, wie sich das Volk zum Worte drängte. Es war damals noch die alte Kirche. „Ich halte Sonntags drei Predigten und drei Katechisationen; Montags, Mittwochs und Samstags Abends Katechisation; Donnerstags Abends Predigt. Nun bitte ich freundlich, nicht erschrecken zu wollen ob solches Treibens und mich der Vielthuerei anzuklagen. Nein; die Noth ist mir aufgelegt. Wenn ich mich gedrungen finde, Sonntags drei Predigten und drei Katechisationen zu halten, so hat das einfach seinen Grund theils in der beklagenswerthen Unwissenheit der armen Leute, theils in dem Mangel an Raum, um die Zahl derer zu fassen, welche in die Gottesdienste kommen können und zu meiner großen Freude auch wirklich kommen. Sonntags früh eine Stunde Katechisation für Gemeindeglieder und Taufpräparanden; sodann Predigt d. h. Schrifterklärung; nach der Predigt sogleich eine kurze Katechisation über das Gehörte. Nachmittags füllen Weiße und Schwarze die Capelle; ein halbe Stunde nach dem Gottesdienste Katechisation für jedermann, wer kommen

will; Abends Predigt über das Alte Testament. Diese beiden Abendgottesdienste werden von den Weißen außerordentlich besucht; ihrer sind Sonntags Abends an 150 und mehr, so gedrängt sitzend, daß ich kaum den Weg nach der Kanzel finde. Und ich versichere, daß ich in den drei verschiedenen Gottesdiensten stets andere Zuhörer habe außer denen, welche geregelt in alle Gottesdienste kommen."

Esselen war ganz der Mann, bei solchem Feuer das Eisen zu schmieden und seine Leute auf die Probe zu nehmen, ob sie auch bereit seien, nöthigenfalls Opfer für die Sache des Herrn zu bringen, beides leiblich, wie geistlich. Zunächst mußte die Kirche größer werden; das sah ein jeder. Und die Kirche mußte nicht von den Missionsfreunden in Deutschland gebaut werden; deren Liebe zur Mission war theils selbst gar schwach, theils hatte sie nöthigere Dinge zu bestreiten; die Kirche mußten die Farbigen selbst bauen und wollten die Colonisten ihnen mit helfen, so sollte das mit allem Dank angenommen werden. Und da wurde denn ein Beispiel statuirt von dem, was die Farbigen auf den Dörfern in der Colonie in solchen Dingen leisten können, wenn sie wollen und tüchtig angefaßt werden, wie ein ähnliches noch nicht vorgekommen ist. 1851 begann der Kirchenbau in Gottes Namen und es währte nicht lange, so stand eine große stattliche Kirche da, die größte, die bis dahin in der ganzen Capcolonie für Heiden gebaut ist. Was für gar erquickliche Erfahrungen beim Bau derselben gemacht sind, wie geistlich lustig es namentlich auch mit den beiden großen gußstählernen Glocken, die in dem Thurm derselben hängen, zugegangen ist, das ist seiner Zeit berichtet worden. Die Kirche ist und bleibt ein schönes Denkmal der Lust am Worte und unseres Gottes Reiche unter den farbigen Leuten von Worcester und dem Häuflein rechtschaffener Christen unter den Weißen in jener Gegend.

Nun hat schon mancher eine schmucke Kirche gebaut oder seine alte nett restauriren lassen, meinte auch, jetzt würde es in der Gemeinde besser werden und — es kam nun erst recht der Tod in den Topf und der Moder präsentirte sich im getünchten Grabe in seiner ganzen Widerlichkeit. Ein armes Menschenkind von Pastor das! Esselen erlebte das nicht, Gott Lob! Wie das steinerne Haus mit seinen Pfeilern und Bogen nach den Regeln der Kunst und zur Herzenslust aller, die es sahen, emporgestiegen war, so wuchs auch die Behausung Gottes im Geiste unter den Farbigen von Jahr zu Jahr lustig und lieblich heran. Zeigen wir das zunächst einmal in dürren Zahlen. Von den 1400 Farbigen im Orte gehörten etwa die Hälfte zur Gemeine, 300 zu den Communicanten. Von den Letzteren

können etwa 180 gut, 70 gebrechlich, 50 gar nicht lesen. Durchschnittlich sind in jedem Gottesdienste 500 Personen gegenwärtig, also der dritte Theil der gesammten farbigen Bevölkerung. Gleichfalls durchschnittlich sind etwa 100 erwachsene Heiden Katechumenen; das würde etwa nach unseren Begriffen heißen: 100 Leute sind in einer Gemeinde von 700 Seelen aus den Weltkindern erweckt zu nennen. Von diesen Katechumenen wurden in den letzten Jahren jährlich 30—40 getauft d. h. nach unseren Begriffen: so viele bekehrten sich jährlich in der Gemeinde. Die Sonntagsschule wurde von etwa 120 Jünglingen und Erwachsenen besucht. In der Kinderschule befanden sich in beiden Klassen 90 getaufte und 120 ungetaufte Kinder; in der Kleinkinderschule 80 getaufte und 100 ungetaufte. Wir überlassen es ruhig einem jeden Dorfpastor, nach diesen Zahlen einen Vergleich zwischen seiner Gemeinde und der in Worcester anzustellen und sind gewiß, die letztere wird den Vergleich mit mancher hiesiger Gemeinde getrost bestehen können. Wollen Stadtprediger auch den Versuch machen, so haben wir nichts dagegen und warten ruhig das Resultat ab.

Zahlen beweisen nichts in geistlichen Dingen. — Gut. Wir nehmen das erste das beste Taufregister von einem Tauffeste in Worcester zur Hand und fragen, ob Esselen es fleischlich und äußerlich mit den Steinen treibt, die er zum Hause des Herrn herbeizutragen gewürdigt wird. Da heißt es z. B.:

„Unter den getauften Männern war ein Mann, den man auf dem ganzen Dorfe und auch außerhalb desselben als den ehrlichsten Mann (schepsel) in und um Worcester kennt. Dieser Mann ist der einzige Müller oder Müllerknecht, den wir hier haben. Wir haben nämlich hier nun eine Mühle, kaum 10 Minuten außer dem Dorfe, welche einem Händler zugehört, der den Müller in der Mühle wohnen läßt und sich um das Mahlen gar nicht bekümmert, nur des Sonnabends Abends die Zahl der abgemahlenen Malter vom Müller erfährt und das Mahlgeld (1 Thlr. cap. für den Malter) von dem rapportirenden Müller erhält, danach seinen Wochenlohn in Geld empfängt (1 Schill. pr. Tag) und hierauf die Katechisation für die Gemeindeglieder (Samstag-Abends) besucht. Vorher aber spricht er im Missionshause ein. Was will er denn da? Auch Mahlgeld holen? Nein, das hat er wohl schon in der Woche geholt. Er will, so lange die Kirche nicht fertig ist, jeden Samstag-Abend von seinem Lohne 2, sage Zwei Schillinge abgeben und nachdem ich ihm hierüber Vorstellungen gemacht, läßt er sich mit Seufzen bewegen, nur 1 Schill. zu geben, und seitdem die Kirche eingeweiht ist, will er sich's noch nicht nehmen las-

sen, 6 d. wöchentlich zur Kirchenkasse zu zahlen. Noch mehr, vom ersten Steine der Kirche an bis zur Vollendung hat er einen seiner angenommenen Jungen für den dritten Theil des gewöhnlichen Lohns arbeiten lassen. Daneben will seine Frau aber auch nicht müßig stehen. Außer ihrem wöchentlichen d. Subscription in der Frauenliste, der pünktlich bezahlt wird, hat sie einige Küchlein, ein Huhn, oder eine Ente, oder Eier verkauft, deren Erlös sie bei Gelegenheit bringt, wills aber durchaus ohne Namen aufgeschrieben haben. Die Frau ist schon einige Jahre getauft und hat viel Herzeleid mit ihrem Manne gehabt. Beide waren dem Trunke ergeben, von welchem Bande des Satans nun beide durch das Blut Jesu los und rein gemacht worden sind.

Ein anderer Mann wurde durch seine bekehrte alte Großmutter bewogen, Jesus zu suchen, und er hat ihn gefunden, ja auch seine Frau ist nicht zurückgeblieben. Beide wohnten in einer Wüste, ganz abgesondert von der Kirche und dienten der Finsterniß. Da passirts ihnen, daß sie die Großmutter besuchen, auch den Gottesdienst und da ist an kein Weggehen mehr zu denken. Die Frau bleibt mit dem Sohne sogleich hier; der Mann aber geht, um seine Habseligkeiten zu holen und wohnt seitdem im Dorfe. Sie besuchten erst die allgemeine Katechisation, dann kamen beide und meldeten sich zur Taufe. Beide konnten weder lesen noch den Katechismus, haben sich aber exemplarische Mühe gegeben und beides gelernt.

Eine junge Frau kam vor 4 Jahren, während ich Katechisation hielt, vor die Schulthür. Sie kam, um sich zur Taufe zu melden, kam aber zu spät, denn sie hörte mich draußen beten. Sie bleibt stehen und weicht nicht, bis ich zur Thür herauskomme. Freundlich, mit verweinten Augen, bittet sie um Aufnahme zur Katechisation. Ja, sagte ich, das geht nicht sogleich. Ich habe der Katechumenen schon zu viele. Aber geh mal zum andern Lehrer, vielleicht nimmt er dich in seine Katechisation auf. Nein, sagt sie, sie sei zu mir gekommen, wie ich sie denn zum andern Lehrer weisen könne. Das frappirte mich. „Komm mal wieder bei Gelegenheit zu mir, falls das Verlangen, zur Katechisation aufgenommen zu werden, bleibt.“ Ein voller Monat verstreicht, während welcher Zeit ich sie regelmäßig im Gottesdienst und in der allgemeinen Katechisation sah, ehe sie kommt. Da kommt sie denn eines Tags. Sie komme, sagte sie, weil ich sie zu mir beschieden, sie wünsche getauft zu werden. Auf die Frage, was sie denn Behufs der Taufe gethan, sagt sie, sie könne nicht länger „zonder God en zonder Christus in deze wereld zyn,“ sie könne lesen und lerne den Katechismus. „Aber wer ist denn dein Mann? Hast du ihn

um Erlaubniß gefragt? Hat er's dir zugestanden? Hast du ihn gefragt, ob er nicht auch mit dir zu Jesu sich wenden wolle? Du sagst, du betest. Thust du das in Gegenwart deines Mannes mit ihm zusammen, oder für ihn heimlich, oder daß er's hört? Ich sehe dich nur immer allein in der Kirche und in der Katechisation?" Ihr Mann, sagte sie, sei unter einem „harden" Herrn und bekümmerte sich wenig um sie und um den Herrn ꝛc. „Nun, geh dann und frage deinen Mann um Erlaubniß, zur Katechisation zu kommen. Sage ihm ehrlich, wie dir's ums Herz ist und wenn er dir Erlaubniß giebt, dann komm mal wieder." Die Frau ist wieder und wieder gekommen, und um ihres „unverschämten Geilens willen" habe ich sie endlich aufgenommen. Der Mann ist auch gekommen, konnte und wollte nicht zurück bleiben, sondern mit seiner Frau in den Bund des dreieinigen Erbarmers aufgenommen sein, welches ihnen nun erst geworden. Der „harde" Baas ist auch weich geworden, hat zwar den Mann in der Aufregung des Zornes entlassen, ist aber später selbst mächtig erfaßt worden durch eine Klage wider ihn, durch welche er zur Besinnung gekommen zu sein scheint. Von der Zeit an besucht er unsre Gottesdienste und hat mir auch 5 Pf. für meine Kirche gegeben.

Auch eine Wittwe war unter den Getauften, diese Person besuchte den Gottesdienst und die Katechisation sehr treu. Sie schien mir aber sehr unfaßbar und konnte keine genügende Auskunft geben über ihr Verlangen nach der Taufe. Drei Jahre sind darüber verstrichen, während welcher Zeit sie fortfuhr in gewohnter Weise die Gnadenmittel zu gebrauchen. Da komme ich eines Tages auf einen der Außenplätze, um Gottesdienst zu halten. Ich sehe auch die Alte unter den Zuhörern. Nach dem Gottesdienst komme ich mit dem Hausvater, einem christlich gesinnten Manne, Aeltesten der ref. Kirche, ins Gespräch. Da weiß mir der Mann ungefragt zu erzählen, wie die Alte so treu in der Arbeit sei; besonders aber, wie treu sie den Herrn suche und in seiner Furcht wandle. Ich gebe dem Manne meine Verwunderung zu erkennen und meine, sie sei doch zu onnozel. Ja, meint er, aber auch „onnozel in het kwaad," so daß er sich ihretwillen oft beschämt fühle. Lesen und den Katechismus könne sie freilich nicht, würde es auch wohl schwerlich lernen; aber „binnewerk, Mynheer, is in haar," glaube mir das. Der Schwager des Mannes fügte dabei: er wünsche sich solchen einfältigen Glauben und Treue. Kurz, die Sache war bei mir abgethan. Die Alte rutschte auf die erste Bank in meinem Herzen. Hab's so befunden, wie ich gehört und habe sie nicht länger warten lassen."

21. Dragonder.

Die Missionare in der Capcolonie haben von jeher Gelegenheit gehabt, auch den Gefangenen das Evangelium zu verkündigen. Es sind das meistens Heiden, die wegen begangener Verbrechen in Ketten gelegt sind und zum Wegebau u. dgl. gebraucht werden. Die Regierung am Cap hat es gern, wenn diesen armen Menschen das Wort Gottes verkündigt wird und fordert die Missionare auf, zu thun, was ihres Amtes an den Heiden ist.

So hatte denn auch Missionar Zahn vor manchen Jahren einmal Zutritt in das Gefängniß von Worcester gefunden. Es saßen damals dreißig Heiden, meistens Hottentotten und Buschmänner, darin. Die Meisten hatten Vieh gestohlen; andere hatten aber auch noch schwerere Verbrechen begangen. Zahn kam grade zur rechten Zeit, denn es ging unter den Gefangenen etwas vor, was sonst eben nicht unter den Gefangenen vorzukommen pflegt. Es war nämlich ein Sclave unter ihnen, ein Heide; der konnte lesen, was sonst diese Leute nicht können und da in dem Gefängniß eine Bibel lag, so nahm er die und las seinen Mitgefangenen aus derselben vor. Ich habe nicht gehört, ob der Sclave es nur aus Plaisir that, oder ob er sein und seiner Mitgefangenen Seelenheil dabei suchte. Das thut auch nichts zur Sache, wenn ich das nicht sagen kann. Aber das weiß ich, daß Gott der Herr sein Wort nicht leer zurückkommen ließ. Und das ist die Hauptsache. Es saß nämlich auch ein Hottentott mitgefangen, ein böser Bursche, der schwere Missethaten auf seiner Seele hatte. Der hörte auch die Bibel lesen. Und was er hörte, das traf ihn. Da hättest du sehen sollen, was das für eine Kirche gab! Der Sclave las vor, der Hottentott legte es aus und bestätigte es, daß alles wahr sei, was in dem Buche stände und die andern hatten es ihren Spott. Anfangs spotteten sie nur, wenn der braune Gesell das Buch lobte, als er aber anfing, die Nutzanwendung zu machen und sie um ihrer Sünden willen strafte, weil das Buch das sagte, auch ihnen in den Weg trat, wenn sie ihre Pläne machten, aus dem Kerker zu entfliehen, da war der Teufel los und die beiden, der Vorleser und der Gefängnißprediger, hatten einen sauern Stand; denn das ist nichts Kleines, wenn sich 2 gegen 28 verwegene Gesellen wehren sollen, die sich aus Gott und seinem Worte ganz und gar nichts machen und die es erleben müssen, daß der Herr Jesus an einem ihrer Cameraden seine Macht beweist. Es kam zuweilen zu Thätlichkeiten und der arme Prediger mußte manchen Schlag hinnehmen. Und wer weiß, was noch aus der Sache geworden wäre, wenn

nicht eben zu dieser Zeit der Missionar in dem Gefängnisse Zutritt bekommen hätte. Das hat den armen Hottentotten mächtig gestärkt. Er blieb zwar nachher nicht lange mehr in Worcester, sondern wurde als Bandit, wie man die Leute dort nennt, noch der Capstadt transportirt, aber, irre ich nicht, so ist er bald darauf als ein armer Schächer selig gestorben.

Als Zahn, von einer Magistratsperson von Worcester eingeführt, zum ersten Male in das Gefängniß trat, waren die 30 Gefangenen zusammen. Er ließ singen: „Jesus nimmt die Sünder an." Es giebt eben kein besseres Lied im Gefängniß, als das. Darauf predigte er ihnen etwas vom verlornen Sohne. Es ist eine besondere Gabe, die Gott der Herr den Südafrikanern gegeben hat, daß sie schön singen; sie singen auch leicht. Und so sangen die 30 Cameraden so schön das Armsünderlied, daß Zahn, als er sie hörte und in ihren Ketten und Banden vor sich stehen sah, sich der Thränen nicht erwehren konnte. Er weinte so etwa, wie auch einmal ein Anderer über arme Sünder geweint hat; ich sage nur „so etwa;" die rechten Thränen über solch arme, gebundene Leute kann eben nur der Eine weinen; aber dem bricht auch jedesmal das Herz und seine Augen werden immer naß, sie wollen oder wollen nicht. Doch hier im Gefängniß von Worcester weinte auch noch einer. Und das war der Hottentott, der Gefängnißprediger. Der weinte eine andere Art Thränen, als Zahn und der Eine, aber Thränen, darüber sich die Engel im Himmel freuen. Wie das Lied anfing, stand er da, die Hände über der Brust gefaltet, die Augen starr zur Höhe gerichtet, als wollte er der Himmel Himmel durchschauen, während seine Augen Thränenquellen waren, die seine gelben Wangen hinabflossen; mit lauter Stimme sang er sein Armsünderlied, ein Vorsänger, wie es in allen Gefängnissen und Strafanstalten einen bessern nicht geben mag. Als Zahn seine Rede vom verlornen Sohn beendet hatte, erklärte er, wenn jemand etwas zu sagen habe, der möge sprechen. Da fing der Hottentott an und sagte: „Ich habe alles verdient, ja die größten Strafen; doch ich weiß, der Herr Jesus wird mich annehmen." Es versteht sich, daß Zahn ihm das von ganzem Herzen bestätigte und schon war seine Seele froh, ein solches Gnadenwerk an einem Heiden in den Mauern von Worcester zu finden, als man ihm etwas meldete, was seine Freude sehr darniederschlug. Es sei auch ein Deutscher hier gefangen, hieß es; der säße allein, er möchte doch den auch einmal besuchen. Ein Deutscher — das mußte ja ein Christ sein und der unter den gefangenen Heiden als Missethäter! das ist für den Missionar den Heiden gegenüber immer eine schmerzliche Kunde.

Als Zahn zu ihm kam, war es ein Hessen-Darmstädter. „Wie kommt ihr in dies Land?“ — Als Matrose. — „Wie lange seid ihr hier?“ — Nun 3 Jahre. — „Wie lange seid ihr von Deutschland weg?“ — 7 Jahre. — „Wo habt ihr euch früher aufgehalten?“ — Ich habe verschiedene Reisen gemacht nach Ostindien, besonders nach Batavia. — „Warum gingt ihr von Deutschland weg?“ — Ich wollte mir in der Welt etwas versuchen. — „Wohin gingt ihr zuerst?“ — Nach Holland. — „Und was machtet ihr da?“ — Ich ging auf ein Schiff. — „Hattet ihr noch Eltern?“ — Eine Mutter. — „Hattet ihr ein Handwerk gelernt?“ — Ich bin ein Buchbinder. — „Seid ihr confirmirt?“ — Ja — „Was habt ihr versprochen, zu sein und zu bleiben?“ — Ich will Gott nicht vergessen, an sein Wort glauben und darnach leben. — „Habt ihr das gehalten?“ — Nein. — „Ja, das sehe ich und darum seid ihr auch an diesen Ort gekommn. Warum habt ihr denn nicht in der Capstadt gearbeitet?“ — Ich hatte keinen Paß und darum fürchtete ich, ich möchte gefangen und wieder auf das Schiff gebracht werden, von dem ich entlaufen war. — „Was ist denn die Ursache, daß ihr hier seid?“ — Man beschuldigt mich, daß ich Geld soll gemacht haben, was nicht wahr ist. — „Hat man denn Ursache, euch damit zu beschuldigen?“ — Ja, ich habe falsches Geld ausgegeben. — „Wo habt ihr denn dies Geld bekommen?“ — Ich habe es gefunden. — „Wie steht es denn mit eurer Seele? habt ihr Friede mit Gott? Glaubt ihr, daß ihr in einem solchen Zustande in den Himmel kommen könnt?“ Darauf gab der Mann keine rechte Antwort, begann zu weinen und sagte: Es geht mit mir schlecht. Zahn sagte ihm darauf, wie leid es ihm thue, ihn hier zu finden; er sei aus Deutschland hieher gekommen, um den Hottentotten zu sagen, daß ein Heiland da sei, den sie suchen müßten und lieb haben, und nun finde er einen Christen unter den Heiden, einen Landsmann, der den Herrn Jesus kenne, doch ihn nicht lieb habe und als ein Missethäter unter den Heiden stecke. Darauf bekam er keine Antwort. „Ich kann dir nicht helfen dem Leibe nach, doch Jesus will ein Mittler sein und sein Wort kannst du lesen; thust du es auf die rechte Weise, so sollst du Trost finden für deine Seele,“ das war alles, was Zahn dem armen Landsmann noch sagen konnte, dann mußte er ihn mit wehmüthigem Herzen verlassen.

Es zog ihn jedoch bald wieder hin. Nicht um des Hessen-Darmstädters, sondern um eines Hottentotten willen, der eben zum Galgen verurtheilt war. Der Mann hieß D r a g o n d e r. Er stand an den Pforten der Ewigkeit und dachte nicht an die Ewigkeit. Sein Landsmann, der

Gefängnißprediger, hatte sich oft an ihn gewendet, aber er war immer von ihm mit Hohn abgewiesen worden. Den konnte doch Zahn den Gang zum Galgen nicht so machen lassen; er mußte noch einmal das Heil an ihm versuchen. Der Hottentott war anfangs ganz stumpf und ob Zahn der Wand etwas sagte oder dem Dragonder, das war einerlei. Um ihn zum Sprechen zu bringen, ließ er sich von dem Hottentotten die Mordthat erzählen, wegen welcher er zum Tode verurtheilt war. Dragonder erzählte Folgendes. Er war mit seinem Bruder bei einem Bauer im Dienste, von welchem jedoch beide fortliefen, als derselbe sie wegen Untreue im Dienste strafen wollte. Darauf trieben sie sich in der Wüste umher und begingen wiederholt auf den Bauerhöfen Diebstähle. Als sie einstmals in große Noth kamen, weil sie nichts zu essen hatten, trafen sie einen Hirten, einen Bastardhottentotten, welcher die Heerde seines Herrn von einem Platz zum andern treiben sollte. Es war eine Heerde von 400 Schafen. Die beiden Strauchdiebe bitten den Hirten um Speise und der giebt ihnen auch ein halbes Schaf, aber mehr dürfe er nicht schlachten. Die Wüste war menschenleer, die Hottentotten hungrig und eine Schafheerde von 400 Stück sehr versuchlich. Sie folgen also dem Hirten, um ihm das Vieh abzunehmen: doch ging das so leicht nicht, da der Hirt ein Gewehr führte. Der Hirt trieb Tag und Nacht, um unter Menschen zu kommen, bis er sich niedersetzte, ganz müde, und einschlief. Da schlich Dragonder hinzu, nahm ihm das Gewehr weg und kommt damit zu seinem Bruder. Sie sehen darauf den Hirten weiter ziehen und wieder müde werden und einschlafen. Da sagt Dragonder zu seinem Bruder, er wolle ihn todtschießen. „Thu es nicht," spricht er, „laß ihm das Leben und nimm so viel Schafe, als du kannst." Er nimmt sogar seinem Bruder das Gewehr weg, um ihm am Morde zu hindern. Dragonder geht, findet den Hirten noch schlafen und wirft ihn mit einem Steine todt; zwar läuft er auf der Stelle von der Leiche weg, kehrt aber nach kurzer Zeit wieder, wirft den Hirten noch einmal, zieht ihn ganz aus und treibt 43 Schafe fort. Bald darauf wurde die Leiche gefunden und die beiden Brüder werden eingezogen. Der eine gesteht alles und Dragonder hat es nicht geleugnet. Das alles erzählte er dem Missionar und beschloß nun auch seine Erzählung mit einigen Aeußerungen, daß er ein Sünder sei, daß er aber an den Herrn Jesus glaube, doch Zahn merkte es ihm ab, daß das nur Redensarten waren, die ihm weiter nicht von Herzen gingen. Und zur Gewißheit, daß das alles bei den Hottentotten nur Heuchelei sei, kam er bald bei einem der nächsten Morgenbesuche im Gefängniß. Da fand er Dragonder, wie er eben Dacha

rauchte. Dacha ist ein Kraut, was die Hottentotten rauchen, um sich zu berauschen und im Rausche schändliche Lüste zu treiben; es ist viel schlimmer als der Branntwein. „Guten Morgen, Dragonder, wie habt ihr geschlafen?" — Gut, mein Herr. — „Was raucht ihr da?" — Dacha. — „Werdet ihr nicht betrunken davon?" — Ja, wer keine gute Natur hat. — „Ihr werdet aber doch schläfrig?" — Ja, das werde ich. — „Warum raucht ihr keinen Tabak?" — Ich rauche auch Tabak. — „Ihr müßt nicht mehr Dacha rauchen. Da könnt ihr nicht an den Herrn Jesus denken, auch nicht beten; da schlaft ihr den ganzen Tag und versteht nicht, was ich euch sage." — Ja, aber dann kann ich auch gar nicht mehr fröhlich und vergnügt sein, wenn ich das nicht mehr soll. — Mehr brauchte Zahn nicht zu wissen, um einzusehen, daß bei dem Menschen von keiner Bekehrung die Rede sein könnte, denn wer noch so den schändlichen Lüsten dient, der wandelt in Finsterniß und sieht das Licht nicht, so viel er auch davon redet. Er verbot dem Stockmeister, dem Hottentotten keinen Dacha mehr zu geben.

Bald darauf führte Zahn sein Beruf anderwärts hin und 8 Wochen lang konnte er Dragonder nicht besuchen. Da hieß es auf einmal, Dragonder solle nun aufgehängt werden. Der Missionar reiste auf der Stelle nach Worcester. Er fand Dragonder noch stumpfer als vorher; derselbe redete zwar immer noch von dem Herrn Jesus, aber er rauchte auch noch Dacha und suchte sich damit die Schrecken des Todes zu vertreiben; bei der Ankündigung des Urtheils hatte er sogar gesagt, daß ihm Unrecht geschähe, was er früher nicht geäußert hatte. Zahn suchte ihm die Abscheulichkeit seines Mordes vorzustellen und die Schändlichkeit des Rauchens. Dragonder schwieg auf alles still und ließ sich geduldig das Dacha wegnehmen; der Missionar konnte ihn zuletzt nur noch bitten, er solle den Herrn Jesus im Gebete fragen, ob das Dacharauchen gut oder böse sei, was der Hottentott auch zu thun versprach. Am andern Tage fand Zahn den Hottentotten anders. Er sah niedergeschlagen aus, hatte Angst in seinem Gemüthe und sagte: „Ja, es ist eine große Sünde, Dacha zu rauchen; ich habe den Herrn Jesus gebeten, daß der mich die Sünde doch erkennen lasse und nun weiß ich, daß ich durch das Rauchen meine Gedanken vom Tode und dem Herrn Jesus abgeleitet, auch nicht so gebetet habe, wie ich gesollt hätte, doch nun habe ich alles weggethan und will nun nichts mehr thun, als an den Herrn denken und zu ihm beten." — Bist du denn versichert, Dragonder, daß dir die Sünde vergeben ist? — „Ich bitte darum und bin überzeugt, daß es Christus thun wird; doch fühle ich es noch nicht

in meinem Herzen.“ — Am Abend dieses Tages besuchte Zahn seinen Gefangenen noch ein Mal. Es war schon spät und er fand ihn im Klotze liegend, in welchem man ihn während der Nacht zu verwahren pflegte. Auf die Frage, ob er noch etwas wünsche, so möchte er es nur sagen, erwiederte er, daß er sich in der Nacht bedenken wolle; „sicher aber,„ setzte er hinzu, „müssen Sie mir den 130. Psalm vorlesen und erklären.“ Es versteht sich, daß Zahn am andern Morgen das Begehren des armen Mannes befriedigte. Beim Lesen und Auslegen konnte der Missionar wohl bemerken, wie Dragonder den Psalm in seinem Herzen mit durchlebte; seine Thränen flossen. „Ach, meine Sünden sind so groß, daß ich nicht weiß, was ich beginnen soll; auch bin ich nicht versichert, ob Christus sie mir vergeben habe. Ich bin krank und kann nicht mehr essen.“ Er aß von diesem Tage ab nichts mehr in diesem Leben. Am Schlusse dieses Besuchs bat er Zahn, er solle doch ein Lied ihm vorlesen und mit ihm singen. „Welches denn, Dragonder?“ — Darauf gab der Gefangene das Lied an: „Mein Heiland, ich verloren Kind, das nirgend Trost und Rettung find't, werf mich, so wie ich eben bin, zu dein'n durchbohrten Füßen hin.“ Das Lied hatte den armen Sünder so ergriffen, daß er am andern Tage gleich wieder von demselben anfing. Er konnte es auswendig und sagte es öfter laut her. „Ich habe alles versucht, sprach er, um mich in meinem Gefängnisse zu trösten, doch ich finde nichts; denn je mehr ich an weltlichen Trost denke, desto furchtsamer werde ich; denke ich aber an den Herrn Jesus, so geht alle Furcht weg.“ Zahn frug ihn, ob er die 10 Gebote kenne. — „Ja, den Sinn weiß ich, aber ich kann sie nicht auffagen.“ — Der Missionar las sie ihm vor und hielt bei jedem Gebote etwas inne, um ihn nachdenken zu lassen. Jedesmal antwortete er: „Das habe ich auch übertreten.“ Als er an das fünfte Gebot kam, sagte er mit dumpfer und betrübter Stimme: „Dieses ist es vor allem, welches ich übertreten habe.“ Beim neunten Gebote sagte er, daß er es nicht übertreten habe oder er wisse es nicht. Als es ihm erklärt wurde, sprach er: „Auch das übertreten“ und fing den zweiten Vers seines Liedes an: „Ich mag mich wenden, wie ich will, mein Herz wird ohne dich nicht still.“ — Dragonder, fürchtest du dich vor dem Tode? — „Ja wenn ich denke, ich soll den Herrn Jesus nicht haben, so bin ich voll Angst; doch denke ich — der Herr Jesus ist mein Heiland: so geht alle Angst weg.“ Es war grade des Sonnabends Abend. Als Zahn weggehen wollte, bat ihn der Gefangene, doch ja morgen wieder zu kommen. „Was wünschest du von mir?“ — Ach, mein Herr, morgen ist der letzte Sonntag, den ich in dieser Welt noch habe, und den

wünschte ich doch recht zu heiligen; da müssen Sie mir noch vieles aus dem Worte Gottes vorlesen und mit mir singen und beten; ich habe noch viel nöthig zu wissen und meine Zeit ist kurz."

Mit Sonnenaufgang war der Missionar wieder bei seinem Gefangenen. Sie beugten ihre Kniee und baten um einen Sabbathssegen und daß Dragonder doch in die Ruhe des ewigen Sabbaths eingehen möge; dann sangen sie: „Liebster Jesu, deine Gnade ist viel größer als man denkt," und darauf las Zahn mehrere Stellen des göttlichen Wortes mit ihm. Dragonder bekannte alle seine Sünden. Als Zahn weggehen wollte, bat ihn der arme Hottentott, er möge doch den ganzen Tag bei ihm bleiben. Zahn erwiederte ihm, daß das nicht anginge, da er noch predigen und sich dazu vorbereiten müsse. „Ja, das ist alles meine Strafe," brach der Arme in Klagen aus, „die ich reichlich verdient habe; denn früher, als ich noch mit den andern Gefangenen zusammen war, konnte ich gute Gesellschaft haben, aber ich habe sie verschmähet" und nun erzählte er, wie er sich an dem Sclaven und an dem Hottentotten, die Gottes Wort im Gefängniß gelesen und gepredigt hätten, versündigt habe. Zahn predigte noch des Nachmittags in der Dorfkirche vor einer großen Zahl Heiden und Christen. Er fühlte sich gedrungen, sie auf den armen Dragonder zu weisen und sagte ihnen, wie die Sünde der Leute Verderben sei, aber wie man auch von ihr erlöst werden könne. Sein Text war Joh. 3.: „Wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet," und er suchte seinen Zuhörern nachzuweisen, wie ihr Unglaube ein viel größeres Urtheil nach sich ziehe, als das des Dragonder, denn der entfliehe durch den Glauben an den Herrn Jesus dem ewigen Urtheil und es sei ihm ein ewiges Leben gewiß. Da Dragonder gebeten hatte, er solle die Leute zur Fürbitte für ihn auffordern, so that er es und das fand so viel Theilnahme, daß nach der Predigt ihm viele Leute in das Gefängniß folgten, um den gefangenen und gläubigen Hottentotten zu sehen. Als sie eintraten, sagte Dragonder: „Ach, meine lieben Menschen, ihr seht, welch großer Sünder ich bin; doch wir sind alle Sünder. Bei Menschen sind wir zwar nicht alle gleich große Sünder, aber bei Gott sind wir alle gleich und wer nicht Vergebung bei dem Herrn Jesus gefunden hat, geht ewig verloren." Einzelne Leute legten ihm über das Seligwerden Fragen vor, die er nach Gottes Wort und aus eigener Erfahrung passend beantwortete; in der Regel schloß er mit den Worten: „Ich verlasse mich allein auf den Herrn Jesus" und als die Leute weggingen, ersuchte er sie, sie möchten für ihn beten, „aber," setzte er hinzu, „nur zum Herrn Jesus." —

Hierauf kam sein Weib, um Abschied von ihm zu nehmen. Sie trug ein kleines Kind auf ihrem Arme. Es war ein rührender Anblick. In den stärksten Ausdrücken ermahnte er sie, daß sie das Heil ihrer armen Seele suchen möchte; sie solle sich ein Beispiel an ihm nehmen, wohin es mit den Menschen käme, die ohne Gott in der Welt lebten. Er mochte wohl fühlen, daß er nicht recht im Stande sei, dem Weibe zu sagen, was sie nöthig hatte, denn er wurde in seinen Worten oft so von Rührung übernommen, daß er laut aufweinte und bat deshalb den Missionar, daß er es doch seiner Frau sagen möchte. „Ich habe dich lieb," fuhr er dann zu seinem Weibe gewendet fort, „doch ich bin jetzt von allen los; mache du es auch so; ich stehe zwar noch hier, doch es ist eben so gut, als ob ich schon todt wäre." Dann bat er sie herzlich, daß sie ihm alles das Unrecht vergeben möchte, was er je an ihr gethan habe; sie habe nicht nöthig, ihn darum zu bitten, denn sie habe ihn nie gekränkt. Darauf schieden sie von einander. Zahn blieb noch ein Wenig, dann ging auch er und wünschte dem Dragonder eine gute Nacht. „Es ist die letzte," sagte der Hottentott, „die muß ich zum Beten haben."

Auch in Zahns Augen kam die ganze Nacht kein Schlaf. Immer stand ihm das Bild seines Dragonder vor der Seele. Und er trat mit ihm vor den Gnadenthron und schrie um Erbarmen für den armen Schächer. Wie die Sonne aufging, war er schon im Gefängnisse. Dragonder hatte Angst und Furcht, er hatte aber auch Trost. Wie das so geht in einer armen Seele, wenn aller Trost der Creatur hinfällt und nichts weiter übrig bleibt, als sich im Glauben an den zu halten, den man nicht sieht. Zahn kniete mit ihm nieder und betete. „Nun halte den Herrn Jesus fest," sagte er zu ihm, als sie aufstanden. — „Ja, ich will nicht mehr leben, denn es ist besser, daß ich von der Welt bin; und sollte ich auch in diesem Gefängnisse noch bleiben dürfen, ich möchte doch wieder mit Worten und Geberden sündigen und darum ist es besser, ich sterbe heute." — Da schien die heiße Sonne Afrikas durch das Gitter der Kerkerwand. „Hu, wie heiß ist die Sonne," sprach der Hottentott; „aber wie viel heißer muß die Hölle sein!" —

Zahn ging ab und zu. Zwischen 7 und 10 Uhr sollte der Delinquent an den Galgen. Als es 8 Uhr war, trat der Missionar zu ihm und sagte: „Dragonder, die Stunde ist nun da, daß du aus der Welt gehen mußt." — Ja, sie ist da, antwortete er. Da traten der Richter und der Doctor in den Kerker. Sie grüßten den Hottentott und legten ihm einige Fragen vor, die derselbe beantwortete. Dann sagte er noch zu

dem Richter: „Mein Herr ist ein großer Herr, ist ein angesehener Herr und ein mächtiger Herr; mein Herr hat eine große Macht über mich; aber mein Herr kann mir nun nicht mehr helfen; ich verlaß mich allein auf den Herrn Jesus.“ — Hierauf kamen die Gerichtsdiener und banden ihn. Es ging Zahn durch's Herz, als er seinen lieben Dragonder so gebunden sah, aber er rief ihm zu: „Es sind keine Banden, die dich ewig binden!“ — „Ja,“ sagte er, „sie gehen über; ich gehe zu dem Herrn Jesus!“ —

Nun ging er mit ihm bis unter den Galgen, welcher in der Nähe des Dorfes auf einem Berge stand. Vor ihm und hinter ihm gingen die Gerichtsdiener; eine große Menge bewaffneter Bauern folgte zu Pferde. Unterwegs sprach Zahn zu ihm besonders viel von den Leiden des Herrn und wie der liebe Herr viel mehr habe leiden müssen, als er und alles für ihn. „Ja,“ antwortete Dragonder, „das ist so und ich müßte wohl noch viel größere Strafe bekommen; auch bin ich nicht werth, daß so viele Menschen mitgehen.“ Uebrigens war er ganz getrost, und als sie auf den Richtplatz kamen, knieete Zahn mit ihm nieder, betete und sprach den Segen über ihn. Mit lauter Stimme sagte Dragonder: „Amen!“ Dann mußte Zahn bei Seite treten und der Missethäter sagte zu den Menschen, die umher standen: „O Menschen, nehmt ein Exempel an mir, wie weit einen die Sünde bringen kann. Ich wünsche euch allen Segen auf dieser Erde. Lebet wohl!“ — Die Umstehenden grüßten ihn, dann nahm ihn der Henker und stieg mit ihm zur Leiter hinauf. Von der Leiter her hörte man noch die Worte: „Herr Jesu, erbarme dich über mich und meine arme Seele! Nimm meinen Geist auf!“ — Dann fiel er ab und war sogleich todt.

„Nun ich denke,“ schrieb Zahn damals, „und hoffe, er wird sitzen im Königreiche des Herrn Jesu nach den Worten: „Suchet und ihr sollt finden, bittet und ihr sollt empfangen, klopfet und euch soll aufgethan werden.“ — Denn das Dreies hat er gethan bis auf den letzten Augenblick und ich glaube, Jesus unser Heiland wird auch hier sein Wort wahr machen.“

---

22. Johannes Java.

Auf Borneo im Lande Kahaian lebte vor etlichen Jahren ein Häuptling; der hatte einen Sohn mit Namen Java. Als der Häuptlingssohn

herangewachsen war, that er, wie die meisten Dajacken von Kahaian zu thun pflegen. Sie überlassen den Reisbau und die Besorgung des Hauswesens den Weibern und Kindern, fahren auf dem breiten Strome ihres Landes entweder tiefer ins Innere der Insel hinein oder zur Küste hinunter und treiben Handel. Dabei bleiben sie oft Monate lang vom Hause weg, bringen ihr Hab und Gut durch liederliches Leben durch, ruiniren ihre Gesundheit, ja ihrer viele kehren gar nicht wieder, weil sie durch Schulden in die Sclaverei der Chinesen und Malaien gerathen. So that denn auch Java, wie alle Männer seines Volks. Da kommt er eines Tages auf die Missionsstation Bethabara im Pulopetak. Es wohnte aber damals noch der hallische Missionar Berger auf derselben. Als der den jungen Kahaianer sieht, frägt er ihn, ob er auch ein Verlangen nach dem Worte Gottes habe. „Wie kann ich ein Verlangen danach haben," erwiederte ihm Java, „da ich nicht weiß, was das Wort Gottes ist?" Die Antwort gefiel Berger, denn es war eine aufrichtige Antwort, wie man sie sonst nicht bei Heiden findet, die viel lügen und heucheln und er ließ sich herbei, dem jungen Manne so viel von dem Worte Gottes zu sagen, als der etwa fassen konnte. Allein Java benahm sich dabei so, daß ihm Berger am Ende bezeugen mußte, daß er gar kein Verlangen nach Gottes Worte habe, sondern demselben völlig abgeneigt sei. Java nahm sein Urtheil hin und ging seine Straße fürbaß. Alles andere von Bergers Unterweisung vergaß er; aber das Urtheil, welches der über ihn gefällt hatte, hat er nie vergessen.

Javas Handel wollte indessen seinen Mann nicht nähren. Ob er zu liederlich lebte, ob er zu ehrlich war, ob er das Geschäft nicht recht verstand — ich weiß es nicht. Sein Vater war gestorben, er kam aber nicht nach Haus. Seine Mutter mußte mehrere Male zuschießen und den Sohn aus der Verlegenheit reißen; es war aber immer, wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Da hängte er sich endlich in seiner Verlegenheit an einen schlechten Kerl, einen Malaien, der in dem Rufe stand, daß er Gold machen könne. Mit dem verabredete er eine Handelsreise nach der Insel Java. Mit einer Quantität Rohr, die er sammelte, wollte er drüben gute Geschäfte machen; der Malaie versprach, ihm die Kost zu reichen, dafür solle der Dajack auf dem Fahrzeuge als Matrose dienen. Sie fuhren aus dem Hafen von Banjermassing und es ging alles gut, bis auf die Rhede von Surabaya. Hier am Ziele ihrer Reise meinte der tückische Malaie seinen dajackischen Compagnon entbehren zu können und um seiner los zu werden, reichte er ihm keine Lebensmittel mehr. Java wird von den alten Uhr-

macher in Surabaya, dem Dajackenfreunde, nichts gewußt haben und der hat nichts von ihm erfahren, sonst wäre es wohl anders gekommen. Verlassen von aller Welt schlug er seine kleine Quantität Rohr los, verzehrte bald den Erlös dafür und, um das Maaß seines Elends voll zu machen, wurde er krank und ein Schaden an den Händen, welchen er im Matrosendienst bekommen hatte, verhinderte ihn ganz und gar, seinen Unterhalt zu erwerben. Nun war guter Rath theuer und das Wasser ging bis an die Seele. Er gedachte an seines Vaters Haus auf Kahaian; aber wer hätte den zur Arbeit unfähigen Menschen unentgeldlich über das Meer fahren und noch dazu füttern wollen! Daran dachte er selber am Wenigsten, denn die Barmherzigkeit ist ein Kraut, was nicht in der Heiden Gärten wächst. Allein es dachte ein Anderer daran, der, der selber die Barmherzigkeit ist und das Schreien der seufzenden Creatur vernimmt. Der sandte einen Holländer desselbigen Weges und als der den armen Wilden auf der Rhede von Surabaya fand, erbarmte er sich sein, bezahlte für ihn die Ueberfahrt mit Beköstigung und brachte ihn mit sich nach Banjermassing. Das ging dem armen Kahaianer durch Mark und Bein und er konnte das Erbarmen, was der holländische Herr an ihm erwiesen hatte, noch viel weniger aus seinem Herzen los werden, als das Urtheil, was er einst auf Bethabara von dem weißen Manne gehört hatte. Sein armes Herz wurde mit Dank gegen den Holländer erfüllt, einem Gefühle, von dem er vorher nichts gewußt hatte, und wenn er früher mit allen seinen Landsleuten die Weißen für Geschöpfe von anderer Abkunft als die Dajacken angesehen hatte, so hielt er sie jetzt für Wesen höherer Art.

Es war am 3. August 1849, als ein Dajack zu Missionar Denninger auf Bintang eintrat und ihn bat, er möchte ihn doch auslösen, denn er sei vor nicht langer Zeit in den Buddakstand gerathen. Da der Mensch am ganzen Leibe tätowirt war und sehr elend und herunter gekommen aussah, fürchtete Denninger, daß er ein Erz-Dajacke und ein liederlicher Kerl sei und sich wenig Gehorsam und Arbeitslust in ihn bringen lassen werde; auch hatte er in jener Zeit traurige Erfahrungen mit solchen ausgelös'ten Sclaven gemacht; er ließ sich also nicht sonderlich geneigt finden, auf den Antrag des Menschen einzugehen. Und als einer seiner ausgelös'ten Buddaks, der ihm manches Herzeleid angethan hatte, den Fürsprecher für den jungen Mann machte und sagte, daß er ihn schon von Jugend an als gut und brav kenne und daß derselbe früher auch reich gewesen sei, schöpfte Denninger noch mehr Verdacht und gab ihm eine ziemlich abschlägige Antwort; doch bestellte er ihn auf den folgenden Tag, er wolle sich die Sache

noch einmal überlegen. Der Dajack kam richtig Tages darauf wieder und Denninger eröffnete ihm, er möge seine Schuldsumme bei einem andern suchen, er könne ihn nicht gebrauchen. „Ich kann meine Schuld wohl bei einem andern finden," antwortete er, „aber ich habe ein großes Verlangen, von dir ausgelös't zu werden." — Woher hast du denn das Verlangen nach mir? — „Ich war neulich in dem Hause, wo du mit dem tuan da unten (van Höfen) einkehrtest (sie hatten dort Malaien und Dajacken gepredigt); von daher habe ich ein großes Verlangen, bei dir zu sein." Auf dieses Wort hin bezahlte Denninger die Schuldsumme, die nur 60 Gulden betrug und nahm ihn in sein Haus auf.

Der Buddak war kein anderer als unser Java. Gleich in den ersten Tagen sah Denninger, daß der neue Hausgenosse seinen versprochenen Gehorsam pünktlich zu üben sich bestrebte. Das war schon eine erfreuliche Ausnahme von der Regel. Wenn sonst ein Buddak beim Missionar aufgenommen wird, so hält es unsäglich schwer, ihm beizubringen, daß er gehorchen müsse, zumal wenn er früher ein freier Mann war; und wenn es ihm auch hundert Mal eingeschärft ist, daß sein verkehrter freier Wille, der noch viel verkehrter und drolliger ist, als der freie Wille in Europa, ihm zum Verderben gereiche, so muß er denselben doch wieder bei Gelegenheit durchzusetzen suchen, weil das von Jugend auf seine Art so gewesen ist. Java aber fügte sich. Bei den Hausandachten und in der Predigt war er der aufmerksamste Zuhörer, den Denninger bis dahin gehabt hatte; zuweilen übernahm ihn bei des Missionars Unterweisung das Staunen und Verwundern ganz. Er hörte von dem großen Nutzen, den es habe, wenn man selbst das Wort Gottes lesen könne und bat deshalb um ein ABC-Buch; es hielt mit dem Lesenlernen etwas hart bei ihm und oft hörte man ihn noch des Nachts 11 Uhr beim Harzlicht in seiner Fibel studiren. Schon nach 8 Tagen hatte er ein solches Zutrauen zu Denninger gefaßt, daß er sich von da an in der Dämmerung immer an denselben zu machen suchte und durch seine Fragen über Glaubenssachen zu langen Unterredungen Anlaß gab. Eines Abends fragte er, ob die Dajacken wirklich mit den Leuten in Europa von Adam abstammten und erhielt darauf die Antwort, daß wir alle in Adam und in der Sünde Brüder seien und also auf der ganzen Erde kein Unterschied stattfinde; daß aber dennoch Gott einen himmelweiten Unterschied dadurch gemacht habe, daß er allen Sündenbrüdern seinen eingebornen Sohn als Heiland anpreisen lasse und solche, die sich zu Jesu wahrhaft bekehren, durch ihn geistlich wiedergeboren würden; diese hätten dann neben ihrer leiblichen Abkunft von Adam noch eine viel höhere, die

graden Laufs aus Gott sei und seien in diesem Betracht ganz andere Wesen, Kinder und Erben Gottes durch Christum, während die übrigen Menschen nur Kinder Adams und Erben der Sünde seien. Java war bei solchen Erzählungen ganz Aug und Ohr und glänzte vor Begierde, die Lehre recht zu fassen, ließ sich das gewöhnlich auch wiederholt sagen, was ihm unbegreiflich und unverstehbar war. Denninger freute sich herzlich an dem Gnadenwerke, welches an seinem Buddak vorging, doch vermied er alles, was den Java zu einem übereilten Schritte treiben konnte. Endlich 14 Tage nach seinem Eintritte in das Haus brach Java durch. Es war Sonntags nach der Predigt, daß er zu Denninger trat und sprach: „Ich bin ein elender Mensch und habe von Jugend auf in aller heidnischen Schande gelebt, gleichwie die Anderen; ich habe aber nie in meinem Leben das Wort Gottes gehört, als jetzt bei dir und ich glaube es nun von Herzen. Nun möchte ich aber auch gern, daß der Herr Jesus mich annähme und rein mache, damit ich das ewige Leben hätte.“ Er zählte dabei sein Sündenregister auf und wurde bedenklich darüber, ob der Herr Jesus wohl Lust haben könne, sich mit solchem Menschen einzulassen. Denninger antwortete ihm das Nöthige aus Gottes Wort und fragte ihn, ob er die Gewißheit habe, daß die Lehre des Herrn Jesus Gottes Wort sei. „Das glaube ich fest;“ sagte Java, „weil das Wort uns sagt, daß wir selig werden können.“ — Wiederum, ich sehe dich und deine Frau, daß ihr aufrichtig lebt und Gutes an den Menschen thut, so daß ich wünsche, alle Dajacken möchten euch darin folgen und das könnt ihr nur thun, weil ihr Gott und sein Wort kennt; wir aber leben schändlich und thun Böses, weil wir Gott und sein Wort nicht annehmen. Wiederum, ich weiß, daß, wenn die Dajacken sich zu dem Herrn Jesus bekehrten, sie allzumal glücklich leben würden; aber sie wollen nicht aufhören, dem Teufel zu dienen und deshalb glauben sie auch lieber den Verführern als dem Worte Gottes, bleiben dumm und elend und die reich werden wollen, fallen und werden Buddak.“

Jetzt wurde Java als Katechumen angenommen und erhielt täglich Unterricht in des Herrn Worte. Dabei übte er Treue im Großen wie im Kleinen, arbeitete unermüdlich, was der dajackischen Natur so sehr zuwider ist, und sorgte mit einer Freudigkeit für das Eigenthum der Station, wie es kein Dajack mit dem Seinigen thut. Da das Wort Gottes in ihm lebendig geworden war, so konnte es nicht fehlen, daß er gegen die Sünden seines Volkes zeugte, und obwohl er nie „ihr“ sagte, sondern immer „wir,“ so hatten doch seine Vorstellungen durch die erste Liebe, in der er stand und durch die Gewandtheit, mit der er das Wort führte, was den Missionaren

nicht so möglich ist, eine solche Gewalt und trafen so empfindlich, daß das gottlose und sonst so träge Volk auffuhr und den lästigen Ruhestörer sich vom Halse zu schaffen suchte. Das sollte durch das weltbekannte und beliebte Mittel der bösen Zungen bewerkstelligt werden. Es machte sich eine ungeheure Macht der Verläumdung gegen den armen Java auf, die ihm dem Denninger als einen bloßen Heuchler darstellte. Da wollte ihn der eine hier haben beim Kartenspiele gesehen, der andere dort beim Tuaktopf, der dritte in einem Hurenwinkel und was des Stanks weiter war. Denninger untersuchte, so weit er konnte, sorgfältig, was an diesen Aussagen Wahrheit sei, fand aber immer entweder alte Geschichten aus früherer Zeit oder Lügen und dann war obenein die Weise, wie sich Java vertheidigte, der Art, daß Denninger seines Katechumenen wegen sich beruhigte und auf die Stänker und Ränker nicht weiter hörte. „Ich habe mein heidnisches Wesen freiwillig abgelegt," sagte Java, „und war nicht dazu gezwungen, so daß ich mich nun als Heuchler bei dir anstellen müßte; denn, wo ich es hätte fortsetzen wollen, so hatte ich ja Gelegenheit, wieder nach Kahaian zu meiner Mutter zu kommen, die so bemittelt ist, um mich auslösen zu können und die sich sehr nach mir sehnet. Dagegen habe ich an vielen Orten, wo ich die bösen Werke der Pulopetaker sah, den Leuten gesagt, daß uns Gott erschaffen habe, nicht daß wir sündigen sollen, sondern daß wir das Reich Gottes erlangen möchten." Er war eben eine aufrichtige Seele und ein einfältiges Gemüth, daß nur das Eine suchte, was Noth thut; darum traf ihn auch das gar nicht, was man ihm noch wohl ins Ohr raunte, wie einmal einer von Denninger sagte: „Er würde mir doch keine Hühner und Enten geben, wenn ich auch mit meiner Familie Nazarener würde."

Und den Aufrichtigen und Einfältigen läßt der Herr es gelingen. Als Java 9 Monate lang Katechumen gewesen war und sich wohl gehalten hatte, kam er zur Taufe. Es war am 12. Mai 1850. Mit ihm zusammen trat an demselbigen Tage noch ein anderer Dajack, ein Jüngling von 17 Jahren, zur Taufe heran, den Java eigentlich als eine selige Frucht seines Zeugnisses dem Herrn mit darstellte. Der junge Bursche hieß Ismael. Er gehörte vormals zu den Schulknaben Denningers und hatte sich ganz besonders an Denninger angeschlossen, nachdem dieser eines Tages entdeckt, daß der Junge ein Ruder gestohlen habe und ihn darüber öffentlich beschämt und bestraft hatte. Einige Monate nach diesem Vorfalle kam ein alter Dajack aus dem Dusson in's Pulopetak, um Ismael als Buddak mit hinaufzunehmen, weil Ismaels Eltern ihm 56 Gulden schuldig waren. Diese, um den Alten bei Güte zu erhalten, damit er nicht noch hohe In=

teressen auf die Schuld schlage, wurden mit ihm eins, ihren Sohn bereden zu wollen, daß er im Dusson die Enkelin des Alten, mit der er bereits als Kind verlobt war, heirathen solle; denn sie fürchteten, der Junge würde sich weigern, als Buddak mitzugehen und wenn er dann Hülfe suche, ihre Sache nach dem Gouvernementsgesetz verloren sein, welches verbietet, die Kinder für die Schuld der Eltern als Buddak zu entführen. Ismael durchschauete den Plan nicht, weil er wohl von den Schulden, aber von keiner Verlobung wußte und von Kummer niedergedrückt stand er dabei, als sein Vater um seine Entlassung aus der Schule bei Denninger nachsuchte. Unter vier Augen gestand er auch seinem Lehrer, daß er gar keine Lust habe, jetzt zu heirathen und die Schule zu verlassen, es handle sich aber um das Geld. „Gut," sagte Denninger, „wenn du noch gern in die Schule gehst, so glaube ich, daß ich dich diesmal aus den Händen des Seelenverkäufers befreien kann." Darauf erklärte er dem Alten, daß er sich mit Ismael gedulden müsse, bis er ihn von der Schule würde entlassen können; wo er aber den Versuch machen würde, den Jungen zu entführen, so solle dieser bei ihm seine Zuflucht finden; er könne sich darüber das Gesetz vom Tomongong vorlesen lassen. „Die Zeit ist aber da, wo er heirathen muß," entgegnete der Alte. — „Meinetwegen mag er heirathen; laß das Mädchen nach Pulopetak kommen," sagte Denninger. — „Das ist unsere hadat nicht." — Aber gegen die Obrigkeit wirst du dich doch nicht auflehnen wollen, so wenig, wie ich es thun will. — „Nein. Aber dann muß er 80 Gulden Buße zahlen, weil das Verlöbniß gebrochen ist, das ist unsere hadat. — Denninger bewies dem Dajacken, daß Ismael das Verlöbniß nicht breche und versicherte ihm, daß er alsbald für den Jungen in den Riß treten würde, wenn man ihm eine Schuldenlast an den Hals werfen wolle. „Aber ich habe noch von früherher eine Schuldsumme zu fordern und es ist so ausbedungen, daß Ismael dafür mit mir gehen muß," pochte der geldgierige Alte weiter. Um nun den Jungen, in welchem Denninger die stillen Wirkungen des Geistes Gottes sah, nicht daranzugeben, ließ er sich die Summe nennen, bezahlte sie und nahm Ismael zu sich ins Haus. Der Alte schied in Frieden. Aber die Eltern des Jungen wandten alles an, denselben im Heidenthum festzuhalten. Es gelang ihnen auch anfangs. Gegen entschiedenen Befehl Denningers und ganz gegen seine Ueberzeugung hatte sich Ismael auf Dringen seiner Eltern eines Abends zu einem nächtlichen Götzenfeste gestohlen. Als Denninger mit Schmerzen erfuhr, was sein Buddak gethan hatte, dachte er ihm anfangs eine Tracht Prügel zu, welche leider auch, um den Ungehorsam und das wilde Fleisch zu zügeln, bis-

weilen angewandt werden müssen; allein der Herr gab es ihm, dies Mal bloß mit dem Worte Gottes dem verirrten Herzen nahezutreten. Und siehe da! — obwohl Ismael anfangs nicht bekannte, sondern nur gestand — sein Herz wurde bald bewegt, daß er Denninger weinend auch seine früheren Sünden bekannte und von nun an dem Herrn Jesus nachzufolgen gelobte. Das ist sonst nicht Dajacken Art; die bleiben in der Regel stumpf und gefühllos bei den schärfsten Vermahnungen und dringendsten Vorstellungen, geschweige denn, daß sie freiwillig ihre Sünden bekennen. So nahm denn Denninger das Bekenntniß des Jünglings für baare Münze an und hat sich nicht getäuscht. Wer weiß aber, was aus Ismael bei den Versuchungen, die ihn umgaben, doch geworden wäre, wenn er nicht Java, seinen Mitbuddak, zur Seite gehabt hätte. Der stand ihm treulich bei und half ihm durch und hatte am 12. Mai die Freude, mit ihm zur Taufe gehen zu können. Denninger sprach über die Worte: „Ihr seid gekommen zu dem Berge Zion,“ Hebr. 12, 22., taufte die beiden und nannte Java Johannes und Ismael hieß er David.

Johannes Java war nun ein Christ. Denninger wünschte aber auch, daß er ein Ehemann würde, damit er nicht später eine für seine Seele gefährliche Verbindung einginge, oder gar in die Netze der Bliangs fiele. Woher aber eine Frau nehmen? Es waren zwar auf den beiden andern Stationen im Pulopetak etliche getaufte Mädchen, aber die dortigen Brüder mußten doch auch billiger Weise an ihre getauften Jünglinge denken; auf Bintang war gar keins und sonst gab es nirgend weiter getaufte Dajackinnen. Da rieth Denninger seinem Johannes, da derselbe keine Heidin nehmen durfte noch wollte, sich ganz in der Stille unter seinen Kahaianer Bekannten, die auf Pulopetak verschuldet sind, umzusehen und, falls er ein Mädchen darunter finde, von dem er glaube, daß es rathsam sei, so wolle er diese auszulösen suchen und der Herr werde es dann wohl bald zeigen, ob sie zum Glauben sich neige und für ihn passend sei. Johannes ging aus und glaubte auch nach einigen Tagen gefunden zu haben, was er suchte; aber da sollte Denninger 300 Gulden Lösegeld bezahlen und das mußte er wohl bleiben lassen. Da fand sich denn doch van Höfen auf Bethabara bereit, aus der Noth zu helfen. Er hatte ein dajackisches Mädchen, Namens Helena, in seinem Hause, welches früher mit seinen Eltern von Hardeland ausgelös't und später von van Höfen erzogen und getauft worden war; es war eine gottesfürchtige Person, konnte lesen und schreiben und verstand sich auf allerlei weibliche Hausarbeit. Mit der traute van Höfen den Johannes fünf Wochen nach der Taufe desselben und richtete die Hochzeit aus, zu

welcher sich fast die ganze Sippschaft des Mädchens einfand, so daß kein kleiner Haufe um die großen Reisschüsseln herumsaß und behaglich ein jeder sein djobo mit den fetten Brocken dazu schlürfte, denn das schien manchem noch das Beste an der ganzen Hochzeit zu sein. Das junge Paar schickte sich wohl zu einander. Lena hatte Gehorsam gelernt und die Heidin war ihr nicht im Herzen sitzen geblieben und sie ließ sich sagen, wo es Noth that. Johannes war ihr an Erkenntniß, Festigkeit, Zeugenmuth und Eifer überlegen und wenn sie auch besser lesen konnte als er, so konnte er doch besser auslegen als sie, wenn sie ihm aus ihrer Bibel vorlas und so diente eins dem andern mit der Gabe, die jedes empfangen hatte.

Doch ließ die Anfechtung für das junge Paar nicht lange auf sich warten. Eines Tages trafen Boten von Johannes Mutter ein, die ihren Sohn von Denninger auslösen und nach Kahaian zurückführen sollten; die alte Häuptlingsfrau erbot sich, eine größere Summe zu erlegen, als Denninger für ihren Sohn bezahlt habe. Das war eine heiße Probe für den armen Johannes. Schon wenn man bedenkt, wie sehr die Dajacken den Buddak-Stand und Namen scheuen und wenn sie schon tief in Schulden gerathen sind, alles aufbieten, um nur als freie Leute angesehen zu werden, so kann man ermessen, wie sehr Johannes, der Sohn eines Häuptling seines Volks, viel lieber seiner Freiheit gebrauchen, als den Namen eines Knechts forthin führen mochte. Nun war es aber noch die Stimme einer sich sehnenden Mutter, die ihn rief, wogegen er gar nicht unempfindlich war. Hätte er gehen wollen, so hatte Denninger kein Recht, ihn zu halten; es stand ganz bei ihm. Und die Boten waren seine Vettern und Jugendgenossen, die alles aufboten, ihren Auftrag zu erfüllen. „Ich gehe nicht mit euch," so lautete Johannes Javas Bescheid, „denn ihr kennt Gott nicht, sondern lebt ohne ihn in der Welt. Ihr würdet mich nur anfeuern, den Götzen und dem Teufel wieder zu dienen und ich habe noch nicht so viel Erkenntniß, daß ich euch Gottes Wort verkündigen kann, so daß ihr auch an den Heiland Jesum glauben und euch zu ihm bekehren könntet. Jetzt bleibe ich hier bei dem Pandita; aber nach etlichen Jahren, wenn er mich schickt, gedenke ich zu meiner Mutter zu gehen, um ihr auch den Weg zur Seligkeit, den ich jetzt gefunden habe, bekannt zu machen." Einige Monate darauf kam eine andere Gesandtschaft an Java: „Komm mit nach Kahaian hinauf, deine Mutter befiehlt es dir. Was willst du hier bei dem Pandita bleiben; sie haben früher in Kahaian den Weibern nachgejagt. Und das sagen wir: kommst du nicht hinauf, um deinem Vater das Todtenfest zu machen, so bekommst du auch deinen Halimau nicht." Die Halimau

sind aber eine von den drei Sorten der bekannten $2^1/_2$ Fuß hohen Töpfe der Dajacken, die von Kind auf Kindeskind erben und überaus theuer gehalten werden, weil die Erde, daraus sie gefertigt sind, vor Alters einmal aus dem Monde gefallen ist und sich jetzt nicht mehr findet. So sagen die Dajacken. Diese Töpfe stehen jetzt nur noch als Zierrath in den Häusern und kosten von 300 bis 1400 Gulden. Javas väterliches Erbe war ein Vierzehnhundertguldentopf, wovon jedoch 400 Gulden einem andern zukamen. 1000 Gulden konnte Java fordern; wer sollte sie ihm aber verschaffen? Die Richter in Kahaian fanden es ganz in der Ordnung, daß er seines Topfes verlustig ginge, wenn er nicht seines Vaters Seele in die Seelenstadt auf dem Todtenfest bringen ließe. Johannes erklärte den Boten: „Ich gehe nicht hinauf, kann auch meinem Vater kein Todtenfest machen. Kein Mensch kann die Seele in die Lewu liau bringen; nur der Herr Jesus, der vom Himmel auf die Erde kam und uns alle von der Hölle erlöset hat, kann die Seele in den Himmel bringen. An den glaube ich und werde meinen Glauben nicht wegwerfen.“ Und die Boten mußten unverrichteter Sache von dannen ziehen.

„So haben wir unsern Johannes doch glücklich behalten,“ sagte bald darauf Denninger eines Tages zu seiner Frau, „es ist ihm ein rechter Ernst mit seinem Seelenheil.“ Da kam eben ein Brief von Banjermassing: „Java hat hier gestohlen.“ Und was für ein Diebstahl! Hardeland wurde bald nach seiner Ankunft in Pulopetak im Jahre 1850 von einer Krankheit überfallen und mußte sich wieder nach Banjer zu Barnsteins bringen lassen, um die ärztliche Hülfe zu gebrauchen. Er nahm Johannes und Lena von Bintang mit, damit sie ihm Handreichung thäten. Eines Tages vermißte Frau Hardeland ihr blechernes Geldkästchen. Es wurde zwar bald im Grase nahe am Hause wiedergefunden, aber erbrochen und leer. In der Kammer des Patienten, wo das Kästchen gestanden, hatte keiner von den Inländern Zutritt außer Johannes und sein Weib. Die Letztere wurde für unschuldig gehalten, weil sie von früher her bekannt war, ihr Mann aber zur Rede gestellt. Der stammelte dann in seiner Verlegenheit hin, daß er ehedem auch allerhand böse Streiche gemacht habe, aber den jetzigen habe er nicht gethan. Da es nun unter den Dajacken nicht wohl vorkommt, daß ein Unschuldig-Angeklagter sich dadurch vom Verdachte zu reinigen sucht, daß er seine früheren Schlechtigkeiten aufzählt, so dachte man: halt, der ist's! Dazu hatte er sich auch in Redensarten sehr verwickelt. Denninger traf die Nachricht tief. Bald darauf kam wieder ein Brief, in welchem unter anderm stand: „Wir haben Johannes und Lena sehr lieb gewonnen,

aber leider verhält es sich so, wie Dir berichtet ist. Der Verdacht konnte nicht gut auf einen andern fallen." Johannes saß nun des Nachts in seiner Kammer und weinte und sein Weib Lena weinte mit ihm. Er weinte nicht um die Strafe, die er zu gewärtigen hatte, sondern weil er fürchtete, daß Denninger ihn verstoßen und das verkündigte Wort dann nicht mehr für ihn da sein würde. Als er wieder nach Bintang zurückkam, konnte er Denninger vor Schaam kaum anblicken, ließ sich geduldig als einen Dieb ansehen und war still. Nach etlichen Wochen kommt es heraus, daß ein ganz anderer das Geld gestohlen habe und befragt, ob nicht vielleicht auch Java dabei betheiligt gewesen sei, weiß er von dem Kahaianer in dieser Sache ganz und gar nichts. Da schlug Johannes fröhlich seine Augen wieder auf und pries seinen Gott, der das Schreien der Armen höret und ihnen Recht verschafft.

„Nach dieser Zeit," schreibt Denninger zuletzt von seinem Buddak Joh. Java, „hatte ich noch manche stille Freude, da ich oft sehen durfte, wie es ihm ernst ist, seine Heidenbrüder zu Jesu zu bekehren und wie er deshalb von dem Herrn redet, weil er an ihn glaubt. Gegen das Ende dieses Jahres, als ich am Mengkatib Besuche machte, hielten viele Dajacken vor dem Hause des dortigen Häuptlings. Es waren auch frühere Bekannte von Java darunter. Als sie mich eine Weile angehört hatten, gingen sie diesen an, wie das wäre, daß er verschnittene Haare trage. Ich ließ ihn das Wort nehmen und nach Beantwortung ihrer Frage hielt er eine ausführliche Rede von der erlösenden Gnade Gottes in der Stellvertretung Christi, die ihnen allen so Noth sei. Er hat die Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden gut aufgefaßt und ich kann wohl sagen, auch an seinem eigenen Herzen erfahren. Die Einfachheit, in der er zu den Leuten redet, ist mir schon in sprachlicher Hinsicht nicht möglich, weil ich, um dasselbe sagen zu wollen, viel mehr Worte machen muß und ebenso mangelt mir noch die tiefere Kenntniß der dajackischen List und Verschlagenheit, als daß ich ihnen in solchen Lebensbildern die Nothwendigkeit der Erlösung zeigen könnte. Mag auch Joh. Java nicht zu den imponirenden Personen gezählt werden können und sein äußeres Benehmen Manches zu wünschen übrig lassen, so habe ich doch großen Respekt vor dem Werke des Geistes Gottes, das in ihm ist."

23. Der Kirchhof zu Maratowo.

Im Innern Südborneos haben rheinische Missionare mitten unter Dajacken und Malaien einen Volksstamm gefunden, der weder mit jenen noch mit diesen verwandt ist. Er ist wahrscheinlich vor langen Zeiten von Hinterindien her eingewandert. Der Stamm besteht aus drei Abtheilungen; unter einer derselben, den Sihongern, hat sich Miss. Denninger auf Maratowo 1851 niedergelassen. Von der Bekehrung seines Erstlings erzählt derselbe folgende Geschichte.

Außer der Schule schenkte uns der Herr noch ein anderes Stück, das, an sich unerbeten, doch wohl auch zur Befestigung des Werkes Gottes in Sihong dienen soll, obwohl ich über das Wie? dabei noch nicht im Klaren bin. Ein Kirchhof (d. h. ein Begräbnißplatz) ist uns zu Theil geworden, dessen Lage in dieser waldigen Gegend dadurch angenehm ist, daß ihn ein lichter Platz auszeichnet. Wenn man nämlich vom Dusson her durch den Sirau kommt und nach Sihong fährt, so hat man nichts als dichte Waldung zu passiren. Nur einige kleine freie Plätze bringen Abwechselung, wo an niedrigen Stellen die Ansammlung des Wassers einen Sumpf bildet und nur hohes Gras hervorschießen läßt. Weiter hinauf wird der Wald immer wilder und dichter, so daß man auf dem Flüßchen von den Sonnenstrahlen nicht viel zu leiden hat. Aussicht und Fernsicht ist überall nicht, da das ganze Land nur ein Wald ist und nur die Plätze der Reisfelder, die aber landeinwärts liegen, davon befreit sind. Erst wenn man in Maratowo bei unserer Station ankommt, hat man östlich einen freien Platz im Angesichte, so groß, daß eine gewöhnliche Landstadt darauf stehen könnte. Der Platz ist der Hügel zwischen Ganting und Maratowo, der hier eine etwas abhängige, beinah gerundete Ebene bildet. Hier war früher auch Wald; den haben die Sihonger aber abgehauen und einige Jahre lang Reis darauf gebaut. Jetzt schießt hier schon wieder junges Holz auf, und nach einigen Jahren wird von einem freien Platze nichts mehr zu sehen sein, wenn nicht andere Verhältnisse, vielleicht durch Protest von dieser Station aus, die Sache ändern. Am nordwestlichen Ende macht ein rohes Kreuzholz auf ein gesondertes Plätzchen aufmerksam, daß etwa 5 Minuten von unserer Wohnung liegt. Hier ist ein einfacher Grabhügel, und in der Umgebung ist Gestrüpp und Gras abgehauen und sollen später, sobald wir ein Gehege darum machen können, noch einige Bäume gepflanzt werden. Das ist der Kirchhof zu Maratowo, und zwar ein christlicher Kirchhof, denn er ist

Eigenthum der Mission, von den Sihongern mir bestätigt, und ich habe ihn am 3. Febr. eingeweiht.

Ein Begräbnißplatz lag zunächst in meinem Plan und Wunsch noch nicht; ich hätte lieber erst eine christliche Gemeine entstehen sehen. Aber was Gott thut, das ist wohlgethan; seine Werke sind unsträflich, und wir dürfen es wohl glauben, daß es uns und seiner Sache zu gut also geordnet ist. Der Kirchhof, wie die Geschichte seiner Entstehung, hat in Sihong Aufsehen gemacht, und diese möge deshalb hier einen Platz finden. Mujan aus Maratowo, ein von seinem Volke geachteter Mann, liegt hier begraben. Er ist der Erstling von Sihong und gehörte früher zu den Wenigen, die in ihrer heidnischen Finsterniß sich nach Licht und Erkenntniß über Gott und ihr ewiges Verhältniß zu Ihm sehnen, also der vorlaufenden Gnade, die auch an den Heiden vor ihrer Berührung mit dem Evangelio arbeitet, bei sich Raum geben. Kommt dann solchen Seelen das Licht, so sind sie empfänglich dafür. Ich bin also nicht Schuld, daß Mujan getauft wurde, auch nicht daran, daß er das Zeugniß Gottes aus meinem Munde gehört hat, was ja hier keineswegs zu sagen unnöthig ist. Mujan hatte seine erste Belehrung über Gott von einem Hadji erhalten. Diese Pharisäer durchziehen das Land und stehen auch bei den Heiden hier fast allgemein in Ansehen und Achtung. Er benutzte die Gelegenheit, sich bei einem solchen Lehrer Gottes und des großen Propheten über die Fragen seines Herzens Aufschlüsse zu holen. Was er von Zeit zu Zeit hörte, war doch der Art, daß von nun an der Sihong'sche Aberglaube so ziemlich seinen Kredit bei ihm verlor. Befriedigt war sein Herz freilich nicht, aber die Lehre von Gott war und blieb ihm heilig. Er wäre wohl gar Mohamedaner geworden, hätte ihn nicht einerseits das Sihonger Bündniß eine Fessel angelegt und hätte ihn nicht andererseits das gestoßen, das die Islamschen in Rücksicht auf ihre größere Erkenntniß des Göttlichen um so größere Schelme und Spitzbuben sind. Er blieb also Heide, rathloser als andere Heiden, wenn auch nicht unglückseliger. Bald nach meinem Einzuge zu Sihong, als ich eines Tages gleich nach der Morgenbetrachtung einen verdrießlichen Handel schlichten mußte, trat Mujan zum ersten Male bei mir ein. Er entschuldigte sich, daß er als Nachbar erst jetzt nach 14 Tagen mich besuchte; er habe aber 2 Felder zu besorgen und da sei grade nothwendige Arbeit gewesen. Dann dankte er sehr, daß meine Frau so schön mit seinen Kindern gethan habe. Ich sah den großen, starken Mann an, dessen äußere Erscheinung gar nicht zu seinen Worten paßte, weil er wie ein Eisenfresser aussah, und da ich seine Rede für malaiische Schmeichelei aufnahm, so fer-

tigte ich ihn kurz ab. Es hat mir nachher leid gethan. Den Mann irrte das aber nicht. Ich hatte grade etwas an meinem Tische unter den Kokusbäumen zu thun, da kam er wieder, und ich nahm ihn nun auf als einen, an den ich die frohe Botschaft auszurichten hatte. Mit großer Begierde hörte er eine Weile zu, und sein ganzes Benehmen dabei, sowie die Fragen, die er an mich that, machten es mir gewiß, daß er aufrichtig nach Belehrung trachtete. Dann erzählte er mir von seiner Bekanntschaft mit dem Hadji, und wie er von demselben auch Einiges gehört habe, das mit meiner Lehre überein käme. Das bestritt ich ihm nicht; denn der Koran hat auch manches Wahre, da er sein Bestes dem Evangelio entlehnt hat. Den falschen Propheten mit den Hadji's ließ ich ebenfalls links liegen und sagte Mujan, daß, wer die Wahrheit für das Heil seiner Seele suchen wolle, der müsse in dem Worte Gottes suchen, das da vom Anfang ist. Den ersten Menschen habe Gott den Heiland der Welt verheißen, und in dieser Verheißung seien alle Verheißungen der Gnade und des ewigen Lebens für uns Menschen enthalten. Alle Propheten, die Gott später gesendet, hätten von diesem Weltheilande, Jesu Christo, gezeugt, daß durch seinen Namen alle, die an Ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen. Von dieser Verheißung handle die ganze Schrift Gottes, welche Er in seiner Gemeinde vom Anfang an für uns und alle Menschen habe aufbewahren lassen, und darin allein sei das Heil geoffenbart. Was aber Andere später anders gelehrt hätten, das seien Irrwege, die nicht zur Seligkeit führten. Eben diese Schrift Gottes, sagte Mujan, diese möchte er sehr gern kennen lernen; er fragte dabei, ob er sie wohl noch lernen könne. Ich machte ihm Muth zum Lernen, indem ich ihm erzählte, daß schon viele Männer in seinem Alter noch das Lesen gelernt hätten; doch solle er sich die Sache auch nicht zu leicht vorstellen, als ob man sie in einigen Tagen weg hätte. Erst müsse er die Buchstaben kennen lernen, und dann, wie dieselben zusammengesetzt würden, bis er ganze Wörter und endlich ein ganzes Buch lesen könne. Dazu gehöre bei ihm ein aufrichtiger Wille und Ausdauer; beides werde ihm aber Gott geben, wenn er Ihn darum bitte. Das wollte er auch, und ich versprach, ihn zu unterrichten. Nun meinte er aber, es dürfe mit dem Unterrichten nicht gewartet werden, sogleich anfangen, sei das Beste, da er nicht so gut lernen könne, wie die Jugend, und auch sein Feld zu besorgen habe. Ich machte mich also mit ihm ans ABC, wobei er großen Eifer zeigte. Mehrere Male fand ich ihn dann hinter großen Holzhaufen auf dem Platze, wo wir den Wald umgeschlagen hatten, sitzen, wo er das Gelernte für sich allein wieder durchnahm, und konnte er einen

unserer Jungen habhaft werden, dann mußte der ihm dabei helfen. Des Abends aber kam er auf die Balei und ließ sich den Weg der Seligkeit auslegen, worüber es gewöhnlich Mitternacht wurde.

Wie tröstlich es für uns war, bei den Widerwärtigkeiten im Anfange einen Menschen gefunden zu haben, bei dem das Wort Gottes Eingang fand, das läßt sich mit Worten kaum sagen. Nach seiner ersten Bekanntschaft mit uns war Mujan wieder zu seinen Feldarbeiten zurückgekehrt, wie denn das Bleiben der Leute in ihren Wohnungen hier im Ganzen keinen Bestand hat, sondern mehr ein bloßes Ab- und Zugehen ist. Bald darnach stand ich eines Sonnabends Abends auf dem Hügel und blies die Posaune für den Sonntagsgottesdienst. Da kehrte ein Mann, der Sohn des frühern Häuptlings, vom Felde heim und erzählte mir lachend, Mujan sei verrückt geworden. — „Wie macht ers denn?“ fragte ich. — „Er geht zu allen Leuten auf unserm Felde,“ sagte der Mann, „und erzählt nichts Anderes, als immer von dem Herrn Jesu. Dabei ist er so fröhlich, daß man's gar nicht begreifen kann, warum. Gewiß, er ist verrückt geworden; das sagen auch die andern Leute.“ „Nein, Gowo,“ entgegnete ich ihm, „wenn er's so macht, so glaube du doch ja nicht, daß er verrückt ist. Du kannst freilich seine Freude nicht begreifen, und auch die andern können's noch nicht. Mujan hat den Heiland gefunden und dadurch ist ihm die große Freude widerfahren, die Gott für euch alle bereitet hat. Gott will ihm gnädig sein und ihm alle Sünden vergeben; Er will sein Vater werden und ihn selig und herrlich machen; und Mujan hat ein großes Erbtheil im Himmel zu hoffen, das mehr werth ist, als alle Reichthümer in der Welt, und das ewige Leben dazu, das kein Ende hat. Soll das nicht Freude sein?“ Wenn es das ist, meinte Gowo, das möchte er auch wohl haben. „Nun,“ sagte ich, „so komm denn morgen und höre, wie du's empfangen kannst; ich blase die Posaune für euch alle und bin darum zu euch gekommen, daß ich euch allen die frohe Botschaft von dem Heiland Gottes verkündige.“ In Folge dieser Nachricht fürchtete ich nun, Mujan würde sich durch den Spott seiner Freunde einschüchtern und abwendig machen lassen. Ich rief zum Herrn, daß Er uns diesen Mann bewahren und schenken möge, und Er that's auch. Als Mujan bald darauf wieder kam, sah ich mit Lust, wie er in dem guten Anfange muthig fortfuhr. Die große Sache, die er gehört und in sein Herz aufgenommen hatte, war ihm so wichtig und werth, daß er sie allen seinen Freunden und seinem ganzen Volke gönnte, und es wunderte ihn sehr, daß diese in der höchsten Angelegenheit solche Abneigung zeigen und ihm sogar zürnen konnten. Sein

Entschluß aber, das Wort Gottes selbst lesen und verstehen zu lernen, war nun um so fester geworden, damit er es seinen Bekannten recht klar und deutlich sagen könne. Sein Bruder Tagom war der Einzige, der ihn verstand und bei dem er sich nach seines Herzens Bedürfniß auslassen konnte. Die Beiden beteten auch miteinander. Als aber Tagom die Mißstimmung des Volks sah, zog er ein und meinte, man müsse zuerst ganz stille sein und die gute Lehre nur im eigenen Herzen bewahren, bis die Leute nach und nach verständiger würden; die Sache an sich sei ganz gut und grade nach seinem Wunsche; aber man müsse doch unter dem Volke leben und dürfe nicht alle gegen sich aufsäßig machen. Wollten wir die beiden Brüder nach den Zuständen in der jetzigen Christenheit beurtheilen, wo es einem Neuerweckten in gewissen Kreisen und unter manchen Verhältnissen allerdings besser ist, vorerst von seinen Herzenserfahrungen zu schweigen, bis er erst mehr befestigt ist, so könnte Tagoms Meinung verständiger erscheinen, als die Mujans; allein es verhält sich damit in der Heidenwelt doch anders, wenn ein Neuerweckter nach der erkannten Wahrheit sogleich genöthigt wird, entweder wieder heidnisch zu leben, also die Stimme der Wahrheit in sich zu vernichten, oder aber, um diese zu bewahren, auf der Stelle zu bekennen. Mujan meinte auch, daß man das ganze Volk nicht gegen sich aufbringen dürfe und bedachte wohl, wie schwierig seine Stellung unter dem Volke werden könne; aber das Wort Gottes, das sie alle zur Bekehrung rief, unter den Menschen ganz zu verschweigen und die Annahme desselben so geheim zu halten, daß Niemand etwas davon merke, damit konnte er sich nicht verständigen; denn er urtheilte, daß er auch bei allen Gelegenheiten das heidnische Wesen mitmachen müsse, und das sei doch unmöglich, wenn er sich im Ernst dem wahrhaftigen Gott hingeben wolle. Ich suchte nun passenden Rath und Trost für ihn aus der Schrift und konnte ihn in seiner bedrängten Lage des hülfreichen Beistandes des allmächtigen Gottes, und bei dem Menschentrotz seines gnädigen Wohlgefallens versichern. Er glaubte dem Worte und sprach sich entschieden aus, daß er lieber bei Gott als bei Menschen in Gnaden sein wolle.

Hiervon sollte Mujan jetzt die Probe bestehen und darin seinen Glauben an den Herrn Jesum an den Tag legen. Er war wieder auf seinem Felde, eine kleine Tagereise vom Dorfe, als wir die Botschaft erhielten, daß er schon seit 9 Tagen krank liege und sein Leib so geschwollen sei, daß er nicht mehr leben könne. Ich konnte nicht zu ihm gehen, da ich selbst mit Frau und Kindern an der Ruhr krank war, und schickte ihm ein gelindes Eröffnungsmittel mit Thee; den Herrn aber bat ich für sein Le-

ben, bis das Gnadenwerk in ihm vollendet sein würde. Die Gefahr der Entzündung und Erstickung wurde auch glücklich gehoben, so daß er sich bald wieder erholte. Ich ließ ihm darauf meinen Wunsch sagen, daß er eine Zeitlang in Maratowo bleiben solle, so lange er anstrengende Arbeiten vermeiden müsse, wozu er auch bereit war. Sein Bruder Tagon erklärte sich willig, für ihn die Feldarbeiten mit zu besorgen, soviel in seinen Kräften stände. Die andern Freunde aber, die bei solchen Fällen nach Landessitte zu helfen verpflichtet waren, halfen ihm nicht, weil er es mit ihnen verdorben hatte. Als er so gefährlich krank lag, wollten sie nämlich für ihn opfern. Natürlich hätte Mujan dazu stimmen müssen, denn wenn es wider seinen Willen geschehen wäre, so wären die Opfer unwirksam geblieben. Es galt also nun Eins von Beiden, entweder, wie Tagom früher wollte, von der guten Lehre ganz zu schweigen und — zu opfern, oder, wie Mujans Wille war, das Wort Gottes herauszusagen und die Leute daran kauen zu lassen. Den Götzen wieder opfern, das wollte Tagom auch nicht; denn er hatte unter vier Augen das Opfer Christi angehört, welches ihm ans Herz gedrungen war, und das hinderte ihn. Das Opfern wurde also unterlassen, indem der eine Bruder es zurückwies und der andere es so zufrieden war. Darüber waren aber die Leute gegen Mujan und mich sehr aufgebracht, weniger gegen Tagom. Als Mujan sich wieder erholt hatte, machten sie ihm die bittersten Vorwürfe wegen Treubruch an seinem ganzen Volke, da er von ihnen abfalle. Er lerne eher lesen, als das ganze Volk, und die Aeltesten hätten es noch nicht einmal erlaubt; er wolle Christ werden, eher als das ganze Volk, und die Aeltesten wüßten noch nicht einmal, wie sie mit der Religion der Fremden daran wären. Mujan antwortete ihnen: „Ich will nicht von euch abfallen; ihr selbst seid Zeugen, daß ich euch alle mit dazu bewegen wollte, daß wir uns zu dem wahrhaftigen Gott bekehrten, da er uns den Weg der Seligkeit verkündigen läßt; aber ihr wollt nicht. Manche von uns sind schon gestorben und haben die Lehre von dem Herrn Jesu nicht angenommen; ich kann auch sterben, darum will ich sie annehmen, während ich lebe; ihr könnt mich nicht selig machen.“ Sie stritten auch mit ihm über die wahre Religion, und Mujan antwortete ihnen, es sei doch begreiflich, daß man eine Religion nicht als von Gott gegeben ansehen könne, wenn die Menschen dabei schlecht blieben und sich und Andere unglücklich machen dürften. So hätten die Malaien und die in den Bergen und am Dusson wohnen, ihre eigenen Religionen; aber diese Leute seien alle noch böser als die Sihonger. Das wisse er aber, wenn alle Leute die von mir verkündigte Lehre

befolgten, sie würden alle ganz gute Leute werden. Auch erzählte er ihnen, wie er früher danach getrachtet habe, um den Grund und Ursprung der Religion zu erfahren; da habe er aber nichts Zuverlässiges gefunden; nur allein zu der Lehre des Herrn Jesu könne er volle Zuversicht fassen. Die Mohamedaner vertrauten Mohamed; die Sihonger hielten die Erzählungen ihrer Väter fest, von denen aber Viele kaum noch etwas wüßten; aber die Christengemeine hätte das Wort, das Gott vom Anfang gegeben habe. Deshalb sei dieß die wahre Religion, weil sie, in der Schrift festgestellt, immer unverändert bleibt, und er sei sehr froh, daß er sie kennen gelernt habe und nun die Verheißung des ewigen Lebens empfangen könne; darauf wolle er leben und sterben.

Da die Freunde sahen, daß mit Mujan nichts anzufangen sei, hielten sie ihn, als einen Abgefallenen, ihrer fernern Gemeinschaft unwürdig. Er wurde wieder krank und lag hart darnieder, aber Niemand besuchte ihn, obwohl seine Krankheit zum Tode zu sein schien. Der frühere Krankheitsanfall hatte einen bedenklichen Husten zurückgelassen, und jetzt litt er an der rothen Ruhr, in deren Folge entzündliche Zustände und Fieber bald für sein Leben fürchten ließen. Seine Frau pflegte ihn, und das mit einer Sorgfalt, die mich an dieser Heidin manchmal rührte. Wie aber die Pflege bei Leuten ist, die weiter nichts als ihren Reis haben und dazu von Krankenpflege gar nichts verstehen, so war es auch hier. Wir thaten, was wir konnten und soviel bei unserer Krankheit und unsern Mitteln möglich war. Einige Reste von halleschen Medicamenten zeigten sich auch wirksam und brachten wenigstens einen Stillstand in der Krankheit hervor. Joh. Java und David besuchten ihn fleißig und halfen mir dabei, ihm den Weg der Seligkeit noch weiter auszulegen. Bisher hatte Mujan noch nicht direkt um die heilige Taufe gebeten, sei es, daß er immer noch den Beitritt seiner bessergesinnten Bekannten oder wenigstens seines Bruders erwartete, und dann auch wohl glaubte, es wäre damit genug, daß ich sein Verlangen, um Eigenthum des Herrn Jesu werden zu wollen, wisse, und ich würde nun wohl zu rechter Zeit die nöthige Anordnung mit ihm treffen, oder andernfalls, daß ihm ein Punkt, der sein eheliches Verhältniß betraf, Schwierigkeiten machte, über die er nicht hinweg zu kommen wußte. Ich hatte meinerseits bei der Ausrichtung meines Berufs auch gänzlich vermieden, ihn zur Annahme der Taufe aufzufordern, weil ich unter dem ernsten Umstande, da Alle wieder den Einen waren, seinen freiwilligen Entschluß ganz entschieden zu seiner und meiner Legitimation haben wollte. Seine Hoffnung und mein Wunsch, einige von seinen Freunden mit herüberzu-

ziehn, war bis jetzt nicht erfüllt, und sein Verlassensein, das ihm von Seiten der Sihonger stark zu fühlen gegeben war, mußte ihn nun zu schließlicher Entscheidung treiben. Er stand zwischen Thür und Angel. So konnte es nicht lange mit ihm bleiben: entweder mußte er in sein Heidenthum zurück, oder um Aufnahme in die Gemeinschaft Christi bitten. Diese war aber in irdischen Rücksichten so wenig anlockend, daß ein wahrer Glaube dazu gehörte, um sie würdigen zu können. Was Mujan äußerlich durch seinen Uebertritt zu erwarten hatte, das war lediglich meine Gemeinschaft, und die konnte ihm weder Schutz noch Hülfe bieten gegen die Menge, die wider uns stand. Wäre sein Verlangen, ein Christ zu werden, nur oberflächlicher Art gewesen und hätte er nicht sein ganzes Herz der Bearbeitung des h. Geistes schon übergeben gehabt, so würde sich das jetzt gezeigt haben; denn er hatte noch Zeit, wieder umzukehren und hätte damit grade den Willen seiner Freunde erfüllt.

Wie sehr mir der glückliche Ausgang mit Mujan am Herzen lag, zumal da er auf diesem Arbeitsfelde der Erste war, an dem ich das Gnadenwerk Gottes sah, davon soll hier nicht weiter geredet werden. Am 8. December 1851 wurde ich durch tröstliche Auskunft von ihm erfreut. Er ließ mir durch Joh. Java, der ihn besuchte, sagen, sein Verlangen, ein Mitglied der Gemeine Gottes zu werden, sei groß und er möchte deshalb gern von mir hören, ob er die h. Taufe empfangen und aufgenommen werden könne. Seine Götzengeräthschaften habe er allesammt aus dem Hause geworfen; seine Hoffnung habe er auf die Gnade Jesu Christi zum ewigen Leben gesetzt und darin wolle er verharren, möge ihn nun der Herr noch länger leben lassen oder bald von dieser Welt abrufen. Ferner läge es ihm hart an, zu wissen, wie sein Verhältniß zu seinen Frauen werden müßte; er wisse ja nun wohl, daß er darin die Ordnung Gottes überschritten habe. Er lebte nämlich in Bigamie, ein Stück, das er von den Mohamedanern abbekommen hatte; die eine Frau, welche ihn verpflegte, war kinderlos geblieben, die andere, jüngere, hatte drei kleine Kinder und besorgte mit seinem Bruder das Feld. Da ich sahe, daß er sich gegen Joh. Java als einen seinesgleichen vertraulich äußerte, so gab ich ihm durch diesen auch zunächst folgenden Bescheid: daß ich mich von der Aufrichtigkeit seines Bekenntnisses überzeugt halte und sonach seiner Taufe nichts mehr im Wege stehe, nachdem ich ihm noch den nöthigen Unterricht dafür ertheilt haben würde; übrigens aber möge er bedenken, daß die Trübsal, die jetzt um seiner Bekehrung willen über ihn gekommen, später noch härter werden dürfte und es könne sein guter Anfang nur dann zu seinem

Heil gereichen, wenn er bis an's Ende im Glauben an den Herrn Jesum fest bliebe; andererseits aber dürfte er sich freuen und sehr getrost sein, denn der Herr, der ihn zu sich gezogen habe, sei größer als Alles, und wolle ihn heben, tragen und erretten; alle Gnadenverheißungen, die auch ihm gälten, seien gewiß und wahrhaftig und diese zeigten uns auch, daß dieser Zeit Leiden nicht werth seien der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbart werden. Ueber seine Doppelehe ließ ich ihm mit der Beifügung der hauptsächlichsten Beweggründe sagen, daß er seine beiden Frauen behalten müsse und sich eine Aenderung des bereits bestehenden Verhältnisses mit ihnen gar nicht in den Sinn kommen lassen solle; doch wolle ich das Alles mit ihm selbst noch weiter besprechen.

Am andern Tage fand ich Mujan körperlich leidend, aber heiteren Gemüths. Als das Gespräch auf die Taufe kam, forderte ich ihn auf, mir den Grund seiner Hoffnung auf Jesum Christum nochmals vor dem Angesichte Gottes zu bekennen, und was er mir hierauf antwortete, konnte mir von einem Heiden genügen. Der Hauptinhalt davon war der, daß er von der Wahrheit der Lehre, die ich verkündigt habe, in seinem Herzen überzeugt sei und also an den Herrn Jesum, seinen Heiland, glaube, der ihn selig mache von allen Sünden ꝛc.; daß ihm damit Ernst sei, daß er schon längst das Vertrauen auf die Götzen aufgegeben und Alles, was zum Götzendienst gehöre, aus dem Hause geworfen habe, wovon auch die Stimmen, die von den Sihongern gegen ihn laut geworden wären, zeugen könnten. Ich fragte ihn, ob er bei dem Entschlusse, sich dem Herrn Jesu zu übergeben, Frieden in seinem Herzen empfinde. Er antwortete: „Ja, ich habe Frieden bei ihm gefunden; früher wußte ich nicht, was ich suchte, nun ich aber die Verheißung Gottes in Jesu gefunden habe, ist mein Herz ruhig.“ Als ich fragte, wie sein Herzensumgang mit dem Herrn Jesu sei und wie er zu ihm bete, antwortete er: „Ich bin noch sehr unwissend und kann nicht viel beten, auch nicht, wie sich's geziemt; wenn ich unruhig bin, so bete ich immer: „Herr Jesu, mein Heiland, erbarme dich meiner, reinige mich von allen Sünden und stehe mir bei, daß ich dein eigen werde.“ Ich ermunterte ihn, nur so fortzubeten, aber auch dem Herrn seinen ganzen Herzenszustand zu sagen, und wenn er nicht wisse, was und wie zu beten, so solle er's dem Herrn auch sagen und um den h. Geist bitten, welcher uns recht beten lehre und unser Gebet auch bei Gott annehmbar mache. — Nach diesem kam das Gespräch auf seine Frauen, wobei ich ihm begreiflich zu machen suchte, daß solche Leute, die wie er die Ordnung Gottes übertreten hätten, ihr schlimme Sache nicht selbst wieder

gut machen könnten; er könne als ein Bekehrter von Gottes und Rechts wegen nicht die Verpflichtung gegen seine Weiber von sich abwälzen und ein Weib unter die Heiden laufen lassen, wo es, aller Gefahr preisgegeben, leiblich und geistlich verderben müßte. Er habe jetzt Gott zu bitten, daß Er ihn in Geduld trüge und auch seiner Weiber Herzen so regiere, daß sie ihm nicht im Glauben hinderlich wären, sondern sammt ihm dem Worte Gottes unterthan würden. Wenn aber ein Weib wegen seiner Bekehrung nicht bei ihm bleiben wolle, so könne er es entlassen. Darauf sagte er mir, daß seine beiden Frauen mit seinem Schritte ganz zufrieden wären; er wünsche auch, daß sie beide, sowie seine Kinder, sammt ihm getauft würden, falls ich sie annehmbar fände. Von dieser, die ihn hier verpflege (sie saß dabei), wisse er gewiß, daß sie's von Herzen begehre; die andere hingegen habe sich noch nicht entschieden ausgesprochen, da sie Widerstand von ihren Verwandten erfahre.

Ich fragte nun die Frau, von der ich schon früher Hoffnung hatte, um ihren Glauben an den Herrn Jesum und ob sie denselben öffentlich durch Wort und Werk bekennen wolle, auch dem Heidenthum gänzlich den Abschied zu geben und dem Worte Gottes gemäß zu leben entschlossen sei, worauf ihre entschiedene und freudige Antwort mit der Aussage ihres Mannes zusammenstimmte. — Ich befahl nun die Sache dem Herrn und war von dem Tage an täglich bei Mujan, um ihm und seiner Frau die Hauptlehren des christlichen Glaubens auszulegen; wenn sein leidender Zustand es erlaubte, kam er auch zu uns. Die andere Frau kam nur selten vom Felde heim, und ich konnte bei diesen Gelegenheiten nichts weiter von ihr herausbringen, als das sie gewöhnlich sagte: „Ich begehre es auch."

Kaum war es bekannt geworden, daß Mujan sich wirklich zur Taufe gemeldet, so versammelten sich die Widerspenstigen unter den Sihongern und hielten einen Rath, wie sie ihn von mir trennen könnten, damit nicht die Schmach auf sie falle, ich hätte ihre Bundesgenossenschaft gesprengt. Einige, worunter die Wittwe des früheren Häuptlings war, riethen an, man solle Mujan für aussätzig erklären, dann würde sein Verkehr mit mir abgebrochen werden können. Einer unserer Nachbaren, Namens Hadji, erhielt den Auftrag, den Mujan damit bekannt zu machen. Der kam denn und erklärte Mujan, er sei aussätzig, der Aussatz verzehre innerlich seine Knochen und Eingeweide; er solle sich von nun an nicht unterstehen, eine Spanne weit vor die Thür seines Hauses zu gehen, bis sie ihm eine Hütte mitten im Walde würden erbaut haben, wo sie ihn dann hinbringen würden. So sei der Beschluß des Volkes. — Das war eine neue Noth für

Mujan, und sein kurzes Gebet wurde nun zum Stoßseufzer: „Herr Jesu, erbarme dich meiner!“ Ich merkte sogleich die List des Teufels; denn wenn Mujan für aussätzig galt, so durfte ich auch seine Hütte ferner nicht betreten, ohne mir damit die Häuser des ganzen Volks zu versperren. Indessen war diese Lüge doch so grob und unverschämt, daß ich Hoffnung hatte, noch Leute zu finden, die sie erkennen könnten, denn Mujan war am ganzen Körper durchaus rein und seine Krankheit nur innerlich. Ich suchte nun zunächst den Hadji auf und fand ihn auf unserem Bauplatze, wo auch gerade eine Menge Menschen versammelt war. „Freund,“ sagte ich ihm, „du hast den Mujan für aussätzig erklärt; zeige mir den Aussatz!“ „Ich kann den Aussatz nicht zeigen,“ sagte Hadji, „denn er ist inwendig.“ — „Kennst du den Aussatz?“ — fragte ich ihn. „Nein; aber die Leute sagen es“ — war die Antwort. „Nun,“ sagte ich zu den Umstehenden, „Hadji kennt den Aussatz nicht und erklärt Mujan für aussätzig! Ist Jemand unter euch, der den Aussatz kennt?“ Es fand sich ein Mann, der ihn zu kennen vorgab, als er aber nicht daran wollte, ihn zu beschreiben, forderte ich Joh. Java auf, die Aussätzigen, die er gesehen, zu bezeichnen. Als dies geschehen war, mußte jener Mann beistimmen. Darauf erklärte ich, daß Mujan keinen Aussatz habe, sondern ganz rein sei; seine Krankheit sei der Art, wie sie die Leute hier oft hätten. Wenn Jemand aussätzig sei, so könne man den Aussatz an ihm sehen und zeigen. Dann fragte ich die Anwesenden, ob sie nicht merken könnten, daß die Leute Mujan bloß deshalb für aussätzig verschrieen, weil sie dem Worte Gottes feind wären, welches er angenommen habe? Und zu Hadji mich wendend, sagte ich: „Was würdest du sagen, wenn ich dich für aussätzig erklären und die Leute bewegen wollte, dich wie ein Vieh im Walde einzukerkern? — und das wollt ihr mit eurem kranken Bruder thun, den ihr früher geachtet habt! Ihr seid ja barmherziger mit euren Hunden. Wenn ihr keine Barmherzigkeit an eurem Bruder üben wollt und Gott nicht fürchtet, so werde ich eure Stelle bei ihm vertreten; aber gegen Unbarmherzigkeiten will ich ihn ebenfalls schützen. Untersteht euch nicht, ihn fortzuschaffen, sonst nehme ich ihn auf, und wer ihn antastet, der tastet mich an!“ — Nach einigen Tagen schickten sie mir den Häuptling zu, der die Sache ausfechten sollte. Der kam mir grade recht. Noch ehe er anfangen konnte, erklärte ich ihm den Mujan für rein und wies ihn auf's Gesetz, welches unter einer christlichen Obrigkeit nicht gestatte, solche Leute, die Gottes Wort annehmen, gottlos zu behandeln; wo das aber geschähe, so habe er das Amt, dagegen einzuschreiten, weil er von der christlichen Obrigkeit ein-

gesetzt sei. Für jetzt nehme ich den Mujan in Schutz und es würde also Niemand Unfug an ihm üben können, ohne zugleich mich anzugreifen und meinen Hülfe-Ruf bei der Obrigkeit zu veranlassen. Der Häuptling stimmte mir bei, und ich hatte jetzt nur noch eine kurze Zeit Vorwürfe von der Wittwe des früheren Häuptlings zu hören, welche uns botschaftete, daß das Volk sehr erzürnt wäre, weil ich Mujan im Dorfe festhielte; deshalb wollten auch die Leute im Dorfe lieber in ihren Feldhütten bleiben und würden keine Besuche mehr hier machen. Sie erhielt ziemlich runde Antworten von mir, da ich überzeugt war, daß ich keinen andern Weg mit dem Taufcandidaten einschlagen konnte.

Härter hatte es Mujan noch zu fühlen, als sein Bruder Tagom vom Felde heimkam. Er saß bei ihm die ganze Nacht und beweinte ihrer beider, wie ihrer Familien Schicksal. Mit schwarzen Farben schilderte er ihm den Ruin ihres Hauses, der durch ihren Bruch mit dem Volke unvermeidlich wäre und der nur noch dadurch verhütet werden könnte, wenn Mujan von seinem Uebertritt zum Christenthum für jetzt absehe und eine günstigere Gelegenheit dazu abwarte. Das that Mujan in der Seele weh', daß sein eigener Bruder, der ihn lieb hatte, ihm so entgegentrat; der Herr gab ihm aber Kraft, daß er in dieser Anfechtung fest blieb. Er machte dem Tagom seine Menschenfurcht und sein Vertrauen auf Menschen zur Sünde und suchte ihn im Vertrauen auf Gottes Verheißungen zu wecken, die so fest stünden, wie Gott selbst. Dafür hatte aber Tagom taube Ohren und ein verzagtes Herz; er ging noch weiter und erklärte dem Bruder, daß er sich von ihm auch dann lossagen müßte, falls er an dieser Krankheit stürbe; es würde dann seine Leiche nicht mit Ehren bestattet, sondern wie das Vieh in die Erde gebracht werden. Diese Bestattung, die nicht mit Ehren vollzogen wird, gehört hier zur größten Schmach, die einen Verstorbenen, sowie seine Hinterbliebenen treffen kann. Ich muß jedoch hier bemerken, daß Tagom's Erklärung nicht auf die Ehre der Seelenreinigung durch Verbrennen des Leichnams zielt, sondern daß das lange und geräuschvolle Todtenfest, sowie das Heimführen der Seele damit gemeint ist; denn die Familie der beiden Brüder stammt von den Pateiern ab, welche die Leichen nicht verbrennen, sondern ebenfalls begraben. — Mujan konnte nun seines Bruders Rede nicht mehr länger ertragen und hieß ihn schweigen; jedoch ermahnte er ihn noch, sich sammt ihm zu bekehren, denn es sei jedenfalls weit besser, im Bunde mit Gott den Bruch mit Menschen zu ertragen, als im Bunde mit Menschen von Gott getrennt zu leben. — Nach dieser schweren Nacht kehrte Tagom am Morgen wie-

der zu seinen Feldarbeiten zurück, wo die Arbeit dringend war, und hatte ferner nicht mehr den Muth, seinem Bruder entgegenzutreten.

Das neue Jahr war herangekommen, und Mujan's Krankheit wurde immer bedenklicher. Ich sahe, daß der Herr mit ihm eilte und fragte deshalb meine Frau: warum ich Mujan noch von der Taufe zurückhalte; und ob ich die Verantwortung auf mich nehmen könne, wenn er ungetauft stürbe? Wir erwogen die Sache nach dem Worte Gottes und kamen darauf hinaus, daß er recht bald die Taufe empfangen müsse, und daß dabei weder Beschuldigungen von Rechts zu scheuen, noch Angriffe von Links zu fürchten seien. Es war in diesem Verhältnisse schon über die Gebühr gewartet. „Die apostolische Missionsvorschrift will nicht lange Proben der Ausdauer mit den Täuflingen angestellt wissen, sondern nach ihr ist das Sacrament der Taufe jedem wirklich Glaubenden, ob auch noch Schwachheit vorhanden und Unlauterkeit wieder möglich wäre, auf Hoffnung der siegenden Gemeindegnade zu ertheilen" — wie wir Zeugnisse von den Meistern im Wupperthale und Andern überkommen haben. Mujan verlangte ebenfalls nach der Taufe; auch fragte er mich nach dem Tage, an welchem ich ihn und seine Frau reinigen (d. h. taufen) wolle. Ich bestimmte ihm den 18. Januar. Es gab nun noch Einiges über seine Kinder zu sprechen, die er als Vater gern mitgetauft haben wollte, wenn auch die Mutter noch zurückbliebe. Ich versprach, die Kinder mit taufen zu wollen, wenn mir Bürgschaft gegeben werde, daß ich ihnen nachher christlichen Unterricht ertheilen und ihre Erziehung überwachen könne. Die Zustimmung gab Mujan seinerseits sehr gern und ließ gleich am andern Tage die Kinder mit der Mutter vom Felde heimholen; ich mußte indessen die Taufe der Kinder noch von der Führung des Herrn erwarten. Bis zu seinem Tauftage war Mujan schon so schwach geworden, daß er nicht mehr gehen konnte, weshalb ich ihn von unsern Getauften auf einem Stuhle in unsere Versammlung tragen ließ. Er hatte sein Haar aus freiem Willen abgeschnitten und sich äußerlich anständig zubereitet, wodurch er sich von den Heiden, die im Gottesdienste waren, auffallend unterschied. Seine Frau, die mit ihm die Taufe empfangen sollte, folgte nach, und die andere Frau brachte die Kinder, welche ebenfalls in ihrer Weise festlich gekleidet waren. Tagom war nicht zugegen. Nach dem vorabgegangenen allgemeinen Gottesdienste, als die Taufhandlung beginnen sollte, stand ein alter Mann auf und sagte, daß der Bruder von Mujan's Frau, die die Kinder habe, gegen die Taufe der letztern Einsprache mache, denn falls Mujan sterbe, so habe er mit Anspruch auf die Kinder zu machen. Ich hieß den Schwager

Mujan's, der dabei saß, für sich selbst reden, und als ich ihn gehört hatte, erklärte ich öffentlich dagegen, daß ich dem Schwager Mujan's kein Recht zuerkenne, sich gegen die Taufe der Kinder zu setzen, und daß er auch kein Recht bei der Obrigkeit finden würde, falls ich sie taufte, da dies nach dem Willen und Gesuch der Eltern geschähe; auf seine Widerspenstigkeit gegen Gottes Werk würde ich also, wenn nicht andere Gründe die Taufe der Kinder widerriethen, gar keine Rücksicht nehmen; dies sollten sie sich für künftige Fälle merken. Es sei hier indessen mit der bloßen Taufe nicht abgemacht, es gehöre das ferner christliche Leben der Kinder mit dazu; ich hätte aber keine genügende Bürgschaft, daß die Kinder eine christliche Erziehung erhalten würden, weshalb ich jetzt von ihrer Taufe absähe; könnte mir aber Mujan die Bürgschaft dafür feststellen, so würde ich sie taufen. Mujan seufzte und schwieg, worauf ich sagte, daß wir mit den Kindern jetzt warten wollten, bis der Herr in Zukunft zeige, was zu thun sei. Die Sache war nämlich im Fall von Mujan's Absterben verwickelt, da auch Tagom die Kinder beanspruchte, und ich wollte mich nicht zum Vormund der Kinder ernennen lassen, um den Vorwurf, als risse ich sie mit Gewalt an mich, auszuweichen. — Nach abgemachter Sache begann die Taufhandlung Mujan's und seiner kinderlosen Frau. Ich sprach über die Worte: „Meine Schafe hören meine Stimme" u. s. w. Die beiden Täuflinge antworteten entschieden und legten vor den Ohren der Heiden ein freimüthiges — die Frau sogar ein recht freudiges Bekenntniß ab und erhielten mit der Taufe die Namen: Simeon und Hawa (Eva). Bei der Handlung war alles still und ernst und wurde dieselbe durch keine Ungezogenheiten gestört, wie es wohl sonst beim Gottesdienste der Fall ist. Mujan hatte mich gebeten, ihn nach der Taufe eine kurze Ansprache an seine heidnischen Brüder halten zu lassen; er war aber körperlich zu schwach geworden, daß er's mußte anstehen lassen. Nachdem wir ihm eine kleine Erfrischung geboten hatten, sollte er wieder nach Hause getragen werden, und da unsere erwachsenen Getauften für den Augenblick abwesend waren, so ersuchte ich einige Anwesende, ihrem kranken Bruder diesen Liebesdienst zu erweisen. Kein Mensch fand sich jedoch dazu willig, aus abergläubischer Furcht, daß ihnen dadurch etwas Absonderliches widerfahren könne. Wir hatten also Ursache genug, den Herrn zu bitten, daß Er Mujan die Gnade, die Er ihm so eben geschenkt, in seiner Trübsal zu reichem Trost und innerer Erquickung machen wolle.

Am folgenden Tage ging ich zu ihm, um mich über seinen körperlichen und Seelenzustand zu erkundigen. Er hatte in der vergangenen

Nacht in starkem Fieber gelegen und war matt, jedoch getrost im Glauben. Als ich ihn fragte, wie er sich fühle und was er meine, ob es mit ihm zum Leben oder Sterben gehen würde, antwortete er: „Wenn ich nach meinem Gefühl urtheile, so ist es mir, als ob ich noch leben und wieder genesen würde, wenn mir Hülfe gebracht würde.“ „Fürchtest du aber nicht den Tod?“ fragte ich. „Nein,“ sagte er, „ich fürchte mich nicht zu sterben, da ich nun weiß, daß ich Gott versöhnt bin durch den Tod seines Sohnes; was ich glaube und hoffe, das ewige Leben bei dem Herrn, das kann ich ja nur durch den Tod erlangen. Sehe ich aber meine kleinen Kinder an, die nach meinem Tode in Gefahr sind, im Heidenthum zu verderben, so möchte ich wohl noch gern leben um ihretwillen.“ Ich sagte ihm darauf, daß wir uns verbinden wollten, sein Wiederaufkommen zum besonderen Gegenstande unseres Gebets zu machen, jedoch so, daß nur des Herrn guter und heiliger Wille geschehe. Schon früher hatte ich davon gesprochen, daß der Gebrauch ordentlicher Arzneimittel dem Christen ebenfalls erlaubt sei, nur müsse er den Segen dazu von Gott und nicht von den Götzen erbitten und erwarten. Mujan dachte jetzt daran und wünschte den Doktor in Banjar zu gebrauchen; er und sein Bruder hatten etwas Vermögen an baarem Gelde liegen und wollten das gern für die Kur anwenden. Es war jedoch die Anzahl von Ruderleuten für Mujan nicht aufzubringen, um ihn nach Banjar zu schaffen, und er ließ diesen Wunsch fahren, ergeben in Gottes Willen.

Als die Krankheit darauf noch weiter zunahm, ließ auch Tagom seine Feldarbeit liegen, um den Ausgang der Leiden seines Bruders abwarten zu wollen. Die beiden Brüder hatten sich wirklich recht lieb, und Tagoms Herz war jetzt so weich geworden, daß er Mujan seines Uebertritts zum Christenthume wegen keine Vorwürfe mehr machte. Bei seiner Ankunft fragte er ihn: „Wie ist es dir, Mujan?“ „Ich bin sehr schwach,“ antwortete dieser, „und werde euch wohl bald verlassen; aber ich fühle, es ist Einer bei mir, der sein Leben mit mir theilt.“ Tagom war darüber sehr betrübt und weinte; bei allem Herzeleid aber drängte es ihn, seinen Bruder zu fragen, wer der sei, der sein Leben mit ihm theile. Mujan gab nun statt der Auskunft noch Näheres über seine innere Erfahrung an. „Wenn ich schwach und elend bin,“ sagte er, „so giebt Er mir Kraft, daß ich mich wieder aufrichte; wenn ich seufzen und weinen muß, so tröstet Er mich, daß ich mich wieder freuen kann. Ich fühle, daß ich zwei Leben in mir habe; das eine ist schwach und kann bald ausgehen, das andere ist stark, wie die Jugend.“ Deß wunderte sich Tagom und erzählte es mir

unter Thränen; er hätte auch gern Aufschluß darüber gehabt. Ich erklärte ihm: „Der sein Leben mit uns theilt, das ist unser Bürge, Jesus Christus; Er giebt den Seinen schon hier das ewige Leben, ein Leben, wobei sie auch im Tode nicht sterben, sondern durch den Tod zum ewigen Leben bei Gott gelangen. Wer an den Sohn Gottes glaubet, der hat das ewige Leben." Die körperliche Schwäche Mujans und das nahe Scheiden wollten es indessen nicht mehr gestatten, über das verborgene Leben noch zu fragen und zu antworten, sondern nöthigten dazu, daß die beiden Brüder ihre äußeren Angelegenheiten besprachen und namentlich die weitere Versorgung der Kinder ins Auge faßten. Tagom verlangte, daß Mujans Kinder ihm zur Erziehung übergeben würden. Das bewilligte ihm auch Mujan mit der Bedingung, daß er dann seine Stelle vertreten und die Kinder zu dem Glauben an Jesum, auf welchen er sterbe, führen müsse, was jener auch versprach. Wie der Herr jetzt in Mujans Seele der wichtigste Gegenstand war, das wurde in seinen Reden und Gebeten auch dadurch offenbar, daß er den Namen „Jesus Christus" nie anders als mit tiefster Ehrfurcht und großem Nachdruck aussprach.

Als es nun auskam, daß Mujan sterben wolle, kamen auch seine Freunde und Nachbaren, die ihm so viel Noth gemacht hatten, um sein Ende mit anzusehen. Diese wurden nun noch einmal von ihm ermahnt, sich zu dem Herrn Jesu zu bekehren, denn im Glauben an Ihn könne man selig und getrost sterben. Als er des Sterbens gedachte, fing seine getaufte Frau an zu weinen, und auch die andern Weiber erhoben ihre Stimmen und weinten mit ihr. Da ermannte sich Mujan, indem er abwehrend seine Hand ausstreckte, und sagte: „Weint doch nicht über mich! Mir ist ein besseres Theil bescheert, als ihr glaubt; ich habe Vergebung der Sünden und gehe zum Himmel ein." Darauf betete er: „O Herr Jesu, hilf mir, sei nicht ferne von mir und nimm mich gnädig auf!" Die Heiden horchten auf und schwiegen. In den letzten schlaflosen Nächten betete er viel und sprach von dem Heilande. Zuweilen fiel er in einen bewußtlosen Zustand, als ob er nicht wieder aufwachen würde. Wenn er dann wieder zu sich kam, so fragten die Neugierigen ihn, wo er gewesen, was er gesehen und gehört habe. „Ich habe blos geschlafen," sagte er, „aber bald werde ich in die Stadt Gottes eingehen und Alles sehen." Sonntag den 1. Febr. freute er sich, daß er noch den Tag des Herrn erlebt hatte. Am Abend war er wieder etwas munter, so daß ich dachte, er könne noch einige Tage in diesem Zustande leben; in der Nacht hob jedoch schon die letzte Noth an. Sein Bruder fragte ihn, was sie ihm nun thun

oder reichen könnten, und er antwortete: „Haltet mich nur dem Herrn Jesu dar!“ Dann betete er mit kaum vernehmbaren Worten, und mit dem ersten Schein der Morgenröthe ging seine Seele hinüber.

Soweit die Geschichte von der seligmachenden Kraft des Evangeliums in einem Heiden, der die Gnade hatte, vor allen seiner Stammverwandten von den starken Ketten des Teufels los gemacht zu werden. Vor seinem Abscheiden ging es mir schwer ein, ihn willig dranzugeben; denn, menschlich geredet, welch eine Stütze hätte ich an diesem Erstlinge von Sihong bei den großen Schwierigkeiten des Anfangs und der langwierigen Anbahnungsarbeiten haben können, und welch ein Segen konnte dieser unerschrockene Zeuge in der Arbeit des Herrn werden! Das ist indessen gewiß, der Herr hat es noch besser gemeint, als ich. Gelobet sei sein herrlicher Name! Ich will hier nicht weiter darauf eingehen, ob die Krankheit, die den kräftigen Mann zum Tode brachte, durch Beibringung von Gift verursacht wurde, wie einige vermutheten. Merkwürdig ist es, daß Mujan und wir die Einzigen im Lande waren, welche gleichzeitig an dieser Krankheit litten. Nachdem ich Mujans Familie zum Ablassen von ihrer Traurigkeit ermahnt und Ruhe anempfohlen hatte, gab ich Joh. Java den Auftrag, den Sarg zu machen; er mußte aber dazu nähere Anweisung haben, weil er diese Art Särge noch nicht kannte. Dann machte er den herbeigekommenen Leuten bekannt, daß wer Mujan als einen Ehrenmann geachtet habe und ihm jetzt die letzte Ehre erweisen wollte, dem wolle ich erlauben, an seinem Sarge arbeiten zu helfen. Es fanden sich darauf so viele freiwillige Arbeiter, daß mehr als die Hälfte entbehrlich war; auch Hadji half arbeiten. Da ihnen diese Arbeit aber nicht geläufig war, so erklärten einige, es wäre weit einfacher, wenn sie den Sarg nach ihrer Weise machten, d. h. einen Baumstamm aushöhlten. Das schlug ich ihnen jedoch ab und entgegnete, daß es zwar nicht mein Amt sei, Todte zu begraben, doch wolle ich ihre Stelle jetzt vertreten, da sie noch nicht wüßten, wie man einen Christen zu begraben habe; der Sarg nach ihrer Weise sei auch gut, da die Seele des Todten weder Vortheil noch Schaden von der Beschaffenheit des Sarges haben könne; mein Bruder Mujan sei es aber werth, daß er mit Ehren begraben würde. Nachmittags ging ich wieder zur Leiche hin mit meiner Frau, welche von abgetragenen Hemden ein Todtenkleid und Kopfkissen gemacht hatte, und wir kleideten den Todten an und legten ihn zurecht. Das Haus war dabei voll von Zuschauern, die sich aber alle still und anständig verhielten; es war nicht nöthig, ihnen das heidnische Trauergelärm zu verbieten, da sie es von selbst zu fühlen schienen, daß ihre Sache für Mujan nicht mehr

tauge. Ich hatte mich an diesem Tage schon nach einem Begräbnißplatze umsehen müssen und glaubte, daß der Platz auf dem Hügel, wo wir zuerst die Station erbauen wollten, sich dazu eignen würde; denn da sollte auch die Kirche zu stehen kommen, wenn später eine solche gebaut werden könnte. Als das in den beiden Dörfern bekannt wurde, erhob sich ein gewaltiger Tumult, der die ganze Nacht hindurch währte. Die Leute merkten, daß sich meine Sache durch den Kirchhof etwas weiter im Lande ausbreiten und festsetzen wollte. Es war wieder Hadji und seine Gleichgesinnten, die die vorige Feindschaft plötzlich zum Auflodern brachten. Mujan gehöre nicht zu ihnen, sagten sie, sondern zu mir, und deßhalb solle er auch nicht auf ihrem Lande begraben werden. Wenn sie zugäben, daß ich mir das herausnähme, so würden sie sich später Alles müssen gefallen lassen. Es schien, als ob Mujan nicht mit Ruhe in die Erde kommen solle. Am andern Morgen, den 3. Febr., hieß ich die Männer versammeln, um wo möglich den Streit beizulegen und doch auch mein Recht zu wahren. Den Häuptling wollte ich auch dazu haben, damit die Sache nach Recht und Billigkeit geschlossen und nöthigenfalls, bei hartnäckiger Verweigerung eines Begräbnißplatzes und wenn Angriffe gegen mich dabei vorkämen, dem Commandanten zu Marabahan angezeigt würde. Da der Häuptling auf einer Reise begriffen war, so kam ein Stellvertreter. Ich fragte nun die Leute nach den Gründen ihrer Verweigerung des Platzes. Darauf sagten einige, der Platz wäre zu nahe an dem Wege zwischen den beiden Dörfern; die Leute, besonders Weibsleute, würden sich fürchten, da vorbei zu gehen. Vor den Todten braucht ihr euch nicht zu fürchten, sagte ich, es sind unter den Lebendigen viele, die eher zu fürchten wären. Ihr alle habt auch Mujan als einen braven Mann gekannt und habt sein Ende gesehen; er ist bei Gott, und für euch hat er oft gebeten. Den werdet ihr doch nicht fürchten? Aber ein Beispiel: Der Großvater des Häuptlings liegt in Telang noch viel näher am Wege begraben, warum fürchten sich da die Leute nicht vorbei zu gehen? Keiner wußte dagegen etwas aufzubringen, und einige sagten, das wäre natürlich kein Grund der Verweigerung; aber das Regenwasser vom Hügel ginge in ihren Brunnen und in den Fluß, wo sie Wasser schöpften, und da würde das Wasser verunreinigt werden. Ich erwiderte, daß das eben so wenig ein Grund der Verweigerung wäre; denn das Grab in Telang läge ja dem Orte, wo die Leute Wasser schöpften, noch viel näher, und Niemand scheue sich da vor dem Wasser; auch komme ja das Regenwasser, was auf der Oberfläche abfließe, nicht mit dem Leichnam in Berührung, und das Wasser, was in die Tiefe dringe, komme weder in den entlegenen

Brunnen, noch in den entlegenern Fluß. Darauf sagten sie, daß sie den Platz später wieder mit Reis bepflanzen wollten, weßhalb sie jetzt das Holz darauf müßten wachsen lassen. Ich machte ihnen begreiflich, daß das eben so wenig ein schicklicher Verweigerungsgrund wäre, da sie einestheils schon aus Billigkeit gegen Mujan und seine Familie nicht das kleine Stück Land als einen Abbruch am Ackerlande rügen sollten, und da anderntheils das Holz auf dem Platze erst nach 30 und noch mehr Jahren groß würde, wo dann vielleicht keiner von ihnen mehr lebe; jetzt wolle ich von dem Platze abstehen und fordere sie auf, mir von den vielen Stellen, die nach ihrer Meinung zu Ackerland nichts taugten, einen Platz anzuweisen. — „Das ist nicht nöthig," sagten sie, „einen Platz dafür zu suchen; Mujan ist von deiner Linie — begrabe ihn auf deinem Hofe." — „Wie!" erwiderte ich, „auf meinem Hofe, wo Jung und Alt hindurch läuft, da soll ich euren Bruder Mujan mit Füßen treten lassen?" — „Nun, so begrabe ihn auf deinem Wege." — „Mein Weg wird vom ganzen Volke benutzt, und da wolltet ihr wirklich euren Bruder nach seinem Tode mit Füßen treten? Mujan hat mit jedem von euch gleiche Rechte im Lande, und darum soll er auch in eurer Mitte seinen Ruheplatz haben. Meine Verhandlung mit euch ist jetzt zu Ende. Kommt jetzt mit mir hinaus und zeigt mir einen Platz, damit Mujan heute begraben werde. Es muß aber ein Platz sein, wie er sich für euren achtbaren Bruder gebührt; nicht im Dickicht oder im Winkel, auch nicht im Sumpf, sonst darf ich ihn nicht annehmen, und ihr müßtet euch auch schämen, wenn bei einem Besuche einer der Herren vom Gouvernement den Begräbnißplatz sehen wollte." — Als sie noch zögerten, trieb ich sie an und sagte, daß ich den Frieden mit ihnen allen suche, und darum sollten sie nach Recht und Billigkeit mit mir verfahren, damit es nicht nöthig würde, Mujans Leiche liegen zu lassen, bis der Commandant mir einen Platz bestimme. Sie gingen nun mit mir, und der Platz war bald gefunden. Auf ihre Frage, ob ich den annehmen wolle, konnte ich ihnen sagen, daß er mir in der That noch besser gefiele, als der Platz, den ich zuerst gewählt. Das gefiel ihnen nun selbst, daß sie mir Etwas nach meinem Wunsche gemacht hatten. Ich stach sogleich das Grab ab, und einige von ihnen halfen nun mit ausgraben. Nachmittag ließ ich ihre Grantong schlagen, um den Auswärtigen das Leichenbegängniß anzuzeigen, worauf wir den Zug eröffneten. Ich ging voran, unsere Getauften und noch einige Andere, wobei auch Hadji war, trugen den Sarg, und die andern Leute mit Mujans Familie folgten nach. Am Grabe wurde die Stätte mit Gesang und Gebet zu einem christlichen Begräbnißplatz ein-

geweiht. Dann sprach ich über 1 Cor. 15, 18 — 22. Im Schlußgebet äußerten Einige, daß ich die Seligkeit, die ich da erbitte, doch auch für sie erbitten möchte, was ich auch sogleich that. Zum Schlusse versammelten wir die Leute in unserm Hause, wo ihnen Kaffee gereicht und auch noch manches Wort angebracht wurde.

---

24. Fünf und zwanzig Jahre in Wupperthal.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts wohnte in den Cederbergen des Caplandes ein junger Bauer Namens Jan Kock. Sein Platz hieß Vogelfontyn, etwa 5 Stunden von der jetzigen Station Wupperthal entfernt. Kock war der Sohn eines frommen Vaters, eines Deutschen, der sich in diesem nördlichen Theile der Colonie angebauet hatte. Alle Tage, die Gott werden ließ, rief der alte Kock seine Hausleute zur gemeinsamen Andacht zusammen, auch die Hottentotten, welche bei seinem Hofe lebten, mußten daran Theil nehmen; Sonntags hielt er seine kleine Hauskirche und feierte selbst die Festtage, was sonst die holländischen Bauern in diesem abgelegenen Theile der Colonie nicht zu thun pflegten. Als der junge Kock sich auf Vogelfontyn niederließ, setzte er durchaus die Sitte seines väterlichen Hauses fort und da er ein Mann von persönlicher Frömmigkeit und von manchen schönen Gaben war, so hatte er bald eine große Versammlung von Hottentotten in den Cederbergen um sich, welche er regelmäßig alle Sonntage abhielt. Die andern Bauern in den Bergen hatten es deshalb schlecht auf ihn stehen und er mußte viel Spott und Verleumdung aushalten; aber der junge bäuerliche Prediger der Gerechtigkeit war so gesegnet, daß man noch jetzt nach 50 und mehr Jahren Hottentotten in jenen Bergen trifft, welche auf den Trost aus der Zeit fahren, den sie von Jan Kock empfangen haben. Da begann im Anfange dieses Jahrhunderts Kicherer seine Mission unter den Buschmännern am Sackflusse in der Nähe der späteren Station Amandelboom an den Karreebergen. Nun litt es Jan Kock in den Cederbergen nicht mehr, er verkaufte sein Vogelfontyn und begab sich zu Kicherer, um dem zu helfen. Das that der Bauer mit einem Eifer und einem Geschick, daß die Prediger der reformirten Kirche ihn nach der Capstadt forderten, prüften und ihm endlich die Weisung gaben, außerhalb der Colonie den Heiden das Evangelium zu predigen. Mit seiner Frau und sechs Kindern zog der wackere Mann über den Großfluß zu den Griquahotten-

totten und wurde hier am 16. November 1806 von zweien derselben todt geschossen.

Jan Kock war fast in den Cederbergen vergessen, als die rheinischen Missionare Leipoldt und von Wurmb gegen Ende des Jahres 1829 dort anlangten, um sich daselbst niederzulassen. Kaum hörten jedoch die Bauern von dem Plane, so erwachte ihre alte Abneigung gegen die Missionsarbeit unter den Farbigen ihrer Berge, von der sie allerhand Nachtheil für sich befürchteten und sie hätten sich gern dagegen gelegt. Allein auf Rietmond an der Tratra saß ein Bauer, der sein Gut verkaufen mußte. Es war an 3000 Morgen groß mit gutem, fruchtbaren Boden, dazu ein Gehöft; — der Bauer forderte nahe an 4000 Thaler Preuß. Die Missionare hatten zwar keine Erlaubniß, sich anzukaufen, namentlich nicht für so theures Geld, denn ihre Gesellschaft war damals noch schwach und in ihren ersten Anfängen, aber da man in der ganzen Colonie nur durch Ankauf in Besitz eines Grundstückes kommen konnte, so wagten dieselben in Gottes Namen den Schritt und am 1. Januar 1830 wurde ihnen Rietmond zugeschlagen. Vier Tage darauf zog Leipoldt an und nannte den Platz „Wupperthal." Kein Bauer konnte etwas dagegen machen.

Auf Wupperthal stand damals weiter nichts als das Haus des früheren Besitzers, ein rohes Bauernhaus, welches die Missionare bezogen. v. Wurmb war verheirathet und seine Frau besorgte die Wirthschaft. Das Bauerngut war in schlechtem Stande und es gab Arbeit genug, um es einigermaßen herzustellen, dazu war obendrein die Ernte vor der Thür und es mußte von den Brüdern tüchtig gearbeitet werden. Sie vergaßen aber nicht, weshalb sie da waren. Heiden waren auf dem Platze nicht. Der Bauer war ein roher Mann gewesen. Allein in der nächsten Nachbarschaft steckten viele Hottentotten und Bastarde. Sie waren ein verkommenes Volk, namentlich dem Soff im höchsten Grade ergeben, doch fanden sie sich bald aus Neugier bei den neuen Ankömmlingen ein und da die in ihrem Hause keinen Raum zur Versammlung hatten, denn sie hatten nur ein Zimmer im Hause, und Leipoldt hatte sich den Schmidtswinkel zum Wohnhause eingerichtet, so machten sie unter zwei Birnbäumen im Garten einen Platz mit Bänken zurecht; auf dem wurde in der Woche und am Sonntag Kirche gehalten. Obgleich es mit dem Sprechen sehr gebrechlich zuging, da in den Cederbergen ein sehr verdorbenes Holländisch geredet wird, so war doch der Zulauf in den ersten Monaten sehr groß. Es fanden sich auch bald Hottentotten ein, welche mit ihren Familien gegen Bewilligung der Missionare auf den Platz zogen und sich in ihren Mattenhäusern niederließen.

Welche kamen halbnackt; die Paar Thierfelle, welche sie umhatten, waren fast ihre einzige Habe. Andere hatten außer ihren Thierfellen noch einen oder zwei Packochsen, die ihre Sachen trugen, auch noch eine oder zwei Kühe. Noch andere waren ordentlich bekleidet; sie hatten schon bei Bauern oder gar auf Dörfern gelebt, waren aber meistens durchtriebene Menschen. Nach 6 Wochen wohnten schon über 100 Personen auf Wupperthal. Heilsbegierde war es nicht, welche sie hintrieb. Sie suchten ihren Unterhalt bei den Missionaren, mehr durch Betteln als durch Arbeiten, denn faul waren sie über die Maaßen, dazu Säufer und bald hallte der Platz von ihrem wüsten Zanken wider, daß die Missionare angst und bange wurden und sich bald genöthigt sahen, die wüstesten Gesellen vom Platze zu treiben, überhaupt dem Andrange Maaß und Ziel zu setzen. Es wurden deshalb Gesetze gemacht, welche auf dem Platze gelten sollten und welchen sich alle unterwerfen mußten, welche Einwohner sein wollten. Dafür sollte ihnen die Vergünstigung zu Theil werden, daß jede Familie ein Stück Land, 35 Schritt lang und breit, zum Garten und dazu etliches Saatfeld unentgeltlich erhielt. Diese Gesetze hatten allein die Missionare zu geben, da sie lediglich das Verbleiben auf dem Platze betrafen; in allen übrigen Beziehungen blieben die Leute natürlich den Gesetzen und Ordnungen des Landes unterthan. Zur Aufrechthaltung der Gesetze wurden von den Missionaren einige Aufseher aus den Leuten selbst bestellt. So entstand auf Wupperthal ein Institut, wie man diese Form, die Mission in der Capcolonie zu betreiben, zu nennen pflegt.

Die Missionare hatten alle Hände voll zu thun. Sie hielten Kirche und Schule; sie bauten eine Strohkirche, als die Regenzeit unter den Birnbäumen nicht mehr zu bleiben gestattete, und legten eine Mühle an; sie beackerten ihr Saatfeld unter großer Beschwerde, da ihnen das nöthige Vieh fehlte, und pflanzten viele tausend Feigenbäume, Weinstöcke und andere Fruchtbäume; sie hatten ohne Ende mit den Händeln ihrer Institutsleute, oft unter Gefahr ihres eigenen Lebens, zu thun, da die Aufseher selbst schwach und vielfach verkehrt waren, und wurden durch die Bettelei oft bis aufs Blut geplagt; sie suchten die faulen Menschen zur Arbeit anzuleiten, mußten weite und beschwerliche Reisen machen, um sich die nöthigen Mittel zu ihrem Bestehen zusammenzuholen und wurden bei alledem von den ungezogenen Bauern ihrer Berge verlacht, verspottet und als Schelme verleumdet, die aus ihrer Heimath gegangen wären, um ihre Schande in der Fremde zu verbergen. Das war schwer. Zwar wurden sie für ihre Mühen in etwa dadurch entschädigt, daß die Menschen auf dem Platze im

Ganzen sehr willig zum Gehör der Predigt kamen; aber wenn sie nachher über das Gehörte katechisirten, so hatten die Allerwenigsten auch nur ein klein Wenig gefaßt, denn sie waren alle sehr stumpf und dazu mitunter die raffinirtesten Heuchler, die Wunders thaten, wie sehr ihnen an Gottes Wort gelegen wäre, aber nachher sich in Sünden und Schanden wälzten. Die einzige Hülfe, welche sie im Aeußerlichen hatten, war ein heruntergekommener Bauer, der als Schmidt sich auf dem Institute niedergelassen und einen Theil der Bewirthschaftung des Grundes und Bodens übernommen hatte. Von den Hottentotten war wenig Hülfe zu erwarten; die konnten nicht arbeiten. Der Herr gab Gnade, daß seine Knechte nicht müde wurden und wenn auch namentlich in dem äußerlichen Emporkommen des Instituts noch viel zu wünschen übrig blieb, so konnte doch in einer auf Wupperthal gehaltenen Conferenz der Missionare nach 2 Jahren berichtet werden: „Wir haben es nun durch die Hülfe Gottes so weit gebracht, daß die Hottentotten ihre Kinder fleißig in die Schule schicken und den meisten Kindern ist es eine Freude, wenn sie in die Schule gehen können. Die Zahl der Schüler beläuft sich auf 60, von denen jetzt 16 im N. Testamente lesen und etwa eben so viele schreiben auch. Von den 150 Einwohnern des Platzes, mit denen wir täglich zusammenkommen und Gelegenheit haben, sie näher kennen zu lernen, können wir doch mit Freuden sagen, daß das Wort Gottes Früchte in ihnen bringt. Es werden nicht nur der groben Sünden weniger, sondern viele unter ihnen fangen auch an, über sich nachzudenken und nach dem zu fragen, was zu ihrem Frieden dient. Man hört sie sehr oft vom Worte Gottes reden, singen und beten."

Nach 2 Jahren verließ v. Wurmb das Institut, nachdem vorher Miss. Knab eingetreten war, der sich nun mit Leipoldt in die Arbeit theilte. Leider ging auch zu dieser Zeit der Schmidt davon und nun lag die ganze Wirthschaft, welche mit der Zeit ziemlich angewachsen war, den Beiden auf den Schultern, so daß sie unter der Last fast erlagen und Kirche und Schule in dem dritten Jahre des Instituts nur dürftig besorgt werden konnten. Das war nicht gut und es mußte da Rath geschafft werden; die Missionare dürfen keine Bauern werden. Es wurde ihnen Schröder zur Hülfe gesandt, welcher im Anfange des Jahres 1833 bei ihnen eintraf und die Oekonomie des Instituts übernahm, während Leipoldt die oberste Leitung desselben erhielt und Knab die Schule besorgte. Letzterer ging zwar ein Jahr darauf nach Ebenezer und ließ Leipoldt mit Schröder allein; aber nun waren die ersten und damit die schwersten Jahre zurückgelegt, das Institut hatte sich bereits in eine feste Ordnung eingelebt, es ging also allenfalls,

wenn auch schwer, mit so geringen Arbeitskräften. Leider war nach fünf Jahren von tieferem geistlichen Leben unter den Institutsleuten wenig zu sehen. Wer sie oberflächlich betrachtete, konnte an den allermeisten seine Freude haben; Kirche und Schule wurden fleißig besucht, man sprach geistlich, man hielt sich ehrbar, Gärten und Felder wurden immer besser gebaut und die meisten suchten sich mit ihrer Hände Arbeit durchzubringen, man sah statt der Mattenhäuser hin und wieder schon steinerne Häuser stehen, allein mit der Behausung Gottes im Geiste stand es schwach unter den Leuten. Man konnte sich darüber nicht täuschen, denn das ist einer der großen Vortheile der Mission auf den Instituten, daß man die Leute gründlich kennen lernt, weil man so nahe mit ihnen zusammenlebt und all ihr Thun und Treiben genau beobachten kann. Es waren zwar 3 getaufte Familien auf dem Institute, 2 Bastards-Familien, welche sich von Brettschneiden nährten und eine Hottentottenfamilie; sie hatten das Institut schon getauft bezogen; an ihnen war aber meistens noch weniger vom geistlichen Leben wahrzunehmen, als an den heidnischen Hottentotten, welche sie hochmüthig verachteten. Auch waren zwei Frauen in den 5 Jahren getauft worden; sie liefen anfangs fein, aber nach der Taufe ging es mit ihnen zurück. Katechumenen waren schon lange da, doch der bedächtige Leipoldt kannte seine leicht erregten, unbeständigen Hottentotten und eilte mit der Taufe nicht. Der ärgste Feind, mit welchem man zu thun hatte, blieb der Soff. Vom Institute selbst war das starke Getränk gesetzlich ausgeschlossen; aber eine halbe Stunde davon war Beukerskraal, wo Bastarde Wein und Branntwein machten und verkauften; das war für Wupperthal eine schwere Plage. Leute, welche das ganze Jahr über ehrbar und nüchtern gewandelt hatten, fielen, wenn die Monate kamen, wo bei David Koopmann auf Beukerskraal starkes Getränk gemacht wurde. Leipoldt stritt mit allem Eifer dagegen, suchte seine Leute von Besuchen auf dem Kraal abzuhalten, ging selbst regelmäßig hin und hielt Versammlung, was sich die Bastard auch gefallen ließen, aber alles umsonst — Beukerskraal war und blieb ein böses Geschwür an dem Leibe des jungen äußerlich aufblühenden Instituts. Gegen ganz unverbesserliche Gesellen wurde allerdings mit Verweisung vom Platze eingeschritten; aber schwach im geistlichen Leben, wie die meisten waren, mußten sie doch getragen werden und Leipoldt konnte das um so leichter thun, da seine Hottentotten in der Regel bald Reue über ihre Sündenfälle zeigten und Besserung gelobten.

1835 wurden die beiden ersten Männer auf Wupperthal getauft, nachdem sie eine lange Zeit in Probe gewesen waren. Sie gehörten zu

den ältesten Bewohnern des Instituts, waren lange schlechte Subjekte gewesen und wandelten nun würdig dem Evangelio. Wie ernst es mit der Taufe genommen wurde, beweist der Umstand, daß die Weiber der Männer nicht mit ihnen getauft wurden, weil das eine „eine böse Zunge,“ das andere „ein noch gar zu schönes Kleid der eigenen Gerechtigkeit“ hatte. Wäre es nach der Weiber Sinn gegangen, so wären sie auch mit getauft worden, denn auf dem ganzen Institut war nicht ein Mensch, der nicht auf der Stelle sich hätte taufen lassen, wenn Leipoldt gewollt hätte. Dieses Jahr 1835 war noch in anderer Beziehung für das Institut wichtig. Am 4. Mai war Kirchweihe. Zwei Jahre lang hatten sie an der Kirche gebaut; die Institutsleute hatten zwar mitgeholfen, aber der Bau war unter den vielen andern Arbeiten nur langsam vorangegangen. Nun stand aber auch ein schmuckes Kirchlein da, die erste und bis jetzt noch die einzige in den Cederbergen, erbaut aus Liebesgaben vieler deutschen Freunde. Sie ist eine Zierde des ganzen Thals; doch muß es sich auch unter der stattlichen Eiche gut gepredigt haben, welche rechts vom alten Hause steht und die oft zur Kirche benutzt wurde, wenn in der Strohkirche die Hitze zu unerträglich war. Aber besser war besser; neben der Eiche hatten die Hottentotten ihre Tabaksfelder; die mögen zuweilen für die Andacht nicht grade ersprießlich gewesen sein. Genug, Leipoldt war herzlich froh, als er sein Völkchen in der neuen Kirche versammeln konnte; es saßen doch 200 darinnen, als sie eingeweihet wurde. Und nicht lange darauf holte sich Leipoldt von Simonsstadt am Cap eine theure Lebensgefährtin. Er hatte sie nöthig; die Geschäfte seines Amtes wurden immer bedeutender; er gebrauchte eine Gehülfin. Nicht lange vorher war ein deutscher Handwerker ihm zugesandt worden, welcher die Schuhmacherei auf dem Institute in Gang bringen sollte; mit der Gerberei war auch schon begonnen. Den Tabak und die Baumfrüchte aus den Gärten fuhr Schröder bereits auf die Bauernplätze in das benachbarte Hantam und ins Roggefeld und tauschte sie gegen Häute, Vieh und Korn um. Es entwickelte sich allmählig der Verkehr mit dem Institute. Um die fruchtbaren Ländereien des Thals lediglich zum Korn und Gartenbau verwenden zu können und sie nicht auch zum Weidefeld für die anwachsenden Heerden und für die Zugochsen gebrauchen zu müssen, wurde die benachbarte Vogelvallei, 3000 Morgen groß, zum Weideplatz dem Bastard auf Beukerskraal abgekauft und, was dem Institut ganz besonders gut zu Statten kam, die Regierung schenkte ein benachbartes Weidefeld, über 16,000 Morgen enthaltend, wofür man nur die Messungskosten zu tragen hatte. So war der Grundbesitz von Wupperthal 1835

schon auf 22,000 Morgen angewachsen, wodurch es möglich wurde, daß noch mehr Leute auf dem Institute mit ihrem Vieh und Landbau existiren konnten; damals waren es im Ganzen 24 Bastard und 147 Hottentotten, Groß und Klein, von denen in schlechten Jahren Manche bitter Hunger leiden mußten und von den Missionaren durchgeschleppt wurden. Da nun der Grundbesitz so bedeutend angewachsen war, so konnte das Gartenland für jede Familie auf 80 Fuß Länge und 63 Fuß Breite vergrößert werden.

Die fünf nächsten Jahre verflossen für Wupperthal ohne eine wesentliche Veränderung. Die Einwohnerzahl war gegen Ende des Jahres 1840 nur um 20 Seelen gewachsen, in Summa 189; man sieht, das Institut zog nicht recht; die Hottentotten schweiften lieber in der Ungebundenheit umher, als daß sie sich unter die Ordnung fügten. Und doch wurde diese Ordnung mit großer Nachsicht von Leipoldt gehandhabt. Die Berichte aus dieser Zeit erheben viele Klagen über Trunkenheit, Hurerei, Spielsucht und Faulheit mancher Institutsleute; man strafte sie, doch schickte man sie nur im äußersten Nothfalle fort, um sie beim Worte zu erhalten. — Man wollte wahrnehmen, daß es in den ersten Jahren mit dem Betragen im Ganzen und Großen besser gestanden. Der Beukerskraal war in noch schlechtere Hände gerathen und verpestete die ganze Gegend. Auch die Emancipation von 1838 wirkte nicht vortheilhaft auf die Hottentotten, obgleich sie gar nicht von ihr berührt werden sollten, da sie ohnehin frei waren; aber es lag damals der Freiheitsschwindel in der Luft und der Hottentott hat nun einmal von Haus aus einen unverwüstlichen Drang zum Vagabondiren, so daß ihm eine auch noch so milde Institutsordnung schon als Sclaverei vorkommt und er lieber ein „freier englischer Bürger" als ein Christ sein will. — Auch im Aeußerlichen kamen nur wenige wegen ihrer außerordentlichen Trägheit etwas voran und das war das Abbild ihres innern Lebens: sie hörten und lernten viel von Gottes Wort, aber sie blieben geistlich stumpf und todt dabei. Es wurden deshalb auch nur sehr wenige getauft und die kleine Gemeinde bestand 1840 erst aus 46 Seelen, von denen 11 getauft auf den Platz gekommen waren und von allen konnten nur 7 zum Abendmahl gelassen werden, die übrigen waren entweder Kinder oder in ihrem geistlichen Leben noch zu sehr zurück. Leipoldt seufzte, arbeitete aber treulich weiter fort. Das sah er wenigstens, daß zwischen seinen Institutsleuten und dem frei umherstreifenden Volke ein großer Unterschied war und zwar zum Besten der Ersteren; er hat es auch erlebt, daß Hottentotten, welche das Institut unwillig verließen, später sich freiwillig wieder einfanden, weil sie es draußen nicht aushalten konnten; man hörte

auch wohl, daß bei Leuten, welche ausgewiesen werden mußten, später sich die Kräfte des lebendigmachenden Wortes offenbart hätten, obgleich auch zugegeben werden muß, daß mancher nach seiner Verweisung sich schlecht genug aufführte. Die Oekonomie des Instituts war in diesen Jahren entschieden vorangekommen. Das Leder, welches Leipoldt bereitete, hatte schon Ruf; Schröders Handel mit Tabak und Obst hielt sich gut. Mit der Schuhmacherei wollte es nicht so gut voran, weil den Hottentotten das Stillsitzen gar nicht behagte. Bei all diesen Geschäften wurden natürlich die Institutsleute mit herangezogen, lernten und arbeiteten für Lohn.

Man kann gewiß nicht sagen, daß Leipoldt seine Pflichten in Kirche und Schule versäumte, aber es liegt in dem geschäftlichen Treiben, was er übernehmen mußte, für den Missionar die Gefahr, um die Stille und Sammlung des Gemüths zu kommen, welche zu seinem Amte durchaus unerläßlich ist. Brüder, welche damals das Institut besuchten und sich herzlich an seinem Emporkommen im Aeußerlichen freuten, wollten diese Gefahr bemerken. Man mußte also Hülfe senden, um dem Mangel an Arbeitern abzuhelfen. In den nächsten zwei Jahren langten 4 Gehülfen auf Wupperthal an: B u d l e r für Schule und Kirche, W a g n e r ein Schreiner, P e t e r s e n ein Hutmacher und F i s m e r für den Landbau, so daß nun 7 Brüder auf dem Institute arbeiteten.

Und der Herr gab Segen zu ihrer Arbeit. Die Jahre 1842 bis 1844 haben Wupperthal äußerlich und innerlich in Flor gebracht. Zunächst verdoppelte sich die Einwohnerzahl; sie stieg auf 400 Seelen. Die neuen Ankömmlinge waren nicht lauter Hottentotten; es war eine gute Zahl frei gewordener Sclaven der Colonie unter ihnen, Leute, die zwar Heiden waren, aber durch ihren Sclavenstand und auch durch ihre Nationalität von vorne herein schon zu einem geordneten und thätigeren Leben Neigung hatten. Sie wirkten schon natürlich günstig auf die verkommenen Hottentotten. Ihnen allen wurde nun das Brod des Lebens von Leipoldt und Budler reichlich gebrochen. Es entstand eine große Erweckung unter den Institutsbewohnern, die mit fast ununterbrochener Lebhaftigkeit drei Jahre anhielt. Nüchtern und besonnen diente Leipoldt an dem Werke des Herrn, welches er auf seinem lieben Wupperthal vor sich gehen sah. Am Ostertage 1844 konnte er 60 Communicanten das heilige Abendmahl reichen; vier Jahre vorher waren es nur sieben gewesen. Das neue Leben in den Bekehrten trug die lieblichsten Früchte. Nicht bloß, daß sie gegen die früher herrschenden Sünden mit Ernst kämpften und überwanden, fleißiger, nüchterner und reinlicher wurden, in ordentlichen Kleidern gingen, sich, wenn auch

kleine, doch nette Häuser aus Stein oder Lehm bauten, wodurch die übelen Mattenhäuser verbannt wurden, welche früher so vielfach Anlaß zu allerlei Schmutz und Schmiere und namentlich zur Unzucht gegeben hatten — sie vereinigten sich sogar zu einem Missionsverein, welcher jährlich an 80 — 100 Thaler Preußisch aufbrachte, welche sie aus Mangel an Geld in ihrer Armuth meistens an Korn, Tabak und Cederbrettern zusammenlegten. Diese Erweckung beschränkte sich nicht blos auf das Institut. Es fing dasselbe jetzt auch an, eine Stadt auf dem Berge zu werden, welche in der Nachbarschaft gesehen wurde. Leipoldt und Budler besuchten häufig die Kraale in den Cederbergen und der benachbarten Karro und fanden auch da auf das Wort ihres Zeugnisses vielen Hunger nach der Wahrheit. Man sah die Heiden oft von weither und auf den schlechtesten Wegen zur Wupperthaler Kirche eilen. Selbst Bauern in der Nachbarschaft überwanden sich, kamen zur Kirche und saßen da unter den verachteten Farbigen. Es blieb freilich immer noch ein großer Theil der Institutsleute geistlich todt und wollte in den alten Sündenwegen verharren, bei manchen traten auch Rückfälle ein, so daß es nachher ärger wurde, als vorher, aber die Macht der Gnade, welche sich offenbart hatte, hatte auch die Macht des Gesetzes gestärkt; es konnte jetzt mit größerer Schärfe gegen die räudigen Schaafe angegangen werden und das that auch gut. Besonders erfreulich war der Aufschwung, welchen unter Budlers Leitung die Schule nahm. Früher konnten nur wenig Kinder hineingebracht werden; sie wurde meistens von Erwachsenen besucht. Jetzt wurde es eine bloße Kinderschule und die Erwachsenen besonders vorgenommen. 100 Kinder waren in der Regel gegenwärtig und machten erfreuliche Fortschritte, zeigten auch manche Spuren geistlichen Lebens. Es sollten einmal zu Neujahr 3 Wochen Ferien sein; aber die Kleinen baten, doch keine Ferien zu machen und setzten ihren Willen durch. Sie machten auch einen kleinen Missionsverein unter sich und holten in dem einem Jahre für 12 Thaler preuß. Holz aus den Bergen zum Besten der Mission. Budler hatte die Aufgabe erhalten, besonders begabte Knaben zu Katecheten und Schullehrern heran zu bilden. Der Herr schenkte ihm damals aus den Wupperthaler Kindern zwei, Fredrik Hein, Katechet auf Richtersfeld im Kl.-Namalande und Berend Koopmann, Schulmeister in Schietfontyn unter Kaffern und Bastard. — Mit diesem geistlichen Wachsthum des Instituts ging nun das äußere Emporkommen des Platzes Hand in Hand. Es wurden zur Betreibung der Handwerke und des Landbaues mehrere Häuser erbaut, wodurch zugleich den Leuten Anleitung in solchen Arbeiten, wie auch Verdienst gegeben wurde. Der letztere Umstand war be-

sonders wichtig, weil die meisten Institutsbewohner ganz arme Leute waren, denen ihr Garten und Feld nebst der kleinen Heerde nicht genügenden Unterhalt bot; sie mußten entweder bei den Bauern oder bei den Missionaren noch in Tagelohn gehen, wenn sie durchkommen wollten. Am Ungünstigsten unter den Handwerken stellte sich die Schuhmacherei und die Schreinerei. Die beiden dafür ausgesandten Handwerker verließen auch nach einigen Jahren das Institut und wurden außerhalb desselben Bauern. Am Besten ging es mit der Gerberei, welche unter Leipoldts Aufsicht von einigen Hottentotten betrieben wurde. Ihr ziemlich gleich kam die Hutmacherei unter Petersens Leitung; man fertigte grobe Hüte, wie sie die Bauern trugen. Wupperthaler Hüte und Leder wurden bekannte Artikel in diesem Theile der Colonie. Und da Fismer ein des Landbaues und der Viehzucht wohlkundiger Mann war, so nahm er diesen Zweig der Cultur jetzt allein in die Hand, während Schröder allerhand anderes Handwerk trieb und die Handelsreisen übernahm. Vortreffliche Dienste leisteten bei der Urbarmachung des Landes die „schwärzische Pflüge," welche Freunde in Baden den Missionaren schenkten; sie ersparten gegen die schwerfälligen afrikanischen Pflüge zwei Drittel der Zeit, Mühe und Kosten. Wenn nur Regen da gewesen wäre! Man hätte dann große Ländereien bestellen und viele Leute ernähren können, denn die Morgenzahl des Grundstücks war ja groß genug; aber das allermeiste Land war höchstens nur zur Weide brauchbar und lag den größten Theil des Jahres felsenfest und knochendürr, so daß das 22,000 Morgen große Gut kaum so viel aufbringen konnte, als ein mittelmäßiges Bauerngut von 200 Morgen in Deutschland. Der Grund im Thale wurde meistens zu Gärten benutzt, weil man hier das Land berieseln konnte und dann war es sehr fruchtbar; das Kornland lag zum größten Theile auf den Höhen und man wird daraus ermessen können, daß der fleißige Fismer viel saure Arbeit und oft nur gar geringen Lohn hatte; in trockenen Jahren bekamen die Leute nicht einmal die Aussaat wieder, was Wunder, wenn ihnen die Lust verging, Kornländer zu machen! Und der trockenen Jahre pflegten mehre als der feuchten zu sein. Auch der Viehstand konnte nicht groß sein, weil es an der nöthigen Weide gebrach. 300 Rinder, 600 Schaafe und Ziegen und 40 Pferde — das war etwa, was damals das Thal tragen konnte. Einfach in diesen ungünstigen Witterungsverhältnissen des Landes ist der Grund zu suchen, weshalb die Einwohnerzahl des Instituts nicht auf mehr, als höchstens 400 Seelen steigen kann.

Nach diesen drei gesegneten Jahren, in welchen sich die Kraft des Wupperthals setzte, wie der Kern in der Frucht, folgte nun bis 1848 eine

Zeit, in welcher das Institut einen stillen ruhigen Gang ging. Es war kein Strohfeuer gewesen, was in jenen Jahren zu sehen gewesen war. War auch die geistliche Bewegung unter den Leuten nicht mehr so allgemein, so hörte sie doch keineswegs auf. Es wurde alljährlich eine nicht geringe Zahl Heiden der Gemeinde hinzugethan und die Gemeinde selbst hielt sich mit einigen Ausnahmen wacker. Leider folgten sehr trockene Jahre und die Noth war sehr groß und nöthigte die Leute, auf den umliegenden Bauernplätzen ihren Unterhalt durch Tagelohn zu suchen, welches für ihr inneres Leben nicht sehr vortheilhaft war. Man konnte aber seine herzliche Freude haben, wenn man sich unter den Wupperthalern befand. Lassen wir uns einmal an einem Sonntage im Jahre 1847 von Leipoldt in die Kirche führen.

„Weil es des Herrn Tag ist, so werden wir auch schon früh geweckt zu seinem Dienst. Der Tag graut erst, die Sterne sieht man noch alle am Himmel, und schon ruft die Glocke zum Aufstehen. Will man zur rechten Zeit in Gemeinschaft mit andern dem Herrn in seinem Tempel Morgenopfer darbringen, so darf man nicht lange im Bette säumen, denn nach einer Viertelstunde ruft die Glocke zum zweiten Male, daß man erscheinen soll. Auch dann ist es noch nicht recht Tag, so daß von April bis September dieser Morgengottesdienst bei Kerzenlicht gehalten werden muß. Es werden zuerst einige Verse gesungen, dann wird ein Gebet gesprochen, ein Kapitel aus der Bibel gelesen, und zum Schluß der apostolische Segen gesungen. Jeder kehrt darauf nach seiner Wohnung zurück. Kommt man zu Hause, so wird ein Frühstück genommen und man schickt sich an für den zweiten Gottesdienst, der jetzt in den kürzern Tagen um halb 9 Uhr beginnt. Die Zeit erscheint, die Glocke lautet das erste und zweite Mal, die Gemeine sammelt sich, und wir suchen auch unsern Platz. Vielleicht sind Sie beim Hineingehen besorgt wegen Unruhe und Störung; denn Sie erinnern sich, daß das Wort Gottes erst vor 17 Jahren hierher gekommen ist, und die Meisten haben sich viel später hier angesiedelt, und dabei haben Sie wohl gehört, daß noch ein großer Theil Heiden darunter sind. Aber warten Sie nur einige Augenblicke, und Sie werden vom Gegentheil überzeugt sein. Die Kirche füllt sich mit Alt und Jung, und da sie nicht sehr groß ist, finden nicht alle einen Platz, obgleich der Raum bis unter den Predigtstuhl besetzt ist. Es wird stille. Kein Plaudern und Flüstern, kein Lachen und kein Hin- und Wiederrufen auf den Bänken stört. Alle betragen sich anständig, wie es sich im Hause des Herrn geziemt. Zu Anfang lies't ein Bruder unter der Kanzel das Textkapitel, die

10 Gebote und die Glaubensartikel vor. Dann wird der erste Gesang aufgegeben, wobei viele, die lesen können, ihr Gesangbuch aufschlagen. Da aber doch ein großer Theil gegenwärtig ist, der nicht lesen und folglich auch kein Gesangbuch gebrauchen kann, und doch gern mitsingen möchte, so kommt man ihnen zu Hülfe durch strophenweises Vorsagen des Gesanges. Dann wird, vornämlich, wenn es eine bekannte Melodie ist, aus Herzensgrunde gesungen. Da viele unter den Eingebornen sind, die gute Stimmen haben, so nimmt sich der Gesang sehr schön aus. Nach dem ersten Gesang beginnt der Prediger seine Einleitung, die wohl 1/4 Stunde oder etwas mehr wegnehmen mag. Alles hat nun seine Augen und Ohren nach dem Predigtstuhl gerichtet. Da werden Sie schon denken: „Ei! man kann unter diesen halb rohen Leuten doch ohne Störung zuhören." Nun, die Einleitung geht zu Ende und der Prediger thut das Gebet, wobei Männer und Weiber, Große und Kleine vor Gottes Angesicht stehen. Nach dem Gebet werden wieder einige Verse gesungen, in derselben Weise, wie beim ersten Gesang. Ist das zu Ende, so giebt der Prediger seinen Text auf, wobei Sie bemerken werden, daß alles sehr gespannt horcht; denn die Leute wissen nicht, wer von ihnen in der Katechisation darnach gefragt wird; und es würde für viele doch eine allzu große Schande sein, wenn sie in Gegenwart von Fremden nicht einmal wüßten, wo der Text stand. Es geht nun an die Predigt, die wohl an 5/4 Stunden dauern kann, denn der ganze Vormittags-Gottesdienst währt wohl 1 1/2, auch wohl 1 3/4 bis 2 Stunden. Aber, werden Sie denken, soll es denn, da es so lange dauert, zuletzt keine Unruhe geben, und wird nicht Viele der Schlaf überfallen? Was das erste betrifft, brauchen Sie nicht bange zu sein. Letzteres könnte wohl zuweilen bei einigen, besonders in warmen und schwülen Tagen, der Fall sein. Wenn es kühl ist, wird man auch davon wenig sehen. Die Predigt geht zu Ende. Es wird wieder gesungen, das Schlußgebet gesprochen, und die Gemeine wird mit dem Segen des Herrn entlassen u. s. w."

Im Jahre 1848 erfuhr das Institut wieder eine bedeutende Veränderung. Es wurde um jene Zeit nöthig, ein anderes neuentstandenes Institut unserer Gesellschaft, Saron, mit neuen Arbeitern zu besetzen. Schröder war bereits dahin abgegangen und hatte Fismer allein die Oekonomie überlassen; nun folgte auch noch Budler dahin und Leipoldt lag wieder die Besorgung von Kirche und Schule allein ob. Und beide haben die Last dieser Arbeiten die 6 noch übrigen Jahre dieses Vierteljahrhunderts allein getragen. 1851 verließ auch Petersen das Institut, um sich, wie die beiden früheren Handwerker desselben, als Bauer in der Nähe niederzulassen

und somit war ein dreifacher Versuch, Handwerker als Missionscolonisten zu verwenden, gescheitert; er scheiterte nicht etwa aus Mangel an hinreichender Beschäftigung oder wegen des fehlenden Unterhaltes oder aus sonstigen äußeren Gründen, sondern weil jene Demuth fehlte, welche die Treue im Kleinen verleihet, ohne welche untergeordnete Stellungen, wie überall, so auch in der Mission mit zufriedenem Gemüthe auf die Dauer nicht auszuhalten sind.

Das Institut wurde in diesen letzten 6 Jahren noch vergrößert. Es wurden zwei benachbarte Plätze dazu gekauft, Langekloof und Eselsbank, welche einen Flächeninhalt von 4000 Morgen haben, so daß nun das ganze Institut an 26000 Morgen groß ist. Auf den beiden Plätzen findet sich zum Landbau brauchbarer Grund und Boden, der sofort an etliche fleißige Institutsfamilien ausgethan wurde, welche sich dort niederließen. Der Gesellschaft hat dieser Ankauf keine Kosten verursacht. Das Geld dazu bringt das Institut selbst auf. Es ist nämlich jetzt gelungen, von den Bewohnern desselben eine kleine Pacht zu bekommen, welches bis dahin immer vergeblich versucht wurde, da die Leute es nicht erschwingen konnten — ein Beweis, daß sich die Vermögensverhältnisse der Einwohner gehoben haben. Außerdem bringt noch der Land- und Gartenbau der Missionare etwas ein. Er wird jetzt freilich, was Wupperthal betrifft, nur in ganz kleinem Maaßstabe betrieben. Fismer hat hier nur wenig Saatland und 2 Morgen Garten- und Tabaksland in Arbeit, ausgenommen die allerdings ansehnlichen Obstgärten. Außerhalb des Thals auf den Bergen aber ist er, sobald irgend Regen fällt, am Ackern und es scheint da immer besser zu gehen. Was die Missionare zu ihrem eignen Unterhalt nicht gebrauchen, wird ausgeführt, z. B. Tabak, getrocknetes Obst, Apfelsinen und findet stets guten Absatz in der Nachbarschaft. Die Viehzucht ist beträchtlich. Gegen Ende des Jahres 1853 betrug der Werth an Rindvieh, das der Mission gehörte, 2200 Thaler, an Pferden 2100 Thaler und an Schaafen und Ziegen 1800 Thaler preuß. Die Hutmacherei producirt eine nicht unbedeutende Anzahl grober Hüte, welche immer ihren Markt finden. Nur mit der Gerberei geht es schwach, weil das Sohlenleder aus Mangel an Ochsenhäuten nicht genug herzustellen ist und die Schaaffelle, die genug zu haben sind, immer weniger gebraucht werden, da die Fellkleider fast ganz aus der Mode gekommen sind. Es versteht sich von selbst, daß das so erzielte Einkommen von Wupperthal in die Missionskasse fließt und es freut uns, sagen zu können, daß das Institut gegenwärtig nicht nur den Unterhalt der daselbst befindlichen Missionsfamilien aufbringt, sondern auch noch außerdem an 1500 Thaler preuß. jährlich zur Mission beisteuern kann. Wo ist ein einziger

Missionsverein, der das von sich sagen könnte, was dies eine Institut thut? Ja, wie viele Gemeinden von gleicher Seelenzahl, wie die Wupperthaler und eben so arm, wie die, werden denn unter uns sein, welche aus ihren eigenen Mitteln direct zur Mission beitragen, wie unsere Wupperthaler es thun? Es liegt die Abrechnung des Instituts von 1853 vor mir. Darin finde ich 227 Thaler preuß. Missionsbeitrag!

Dabei ist die Seelenzahl auf dem Institute in diesen letzten Jahren nicht wesentlich gewachsen. Sie blieb so ungefähr auf 400 stehen. Die eigentliche Gemeinde der Getauften hat noch fast jedes Jahr durch Taufen von erwachsenen Heiden zugenommen und macht jetzt etwa die Hälfte der Bevölkerung aus. Im Ganzen wurden in den 25 Jahren 365 getauft, die Kinder mit eingeschlossen. Communicanten waren Neujahr 1855 nach Abzug einiger Ausgeschlossenen 116 Personen. Ueber Kirchenbesuch ist in diesen Jahren nie Klage geführt, auch wandelten die Allermeisten ehrbar, so daß ein oberflächliches Besehen der Gemeinde einen durchaus günstigen Eindruck macht. Es hat auch ab und zu, namentlich bis 1850 und 1851 hin, immer Zeiten gegeben, in welchen ein Wehen des heiligen Geistes unter den Leuten deutlich zu spüren war. Allein in den letzten 3 Jahren hat auch in Wupperthal viel über Erkaltung und über ein mattes, laues Wesen geklagt werden müssen. Es ist das durch die ganze Colonie, wenige Orte ausgenommen, wahrnehmbar. Sociale und politische Schäden, welche immer offener ausbrechen und welche in der ganzen Welt jetzt kund und offenbar werden, sind Schuld daran. Gegen die gröbsten Ausbrüche derselben kann sich ein Institut wie Wupperthal durch seine eigenthümliche Zucht und Ordnung wohl schützen und schützt sich auch; aber bei allem dem hat doch Leipoldt viel zu klagen und zu seufzen. Es könnte besser sein. Die Gemeinde hat schon seit einigen Jahren drei Diakonen und drei Diakonissen aus ihrer eigenen Mitte gewählt und diese Einrichtung hat sich auch hier gut bewährt. In der Schule befinden sich etwa 130 Kinder, halb Knaben, halb Mädchen; Leipoldts älteste Tochter hält eine Kleinkinderschule, in welcher sich ungefähr 30 — 40 Kleine befinden. Hier stellte besonders sich der Mangel an Arbeitern auf dem Institute heraus. Der mit so vielen Geschäften überhäufte Leipoldt kann sich um die Schule nicht so bekümmern, wie es wohl sein müßte und es ist ihm in dem letzten Jahre Hülfe zugesandt worden, welche leider unterwegs in Tulbagh, wo die Noth noch größer ist, aufgehalten wurde. Leipoldt rechnet, daß jetzt etwa 67 erwachsene Gemeindeglieder lesen können. — Mit andern Künsten ist es unter unsern Wupperthalern noch schwach bestellt. Es haben wohl einige unter

ihnen die Handwerke erlernt, welche von den Missionaren betrieben wurden und helfen auch jetzt noch in den Werkstätten, aber von Bildung eines Handwerkerstandes kann nicht die Rede sein. Alles weist sie darauf hin, das Land zu bauen und es stellt sich immer mehr heraus, daß, je länger man mit den Verhältnissen des Landes in dieser Beziehung bekannt wird, man auch immer mehr Hoffnung bekommt, daß sich die Institutsbewohner durch Garten- und Feldbau werden unterhalten können. Es kostet freilich Arbeit, aber das steht den Missionaren schon lange fest, daß die Hottentotten, wenn es darauf ankommt, tüchtig zu arbeiten verstehen. Die Allermeisten haben jetzt ihr festes selbsterbautes Häuschen, welches sie als ihr Eigenthum ansehen; sie haben ihre Viehzucht, die alte Liebe der S.-Afrikaner; dazu haben sie aber auch ihren Pflug und sonstiges Ackergeräth und wenn die Saatzeit da ist, sieht man sie auf dem „kalten Berge" in der Nähe des Thals oder auch jetzt, den wackeren Fismer voran, auf der Vogelvallei pflügen, so viel einem jeden beliebt, denn da ist Land genug und ein jeder nimmt, so viel er will; wenn nur der Regen nicht ganz ausbleibt, so erntet er auch etwas. Die Vogelvallei liegt 2 Stunden vom Wupperthal und zur Saatzeit bleiben die Männer gewöhnlich 5 — 6 Wochen dort und kommen nur Sonntags zur Kirche; aber jeden Tag ist gemeinsame Andacht unter den Pflügern, auch geht wohl einmal Leipoldt hinaus und bedient sie mit dem Worte. Er hat es jetzt leichter, als ehedem. Sonst war kaum hinaufzukommen, so steil waren die Berge; jetzt hat Fismer mit den Leuten des Platzes einen Weg hinaufgemacht, wie denn auch nach andern Seiten hin die Wupperthaler sich aus ihren unwegsamen Bergen heraus Straßen gebahnt haben, um die Abgeschiedenheit ihrer Lage zu mildern und sich mit den großen Verkehrstraßen der Colonie im Westen und S.-Osten in Verbindung zu bringen. Als Bauern werden die Wupperthaler immer von des Herrn Segen im Regen und Sonnenschein abhängen, sie werden aber ihr Bestehen haben können. So lange sie freilich erst anfangen, den Grund zu einem bäuerlichen Bestehen zu legen, so lange wird es noch manch Jahr geben, in welchem Viele von ihnen wegen Mißwachses das selbstgeerntete Brod nicht werden essen können und deßhalb nach außen auf die Bauernplätze als Arbeiter mit Weib und Kind zum Taglohn wandern müssen. Vielleicht werden der Tabaks- und der Seidenbau noch reiche Erwerbsquellen des Thals; der erste hat schon manches eingebracht und der zweite soll jetzt ernstlich begonnen werden. Für die alten und hülflosen Armen haben sie schon seit Jahren eine Armenkasse eingerichtet, deren Capital sich jetzt auf etwa 700 Thlr. Preuß. beläuft. Und solche Anfänge

eines Gemeindelebens finden sich mehrere; sie sind sonst unter den Hottentotten eine Seltenheit. Freilich muß auch da der Missionar die Sache in die Hand nehmen, sonst geht es nicht. Z. B. „Heute hatte ich einen Theil der Leute bei einander," schreibt jüngst Leipoldt, „um die Wasserleitungen nach den Gärten und der Mühle zu reinigen. Bei solchen gemeinschaftlichen Werken kann man gewöhnlich auch bei den Hottentotten sehen, wie wenig der eine für den andern übrig hat. Da sind viele, wenn sie sehen, daß nicht alle Arbeiter gegenwärtig sind, die nichts thun wollen; jeder denkt, er thut zu viel. Es mußte auch ein neuer Abzugsgraben gemacht werden und jeder meinte, das sei ein Riesenwerk; als ich jedem seinen Theil gegeben hatte, so war der Graben in kurzer Zeit fertig."

Nun, steht auch noch vieles auf dem Institut in Schwachheit, so ist doch in den 25 Jahren so vieles geschehen, daß wir den Herrn in tiefer Demuth loben und preisen müssen. Es ist nicht von ungefähr, daß Wupperthal von den Feinden der Mission in der Colonie und auch hier in Deutschland heftig verlästert wird; wir wollen nur an Herrn Dr. Kretschmar erinnern. Wir wissen, daß das nicht die schlechtesten Früchte sind, an welchen die Wespen nagen*).

---

25. Der Katechet von Richtersfeld.

Vor sechszehn Jahren weidete auf den steilen Höhen der Cederberge bei dem Institut Wupperthal in Südafrika ein kleiner Schaafhirte seine Heerde. Der arme Junge hieß Wilm Hein und war etwa 14 Jahre alt. Er war wohl bräunlich, wie der Hirtenknabe von Bethlehem, aber den lebendigen Gott kannte er nicht, noch sang er ihm zum Saitenspiel, wie der

*) „Was Sie mir schreiben über Dr. Kretschmar, so bin ich höchst verwundert, wie solch ein Mensch ein Buch schreiben kann. Er als ein versauerter und versteifter Rationalist aus der alten Leipziger Schule kann natürlich nicht anders, als der Missionssache abhold sein. Aber ich glaube, er wird in seinem Buche überhaupt wenig Gutes an den Leuten lassen, mit welchen er — wenigstens in diesem Distrikt — in Berührung gekommen ist. Es war ein Hagars Sohn, seine Hand war gegen jedermann und jedermanns Hand gegen ihn. Daher war es auch ganz um seine Praxis gethan. Er erklärte sich für insolvent, wurde ausgepfändet und mußte zuletzt in einem armseligen, verachteten Zustande Clan William verlassen. Er zog nach Richmond und ich glaube, es ist ihm dort nicht besser ergangen."

Leipoldt.

Sohn Isais. Sein Vater war eben kein Isai, sondern ein reicher Viehbauer auf dem Roggevelde nicht weit von den Karreebergen, der den Missionaren dort manche bange Stunde gemacht hat. Dem durfte der Knabe nicht unter die Augen kommen, denn er schämte sich seiner. Er hatte ihn nämlich von einem Hottentottenmädchen, der Elzie, welche darauf den Adrian Hein, auch einen Heiden, wie sie, geheirathet und sich mit ihm auf dem Institute niedergelassen hatte. Hier mußte Wilm meistens bei den Schaafen seines Stiefvaters liegen und damit sein täglich Brod verdienen. Da weiß man ja wohl, wie es bei uns solch armen Hütekindern geht, geschweige denn in der Heidenwelt: von Schulbesuch und Kirchengehen ist bei ihnen nicht viel die Rede und sie leben so in den Tag hinein.

So traf den Wilm Hein Missionar Budler, als er 1841 sein Amt im Wupperthal antrat. Budler hatte besonders die Weisung bekommen, in der Schule thätig zu sein und namentlich den Versuch zu machen, ob nicht aus den Knaben und Jünglingen der Eingebornen Lehrer und Katecheten für die Mission herangezogen werden könnten. Diese seine Aufgabe faßte er auch gleich im Wupperthal ins Auge und sah sich unter den jungen Burschen des Platzes um, ob nicht der eine oder der andere tüchtig sei, mit des Herrn Hülfe ein Lehrer seines Volks zu werden. Da fiel denn sein Blick zuerst auf unsern kleinen Schaafhirten, den Wilm. Mit Adrian, dem Stiefvater, war die Sache bald in Richtigkeit. Er überließ den Jungen ganz und gar an Budler, welcher ihn zu sich in das Haus nahm. Nun besuchte Wilm regelmäßig des Morgens die gewöhnliche Schule des Instituts. In der ersten Stunde war Bibelkunde, in der zweiten wurde auf der Schiefertafel geschrieben und gerechnet, in der dritten wurden Bibelsprüche und Liederverse gelernt und ein-, zwei- und dreistimmig gesungen und in der letzten war Leseübung. Nachmittags hatte er mit noch elf der gefördertsten Knaben zwei Stunden lang besondere genauere Unterweisung in diesen Gegenständen. Wilm ließ sich sehr gut an und hatte große Lust zum Lernen. Es übertrafen ihn zwar einige Knaben durch mehr Gaben, aber in der Ausdauer und Festigkeit that es ihm keiner gleich. Hatte er einmal eine Sache angefaßt, so ließ er sich auch keine Mühe verdrießen, derselben ganz Meister zu werden und bei seinem ruhigen und gesetzten Wesen konnte er bald dazu gebraucht werden, die Classe unter seine Aufsicht zu nehmen, wenn Budler dann und wann einmal nicht gegenwärtig sein konnte. Dabei konnte es denn nicht fehlen, daß der Junge gute Fortschritte machte und schon nach 9 Monaten schickte er einen zierlich geschriebenen holländischen Brief, welchen er mit den Worten schloß: „Mein

Wunsch ist, mit des Herrn Beistand und durch seinen heiligen Geist auch einmal in dem Dienste des Herrn zur Ausbreitung des Königreichs Gottes mitwirken zu können. So möge denn der reiche und barmherzige Gott mir nicht allein das Wollen, sondern auch das Vollbringen schenken nach seinem Wohlgefallen und mögen die werthen Herren in Deutschland in ihrer Fürbitte auch meiner gedenken."

Es war damals, im Jahr 1842, in Wupperthal eine sehr gesegnete Zeit. Unter den Alten war viel Erweckung. Auch Wilms Stiefvater und seine Mutter Elzie waren unter den Erweckten. Beide wurden am 3. Juli getauft. Ihr Wilm aber nicht mit. Nicht etwa, weil er im Trachten nach dem Reiche Gottes zurückgeblieben wäre; im Gegentheil, er sowohl, wie noch mehrere der Schulkinder, waren in dieser Gnadenzeit ganz besonders angefaßt; aber bei den Kindern fordert es immer mehr Bedacht und gründlichere Prüfung, ob sie es auch aufrichtig und gründlich meinen. So auf den ersten Blick stand es damals in der Wupperthaler Schule vortrefflicher, als in vielen tausend Schulen bei uns daheim. Die Kinder hatten vor und nach der Schule starken Trieb zum Gebet und man sah sie häufig allein hinter den Büschen betend; und in der Schule war große Aufmerksamkeit namentlich bei den biblischen Geschichten; die meisten sahen es als eine schwere Strafe an, wenn sie in Geschäften ihrer Eltern die Schule nicht besuchen konnten. Es waren damals ihrer 90 an Zahl. Da traf denn wie ein Blitz aus heiterm Himmel die Kunde im Wupperthal ein, Budler müsse eilends nach dem Klein-Namalande kommen, um die Station Steinkopf zu bedienen, weil der dortige Capitain auf das Dringendste einen Missionar haben wollte. Es ließ sich nicht abweisen und im Anfange des Septembers 1842 war Budler bereits auf dem Wege dahin. Seinen Wilm Hein wollte er aber nicht dahintenlassen und der Jüngling zog gern mit seinem geliebten Lehrer in das fremde Land. Es war 8 Wochen nach der Taufe seiner Eltern.

Hein sah auf dieser Reise zum ersten Male die Welt. Er sah aber nicht allein die Welt, sondern auch manche theure Kinder Gottes. Der Weg führte über die Uitkomst; da sprachen sie bei dem alten Sendelingsvater Hendrik van Zyl vor; über Ebenezer, da sprachen sie bei den Brüdern vor; von da ging es in das Klein-Namaland nach Komachas zum alten Vater Schmelen. Und von da nach Steinkopf. Die Gemeinschaft der Gläubigen, welche dem jungen empfänglichen Heiden auf diese Weise stärker als in seiner Heimath entgegentrat, machte auf ihn einen eigenthümlich nachhaltigen Eindruck. Das Verlangen, derselben anzugehören, wurde

stärker als je und gleich in den ersten Wochen des Aufenthalts in Steinkopf sprach er Budler den Wunsch aus, getauft zu sein. Budler hatte mit Freuden bemerkt, daß der Jüngling immer tiefere und ernstere Blicke in sein böses Herz that und mit großer Entschiedenheit bekannte, daß er ohne die Gnade Jesu Christi nimmermehr selig werden könnte. Es war ihm dies um so erfreulicher gewesen, als Wilm eigentlich nie sich grober Sünden schuldig gemacht und immer als ein unbescholtener braver Knabe gegolten hatte. Bei solchen Seelen hält es bekanntlich besonders schwer, daß sie ernstlich in sich schlagen, namentlich in jungen Jahren. So taufte ihn denn Budler bald nach ihrer Ankunft zu Steinkopf am 16. Octbr. Er nannte ihn nach seinen Vornamen Johann Friedrich, wie der Jüngling es selber wünschte und Fredrik Hein ist seitdem ein bekannter Name in Klein-Namalande geworden, denn alle Leute gewannen den fleißigen, ruhigen und gesetzten Jüngling lieb, wie er selber denn Klein-Namaland sehr bald als seine zweite Heimath ansah und lieber hatte, als das Wupperthal. Budler blieb anderthalb Jahre im Namalande, theils zu Steinkopf, theils zu Komachas. In dieser Zeit gab er sich ernstlich Mühe, aus seinem Fredrik einen tüchtigen Katecheten zu bilden. Mit noch zwei Jünglingen ertheilte er ihm Unterricht und erlebte die Freude, daß sein Schüler nicht allein in Weisheit, sondern auch in Gnade bei Gott und den Menschen wuchs. Als er im Anfange des Jahres 1844 wieder nach Wupperthal zurückgerufen wurde, nahm er Fredrik nicht mit zurück. Noch ehe er zog, gab er demselben den ersten Katechetenposten, welchen Hein, ein siebenzehnjähriger Jüngling, am 6. März 1844 antrat. Er ging von Komachas aus und da grade Schmelen des Weges zog, um an dem Meere zu fischen, so nahm er den Jüngling mit und führte ihn in sein Amt, der älteste Namamissionar den jüngsten, den der alte Vater ganz besonders in sein Herz geschlossen hatte und mit brünstigem Segenswunsche verließ.

Die Leute, unter welchen Fredrik seine Wirksamkeit begann, waren Bastard-Nama, Nomaden, die, je nachdem die Jahreszeit und das Feld war, mit ihren Heerden bald hier, bald da lagen. Von Ugrabib, welches etwa zwei Tagereisen von Komachas gegen Norden liegt, zogen sie auf Noachas, Kama, Pada, Kauras, Hamtab, Annis, Kakas bis hin an den Großfluß und dann wieder die verschiedenen Stationen zurück bis nach Ugrabib. Man muß sich aber unter diesen Ortsnamen keine Dörfer denken, sondern Stellen, auf welchen entweder wegen guter Weide oder wegen guten Wassers auf einige Zeit die Mattenhäuser aufgeschlagen und vielleicht einige Gärten gemacht wurden. Die meisten von diesen Leuten standen mit dem

Missionar auf Komachas in Verbindung, einige unter ihnen gehörten auch zu der dortigen Gemeinde und wurden dann und wann besucht oder besuchten Komachas, wenn sie grade in oder bei Ugrabib lagen. Der angesehenste und reichste unter ihnen war Gert Korobib. Er war der Vater einer großen Familie und viel gesitteter, als alle Bastard rings umher. Gern wäre er für immer nach Komachas gezogen; allein er war als Flüchtling aus der Colonie gegangen und mußte sich außerhalb derselben halten; nur dann und wann auf kurze Zeit kam er nach Komachas, welches damals der nördlichste Grenzort der Colonie war. Da war es denn immer ein großer Festtag, wenn der Missionar von Komachas unter seinem gastlichen Dache einkehrte. Der Alte verfehlte dann nie, aus seinen Nachbaren, die im Felde umherlagen, eine stattliche Versammlung zu Stande zu bringen, der das Evangelium gepredigt werden konnte. Bei einem solchen Besuche hatte Missionar Kleinschmidt drei Jahre früher, ehe Hein zu diesen Leuten zog, an einem Sohne des Alten, einem Knaben von 12 Jahren, ein besonderes Wohlgefallen gehabt und den Alten beredet, denselben nach Komachas in die Kost zu geben; er wolle sich seiner annehmen und ihn das Lesen lehren, damit er es seine Geschwister und Geschwisterkinder wieder lehren und in der Familie zum Gottesdienst etwas vorlesen könnte. Der alte Gert war bereitwillig darauf eingegangen und hatte den Knaben nach Komachas gegeben, wo derselbe auch nach einigen Monaten das Lesen gelernt hatte und bald darauf mit ABC- und Buchstabirbüchern nach Hause zurückgekehrt war. Das mochte unter diesen Leuten wohl das Verlangen nach einem besondern Lehrer erweckt haben und mit Freuden nahmen sie Fredrik Hein bei sich auf. Der alte Gert Korobib wurde sein Patron.

Die Hauptarbeit des jungen Katecheten war in der Schule, welche er entweder in seinem Zelte oder in einer Laubhütte hielt, welche eigends dazu errichtet war. Er hatte Kinder und Erwachsene darin. Des Morgens begann er mit Gesang und mit Gebet, dann sprach er seinen Schülern die zehn Gebote, die Glaubensartikel und das Vaterunser vor, welche sie ihm nachsagen mußten; hierauf erzählte er ihnen biblische Geschichten, ließ sie dann Sprüche lernen und schloß mit einem Gebet. Des Nachmittags war wieder Schule, in welcher gleichfalls Sprüche und Lieder gelernt, auch Unterricht im Lesen und Rechnen gegeben wurde; er lehrte sie die sieben Tage der Woche und die zwölf Monate des Jahres, sagte ihnen, wie viele Tage in einem Jahre seien und was dergleichen Dinge mehr sind. Der Abend fand den jungen Schulmeister zum dritten Male in einem kleinen Kreise

von Jungen, die er besonders vornahm. Je nachdem viel oder wenig Menschen beisammen waren, war auch Heins Schule viel oder wenig besucht. Bald hatte er nur 16 Schüler, bald stieg ihre Zahl an 50 bis 60. Doch war diese Wanderschule nicht allein die Stätte seiner Wirksamkeit. Des Sonnabends Abends hielt er Betstunde. Da kam alles Volk, welches in der Nähe lag, man sang und Hein betete und las einen Abschnitt aus der Schrift vor. Und Sonntags früh hielt er seine kleine Kirche, wobei er aus einem Predigt- oder Erbauungsbuche, welches er von Budler erhalten hatte, vorlas. Eine Betstunde beschloß Abends jeden Sonntag.

Mit vieler Treue wartete der Katechet seines Amtes. Und es war nichts Leichtes damit. Das Wanderleben hatte seine mannichfache Noth und Beschwerde Die Leute ließen ihrem jungen Lehrer zwar nichts abgehen, was des Leibes Nahrung und Nothdurft betrifft. Die alte Mutter Korobib machte ihm mit eigner Hand seine Fellhosen und versah ihn mit einer warmen Felldecke, daß er des Nachts nicht fror. Aber es war doch eben nur, was die Leute selber hatten. In der Winterzeit gab es nur Fleisch und Milch; zur Sommerszeit kam noch etwas Gartenfrucht dazu, als Pampunen und Wasserlimonen, welche sich Hein auch wohl selber pflanzte, wenn er Zeit hatte, einen kleinen Garten anzulegen. Und dann die vielen Mühseligkeiten, welche das Reisen in einer wasserarmen öden Wildniß mit sich brachte. So erzählte er in einem seiner Tagebücher folgende Geschichte. Er war etwa 4 Monate bei den Leuten, als einige seiner Schüler so weit waren, daß sie lesen konnten. Es fehlte ihm an Büchern und er entschloß sich, nach Komachas zu reisen, um Neue Testamente zu holen. Er sattelte seine Reitochsen und machte sich auf den Weg. Als er in Komachas erhalten, was er suchte, ritt er mit einem jungen Bastard zu seinem Volke zurück. Am dritten Tage ihrer Reise schien die afrikanische Sonne mit all ihrer Glut auf die beiden jungen Reisenden und der glühende Ostwind der Wüste machte sie todesmatt. Sie hatten des Morgens sehr gesalzenes Fleisch zum Inbiß genommen, der Durst plagte sie und nirgends war Wasser zu finden. Bereits war einer ihrer Reitochsen vor Mattigkeit liegen geblieben, als sie halb verschmachtet an die Stelle kamen, wo sie Wasser zu finden hofften. Sie suchten und suchten, aber nirgends war Wasser zu finden und trostlos verließen sie den Platz. „Nach Menschengedanken," erzählte Hein in seinem Tagebuche, „war keine Hoffnung mehr. Aber wird denn Gott seine Kinder und die zur Ehre seines Namens leben wollen, verschmachten lassen? Nein!" Da ließen sie ihren Ochsen den Zügel und von Durst gestachelt rannten die Thiere davon und standen endlich vor ei-

ner tiefen Grube still. Wasser war nicht darinnen, aber die beiden Jünglinge machten sich an's Graben. Nach vieler Arbeit fanden sie endlich Grabwasser. Nun war es aber so tief unten, daß sie nicht zum Trinken kommen konnten. Da mußten sie ihre Schuhe ausziehen und mit denselben das Wasser schöpfen und konnten nun ihren und ihrer Ochsen Durst löschen.

Aber aller dieser Mühen ungeachtet ermattete Fredrik in seiner Arbeit nicht. Mit vieler Freude konnte Missionar Brecher, der damals auf Komachas wirkte und nach Verlauf eines Jahres die Früchte der Arbeit des Katecheten auf einer Inspectionsreise kennen lernte, schreiben: „Mit Heins Schule halten geht es sehr gut" und die Leute waren so begierig nach der Predigt des Evangeliums, daß der Missionar in dem Monate, wo er bei ihnen war, 60 Mal predigen mußte. Er hatte sich vorgenommen, nicht so viel zu predigen, aber die Menschen ließen ihm keine Ruhe; alle Tage mußte er ihnen zweimal das Wort sagen, so begierig waren sie nach demselben. Dazu stand Hein bei den Leuten in Liebe und Achtung. Als bald darauf Brecher für gut fand, ihn eine Zeitlang zu sich nach Komachas zu nehmen, um ihn selber weiter zu unterweisen und guten Rath zu geben, was Hein immer demüthig und mit vielem Danke annahm, kam eine Frau von Ugrabib zu ihm, welche ihn dringend ersuchte, den Katecheten ihnen doch wieder zuzusenden, worin ihr auch gewillfahrt wurde. Jedoch behielten sie ihn nicht lange mehr. Als er etwas über 2 Jahre bei ihnen gewesen war und nun bereits in sein 20stes Jahr ging, konnte ihm schon ein wichtigerer Posten anvertraut werden. Der fand sich denn auch bald an der Mündung des Großflusses, wohin Hein mit den Leuten von Ugrabib auf deren Wanderzügen einige Male gekommen war, und zwar bei dem Biercapitain Paul Links. Im Juli 1846 trat er bei diesem sein Katechetenamt an. Ich muß den Biercapitain und sein Volk etwas genauer beschreiben.

Der Großfluß oder Garib ist in seinem unteren Laufe, mit welchem er das Klein-Namaland begränzt, von kahlen und öden Uferbergen eingeschlossen, welche nur ganz dicht am Flusse an einigen Stellen Weiden- und Ebenholzgebüsch zu lassen. Zwei Fuhrten führen hier aus dem Klein- in das Großnamaland. Einige Stunden unterhalb der westlichen Fuhrt ergießt sich der Fluß in das Meer. Hier ist die Gegend offener und einige Gegenden werden durch das Ueberlaufen des Flusses mitunter recht fruchtbar gemacht. Im Ganzen aber ist das Flußthal höchst unfruchtbar und je höher hinauf, desto öder und wilder wird es. In diesem Thale etwa 25 bis 30 Stunden von der Mündung hinauf hauset schon seit Jahren eine Horde Nama. Sie sieht das Land als ihr Eigenthum an

und nur wenige Bastard theilen sich mit ihr in dem armseligen Besitze. Doch zu gewissen Zeiten, wenn das Feld im Klein-Namalande gar zu öde wird, kommen auch die Bastard, die auf Ugrabib zu liegen, mit ihren Heerden hiehergezogen und weiden ab, was sich findet, wie wir das vorhin gehört haben. Meistens liegt die Horde auf dem linken Ufer des Flusses im Klein-Namalande; doch setzen sie auch zuweilen auf das rechte Ufer über, wenn dort das Feld besser im Stande ist. Die Horde ist nicht groß, höchstens 360 Köpfe stark. Man nennt sie „die Flußmenschen.“ Sie sind noch echte Nama. Nur sehr wenige verstehen das Holländische zur Nothdurft zu sprechen. Ihr unfruchtbares Flußgebiet erlaubt es nicht, große Heerden zu halten und viele unter ihnen sind ganz arm und haben auch nicht ein einziges Stück Vieh. Und sie werden von Jahr zu Jahr ärmer. Nur die wohlhabensten muß man sich in Fellkleidern denken; die meisten gehen nur ganz nothdürftig mit elenden Lumpen bekleidet. Bei allem Hange zur Trägheit, welcher dem Hottentottenstamme eigen ist und wovon auch diese Flußnama ihr gutes Theil haben, zeichnen sie sich doch durch Körperkraft und Gewandtheit aus. Miss. Kleinschmidt war ein Mal in Begleitung mehrerer junger kräftiger Bastard von Komachas unter ihnen. Die Bastard hatten junge Pferde bei sich und wollten sie, als zur Rückreise gerüstet wurde, einfangen. Mit genauer Noth warfen sie den wilden Thieren die Schlingen über, aber keiner von ihnen konnte sie bändigen und zäumen. Ein Nama, der dabei stand, sah eine Zeitlang dem vergeblichen Bemühen zu; endlich biß er die Zähne zusammen, sprang zu, griff das Pferd bei den Ohren, riß es zur Erde nieder und hielt es so lange, bis es aufgezäumt war. Andere Pferde griff er im Laufe beim Schwanze, riß sie rechts und links, bis sie zur Erde stürzten; dasselbe that noch ein anderer Flußmann. Sie sind auch besonders gewandte Schwimmer. An den Bau eines Kahnes hat nie einer gedacht. Der erste und einzige Kahn, der vielleicht am ganzen Großflusse je gebaut wurde und auf demselben im Gebrauche ist, wurde 1843 von Missionar Hugo Hahn gebaut. Obgleich er aus grünem Holz, welches an Ort und Stelle gehauen wurde, gezimmert ist, so ist er doch so vortrefflich gerathen, daß er noch immer zur Zeit des hohen Wasserstandes von den Missionaren gebraucht wird, wenn sie über den Fluß zu setzen haben. Die Nama aber schwimmen über und haben dadurch schon manchem Missionar beim Uebersetzen wesentliche Dienste geleistet. Ein Feuerzeug war dann der ganze Lohn, mit dem sie in ihrer Armuth herzlich zufrieden waren.

Der Capitain dieser Horde heißt Paul Links. Er ist als ein greulicher Honigbiersäufer im ganzen Lande verrufen und weit und breit als der „Biercapitain" bekannt. Da Schmelen zuweilen an die Mündung des Flusses kam und dann auch den Menschen dort predigte, hatte Paul Links Kunde von der Mission bekommen und ließ zuweilen wohl merken, daß er nicht übel Lust habe, auch einen Missionar bei seinem Stamme zu sehen. Das Heilsverlangen wird nicht groß bei ihm gewesen sein; entweder that er's, wie so mancher Namacapitain, um äußern Vortheils willen, welchen er von den Missionaren erwartete oder er gab dem Drängen einiger seiner Leute nach, welche wirklich, wie es sich nachher zeigte, von der Predigt angeregt waren. Als Miss. Kleinschmidt zum ersten Male an den Fluß kam und die Leute zur Predigt zusammenrief, war zwar der Capitain nicht gegenwärtig, aber er ließ Kleinschmidt durch einen seiner Corporale ersuchen, sich bei ihm am Flusse niederzulassen. Kleinschmidt, der eine andere Instruktion hatte, konnte nicht darauf eingehen, sah auch wohl ein, daß das Gebiet des Capitains zur Anlegung einer eigentlichen Missionsstation sich nicht eigne. Doch bemerkte er schon damals richtig, daß ein National-Katechet sich wohl dort halten könnte und auch genug Arbeit finden würde. Er versprach dem Corporal, für einen Lehrer sorgen zu wollen. Leider konnte er sobald sein Wort nicht halten und in den nächsten Jahren trieb der Teufel ein höllisches Spiel unter diesen armen Leuten. Es waren durch die Missionare einige Funken des ewigen Lichtes in ihre Finsterniß gefallen, sie hatten von Jesu gehört, hatten geistliche Lieder bei den Versammlungen gelernt, wie die Afrikaner das bald lernen, aber es war ihnen alles unklar und sie mengten Geist und Fleisch in einer heillosen Weise durch einander. Wenn sie trunken beim Biertopf saßen, sangen sie geistliche Lieder und beteten und ihre Unzucht und Hurerei nannten sie christliche Liebe. Paul Links hatte ein Töchterchen von 11 Jahren. Das sagte eines Tages zu seinem Vater, als der wieder trunken beim Biertopf saß: „Vater, wann wirst du doch an andere Dinge denken, als an das Bier? Willst du nicht an Jesus denken?" Der volle Capitain antwortete der Kleinen: „Siehe nicht auf mich, mein Kind! Suche du nach Jesus. Denn das Trinken ist mir noch nicht schwer geworden. Wenn Jesus will, daß ich aufhören soll, dann werde ich aufhören. Aber dann wird mir das Trinken auch schwer werden. Jetzt ist es mir noch nicht zuwider, denn ich habe es noch nicht ausgebrochen." Mit Entsetzen erzählte ein Flußmann, der diesem Höllenneste entflohen und auf Bethanien gläubig geworden war, Miss. Knudsen von den Greueln, welche am

Flusse getrieben würden, als er eines Tages vom Besuche, den er dort gemacht hatte, zurückkehrte. Er hatte es selber gesehen, wie ein Buschmann, der unter ihnen lebte, einem andern mit dem Pfeil im trunkenen Muthe ins Bein schoß, wofür ihm der mit seinem Pfeil das Herz durchbohrte. Des Erschossenen Bruder jagt dem Mörder nach, aber da er ihn nicht erreichen kann, kehrt er wieder um, findet die Frau des Mörders, die ihr Kind im Tragfelle auf dem Rücken hat. Er reißt ihr das Kind aus dem Felle, wirft das Kleine in die Höhe und fängt es auf der Spitze seiner Assagai wieder. Die Mutter rettet sich durch die Flucht, aber noch zwei andere Frauen müssen als Sühne seiner Wuth fallen.

Da war es denn doch für Brecher nicht möglich, solche Greuel in seiner Nähe zu haben, ohne Hülfe zu senden und im Juli 1846 mußte sich Hein an den Fluß begeben. Er ging gern und das Flußvolk nahm ihn mit vieler Freundlichkeit bei sich auf. Sie hatten versprochen, für seinen Unterhalt zu sorgen, was sie auch treulich thaten; allein es ging manchmal sehr knapp her. Unter den Menschen von Ugrabib hatte der Katechet es schon dürftig genug gehabt, hatte sich doch aber alle Tage satt essen können. Hier am Flusse aber war es wahre Hungerleiderei. Ein Kümpchen Milch war oft die ganze Mahlzeit, die er erhielt und auch die mußte er zuweilen noch mit einem halbverhungerten Kindchen theilen. Zwar schickte Brecher dann und wann etwas Korn; aber Fredrik behielt in der Regel nicht viel davon; es wurde ihm zum guten Theil wieder abgebettelt. Man kann sich keine Vorstellung davon machen, wie elend sich diese Menschen zur dürren Zeit behelfen müssen. Man liest von den Eskimo, daß sie vor Hunger zuweilen Schuhsohlen essen; das thun nun zwar diese Nama nicht, denn sie haben keine Sohlen; aber es ist in der Hungerzeit etwas ganz Gewöhnliches, daß sie die Schaf- und Ziegenfelle, auf welchen sie schlafen, verzehren. Es kam zuweilen vor, daß die Kinder in Heins Schule allein deshalb nicht lernen konnten, weil ihnen vor Hunger die Sinne vergingen. Und um das Maaß des Elendes voll zu machen, kam Paul Links noch auf den Gedanken, die besten Weideplätze, die sein Stamm hatte, unten an der Mündung des Flusses zu verpachten. Ein Paar englische Händler beabsichtigten, sich dort niederzulassen, um ihren Handel mit den Leuten des Landes bequemer betreiben zu können. Aller Widerspruch des Volkes war umsonst; der tolle Capitain verpachtete auf 5 Jahre und die Händler bauten auf dem besten Grunde ein Haus. Der Schaden war doppelt. Die schönsten Weideplätze waren verloren und die Händler verleiteten mit ihren Waaren die armen Wilden, den letzten Rest

ihres Viehes hinzugeben. Nach einem Paar Monaten hatte Links schon für 200 cap. Thaler Waaren in Kaffee, Zucker, Thee, Reis und Kleidungsstücken genommen; die Pacht war bald verzehrt; wollte er mehr haben, mußte er sein Bischen Vieh spendiren. Hein fand deshalb bei seinem Anzuge den Stamm in großer Erbitterung gegen den Capitain, denn sie sahen ihren Untergang vor Augen und die nächste üble Folge war, daß die Menschen sich sehr zerstreuten und darum die Arbeit eines Katecheten unter ihnen doppelt schwer war.

Indessen fing Hein sein Amt in Gottes Namen an. Eine große Schwierigkeit, auf die er gleich Anfangs stieß, war die Sprache. Im Wupperthale, seiner Heimath, reden alle Hottentotten und Bastard nur Holländisch; das war seine Muttersprache. Das Nama hatte er erst zu Steinkopf gehört, scheint sich aber wenig Mühe gegeben zu haben, es zu erlernen. Er machte es, wie die allermeisten Bastard. Sie verachten das Nama und sehen Holländisch-Sprechen als ein Zeichen höherer Bildung an. Vielleicht ist aber auch seine Zunge schon zu schwerfällig zum Erlernen der Sprache gewesen. Genug, wollte er mit den Kindern und mit den Alten verkehren, so mußte er einen Dolmetscher haben. Es war zum Glück ein tüchtiger, braver Mann unter dem Volke, welcher das Holländische verstand und Domrog hieß. In der Schule sah Hein zu, wie er sobald als möglich mit den Kindern im Holländischen voran kam; er lehrte sie anfänglich nur Liederverse, lesen und zählen, natürlich holländisch; unter etwa 70 Kindern waren nach einem halben Jahre etliche, welchen er das Neue Testament zum Lesen in die Hand geben konnte. Je mehr sie des Holländischen mächtig wurden, desto mehr biblische Geschichten erzählte er ihnen auch. Mit den Erwachsenen ging das nicht so leicht. Da mußte Domrog, der Dolmetscher, heran. Jeden Morgen war ein kleiner Gottesdienst, in welchem gesungen, das Wort gelesen und gebetet wurde. Zwei Mal in der Woche hielt Hein Katechisation mit den Erwachsenen. Und das Volk ließ sich das alles gar gern gefallen und hatte zu seinem jugendlichen Lehrer, der alle Mühen und Beschwerden der Wüste brüderlich mit ihm theilte, eine ganz besondere Neigung. Sie bewachten ihn förmlich, daß er ihnen nicht etwa nach Steinkopf entwiche und wenn er von einer kleinen Reise heimkehrte, liefen sie ihm eine Strecke weit entgegen und weinten und lachten vor Freude in einem Athem, wenn sie ihn wieder unter sich sahen. Schon im Frühjahr 1847 zeigten sich die ersten Spuren eines erwachenden geistlichen Lebens. Hein schrieb damals: „es sind viel Menschen hier, die von Herzen wünschen, Gott zu dienen, wie sie bekennen und

wie ich selber bei einigen auch in der That wahrnehme; des Morgens, ehe der Tag anbricht, kann man viele betende Stimmen hören, so auch des Abends; ich würde schon angefangen haben, ihnen Taufunterricht zu geben, wenn nicht jetzt die meisten der Dürre wegen auseinander gegangen wären." Diese Erweckung mehrte sich, als Knudsen um die Mitte dieses Jahres an den Fluß kam. Er war in der Capstadt gewesen und zog jetzt mit seinem Reisewagen wieder Bethanien zu. In seinem Wagen brachte er dem Volke einen kostbaren Schatz mit. Es war das Evangelium Lucä, welches er in die Namaquasprache übersetzt und in der Capstadt hatte drucken lassen. Hein bekam eine Partie Evangelienbücher ab und benutzte sie gleich, um in den Abendversammlungen in des Volkes eigener Sprache daraus vorzulesen. Da brach für die armen Flußmenschen eine angenehme Zeit an. Von Juli bis October wirkte der Geist des Herrn mit einer so überwältigenden Kraft an den rohen Herzen, daß der junge Katechet oft in Erstaunen über die Wunder des Herrn außer sich war. Bei den Kindern fing es an. Sie rissen sich die Ohrringe aus und warfen ihre Perlenschnüre und Armringe weg, weil sie diese heidnischen Zierrathen als einen Götzendienst erkannt hatten und verabscheuten. Die Alten waren so von dem Gefühle ihrer Sünden übernommen, daß nach der Versammlung meistens welche wie todt in der Laubhütte liegen blieben, in welcher die Versammlung gehalten war. Man sah eine alte Frau, welche nicht mehr gehen konnte, regelmäßig auf allen Vieren in die Versammlung kriechen. Da begann im August dieses Jahres der junge Katechet seinen ersten Taufunterricht mit 21 Personen und als ein Vierteljahr um war, machte er sich nach Steinkopf auf, um seinen Pfarrer zur Taufe an den Fluß zu holen. Während er auf Steinkopf war, kam ein Alter vom Fluß an. Er hatte die Zeit nicht erwarten können, bis er getauft sei und holte sich selbst das Sacrament von Steinkopf. Als Missionar Brecher im December an den Fluß kam, konnte er nach vorgenommener Prüfung 28 Menschen, jung und alt, taufen. Er gab damals der ganzen Flußgegend auf dem linken Ufer, wo sich der Stamm des P. Links befand, den Namen Richtersfeld, dem seligen Inspector Dr. Richter zu Ehren, der in diesem Jahre heimgegangen war.

Nach dieser Gnadenzeit klagt Hein zwar, daß der Teufel sich aufgemacht habe, um zu sehen, welche er wieder verschlingen könne, allein im Ganzen hatte er doch im folgenden Jahre 1848 noch vielen Segen zu genießen. In der Schule ging es gut vorwärts. Er hatte 30 Kinder, welche lesen konnten und bereits waren Versuche mit dem Schreiben ge-

macht. Es gab Zeiten, in welchen über 100 Kinder in der Schule waren. Auch unter den Alten hielt sich die Erweckung. Als Hugo Hahn auf einer Reise vom Hereròlande nach der Capstadt, um daselbst Bücher drucken zu lassen, an den Fluß kam und unter diese Menschen trat, traute er seinen Sinnen kaum. Er fand an 300 Menschen beisammen. „Der Herr hat merklich Fr. Heins Arbeit gesegnet," schrieb er damals. „Wer diese Menschen, wie ich, vor 5 Jahren gesehen hatte, mußte ausrufen: Es ist ein Wunder vor unsern Augen." Ein großer Theil Menschen lag ihn dringend an, ihnen die Taufe zu geben. Er wählte 31 Personen, Alte und Junge, aus und taufte sie. Als er mit Kleinschmidt ein Vierteljahr darauf wieder aus der Colonie hinauf gen Norden zog, war der Drang zur Taufe noch gewaltiger und Kleinschmidt taufte bei dieser Gelegenheit im Auftrage des Missionars auf Komachas noch 44 Seelen aus diesem Volke, auch wurden dem Katecheten 2 Aelteste aus der Gemeine zur Aufsicht über dieselbe zur Seite gestellt. Das geschah im October 1848.

Vielleicht ist es zu rasch mit diesen Taufen gegangen. Wir wollen aber darüber die beiden Brüder nicht zu scharf richten. Es war eben im Jahre 1848. Sie handelten Angesichts einer Zeit, die vielen Leuten den Eindruck einer letzten machte. Man sucht dann noch in die Scheuren zu bringen, was eben nur will. Hier ist ein Brief, den diese und noch einige andere Brüder im Klein-Namalande in jenen Tagen nach Hause schrieben.

Motto: Herr, wenn ich nur Dich habe!

Komachas, 21. Aug. 1848.

Theure und geehrte Väter! Schon lange haben uns die Zeichen der Zeit aufmerksam gemacht, und unsere Ahnungen, daß die große Trübsalsstunde, aber dann auch das Halljahr, bald hereinbrechen werde, ist wohl nicht ungegründet.

Daß es aber so rasche und betrübende Wendungen auch in unserem geliebten Deutschland geben werde, dachten wir nicht. Wir vernahmen erst kürzlich aus den Zeitungen, welche schrecklichen Ereignisse statt gefunden, aber noch deutlicher aus Ihrem Circulärschreiben, daß wir in diesen Tagen empfingen. Im besagten Schreiben melden Sie uns auch, daß wir unter diesen Umständen auf keine Unterstützung rechnen dürfen und wir fühlen es Ihnen ab, daß es Ihrem Vaterherzen schwer werden mußte, uns diese Trauerbotschaft mitzutheilen. Aber auch wir unsererseits fühlen uns gedrungen, Sie durch dieses gemeinschaftliche Schreiben einigermaßen zu trösten.

Haben Sie, theure Väter, unseretwegen nicht zu große Sorge. Wir haben ja die Erscheinung unseres Herrn Jesu lieb, wir beten und arbeiten ja auch daran, daß das Reich Gottes komme und werden durch die Gnade unseres Erlösers fortbeten und fortarbeiten, bis es kommt und gekommen ist. Und wenn dann nun die letzten Geburtswehen kommen und vielleicht schon da sind, daß es vollends ausgeboren werde, sollten wir denn nicht gern Theil nehmen an diesen Wehen?

Ja, seien Sie versichert, wir sind gesonnen, mit Gottes Hülfe über uns ergehen zu lassen, was auch kommen mag, denn wir wissen: der Herr ist bei uns alle Tage bis an der Welt Ende. Wir denken zu arbeiten, so lange es Tag ist auch ohne Unterstützung von Ihnen, obwohl wir nicht wissen und uns bis jetzt keine Quellen bekannt sind, woher die Nothdurft des Leibes zu nehmen. Wir verzagen nicht, theure geliebten Väter, denn „Eine veste Burg ist unser Gott." —

So viel steht aber fest, daß seit jenen Taufen im Herbst 1848 das Werk Gottes auf Richtersfeld nicht mehr vorwärts, vielmehr zurückgegangen ist. Bald nachher reiste Fredrik Hein nach Wupperthal, um sich eine Frau zu suchen. Er war nun schon 22 Jahre alt und konnte ohne Hauswesen nicht mehr bestehen. In der Tochter des früheren Namamissionars Wimmer, welche eine Bastard war, da Wimmer eine Eingeborne zu Frau gehabt hatte, fand er eine Person, die bereit war, ihm nach dem Großflusse zu folgen. Im Frühjahr 1849 wurde er mit ihr zu Steinkopf getraut. Als er auf sein Richtersfeld zurückkehrte, war schon vieles anders geworden. Das Volk war sehr zerstreut; nur mit Mühe konnte er ein Paar Menschen zusammen bringen. Daran war zunächst die große Dürre Schuld. Noch mehr als das aber scheuchte ein anderer Umstand die Wilden auf das andere Ufer des Flusses und von da noch tiefer in das Land hinein. Und das war die Verlegung der Grenze der Colonie bis an den Großfluß, welche um diese Zeit von der Regierung am Cap vorgenommen wurde. P. Links und sein Volk sahen wohl ein, daß sie ihr Bestehen am Flusse nicht mehr würden haben können, wenn die Regierung ihr Land an die Colonisten verkaufte, welches sie nach gemachten Erfahrungen befürchten mußten. Bald sah sich Hein wie verlassen; seine Schule wurde immer kleiner, zum Gottesdienst kamen immer weniger Menschen. Und das hat zu seiner Betrübniß so angehalten bis in das Jahr 1851. Er versuchte, von den Getauften zu halten, was zu halten war; allein die große Zerstreuung, in der sie lebten und der Zug nach Norden, welcher in den letzten Jahren so viele Namastämme ergriffen hat, erfaßte auch die Fluß-

menschen; und vieler konnte der arme Katechet gar nicht habhaft werden. Die Wenigen, die bei ihm waren, versanken in große geistliche Trägheit und wenn er sie strafte, mußte er sich wohl noch von ihnen schelten lassen. Am Treuesten hielt sich noch Johannes Domrog, der Dolmetscher.

Hein war indessen nicht der Mann, sich durch diese traurigen Erfahrungen irre machen zu lassen. Die Ausdauer im Werke, welche er schon in der Schule zu Wupperthal als Knabe zeigte, bewährte er auch als Mann in Richtersfeld. Er hatte zu Steinkopf und Komachas gesehen, daß das einzige Mittel, das Volk dieses Landes vorm Zerstreuen und damit vor dem gänzlichen Untergange zu bewahren, darin besteht, daß man es durch den Landbau zu einem seßhaften Leben bringt. Und je mehr er das Flußgebiet ansah, desto mehr überzeugte er sich, daß es doch noch manche Plätze in demselben gab, welche der Bebauung fähig waren und wenn man auch dabei manchen Unfällen, welche durch Clima, Ungeziefer u. dgl. herbeigeführt werden, unterworfen war, so konnte dieser Schaden doch nicht so groß werden als der, den das gänzliche Verarmen und das Herumschweifen in der Wüste mit sich brachte. Die entsetzliche Trägheit seines Volkes bot freilich ein fast unübersteigliches Hinderniß dar. Allein er ließ sich nicht abschrecken und wählte das beste Mittel, welches er in seiner Lage wählen konnte. Schon seit Jahren hatte er überall, wo er mit dem Volke lag, am Flusse gepflügt und Korn gesäet; es hatte mannichmal ganz ergiebig getragen und ihm das Leben gefristet. Der eine und der andere hatte es nachgemacht und, wie er, die Früchte seiner Arbeit genossen. Die allermeisten hatten freilich lieber Korn gebettelt, als Korn bestellt. 1850 endlich machte er einen Platz ausfindig, wo sich viel Kornland machen ließ; auch Kleinvieh konnte in reichlicher Quantität da gehalten werden. Sein Plan war gefaßt. Er wollte sich hier bleibend niederlassen. Bis dahin hatte er nur in einem Mattenhause gewohnt, wie alle Bastard. Aber auch schon dies Mattenhaus unterschied sich sehr vortheilhaft von allen andern. Bei Fredriks großer Ordnungsliebe und Reinlichkeit war in demselselben alles nett und sauber; alles hing und lag an seinem bestimmten Orte; der Schlafplatz war durch eine Matte von dem Wohnplatz getrennt, was bis dahin im Namalande nicht Mode war. Auf Heins Kleidern sah man auch nicht ein Fleckchen. Aus diesem Mattenhaus machte er nun ein kleines Lehmhaus und einen hübschen Garten dabei. Hier bleibt er in der trockenen Zeit, und zieht so viele Leute an sich, als er kann. In der Regenzeit in welcher sich das Volk zerstreut, zieht er mit ihnen in das Feld, wozu er jetzt von uns einen Wagen erhalten hat. — Es schien als

ob sein Plan von dem Herrn sollte gesegnet werden. Das Volk sammelte sich wieder um ihn und schien auch wieder begieriger nach dem Worte zu werden. 1851 inspicirte der Superintendent Richtersfeld. Er fand Hein im Winderfelde bei dem Volke liegend, prüfte die Kinder in der Schule, und fand sie, den Umständen nach, genügend. Hein selber war bei dem Volke in Achtung und verstand gut mit ihm umzugehen. Er war bei gutem Muthe und hoffte auf den Herrn. Allein bald darauf entdeckten die Engländer, daß die Berge des Stammes an dem linken Ufer des Garib reiche Kupferlager enthielten und nun strömten von der Capstadt her viele Leute zu den eröffneten Kupferminen. Hein stand zwar fest auf seinem Posten und hielt Schule und Kirche, der alte Capitain hielt sich im Ganzen gut; aber der Stamm zerstreute sich sehr oder war den Versuchungen der Kupfergräber Preis gegeben. Diese Lage wurde für den treuen Katecheten zu schwierig; er wurde von da abberufen und nach Ebenezer versetzt; leider waren nun die Flußmenschen fast ohne alle Pflege und Richtersfeld ist untergegangen.

---

26. Kees Goliat.

Der westliche Theil des Caplandes ist wegen seiner kahlen unfruchtbaren Berge berüchtigt. Nirgends ist dort der grüne waldichte Schmuck zu sehen, den unsere Berge tragen. Doch wie alles in der Welt, so haben auch die capischen Berge ihre Ausnahmen. Man hat dem, den ich meine, deshalb den Ehrennamen des „grünen Berges" gegeben. Er liegt nur etliche Stunden von Stellenbosch. Von unten bis oben ist er herrlich bewachsen und die reichen Quellen, die aus seinen Seiten strömen, tränken das Thal zu seinen Füßen, so daß es zu den fruchtbarsten und anmuthigsten gehört, welche sich in Südafrika finden. Als vor 150 Jahren die Colonisten, deren Nachkommen noch jetzt in großem Wohlstande daselbst wohnen, sich in diesem Thale niederließen, wurden sie unwillkührlich an ihr schönes Vaterland erinnert, was Europäern in Südafrika selten begegnet und noch heute trägt ein Theil des Thales den Namen der „Picardie" zum Andenken an die schönen Thäler dieser Landschaft Frankreichs. Es waren nämlich französische Emigranten, die um des Glaubens willen ihr Vaterland verlassen hatten. Sie haben nach Südafrika nicht wie anderwärts hin Manufacturen und Fabriken, sondern den Weinbau gebracht,

der die Quelle des Reichthums ihrer Nachkommen geworden ist, die jährlich viele hundert Frachten Wein, Orangen, Citronen, Mandarinenäpfel, Feigen und andere Südfrüchte nach der Capstadt schicken, und wenn auch mit der Zeit in allem Uebrigen zu Holländern geworden, noch immer in ihren Familiennamen das Gedächtniß ihrer Väter bewahren. Die Rousseau's, die de Villiers, Jouberts, des Marees, Menards, le Roux's, Malans, Villons, du Toit's, Retifs, Malherbe's gehören noch heute zu den größten Familien des glücklichen Thales.

Alle Weinsorten, Muskateller, Steenwein, Haanepoot, Capmadera und wie sie weiter heißen mögen, gediehen den Franzosen am Bergflusse vortrefflich, nur mit einer Rebe wollte es nicht recht fort. Und das war der wahrhaftige Gutedel, von dem Johannis am 15. geschrieben steht. Es ging ihnen darin nicht viel besser, als vielen andern Auswanderern. Sie hatten sich zwar in der Mitte des Thals eine Kirche gebauet, es war aber ein miserabeles Bauwerk und sah einer Scheune ähnlicher als einer Kirche. Die Mauern waren höchstens 4 Fuß hoch; auf denen lagen gleich die rohen Dachsparren mit Riet bedeckt. Inwendig war das Gebälk gerade noch hoch genug, daß ein großer Mann drin stehen konnte. Die Mauern ganz unbekleidet, an eine Decke kein Gedanke, gar plump verfertigte Bänke, ein Katheder und ein Lesepult von dem elendesten Gemächt, kurz ein Haus, wie etwa die alte Kirche zu Ebenezer, von der ich gleich mehr erzählen will. In solcher Kirche hielten Hottentotten doch nur 10 Jahre aus; die Franzosen am Bergflusse haben 100 Jahre sich mit solchem Tempel begnügt, bis sie zu Anfang dieses Jahrhunderts sich eine Kirche gebaut haben, welche jeder Stadt bei uns Ehre machen würde. Die armen Leute waren nämlich gleich anfangs an ein schlechtes Subject von Prediger gerathen, der besser zum Kanoniren als zum Predigen taugte. Sie mußten ihn endlich davon jagen und eine Frau soll ihn excommunicirt haben. Er wohnte nachher noch viele Jahre in der Capstadt, in deren Nähe er einen schönen Garten besaß, in welchem er 6 Kanonen von zweipfündigem Kaliber, die man damals Prinzenstücke nannte, hatte auffahren lassen. Wollte sich dann Monsieur Beck, ehemaliger wohlbestallter französischer Pfarrer in der Paarl am Bergflusse, ein rechtes Plaisir machen, so ließ er mit eigener Hand seine Prinzenstücke über die Stadt hinspielen, daß der Tafelberg in seinen Grundfesten bebte. Das passirte Colonisten schon vor 100 Jahren. Seit der Zeit hatten die französischen Emigranten lange Jahre keinen eigenen Prediger. Sie brachten ihre Kinder nach Stellenbosch zur Taufe und der Prädikant von dort kam dann und wann zur Paarl und hielt

Communion. Sonntags früh las einer in der alten Kirche eine Predigt und sang etliche Psalmen vor. Sonst sah ein jeder zu, wie er sich mit seinem Gottesdienst einrichtete, so gut er konnte und wußte.

Aus dieser für das geistliche Leben im Thale kümmerlichen Zeit rührte eine Einrichtung her, welche sich erhalten hat, nachdem die Colonisten schon lange ihren ordentlichen Pfarrer in Paarl hatten. Ein Theil des Thals heißt W a g n e r s t h a l von einem Wagner oder Stellmacher, welcher sich zuerst an der Stelle ansiedelte. Wagnersthal bildete eine eigene Commune und stand unter der jedesmaligen Leitung eines alten erfahrenen Mannes, der das Schulzenamt am Orte versah. Dieser Greis versammelte des Sonntag-Nachmittags die Sclaven des Ortes in einer kleinen Capelle und unterwies sie im christlichen Glauben. Es sind aber viele Sclaven im Thale, wohl an 6000 auf 4000 freie Leute. Leider konnte dieses Missionswerk an den armen Schwarzen nie zu dem rechten Ziele kommen, denn die Colonisten gaben, wie das leider ehemals in der ganzen Colonie der Fall war, nicht zu, daß ihre Sclaven getauft wurden; aber dessenungeachtet segnete der Herr die Sorgfalt der Wagnersthaler für die Heiden dergestalt, daß nirgends im ganzen Thale so viel christliches Leben sich fand, als grade bei ihnen; auch waren sie die reichsten und wohlhabensten Colonisten weit und breit. Das Missionswerk, welches der alte Schulze trieb, ging indessen nur die Heiden an, welche Sclaven waren. Und das waren Neger und Malaien, welche durch den Sclavenhandel ins Land gekommen waren. Um die freien Heiden bekümmerte er sich nicht. Das waren die Hottentotten, welche ursprünglich im Lande saßen. Es waren ihrer nur noch wenige dort zu finden, armes versprengtes Gesindel. Die Herrlichkeit ihres Volkes war längst dahin. Schloß Riebeek am nördlichen Ende des Thales erinnerte nur noch an die Zeiten, wo der erste Gouverneur der Copcolonie sich dort mit den Gunjemanns schlug und die nackten Wilden mit seinem Feldstücke auf immer niederwarf.

Solch ein armer Strolch von Hottentott lebte denn auch vor etwa 30 Jahren in Wagnersthal. Er hieß G o l i a t und nährte sich bei einem Bauer vom Viehhüten. Es war eigentlich kein reines Hottentottenblut, denn sein Großvater war ein Malaiensclav aus Batavia gebürtig; aber seine Großmutter eine echte Hottentottin, und weil sie eine freie war, so war sein Vater nach holländischem Gesetz frei geworden. Dem Goliat trug indessen seine Freiheit blutwenig ein, ja er hatte weniger von ihr, als die Sclaven von ihrer Knechtschaft; denn wenn sie Sonntags zur Capelle gingen, mußte er draußen bei seinem Vieh liegen und hörte nichts

vom lebendigen Gott. Doch wehet der Geist, wo er will — in der Capelle und vor der Capelle und von den Wagnersthalern mag etwas zu hören und zu lernen gewesen sein, ohne daß man grade ihren weißköpfigen Schulzen katechisiren hörte. Denn dem Goliat gingen doch trotz dem, daß er so wild aufwuchs, wunderbare Gedanken durch den Kopf; er betete auch hinter seiner Heerde zu dem unbekannten Gott und war ein stiller Bursche, so daß die Leute im Dorfe ihn ordentlich lieb hatten und ihn nur den „Kees" nannten, d. h. Cornelius, dem frommen heidnischen Hauptmann zu Ehren und dem wüsten Philister zum Trotz, dessen Namen er trug. Kees Goliat muß auch damals in Wagnersthal in ganz besonderer Arbeit des Geistes Gottes gestanden haben. Denn ich habe noch nicht viel davon gehört, daß ein Christenmensch sich lieber den Tod als das Leben wünscht, wenn er will Hochzeit machen. Das war aber bei diesem schlichten Viehhirten also. Als er um die Griet, sein nachheriges Weib, freite, konnte er sich vor Sterbensgedanken nicht lassen. Er wünschte sich immer den Tod, um zu Gott zu kommen, so lieb hatte er ihn und wußte keinen andern Weg zu ihm, als den Tod, der arme Schelm!

Kaum hatte er aber die Griet am Halse, so schlief alles bei ihm ein, denn sie war ein ganz heidnisch Mensch. Sie zogen fort von Wagnersthal und wohnten in Slangenhoek, etliche Stunden weiter von da auf Worcester zu. Da lebte der Goliat und der Kees war todt mehrere Jahre lang. Auf einmal ging das Gerücht in der Gegend, ein Sendeling habe in Worcester eine neue Capelle für die Heiden gebauet und wolle sie nächstend einweihen. Es war Missionar Terlinden und Worcester war nur 3 Stunden von Slangenhoek. Da wachte der Kees wieder auf und machte sich am 1. Mai 1834 auf den Weg nach Worcester, um der Kirchweihe beizuwohnen. Es war das erste Mal, daß er zur Missionspredigt kam, und die neue Capelle war mit Negern und Hottentotten ganz angefüllt. Zahn und Terlinden predigten und von Stund an war es um den Goliat geschehen. Die ganze Menge der wunderbaren Gedanken, mit denen er sich in Wagnersthal getragen hatte, erwachte wieder in ihm mit einem Schlage. Terlinden kündigte auf nächsten Sonntag das Abendmahl an und als der nächste Sonntag kam, kam auch Kees Goliat wieder von Slangenhoek her. Die ganze Capelle war wieder voll Heiden, aber nur — zwei von ihnen hielten das Mahl, denn größer war damals die Gemeinde in Worcester noch nicht. Zwei nur — und so viele nicht und du auch nicht — dachte Kees, ging heim und ließ seinen Kopf hängen wie ein Schilf. Das ließ ihm keine Ruhe bei Tag und Nacht. Er mußte einmal

des Nachts ausreiten und sattelte, um auszuruhen, im freien Felde ab. Wie er da lag, betete er still bei sich, so gut er konnte. Und wie er betete, rief es ganz laut und vernehmlich: „Kees! Kees!“ Athemlos lag der Hottentott am Boden und horchte in die Nacht hinaus; die Nacht blieb aber stumm und es rief nicht wieder. Bald darauf hatte er eines Abends das Vieh vom Haus hinweg ins Feld getrieben und dabei wieder gebetet. Als er nach Hause zurück ging, war es bereits dunkel geworden. Da überfiel ihn auf einmal eine große Angst; er wußte selbst nicht, weshalb. Er betete und ging immer und betete Stücke vom Vaterunser, das er von der Kirche her behalten hatte und wie er sich dabei umsah, ging dicht hinter ihm eine fremde Gestalt. Er mußte vor Schrecken sein Gesicht wegwenden; aber im Nu sah er auch derselben lange Arme vor sich hingestreckt. Wie er sich ein Herz faßte, seinen Begleiter genauer zu betrachten, verschwand auch die Gestalt und er war dicht bei Slangenhoek. Das konnte so nicht fortgehen und in den nächsten Tagen meldete sich Kees Goliat bei Terlinden zum Unterricht; er wollte Ruhe haben für seine arme Seele. Der Missionar nahm ihn gern als Taufcandidaten an und prüfte und unterwies ihn sorgfältig wohl 1½ Jahr.

Da erhielt im Frühjahr 1836 Terlinden den Auftrag, Worcester zu verlassen und die Station Ebenezer am Elephantenflusse zu bedienen. Der arme Kees erschrak, als er das hörte und bat um die Taufe, noch ehe Terlinden verzöge. Der nahm die Sache aber sehr genau und schlug ihm sein Begehren ab. Was sollte der arme Mann machen? Als alles Bitten nichts half, entschloß er sich, mit nach Ebenezer zu gehen. Ebenezer ist kein Paradies und eben für Hungerleider noch gut. Terlinden stellte ihm das alles vor und rieth, sich die Sache wohl zu überlegen, wenigstens ihn erst nach dorten ziehen zu lassen; dann wolle er sich den Platz ansehen und ginge es, daß Kees sich dort niederlassen könne, so solle er Nachricht haben. So reiste Terlinden ab. Kaum war er aber ein Paar Tage in Ebenezer, so kam unser Hottentott mit Sack und Pack, mit seinem Weibe und 4 Kindern nach und baute sich in Gottes Namen seinen Pontok, um bei seinem Lehrer und geistlichen Vater sein zu können. Er that sich bald durch seinen ruhigen und ordentlichen Wandel, wie auch durch seine Einsicht und Verstand vor den übrigen hervor. So katechisirte Terlinden bald nach seiner Ankunft in der Kirche über das Dasein Gottes. Isaak Spenner wurde gefragt, woran er erkenne, daß ein Gott sei. Er antwortete, daran, wenn er sich einer Gefahr nahe, z. B. einer Schlange, so sei Jemand der ihn warne, derselben nicht zu nahe zu kommen; darum

müsse doch Jemand sein, der ihm solches in die Gedanken bringe, ihm das Leben gegeben habe und bei demselben auch erhalte. Da trat Kees Goliat hin und sagte, es müßte noch ein Größerer sein, als die Menschen, der die Berge und die See gemacht, der den Himmel, Sonne Mond und Sterne gemacht habe, denn Menschen könnten das nicht thun. Darauf wurde gefragt, aus was doch Gott den Hímmel gemacht habe. David Joseph antwortete nach einer langen Pause: „Aus Wasser." Kees Louis: „van klip" (aus Steine.) Booi Fix: „van blauwe klä" (eine Sorte weißblauer Erde auf Ebenezer.) Andere sagten: „ik weet niet," oder „ik kan het nu niet zoo mooi krygen." Endlich sagten Spenner und Kees Goliat: „van niets." Als wieder gefragt wurde, ob man denn auch etwas aus Nichts machen könne, z. B. man könne wohl ein Haus machen, wo noch keins gewesen sei, aber man müsse haben Steine, Kalk, Lehm, Sand, Holz, Stroh und Riet, so war der meisten Antwort: „ik weet niet," nur Kees Goliat antwortete, Gott sei ja allmächtig, er spreche nur, so sei es da. — Es verging indessen noch ein ganzes Jahr, ehe Kees getauft wurde. Das lag ein gut Theil mit daran, daß er seines Berufes wegen dem Unterrichte nicht so pünktlich beiwohnen konnte. Die Missionare auf Ebenezer müssen nämlich eine Schaafheerde zu ihrem Unterhalte haben und Kees war zum Hirten derselben bestellt worden. Da die Weide dort schlecht ist, mußte er mit seiner Heerde oft stundenweit von der Station entfernt im Felde liegen und konnte nicht zur Kirche kommen. Indessen hatte er schon auf Wagnersthal gelernt, hinter seiner Heerde seine aparten Gedanken zu haben und jetzt in Ebenezer hatte er sie noch mehr und studirte und repetirte an seinem Vieh so in seiner Weise weiter, was er in der Kirche gelernt hatte. Er hat einmal einen Brief geschrieben; in demselben heißt es unter andern: „Seit ich hier auf Ebenezer bin, war ich und bin ich noch in dem Dienste meiner Lehrer und bin Hirt über eine Heerde von 500 Schaafen, was mich immer so angenehm erinnert an den guten Hirten, dessen Schäflein ich seit ungefähr 10 Jahren geworden bin." Da kann man sehen, wie er seine Studien trieb. Also z. B. zu Joh. 10, 14: „Ich erkenne die Meinen." Vieh zählen können nur wenige Hottentotten, so daß sie sehr selten wissen, wie viel sie haben. Aber jedes Stück ist nach Größe, Gestalt und Farbe ihrem Gedächtniß so eingeprägt, daß jeder sagen kann, ob seine Heerde vollzählig sei; auch kennt er sie alle bei Namen: Rooilap, Hangoor, Vaalbles, Appelschimmel, Tiegerbont, Witschiller, Bruinkop. Andries Fix Heerde auf Ebenezer bestand aus 235 Stück Schaafen; eines Abends kam seine Nichte mit der Heerde zum Dorfe getrieben und sprach

zu ihm: Oom, de Witlangoor zie ik niet by de schapen, und es waren richtig nur 234 Stück. — Oder zu v. 10, was der Herr von den Dieben und Schelmen sagt. Es wurden viel Schaafe auf Ebenezer gestohlen und man konnte den Dieb lange nicht entdecken; denn jedes Mal brachte er Büsche mit, worauf er das Schaaf legte und es so bis in den allgemeinen Fußweg schleppte, wodurch seine Fußstapfen im Sande zugestreift und unkenntlich wurden; denn im Spüren besitzen viele Hottentotten eine große Klugheit, so daß sie an den Fußtritten, wenn es nicht geregnet oder stark gewehet hat, genau sagen können, wer aus der Horde da gegangen ist und ob heute oder gestern oder ehegestern. Alles das machte aber der Dieb mit seiner List zu Schanden. — Auch über das Lämmlein Gottes konnte Kees seine seltsamen Studien machen — z. B. nach Jes. 53, 7. Die Hunde der Hottentotten sind in der Regel fürchterlich verhungert, so daß der sel. Schmelen zu sagen pflegte, die Hottentotten fütterten ihre Hunde mit Prügeln. Sie fallen deshalb zuweilen das Vieh an. So sah man einmal einen Hund, der an einem lebendigen Schäflein fraß; der dicke Fettschwanz war schon verzehrt und in einer Entfernung von 2 Schritten war auch nicht ein Laut von dem armen Lamm zu vernehmen. Die Leute sagten, es wäre stumm geblieben und wenn es auch ganz verzehrt worden wäre. Der Viehwächter sprang hinzu und griff den Hund. Der heulte nur und zeigte deutlich, als fühle er, daß er den Tod verdient habe. Selbst als der Knecht ging, um einen Kirri zu holen, ihn todt zu schlagen, blieb er ruhig auf dem Platze stehen und als er ihn wieder faßte, um ihn zum Tode abzuführen, heulte er nur, ging aber ohne den geringsten Widerstand mit ihm. Solche und ähnliche Dinge erlebte also Kees alle Tage und wurde „zomtyds zoo aangenaam herinnerd aan den goeden herder" und das Lamm dazu.

Endlich kam sein Tauftag, nachdem er sich lange gesehnt hatte. Es war der 19. März 1837. Einige Tage zuvor hatte ihn Terlinden des Abends zu sich kommen lassen und ihm ernstlich die Frage vorgelegt, ob er nicht lieber noch warten und von der Taufe zurücktreten wolle. „Nein, nicht zurücktreten," sagte Kees. „Ich muß mich zwar schämen, daß Gott mich so lieb gehabt hat, denn ich war früher so unwissend, daß ich auch nichts wußte, nicht einmal, wer mich gemacht habe. Meine Kenntniß ist auch jetzt noch schwach, aber ich kenne doch nun meinen Herrn Jesus und wünsche mit ihm vereint zu werden." Solche Seelen darf man dem Bräutigam nicht vorenthalten und so ging's denn am nächsten Sonntage im Ton: „Ich will mich mit dir verloben in Ewigkeit; ich will mit dir vertrauen in Gerechtigkeit und Gericht, in Gnade und Barmherzigkeit." Das

Brautgemach war ärmlich genug; es trug die Kreuzgestalt und das arme Wesen des Bräutigams auf Erden. Ich meine aber die alte Kirche von Ebenezer, in welcher Kees getauft wurde. Sie war von den Hottentotten gebaut, 50′ lang und 12′ breit, alles auf ihre Kosten und von ihrer Hände Arbeit, nur nicht das Fenster und die Thür und die Kanzel; ihre Sitze waren von Luftziegeln gelegt. Das Holz des Dornbaums, daraus die Dachsparren bestanden, war schon längst von den Würmern zerfressen und es hatte überall gestützt werden müssen. Im Sommer war es vor Hitze kaum drin auszuhalten, und im Winter schlug der Regen herein und der kalte Wind strich überall hindurch. Doch „der Sammet und die Seiden dein, das ist grob Heu und Windelein, drauf du König so groß und reich herprangst, als wär's dein Himmelreich." So schlug denn auch heute der Herr der Herrlichkeit in diesem alten Gerümpel von Kirche sein Himmelreich auf. Es war die erste Taufe, welche Terlinden auf Ebenzer verrichtete. Viel Volks war gegenwärtig. Das machte große Augen, als Kees zur Taufe ging. Einfach und einfältig, aber dem Worte gemäß beantwortete er die ihm vorgelegten Fragen über die Lehre des Heils und als er mit großer Freudigkeit sein Jawort gab auf die Tauffrage, wurde er seinem Herrn Jesu für Zeit und Ewigkeit verbunden und einverleibt. Er war so froh und freudig in Gott, daß sein braungelbes Angesicht leuchtete und er, der Goliat, wie einst David, vor Freuden hüpfen und springen mochte und doch dabei so demüthig, daß er das Uebrige des Tages still und abgeschieden in seinem Hause zubrachte, nur des Abends hörte man ihn wieder mit andern in seiner Hütte singen und beten.

Was sagte denn aber seine Frau dazu? Griet war Terlindens Magd geworden und er hatte immer ein hartes ungebrochenes Wesen an ihr gemerkt. Das machte dem Kees viel Noth. Seit er erweckt war, war sein Weib seine nächste Sorge gewesen, und das hatte er recht gemacht. Aber je mehr er in sie drang, desto mehr war sie ihm und der Wahrheit zuwider gewesen. Es war eine ganz besondere Gnade Gottes, daß er selber dadurch in seinem Laufe nicht irre gemacht wurde, wie es leider schon manchem Ehemann mit seinem verkehrten Weibe ergangen ist; denn der Teufel bindet gar zu gern die Männer mit Weiberhaaren seit Anbeginn. Nun kam sein Tauftag. Griet war krank und wurde immer kränker. Terlinden ging zu ihr und sie klagte ihm, daß sie leiblich zwar krank sei, aber das sei nichts; es stehe viel schlechter mit ihrer Seele. Wie stehst es denn damit?" — Ich sehe, daß ich eine Sünderin bin. — „Seit wie lange seht ihr das?" — Seit etwa 14 Tagen. — „Wie seid ihr dazu gekommen?"

— Als myn Heer zum ersten Male bekannt machte in der Kirche, daß mein Mann solle getauft werden, wurde ich darauf geführt, welche Gnade meinem Manne gegeben sei, daß er erleuchtet worden und in dem Wege der Seligkeit sei, ich aber noch in der Blindheit und auf dem unrechten Wege; und am Tage seiner Taufe war mir, als ob mir Jemand sagte: Siehe nun ist dein Mann geheiligt und in die Gemeinde Jesu aufgenommen und du bist noch eine unheilige Sünderin; nun könnet ihr nicht mehr übereinstimmen. — „Was dachtet ihr ferner dabei?“ — Ich dachte, ich will von nun an auch beginnen den Herrn Jesus zu suchen. — „Was denkt ihr, wird der Herr Jesus euch wohl annehmen?“ — Ich hoffe es. — „Und warum denkt ihr das?“ — Weil er Herr Jesus ein barmherziger Jesus ist. — „Denkt ihr nicht, daß der Herr Jesus euch helfen wird, weil ihr es werth seid?“ — Nein, wenn es mit mir so bleibt, wie ich jetzt bin, bin ich verloren. — „Habt ihr früher nicht gesehen, daß ihr eine Sünderin seid?“ — Nein. Ich habe zwar immer gewußt, daß ich sündigte, aber habe kein Gefühl davon gehabt. — „Ja, so geht es, wie der Herr Jesus sagt: Mit sehenden Augen sehen sie nicht und mit hörenden Ohren hören sie nicht.“ — Grade so ist es mit mir gewesen. Mit sehenden Auge habe ich nicht gesehen und mit hörenden Ohren habe ich nicht gehöret. —Nun, das war ja ein ganz allerliebstes Gespräch und Terlinden schrieb schon dazu: „Wäre sie eine Mannsperson, dann möchte ich ihr bei der bevorstehenden Taufe den Namen „Gad“ beilegen, da sie so bald ihrem Manne folgt.“ Allein Frau Gad ließ auf sich warten. Ich will nicht sagen, daß alle ihre Reden eitel Heuchelei gewesen seien; sie mag immerhin Gnadenzüge an ihrem armen Herzen gespürt haben, der Teufel nahm aber alles wieder hinweg. Zwei ganzer Jahre lang bemerkte man nichts weiter an ihr, als ihr altes hartes ungebrochenes Wesen und Kees hatte viel zu seufzen. Es war aber gut, daß er seufzte. Auf einmal erschien nach dem Abendgebet die Griet bei Terlinden, ging ganz in Thränen auf und erzählte ihm, was der Herr vor einigen Tagen an ihrer Seele gethan habe. Sie sei nämlich recht lebendig überzeugt worden von dem tiefen Verderben ihres Herzens. Ihre Sünden lägen ihr so sehr schwer auf der Seele und ängstigten sie; sie bete zwar zum Herrn Jesus, verspüre aber noch keine Erleichterung und wisse nun nicht, was sie machen solle. Terlinden war herzlich froh, als er den Ton hörte und erwiederte ihr, das sei Gottes Werk, daß sie aufs Neue auf ihren Zustand zurückgeführt worden sei, sie müsse das also nicht als ein Zeichen von Gottes Zorn, sondern von seiner Gnade hinnehmen; der Herr habe ihr aus Liebe ihre Gefahr entdeckt, damit sie derselben entrinnen möge. Er

wies sie dabei auf Davids Erfahrung Psalm 38. und ermunterte sie, sich im gläubigen Gebete an unsern herzliebsten Jesum zu wenden. Griet versprach es, und wollte anhalten, bis sie der Erhörung gewiß sei. Pastoren können in solchen Dingen viel thun, aber die Männer dürfen dabei nicht auf ihrem Hafen liegen. Dem Kees konnte das nicht verborgen bleiben, was mit seinem Weibe vorging. Bald darauf saß er mit ihr des Abends; sie waren eben aus dem Abendgebet gekommen und das kleine Volk lag schon auf seinen Fellkompers. Kees fing von dem Liede an, was sie so eben gesungen hatten, und aus dem Liede kam er in ihren kleinen Katechismus, und fragte nun so herzhaft sein Weib, ob und wie sie es verstände und machte seine Anwendung auf die Griet, daß es kein Pastor in der Welt hätte so gut thun können. Es lag schon alles in ganz Ebenezer im tiefen Schlafe und Kees und Griet saßen immer noch beieinander. Das ging dem Weibe ans Leben. Sie betete von der Nacht an zu dem Herrn um Gnade und Veränderung ihres Herzens, was sie trotz aller Predigt und Vermahnung und trotz alles ihres eigenen Redens davon noch nicht gethan hatte. „Die Gesichtszüge dieser armen Person," schrieb damals Frau Hahn, deren Magd sie war und der sie viel Verdruß gemacht hatte, „sind sanfter und milder geworden, wie auch ihr ganzes Betragen." Wer war froher, als Kees Goliat. Er trug sich wieder mit Sterbensgedanken, wie damals in Wagnersthal, als er um die Grete freiete. Als er eines Nachts um diese Zeit bei seiner Heerde lag, träumte ihn, daß er am Sterben sei. Er war zwar willig dazu, aber es war ihm nicht so lustig dabei ums Herz, wie ehemals. Gar fröhlich und selig aber war er, wie ein Bräutigam am Tage der Hochzeit, als ein halbes Jahr nachher sein Weib in derselben Kirche konnte getauft werden, in der auch er die Taufe vor 3 Jahren empfangen hatte.

Armer Kees! mit deinem Hauskreuz ist es noch nicht am Ende. Bald kam Missionar Lutz nach Ebenezer und es folgte das für Ebenezer so merkwürdige Jahr 1842. Es entstand damals eine große Erweckung und die Gemeinde wuchs zusehends. Es wurden 3 Aelteste erwählt, welche der Gemeinde vorstehen sollten. Kees Goliat war einer von ihnen, da es mit seinem Gnadenleben unausgesetzt gut vorangegangen war. Aber man hat vielleicht einen Fehler gemacht, daß man ihn zum Aeltesten wählte, denn jemehr Volk auf Ebenezer erwachte, desto tiefer fiel Griet, sein Weib. Es war ordentlich, als ob sie sich mit Fleiß gegen das Wehen des Geistes verstockte und die unsaubern Geister in sich einfahren ließ, welche aus den andern ausfuhren. Ihr rohes und widerspenstiges Betragen gegen ihre

Hausfrau wurde unausstehlich; ihre älteste Tochter Lene, welche auch bei Hahns diente, hielt sie zum Stehlen an und die zweite trieb sich umher des Abends und sang leichtfertige Lieder; wenn Kees aus dem Felde einmal nach Haus kam, wurde keine Notiz von ihm genommen; gegen Lutz hetzte sie die Leute auf, daß er kein rechter Lehrer sei, da er keinen Talar in der Kirche trüge. Sie machte es endlich so arg, daß Lutz sie unter Zustimmung der ganzen Gemeinde ausschloß. — Nun denke dir den armen Kees, der als Aeltester solch Urtheil über sein eignes Weib sprechen mußte. „Welche Betrübniß meine Frau früher mir und meinen Lehrern bereitet hat, ist Ihnen bekannt. Aber der Herr hat ihr Gnade zur Bekehrung gegeben, wovon ich mich zu meines Herzens Freude genugsam überzeugen kann und deßhalb viel Stoff zum Loben und Danken habe," heißt es in seinem Briefe an uns.

Ein ganzes Jahr lang blieb die Griet unterm Banne. Der Herr that in diesem Jahre Wunder der Barmherzigkeit an dem Volke von Ebenezer. Es wurden auch die beiden ältesten Töchter des Kees bekehrt. Zum äußern Wahrzeichen, wie das Alte verging und alles neu wurde, war nun auch in dem Jahre die alte Kirche verlassen und die neue, an der Jahre lang gebaut war, eingeweihet. Es war ein schönes, stattliches, steinernes Gebäude. Kein Hottentott, der sie zum ersten Male sah, ging ohne sein staunendes „Arree! Arree!" vorüber und wenn du auf einmal mitten in der afrikanischen Einöde den kleinen Dom am Elephantenfluß träfst, es sollte dir doch auch gar wohl thun. Das Alles machte nun die Griet mit durch und sie müßte doch ganz von Gott verlassen und von den Gebeten ihres Mannes aufgegeben gewesen sein, wenn sie dabei hätte so todt bleiben wollen. Sie blieb es aber nicht. Von dem Tage an, wo sie unter den Bann kam, hatte sie immer Pein gehabt. Ihr stolzes rauhes Gemüth und der alte Evasinn stritt dagegen und wollte sich nicht beugen, bis er endlich doch unterlag und zusammenbrach. Lutz sitzt eines Nachmittags in seinem Stübchen; Frau Hahn, die arme Kreuzträgerin, war grade bei ihm. Da trat die Griet herein. Sie war sehr beschämt und bewegt und bekannte, daß sie keinen Frieden und Ruhe mehr habe und bat, öffentlich vor der Gemeinde ihre Schuld bekennen und um Aufnahme in die Gemeinde bitten zu dürfen. Lutz merkte bald, daß es mit dem armen Weibe jetzt ganz anders stand, als früher und freuete sich, daß Frau Hahn, an der sich die Griet am Meisten versündigt hatte, auch so fühlte, wie er. Sie sahen ein zerbrochenes Gemüth an ihr; sollten sie da nicht Mitleid und Erbarmen mit der armen Creatur haben; das ist es ja, was der Herr will. So entließ er denn

die Griet mit der Hoffnung, daß sie wieder aufgenommen werden solle, doch müsse die Gemeinde erst gefragt werden. Am nächsten Abend wurden alle erwachsenen Gemeindeglieder in die Kirche gerufen. Es war nicht Lutz Absicht, für den Abend auch die Griet vor die Gemeinde kommen zu lassen, da er wünschte, daß ihr Mann, der auf der andern Seite des Flusses bei der Heerde im Felde lag, dabei sein möchte. Als er aber in die Kirche trat, sieh, da war auch die Griet schon darinnen und eben daran, ihre große Schuld unter Thränen den Anwesenden zu bekennen. Große innere Noth hatte sie wohl in die Kirche getrieben und Lutz legte es ihr nicht übel aus, daß sie ungerufen erschienen war. Er ließ sie reden und ihr Herz ausschütten. Neben allerlei Sünden bekannte sie auch hier, daß sie von jenem Augenblicke ihres Ausschlusses an weder Ruhe noch Frieden mehr gehabt habe. Als die Leute genug wußten, ließ man sie ein Wenig hinausgehen. Dann besprach sich Lutz mit ihnen und fand, daß sie alle einhellig dafür hielten, daß das Weib aus einem reumüthigen und gebrochenen Herzen spräche und nun die Zeit gekommen sei, ihr zu vergeben und sie des Bannes zu entledigen. Darauf wurde Griet gerufen, und mußte vor den Altar treten. Lutz machte ihr mit kurzen Worten den Beschluß der Gemeinde bekannt und ließ sie dann niederknieen, legte die Hände auf sie und entband sie im Namen Gottes und der Gemeinde ihres Bannes, ertheilte ihr den Segen und die ganze Gemeinde sprach Amen. Darauf richtete er Griet wieder auf und sprach liebreich ihr einige kurze Ermahnungen zu. Zum Schluß fielen Alle auf ihre Knie und dankten dem Herrn für das verlorene, aber wiedergefundene Schaaf.

Seit der Zeit habe ich nichts wieder von Kees und seinem Weibe gehört. Es wird stille von beiden in den Tagebüchern von Ebenezer, wie es stille wird von Cornelius, dem Hauptmann von Cäsarea, nach Apostelgesch. 10. Es wird ja wohl stille bei ihnen geworden sein und die Griet eine echte Margaretha, das heißt verdolmetscht: eine Perle, die in der stillen Tiefe wächst und in gesalzner Fluth, bis der Tag sie offenbaren wird, hier übel genennet und wenig erkennet, hier heimlich mit Christo im Vater gelebet, dort öffentlich mit ihm im Himmel geschwebet.

27. Baba In.

Wir besuchen dies Mal die Stadt Banjermassing auf der Südostküste Borneos. Große Herrlichkeit ist in dem Orte nicht zu finden. Seine 30,000 Einwohner sind schlecht genug logirt. Mitten durch die Stadt geht ein großer Fluß, der an 1000 bis 1500 Fuß breit ist und bald unterhalb der Stadt das Meer erreicht. Etwa eine Stunde lang stehen die Häuser an beiden Seiten des Flusses, meistens dicht am Ufer, gewöhnlich zwei oder drei hintereinander, so daß ganz Banjer nur aus einer langen Straße besteht, deren Fahrweg durch den Fluß gebildet wird. Jedoch giebt es noch 7 kleinere Flüsse, welche in den größeren hier einlaufen und auf beiden Seiten bebauet sind. Bei weitem die meisten Häuser sind von Malaien bewohnt. Vor diesen Häusern liegt in der Regel auf dem Flusse ein Floß mit einem Badehause; von diesem steigt man auf einer, oft ein Paar hundert Schritte langen Brücke über den tiefen Morast in die Wohnhäuser, welche auf 3 — 12 Fuß hohen Pfählen stehen und gemeiniglich von Rohr oder breiten Schilfblättern geflochten sind; den Fußboden in denselben bilden kreuzweise gelegte, gesplitzte Stöcke. An Straße oder Fußweg zwischen diesen Häusern ist nicht zu denken; man kann nur zu Wasser von einem zu dem andern gelangen. Deshalb ist der Fluß so lebhaft, wie die Straßen einer europäischen Stadt und immer mit Fahrzeugen bedeckt. Man sieht sie von dem großen Seeschiffe an bis zu dem 10 — 12 Fuß langen ausgehöhlten Baumstamm, in welchem sich 6- bis 8jährige Kinder mit ihren kleinen Rudern auf dem Flusse umhertummeln.

Etwas nobler sieht es in dem mittlern Theile der Stadt aus. Hier wohnen auf der rechten Seite des Flusses die Europäer beisammen, meistens Holländer. In der Mitte dieses Stadttheils erhebt sich das Fort mit seinen Pallisaden und Kanonen; hier steht das Haus des holländischen Residenten und andere Regierungsgebäude; hier steht auch die Wohnung des Missionars Barnstein. Eine Art Weg oder besser eine lange Brücke, welche überall schadhaft ist und alle Aufmerksamkeit erfordert, um nicht durch und ins Wasser zu fallen, läuft durchhin; auch ist in der Nähe ein kleiner Weg, auf welchem man zur trockenen Jahreszeit zur Noth eine kleine Promenade machen kann; in der nassen Zeit von November bis Mai muß man aber auch darauf verzichten, da geht's immer nur über Balken und zusammengeflochtene Bäumchen. Barnsteins Wohnung hat vorn und hinten ein Gärtchen, je 50 Schritte lang, doch können nur einige Beete davon benutzt werden, welche aufgehöhet sind; der übrige Grund ist wie alles Land

hier weit und breit zur Fluthzeit überschwemmt; denn auf dem Flusse ist Ebbe und Fluth, wie auf dem Meere, so daß er zur Fluthzeit eben so stark hinauf-, als zur Ebbezeit hinabfließt. Das ist besonders zur trockenen Zeit, in welcher von oben weniger Wasser herabkommt, sehr lästig; dann dringt das salzige Meerwasser bis nach Banjer hinauf und verdirbt alle Gewächse. Will man dann das Wasser zum Trinken und Kochen haben, so muß man es weit holen lassen und theuer bezahlen.

Wenn man vor Barnsteins Hause steht und über den Fluß hinübersieht, hat man den Stadttheil vor sich, in welchem die Chinesen, etwa 1500 Seelen an Zahl, beisammen wohnen. Dieser chinesische Kampong erstreckt sich etwa eine Viertelstunde am Flusse entlang, ist auch in der Mitte wie der gegenüberliegende europäische Kampong durch einen langen Brückenweg verbunden und bildet unter einem Capitain eine besondere kleine Gemeinde. — Wie kommen denn aber die Chinesen hieher? — Die kommen hieher, wie unsere deutschen Landsleute nach Nordamerika. Ich kenne kein Land, aus welchem so viel ausgewandert wird, als die Küstenprovinzen Chinas. In vielen Tausenden führen jährlich die Auswandererdschonken arme Schelme, die oft weiter nichts im Leben besitzen, als ein Paar kurze weite Hosen am Leibe, ein langes Tuch um den Kopf gegen die Sonne und ihren Zopf, nach den Inseln der hinterindischen Gewässer aus. Blutarm kommen sie an, aber ihr unverwüstlicher Sinn für Handel und Industrie aller Art läßt sie in der Regel bald wohlhabend werden und viele von ihnen kehren nach einer Reihe von Jahren als gemachte Leute in ihre Heimath zurück. So sind sie auch nach den Küsten von Borneo und auch hieher nach Banjer gekommen. Sie sind natürlich in der Fremde Heiden, wie sie es in ihrer Heimath sind und die Missionare Hinderindiens haben vielfach versucht, diese chinesischen Colonisten zu dem lebendigen Gott zu bekehren. Auch Miss. Barnstein in Banjer hat vorwiegend seine Thätigkeit in dem gegenüberliegenden chinesischen Kampong gehabt, was um so nöthiger schien, als die Chinesen der Gegend bedeutenden Einfluß auf die Dajacken haben. Es hat aber diese Mission bislang wenig Frucht getragen. Der Mammon hält die Colonisten in harten Banden und die chinesische Mission auf Banjer ist ein neuer Beweis, wie schwer das Reich Gottes zu den Industriellen kommen kann; sie mögen reiche Herren oder Proletarier sein, es ist alles eins. Ich will als Beleg die Geschichte eines Proletariers des chinesischen Kampongs erzählen.

Als Barnstein im Jahre 1835 zum ersten Male auf Besuch in Banjer war, lernte er einen alten armen Portugiesen kennen, Namens Korea,

welcher mitten in dem chinesischen Kampong wohnte. Wie der dahin gekommen ist, weiß ich nicht. Zwei Jahre nachher ließ sich unser Missionar auf Banjer nieder. Der alte Portugies war aus der Zeit gegangen, aber sein Sohn Karlos Korea wohnte noch im Kampong. Der machte Barnstein auf einen Chinesen aufmerksam, der in seinem Hause viel aus- und einginge und der bereits durch seinen alten Vater von dem lebendigen Gotte etwas gehört und sich nicht ungelehrig gezeigt habe. Der Chinese hieß Baba In. (Den Beinamen „Baba" führen alle Chinesen, welche dort geboren werden.) Er war alles andere, nur kein reicher Mann, wie es denn auch noch anderwärts solche Leute giebt, die bei aller Industrie auf keinen grünen Zweig kommen können. Er war und blieb ein armer Schlucker, der sich heute als Packträger, morgen als Anstreicher, übermorgen mit einer andern freien Kunst so eben mit Weib und Kind durchschlug; zuweilen machte er auch Götzenbilder und schlug die Trommel für Tagelohn, wenn es in dem Kampong ein Fest gab. Er hatte eine Dajackin zum Weibe, wie dort die meisten Chinesen, welche nur selten ihre Weiber aus der Heimath mitbringen. Barnstein sah sich Baba In näher an. Eine Verständigung mit ihm war leicht möglich, da die Sprache nicht im Wege war, denn alle Chinesen auf Banjer reden die leichte malaiische Sprache. Es fand sich, daß In wirklich sehr bereit war, Gottes Wort zu hören und als Barnstein in Koreas Hause eine Schule für chinesische Knaben einrichtete, so fehlte In selten in derselben und lernte mit; auch kam er regelmäßig mit seinem 8jährigen Söhnchen Ambon des Morgens über den Fluß gefahren und wohnte der Morgenandacht in Barnsteins Hause bei. Es war eine Freude zu sehen, wie er unter den Leuten für die Wahrheit Zeugniß ablegte. Seine Landsleute hatten immer Bedenken, ihre Kinder zur Schule zu schicken; sie konnten es nicht glauben, daß Barnstein unentgeldlich Unterricht geben wollte und meinten, wenn er auch anfangs kein Geld nähme, so würde er doch später mit seiner Forderung herausrücken und wenn sie dann nicht bezahlen könnten, so würden sie als Sclaven nach Holland gebracht werden. In gab sich alle nur mögliche Mühe, den Leuten diesen Wahn zu benehmen und es gelang ihm, manchen Knaben der Schule zuzuführen. Oft kam er mit 4 — 6 Dajacken an, welche er beredet hatte, den Gottesdienst zu besuchen und hielt alles Ernstes darauf, daß sie sich während desselben ruhig und sittsam betrugen. Er bestand sogar die schwere Probe, daß er sich an dem großen Götzenfeste im August nicht betheiligte, wobei so leicht kein armer Chinese fehlt, weil er dabei auf reicher Leute Kosten frei schmausen und zechen kann. Und als bei diesem Feste sein klei-

ner Sohn Ambon zum Tempel lief, schrie er ihm nach: „Ambon, geh nicht hin; der Teufel ist da!“ Der Junge läßt sich aber nicht halten, ergreift eine Hand voll Goldpapier, wirft sie ins Opferfeuer und sagt dabei eine Stelle aus einem Missionsliede: „Patong nanti dipata!“ d. h. die Götzenbilder werden brechen. Die Umstehenden trauen ihren Ohren nicht und fragen: „Was sagt der Junge?“ — „Patong nanti dipata!“ ruft der Kleine nochmals und läuft dann seiner Wege.

Fast ein Jahr lang hatte sich Baba In so wacker gehalten und schon gab sich Barnstein der Hoffnung hin, daß er ihn bald als seinen Erstling aus den Chinesen werde taufen können. Er redete ihn auch wohl darauf an, aber In wich immer aus und meinte, wenn er einmal krank würde, dann wolle er sich taufen lassen. Und daran war sein Weib Schuld. Das wollte durchaus von dem Herrn Jesus nichts wissen und hatte sich hinter seine Verwandten gesteckt, die nun dem armen Mann immer mit Bitten und Drohen in den Ohren lagen, daß er sich doch ja nicht taufen lassen möchte, er würde dann seinen Verdienst verlieren u. s. w. Man weiß ja wohl, wie der Teufel die liebe Armuth, wenn sie in Jesu reich werden will, mit den Sorgen der Nahrung wie mit feurigen Pfeilen ängstigt. Wer dann nicht gläubt, der bleibt auch nicht. Das sollte In bald erfahren. Das chines. Neujahr (1838) kam und mit ihm das größte Fest der Chinesen, was auch in Banjer 8 — 10 Tage dauerte. Barnstein hatte sich anfangs vorgenommen, in dieser Zeit den Kampong nicht zu besuchen, denn das Getümmel war in diesen Tagen gar zu groß; aber es schickte der chines. Ortsvorsteher und ließ so dringend Barnstein zu einer Abendmahlzeit einladen, daß der den höflichen Chinesen für lange zu beleidigen fürchtete, wenn er das Gesuch abschlüge. Es waren viele Europäer, Malaien und Chinesen beisammen; der Wirth war ausnehmend freundlich und als man bei Tische saß und nach europäischer Weise auf das Wohlsein der Gäste anstieß, nahm auch der Herr Ortsvorsteher das Wort und stieß mit Barnstein darauf an, daß alle Chinesen in dem Kampong dem Evangelio folgen möchten. Es war ein Compliment und nichts weiter, eine pure Redensart. So sind aber die Chinesen, entsetzlich oberflächliche Naturen, voll von Artigkeiten, wenn sie ein Profitchen dabei sehen und mit ihren Worten darf man es so genau nicht nehmen. — Eben als man in dem Hause des Capitains auf das Kommen des Reiches Gottes anstieß, ging Baba In, der hundert Mal sein „Patong nanti dipata!“ gesungen hatte, hin und setzte seine Weihrauchskerzen vor das Götzenbild und zündete sie an, wie andere Heiden. Er that es seinem Schwiegervater zu Gefallen und Rückfall, der

böse Gast, war zum ersten Male bei ihm eingekehrt. Als er am nächsten Sonntag zum Gottesdienst kam, wagte er seine Augen nicht aufzuschlagen; Barnstein strafte ihn und obwohl In am nächsten Tage weinend ankam und herzliche Reue über den Fall bezeugte, so mußte doch nun vor der Hand von der Hoffnung, ihn zu taufen, abgestanden werden.

Es schien indessen, als ob der Mann rechtschaffene Buße gethan habe. Er war in dem Besuche der Schule und Kirche treuer als zuvor und bekannte den Namen des Herrn vor seinen Landsleuten eifriger, denn je. Das gab dem Miss. Hupperts Freudigkeit, ihn als Dolmetscher mit auf die Reise zu nehmen, als er ein halbes Jahr darauf in das Pulopetak reiste, um sich nach einer Stelle umzusehen, wo er unter den Dajacken eine Station anlegen könnte. Es ist besonders Baba In gewesen, welcher bei der Dajackenmission den ersten Grund gelegt hat, indem er in einer großen Rathsversammlung der Dajacken dieselben zur Aufnahme eines Missionars willig stimmte. Mit großem Eifer erklärte er der Versammlung: „Der Geist Gottes treibt mich in meinem Herzen also, daß ich nicht schweigen kann; ich muß euch allen öffentlich den Herrn Jesum verkündigen.“ Mit Freuden, wie die 70 Jünger (Luc. 10, 17), kam er auf Banjer wieder an und es wurde beschlossen, daß er mit Hupperts als Dolmetscher in Pulopetak sich niederlassen solle. Barnstein hatte Freudigkeit, ihn vorher zu taufen, aber als damit Ernst gemacht werden sollte, baten seine Verwandten so dringend um Aufschub und er zeigte sich so verzagt dabei, daß man davon abstehen mußte und er verzog ungetauft nach Pulopetak. Hier betrug er sich ein halbes Jahr lang ganz vortrefflich; nicht allein, daß er rechtschaffen wandelte, sondern wo er nur konnte, verkündigte er den Namen des Herrn Jesu. Da ging keine Mahlzeit hin, wo er nicht vor aller Ohren vorher zu Tisch betete und er fragte nach dem Spotte der muselmännischen Malaien gar nichts; wenn gepredigt wurde und er sah einen in der Ferne stehen, so wurde kurzer Prozeß gemacht und der braune Dajack von dem gelben Chinesen am Arm genommen und genöthigt, hereinzukommen; auf Reisen unter den Dajacken staunten Becker und Hupperts oft, mit welcher Inbrunst Baba In vor den Heiden betete und sang, daß diese davon zuweilen so ergriffen wurden, daß sie die Reisenden mit Reis und vielen Früchten beschenkten. Und so wäre Baba In ganz gewesen, wie man ihn nur wünschen konnte, wenn er zur Taufe zu bewegen gewesen wäre. In dem Stück war aber alles Zureden umsonst; das wolle seine Frau nicht haben und dabei blieb er. Als er ein halbes Jahr bei Hupperts war, wurde der Erstling aus den Dajacken getauft. Das machte unter den Dajacken viel Aufsehen;

aber die heilsamen Folgen, welche solch Beispiel hätte haben können, wurden durch Baba In zu Schanden gemacht. „Warum läßt sich denn Baba In nicht taufen?“ fragten die Dajacken, „da er es doch besser versteht. als Manko Promti?“ Sie hatten Recht und Hupperts mußte seinen Dolmetscher entlassen, damit er nicht ferner Aergerniß gäbe. Mit schwerem Herzen kehrte In nach Banjer zurück und ging wieder an seine Tagelöhnerarbeit. Doch hielt er sich treulich zu den erweckten Seelen, welche sich bei Barnsteins versammelten und als eines Abends einer seiner Landsleute, ein frischer junger Mensch, zu ihm sagte: „Reiß doch alles auf ein Mal aus!“ antwortete er seufzend: „Ich hoffe, der Herr wird seinen Knecht so lange schlagen, bis er gut wird.“

Da konnte er lange warten. Er hatte den Spruch nicht gelernt, daß der Herr mit den Verkehrten auch verkehrt ist. Baba In bekam keine Schläge, wohl aber der Teufel immer mehr Raum, die Schlinge fester anzuziehen, die der arme Mann um seinem Halse duldete. Der Ortsvorsteher merkte nämlich, und vor allem an seinem eigenen Sohne, daß die Missionsschule auf die jungen Leute des Kampongs einwirkte und daß das Verspotten der Götzen von Tag zu Tag zunahm. Das war ihm gar nicht recht und trotz aller Complimente, welche er Barnstein gemacht hatte, nahm er seinen Sohn aus der Schule, weil zu viel von dem Herrn Jesus darin gelehrt würde und machte ernstliche Anstalten, die Götzen und den Tempel wieder zu Ehren zu bringen. Der Tempel hatte in der letzten Zeit sehr öde gestanden und war verfallen. So wurde denn eine ganze Anzahl chinesischer Zimmerleute von Sambas verschrieben; die mußten rührig sich an den Bau eines neuen Tempels begeben und das Jahr war noch nicht um, so stand derselbe schon fix und fertig da. Damit war wieder neuer Eifer unter die Chinesen gekommen, besonders unter die Vornehmen, und Barnstein konnte es wohl merken, welchen Einfluß es auf den Baba In hatte. Wenn er mit ihm zu armen Leuten ging, war er allen Falls noch redselig und bekannte den Herrn; aber bei den Reichen war er blöd und wollte nicht mit der Sprache heraus. Doch unterließ der barmherzige Gott es nicht, das blöde Herz mit Seilen der Liebe zu ziehen. Es ereignete sich grade in dieser versuchlichen Zeit eine Geschichte, die wohl geeignet gewesen wäre, den In zur Entschiedenheit zu bringen. Es lebte nämlich in dem Kampong eine arme Wittwe. Sie war eine Dajackin von Geburt, hatte mit einem chinesischen Schiffsherrn gelebt und sich nach dessen Tode mit zwei Knaben nach Banjer zurückgezogen, wo sie ihre Kinder zwar zur Schule schickte, selber aber ein lüderliches Leben führte. Ihr Leben hatte

ihr endlich die Schwindsucht zugezogen und sie lag jämmerlich und verlassen in ihrer Hütte darnieder. Als Barnstein davon hörte, ging er zu ihr. Er fand sie am Ende des Kampongs in einem alten, halbniedergesunkenen Häuschen, welches auf dem Wasser schwamm, über welches Balken gelegt waren, die zu der niedrigen Hausthür führten. Das Elend war groß; aber sie bekannte ihre Sünde, und bezeugte, daß sie zu dem Herrn Jesus ihre Zuflucht nehme, welches auch ihr ältester Knabe bejahete, der ihr zuweilen etwas aus dem Evangelio vorgelesen hatte. Barnstein freute sich über ihren Herzensstand und auf dem Rückwege bat er Baba In, daß er doch fleißig zu der armen Wittwe gehen und ihr den Weg der Seligkeit vorhalten möchte. In war auf der Stelle bereit und schon am andern Tage kam er zu Barnstein übergefahren und erzählte voll Freuden, daß Dajackenweib sei an den Herrn Jesus gläubig und begehre die heilige Taufe; auch hätten ihre Verwandten nichts dagegen. In setzte seine Hausbesuche fleißig fort und als Barnstein nach einiger Zeit wieder hinkam, fand er, daß sein ungetaufter Diakon so tüchtig gearbeitet hatte, daß er ohne Bedenken das heilsbegierige und gläubige Weib taufen könne. Sie hob es ganz ausdrücklich hervor, daß sie die Taufe begehre, damit der Herr ihr ihre Sünden vergeben und sie selig werden könnte. In der Gegenwart des In empfing sie die heilige Taufe; auch waren so viele Schulkinder dabei, daß die Hütte sich senkte und auf der einen Seite das Wasser eindrang. Bald darauf ging das arme Weib selig zu ihres Herrn Freude ein. Und Baba In — blieb ungetauft. Mit der innigsten Theilnahme hatte er der Taufe des Weibes beigewohnt und sich herzlich mit ihr gefreut, daß sie Vergebung ihrer Sünden habe; er selbst verlangte darnach; aber der Bann, unter dem er stand, machte ihn ohnmächtig; das Kind war bis an die Geburt gekommen, aber es fehlt die Kraft zu gebären. „Baba In," schrieb Hardeland damals (Anfangs 1841), „ist ein lieber, wie ich dafür halten muß, wirklich bekehrter Mensch. Er verkündet den Namen des Herrn überall, wo er Gelegenheit hat; besonders viel geht er zu Kranken. Er ist sehr aufrichtig; vor Kurzem waren Dajacken bei ihm gewesen; wir fragten ihn, ob er auch mit ihnen gebetet habe und obwohl er wußte, daß wir es tadeln würden, antwortete er dennoch mit niedergeschlagenen Augen: „saja soedah berdosa, saja soeda loepa," d. h. ich habe gesündigt, ich habe vergessen. Solche Antworten kann in Europa vielleicht ein natürlicher, sonst bürgerlich gut erzogener Mensch geben; hier aber, wo das Lügen zur Natur geworden ist, sind solche Worte ein Pflänzlein vom heiligen Geiste gepflanzt. Er versäumt wo möglich nie unsere Versammlung. Sind Dajacken

gegenwärtig, so macht er sich zu ihnen und verkündigt ihnen das Wort des Herrn. Noch vor einigen Tagen saß er da mit zweien von ihnen, welche aufmerksam zuhörten und viel fragten. Es war wirklich ein rührender Anblick, den gelben Chinesen den braunen, fast nackten Dajacken das Wort des Lebens verkünden zu sehen. Noch muß man dem In nachrühmen, daß er sehr fleißig ist. Und neulich saßen wir an den Missionsblättern, als er dazu kam; wir hatten eben seinen Namen gefunden und sagten ihm dies. Er war erfreut; wir fügten hinzu, daß er aber leider dem Herrn noch nicht erlauben wolle, seinen Namen zu den Namen der Kinder Gottes ins Buch des Lebens zu schreiben, was der Herr so gern thun wolle; da stürzten ihm die Thränen aus den Augen."

Mit bangem Herzen sahen Barnstein und Hardeland auf ihren Liebling. Was sollten sie auch nicht bange sein? Ist ja doch die Menschenfurcht, an der er krank lag, die Seuche, die am Mittag verdirbt, und wie kann man dem trauen, der die Brücke noch nicht hinter sich abgebrochen hat. Ihre Besorgniß wurde auch nur zu bald gerechtfertigt. Es kam das böse Augustfest wieder. Dem Ortsvorsteher war der lästige Prediger längst ein Dorn im Auge gewesen und er hätte ihn gern zu Schanden gemacht. Er gebrauchte Gewalt und List, um ihn zu fangen. Als das Fest begann, befahl er ihm, die Pauke zu schlagen, welche die Gäste zum Feste zusammenrief. Das war die Gewalt. Und dazu bot er ihm ein reiches Tagelohn für das Pauken schlagen. Das war die List, denn er sah den Chinesen wie ein Chinese an, dem für Profit alles feil ist. Baba In besann sich. Und das war nicht gut. „Besprich dich nicht mit Fleisch und Blut; fahr zu, gleich zu, wie Paulus thut." Da hieß es: Du brauchst ja die abgöttischen Ceremonien nicht mitzumachen; die holländischen Herrn sind ja auch beim Feste; und besonders das beliebte Argument: das Pauken thut doch ein anderer, wenn du es auch nicht thust. Und richtig, er schlug die Pauke; blaß und zitternd schlug er die Pauke; aber er schlug sie doch. — Eine ganze Woche nachher ließ er sich bei Barnsteins nicht sehen. Endlich ließ ihm sein Gewissen keine Ruhe mehr; er kam. Weinend und zitternd sprachen Barnstein und Hardeland abwechselnd ihm zu; er war sehr ergriffen, weinte laut und wollte bald dem einen bald dem andern abbittend die Hände küssen. Aber als die Missionare darauf drangen, daß er durch offenen Uebertritt den Flecken wieder abwischen sollte, den er auf des Herr Namen geworfen habe, antwortete er ihnen weinend: „Das kann In nicht, das kann In noch nicht!". Sie erschöpften sich in Vorstellungen, mußten aber endlich abstehen; er verließ sie mit der Bitte, für ihn zu beten;

auf ihre Frage: „um was?“ antwortete er: Vergebung aller Sünden, den heiligen Geist und ein neues Herz.“ —

Das Schlimmste bei In war dies, daß er immer sein Weib vorschützte. Eigentlich log er damit; er war nicht aufrichtig. Anfangs hatte ihm dasselbe wohl widerstanden; aber es war schon längst anders geworden und um des Weibes willen hätte er sich schon taufen lassen können; nun mußte aber der erste beste Ehehandel immer gleich eine Feindschaft des Weibes gegen den Herrn und sein Wort heißen. So kam eines Sonntags Morgens Miss. Becker, der auf Besuch in Banjer war, in den chinesischen Kampong und fand In bei Karlos Korea im Hause. Er beklagte sich bitterlich, wie ihn sein Weib und dessen Schwester mit den ärgsten Schimpfen empfangen habe, als er aus der Kirche nach Hause gekommen sei, so daß er hätte die Flucht ergreifen müssen. Als Becker genauer nachfragte, fand sich, daß er einige Tage keine Arbeit und deshalb heute nicht so viel im Vermögen gehabt habe, um seinen Kindern etwas Fisch zum Essen zu kaufen. Ein Paar Groschen machten die Frau auf der Stelle freundlich und sie versprach sogar, künftigen Sonntag selbst in den Gottesdienst zu kommen. Es war ihr ganz recht, wenn ihr Mann zu Tische betete und sie sorgte dafür, daß die Kinder dabei stille waren und als ihr Mann einmal wieder ermahnt wurde, sich taufen zu lassen und dabei in alter Verlegenheit sich die Brust rieb und mit Hinweisung auf seine Frau das frühere Lied sang: „plahau! plahau!“ d. h. langsam, langsam, erklärte sie, als man sie zur Rede setzte: „Es ist gut, wenn mein Mann Christ wird; ich will auch folgen; aber jetzt noch nicht, mein Herz ist noch zu finster.“ Wenn eine Frau so steht, so ist sie ihrem Manne nicht im Wege. Dann liegt die Schuld an ihm, wenn es mit ihm nicht voran will. Es dauerte auch nicht lange, so sollte das bei Baba In offenbar werden.

Es war etwa im Herbste 1843, daß Barnstein in seiner chinesischen Schule die Geschichte von Henochs Himmelfahrt erzählte und die Knaben unter andern fragte, ob sie auch wohl gern zum Himmel aufgenommen werden möchten. Er bekam keine entschiedene Antwort und trug dem Ambon, dem Sohne Ins, auf, er möchte heute Abend einmal seinen Vater fragen, ob er wie Henoch möchte gen Himmel genommen werden. Am nächsten Morgen brachte Ambon den Bescheid, sein Vater habe gesagt, er sei so müde von der Arbeit und könne ihm darauf keine Antwort geben. Der jüngere Bruder bestätigte das und sagte noch, Ambon habe wohl 10 Mal gefragt. „Du mußt diesen Abend wieder fragen, Ambon,“ sagte Barnstein, „dein Vater muß dir eine Antwort geben.“ — Am nächsten Morgen früh

kommt Baba In selber mit einem fröhlichen Gesicht angerudert und, wie er selber sagte, mit einer guten Botschaft. Barnstein dachte bei sich: Gott sei Dank! nun kommt In zum Durchbruch und will sich taufen lassen. Aber die Sache war anders. In erzählte, als sein Sohn gestern Abend anhaltend gefragt habe, hätte sein Oheim Enkong, der bei ihm im Hause wohnte, gesagt: „Das Sterben ist doch ein ernstes Ding. Da liegt meine Frau und wird nicht wieder aufkommen; was soll nun aus ihr werden?" Darauf habe die kranke alte Frau gesagt: „Ich möchte gern in den Himmel aufgenommen werden und zu Jesu kommen;" er habe sich darauf überzeugt, daß sie es aufrichtig meine und nun möge Barnstein kommen und weiter mit ihr reden. Es fand sich wirklich, daß die Alte heilsbegierig war; in ihrer Kammer hatte sie durch die leichte Strohwand, welche dieselbe von der Männerstube scheidet, alles gehört, was Baba In mit Leuten, die ihn besuchten, von dem Herrn Jesus gesprochen und wie er mit seinen Knaben gebetet hatte; auch hatte Ambon in letzter Zeit ihr oft etwas aus dem Evangelienbuche vorlesen müssen. Ihre Erkenntniß war freilich viel geringer als die des Baba In, aber desto begieriger war ihr armes Herz nach Troste und da es mit ihr zu Ende zu gehen schien, gewährte ihr Barnstein ihre Bitte um die Taufe. Es war des Abends. Den ganzen Tag über war In bei ihr gewesen und hatte sie belehrt und getröstet; auch seine arme Strohhütte hatte er festlich eingerichtet, denn es standen 2 Bänke und 1 Tisch in der Mitte des Hauses und der Götzenaltar war mit einem Tuche bedeckt. Die Abendsonne schien eben lieblich durch die Thür ins Haus, als die alte Frau, die vor einigen Tagen kaum ihr Haupt vom Lager aufheben konnte, munter und fröhlich aus ihrer Kammer trat, mit den Anwesenden niederkniete und auf ihr Bekenntniß in den Tod Christi getauft wurde. Nach drei Wochen ging sie getröstet aus der Zeit und wurde auf dem Gottesacker nach christlichem Brauche begraben, wobei In treulich half. Etwa 8 Wochen nach diesem Hergange findet Baba In des Abends seinen alten Oheim Enkong, der sonst auch wohl vom Bekehren zu dem Herrn Jesus gesprochen hatte, todt in seiner Kammer liegen. Noch ein Paar Stunden zuvor war er munter mit ihm auf einem Besuche gewesen; der Tod hatte ihn mitten in Sünden ereilt, wie eine Bliang aussagte, die In noch im Hause fand. Eine schärfere Predigt konnte nicht gut einem Manne gehalten werden, der nun schon 5 Jahre lang (angeblich) seine Taufe bis auf sein Sterbelager aufgeschoben hatte und Barnstein erwartete jetzt nichts anderes, als daß In durch diesen Schlag zur Entscheidung kommen würde. Was macht aber der Chinese? Er kommt weder selbst, noch läßt er eine

Sylbe von dem Vorfalle hinüber ins Missionshaus sagen. Als ein Paar Tage darauf van Höfen hinüber fährt, findet er In beim Machen des Grabes, ganz verstört aussehend und die Sünde seines Oheims sehr eifrig entschuldigend. Bald darauf fuhr Barnstein auch hinüber, mußte aber mit Wehmuth vor der Hausthür stehen bleiben, denn er sah vor und in dem Hause die heidnischen Opferanstalten für den Todten, in demselben Hause, in welchem so oft christliche Lieder und Gebete ertönten. Baba In kam zwar zum Vorschein und nöthigte Barnstein, hereinzutreten; aber der kehrte um, denn er sah, daß In ein eifriger Götzendiener geworden sei. Bald darauf erfuhr er auch, wie In mit seinen Knaben nach Sitte der Chinesen Morgens, Mittags und Abends unter dem Tische säße und die Seele des Verstorbenen zum Essen rufe. Später fuhr Barnstein noch einmal hinüber und hielt dem Armen 2 Petr. 2, 20—22. ernstlich vor; aber In antwortete nichts und sah ganz leichtfertig aus; auch kam er weder in die Kirche, noch in die Abendstunde und seine Knaben blieben aus der Schule weg.

Nach einigen Monaten fand sich In wieder in der Kirche ein. Er war schüchtern und gedrückt; man merkte aber nichts von jenem tiefen Schmerze, der kräftigen Naturen eigen ist, wenn sie vom Falle aufstehen. So sind eben die Chinesen nicht. Er lenkte so nach und nach wieder in seinen alten Gang ein, nur daß ihm das Rührige und Lebendige fehlte, was er wohl früher gehabt hatte; er war stiller geworden. Auch drückte ihn eine bittere Armuth und er hatte seine liebe Noth, seine 5 Kinder durchzubringen. So schleppte er sich über 2 Jahre lang hin und verging geistlich mehr, als er zunahm. Da nahm sich 1846 Barnstein, der immer noch nicht die Hoffnung für ihn aufgegeben hatte, seiner äußern Noth an. In's Haus drohete den Einsturz und er konnte es aus eigenen Mitteln nicht bauen lassen. Barnstein hatte schon seit einiger Zeit den Wunsch gehabt, die frühere Knabenschule im chinesischen Kampong wieder anzufangen, weil sich manche Kinder scheuten, zum Missionshause hinüber in die Schule zu kommen. Er baute also ein neues Haus, welches er dem In zur Wohnung anwies und in welchem zugleich die Schule sollte gehalten werden. In zog mit Dank ein; aber seine Frau wollte nicht. Die sprach immer noch, daß ihr Herz finster sei, aber sie that nichts, daß es hell werde und war so stolz, daß sie noch eine geraume Zeit in der alten Hütte wohnte, bis dieselbe ihr über dem Kopfe zusammenbrach und sie in das neue Haus einziehen mußte. In diesem neuen Hause ging es nun äußerlich ohne alles Götzenwesen zu; denn In hatte seine Götzen weggeworfen und seine Frau hatte die Ihrigen irgendwo bei Verwandten untergebracht; auch nahm

In nun nicht mehr an den Götzenfesten Theil. Und es war für seine Seele gut, daß er um diese Zeit diesen äußerlichen Anstoß zum Ernst bekam, denn es wollte wieder, wie vor 7 Jahren, für den armen Schelm etwas versuchlich im Kampong werden. In demselben Jahre nämlich, als Barnstein die Schule dort baute, bekam auch der Tempel des Ortes einen neuen Schmuck und die Götzendiener neuen Eifer. Es war ein schwer beladenes chinesisches Schiff auf der Rhede von Banjer glücklich angekommen. Der Eigenthümer hatte gelobt, wenn der Mastbaum unterwegs nicht bräche, so wolle er dem Tempel von Banjer neue Götzen besorgen. Fünf neue Götzen wurden also ausgeladen, die alten im Tempel zurückgeschoben und die neuen mit Pomp aufgestellt. Auf der Stelle blieben 4 Knaben eines reichen Chinesen aus der Schule fort. Doch Baba In hielt sich wacker. Die Schule ist schon seit Jahren nicht mehr in seinem Hause, wohl aber wird alle Sonntag Mittags eine Versammlung dort gehalten. Auch ist ein alter armer blinder Chinese Liemau im Kampong, der den Herrn Jesus besonders lieb hat und seine Lieder macht; bei dem kommt In und etliche andere ernste Leute regelmäßig zu Gesang, Gebet und Betrachtung des Wortes Gottes zusammen. Ferner ist Ambon, In's Sohn, nun ein 20jähriger Jüngling und Schulgehülfe geworden, der von Barnstein viel Lob erhält. Und endlich ist nach den neuesten Nachrichten aus Banjer die dortige chinesische Schule von 50 Jünglingen besucht und die Stimmung unter den Chinesen so, daß viele mit Baba In sagen, daß die Götzen eitel seien, etliche sagen: „Wir müssen die alte Gewohnheit beibehalten und der Capitain will es auch so haben,“ und der Capitain, Barnsteins Schüler, spricht: „Nein, ich für meine Person hoffe gar kein Heil von den Götzen zu erhalten; sie dienen nur zum Andenken an unsere Vorfahren und ich hoffe nur auf Gott; aber die Leute wollen ihre alte Gewohnheit nicht fahren lassen.“ Und dennoch — will Baba In immer noch nichts von der Taufe wissen und verschiebt sie bis auf seine Todesstunde! „Der alte Baba In,“ heißt es in Barnsteins neuesten Bericht, „bleibt leider, wie er ist; er besucht die Kirche fleißig und ist beim Anhören des Wortes Gottes nicht ohne Rührung; in seinem Hause betet er zu Tisch; ist irgendwo ein Häuflein zusammen, um zu lesen oder zu singen, so fehlt In auch nicht; aber wenn sein Herz aufrichtig wäre, so würde er stets näher kommen und sich gründlicher aussprechen.“

Ach, wie kraftlos, Herzens-Jesu, richten sich die Kranken auf! Unsre Macht ist lauter Ohnmacht in dem müden Lebenslauf! —

---

28. Das Kirchlein zu Fukwing.

Wenn man von Canton her den Perlstrom hinab in die Lintinbai einfährt, liegt gleich, nachdem man die Bokka Tigris passirt hat, linker Hand, also auf der Ostküste der Lintinbai, ein Strandstädtchen Namens Fukwing. Es lehnt sich an den Fuß hoher Felsenberge, welche an dieser ganzen Küste entlang streichen und kahl aussehen, da weder Baum noch Strauch auf ihnen wächst. Hier bei Fukwing haben jedoch diese Berge nicht bloß einen fruchtbaren Küstensaum an ihrem Fuße, auf welchem das Städtchen mit seiner Feldmark gebaut ist, sondern auch noch einem bewaldeten Hügel Platz gelassen, der die Umgebung Fukwings ganz anmuthig macht und auf seinem Gipfel einen dreistöckigen Mankok trägt, eine thurmähnliche Pagode, deren Götzenbilder aus allen drei Stockwerken auf das umliegende Land schauen und auf das Meer dazu, denn so weit die Götzen aus ihrem hohen Sitze sehen können, so weit schützen sie auch Land, Meer und Leute, sagt der Chinese. Es sieht jedoch ärmlich genug in diesem Mankok von Fukwing aus und dem einen Götzen fehlt ein ganzer Arm. Das Städtchen selber zeigt auch keine großen Herrlichkeiten und mag etwa 7000 Einwohner haben, wenn man die dicht angrenzenden Dörfer Altdorf, Neudorf und Großdorf mit hinzurechnet. Die Fukwinger treiben Fischfang, Schifffahrt und Ackerbau, haben aber viel vom Fieber zu leiden, weil die Hitze groß und das Wasser schlecht ist. Der Ortsmandarin lebt und läßt leben, wie die meisten seiner Collegen; 1851 waren drei Häuser des Orts von notorischen Räubern bewohnt, von welchen der Mandarin keine Notiz nahm. Sie plünderten Kaufmannsläden, übten Brandstiftung und stahlen dabei in den benachbarten Dörfern — lauter Kleinigkeiten für den kaiserlichen Polizeimann, der sich nicht eher rührte, als bis die Banditen eine Standesperson angriffen, wovor sie sich aber weislich in Acht nahmen. Deshalb steht Fukwing in der Umgegend nicht im besten Rufe.

Es geschah aber am 17. August 1849, daß der Fürst des Friedens in diesem Fukwing seinen Einzug hielt. An diesem Tage kam ein Chinese in das Städtchen gewandert mit Namen Wong jün. Er war ganz aus der Nähe von Fukwing zu Hause, hatte da Weib und Kind und war in der Stadt selbst wohl bekannt. Er führte eine Partie christlicher Traktate in chinesischer Sprache bei sich, die er unter seinen Landsleuten verbreiten wollte und in seinem Herzen hatte er den Glauben an den Herrn Jesus, den er in der Stadt zu verkündigen gedachte. Wie kam der Mann nach Fukwing, das Licht mitten in heidnische Finsterniß, die bis dahin nie ein

Strahl desselben erleuchtet hatte? Nun — Wong jün war durch den Missionsverein des Dr. Gützlaff zur Erkenntniß seines Heilandes gekommen und in den Namen desselben getauft worden. Auch hatte er schon als Katechet dieses Vereins eine Zeitlang gewirkt, als der damals rheinische Missionar Lobscheid nach Hong kong kam und war mit dem Letzteren im Anfang des Jahres 1849 als Gehülfe nach Seiheong gegangen. Lobscheid liebte ihn vor allen seinen chinesischen Katecheten, welche Dr. Gützlaff ihn aus seinem Missionsverein zugewiesen hatte. Er war zwar von sanguinischer Gemüthsart und leicht beweglich und wo es Muth galt, ein echter Chinese, die bekanntlich den Muth nicht erfunden haben, so daß er oft, wo es etwas gefährlich aussah, so eilig das Hasenpanier ergriff, daß ihm Lobscheid nicht nachkommen konnte. Aber bei alle dem war er ein aufrichtiger Mensch und selbst in Geldangelegenheiten redlich und treu, was beides unter Chinesen viel sagen will und dabei ließ es ihm sein Gott gelingen, daß er in der lebendigen Erkenntniß des Heils es allen andern Katecheten zuvorthat. So bekannte er eines Tages frei und offenherzig an Lobscheid, daß er früher, als er noch in Gützlaffs Verein gestanden habe, Hurerei getrieben hätte und daß dieses unter Gützlaffs Leuten nichts Seltenes gewesen sei, weil man es eben nicht für große Sünde gehalten habe, wenn man fern von seinem Weibe in der Fremde gewesen wäre, sich mit andern Weibern abzugeben. Er erkannte aber nun seine Sünde und that Buße und obgleich er nicht besondere Gaben hatte, so machte er doch mit seinem bußfertigen Herzen bessere Fortschritte in dem Unterrichte, welche Missionar Genähr zu Seiheong den Katecheten geben mußte, weil sie noch gar zu sehr zurück waren, als andere, die bessere Gaben hatten als er, denen aber das bußfertige Herz abging. Als Genähr nach einiger Zeit Examen hielt, um zu sehen, wer von den Katecheten wohl tüchtig wäre, ausgesandt zu werden, bestand Wong jün mit am Besten und er bekam die Weisung, sich nach Fukwing als Katechet zu begeben. Fukwing liegt aber von Seiheong ungefähr 3 Stunden weit.

Wong jün nahm sein Logis bei einem Tischler, wenn man ein elendes Loch, in welchem etwa 10 Menschen Platz hatten, ein Logis nennen will. Von hier aus machte er nun seine Ausgänge in die Stadt. Er wollte nicht hoch hinaus. Mit einem richtigen geistlichen Instinkte wandte er sich vorwiegend an die ärmere Klasse des Volks und hielt sich zu den Niedern. Zinzendorf sagte einmal: „Wenn die Prediger nur die Kunst verstehen, die Seelen auszuforschen, so soll wohl keine christliche Stadt sein, wo nicht ein, zwei oder auch wohl drei oder mehr Menschen sind, — wo,

das will ich nicht bestimmen, vielleicht ist eins eine alte Wartefrau in der Meisterei, der andere ein blinder Mann im Spittel, das dritte ein Gänsemädchen im Stadtgraben — die nicht so wohl nach dem Glauben fragen als hungern und denen er nicht so geschwinde genannt werden möchte, so führen sie zu." In einem gewissen Sinne gilt das auch von einer heidnischen Stadt und Wong jün sollte es erfahren. In Fukwing lebte ein Mann mit Namen Chan-lok-king. Er war ein Passagierbootbesitzer. Dieser Mann hatte an einer chronischen Augenentzündung gelitten, wie denn viele Leute in China an den Augen leiden und zwar in so ungewöhnlicher Zahl, daß ich oft geneigt bin, darin ein besonderes Zeichen des Gerichtes Gottes an den blinden Heiden zu sehen. Chan hörte von dem englischen Missionshospitale auf Hongkong und begab sich dorthin, um sich heilen zu lassen. Hier hörte er zum ersten Male von dem Herrn Jesus und da die Entzündung nur langsam wich, hatte er Gelegenheit, davon mehr zu hören und der Herr that ihm das Herz auf. Er kehrte nach Hause zurück und die erste Familie, in welcher ich den Wong jün finde, ist die des Bootsmannes. Er hatte den rechten Mann herausgefunden. Und so finde ich ihn noch in ein Paar andern Familien, den Familien des Pun, eines Tischlers und des Chong, eines Bootsmannes und es wird sich nachher zeigen, daß unser Katechet nicht fehlgegriffen hatte. Bald traf er mit einzelnen, bald mit mehreren Gliedern dieser Familien zusammen, bald in den Ahnentempeln derselben, bald in den Apotheken des Ortes, der Frühlingshalle und der Harmonie, bald in ihren Privathäusern, bald besuchten sie ihn, bald sprach er sie auf dem Markte, unter einem grünen Baume, in einer Theeschenke, wie es sich gerade machte. Im Ganzen fand er im Anfang wenig Neigung unter den Leuten, sein Wort anzunehmen. Sie nahmen wohl seine Traktate hin, weil die Chinesen gern lesen, aber es gab viel Widerrede, viel Verdacht und viel Disputiren. „Ist Jesus ein Engländer?" fragte ein Fukwinger eines Tages heimtückisch, als sich eben Wong jün auf des Tischlers Pun Einladung in der Frühlingshalle niedergelassen hatte. „„Nein,"" erwiederte Wong, „„sondern er ist Gottes Sohn, der mit süßem Herzen auf die Erde kam, Mensch wurde und für die Menschen litt. Er wurde von einer reinen jüdischen Jungfrau Maria, über welche der heil. Geist gekommen, geboren, lebte 33 Jahre auf Erden, nach deren Verlauf er litt und auf einem Holze, das dem Zeichen † gleicht, starb. Das Verdienst seines theuren, vergossenen Blutes ist das, daß es der ganzen Welt Versöhnung ist. Alle, welche an Jesum glauben, erlangen Vergebung der Sünden; die aber nicht glauben, kommen ins Gericht und

gehen ins Verderben, in die ewige Pein. Die Lehre Jesu lehrt uns Buße thun, unsere Uebertretung ändern, dem Satan entfliehen und zu Gott nahen. Jesus ist der Erlöser der Welt, der Vermittler, der uns wegen unserer Sünden bei Gott vertritt."" So sprach er weiter, aber die Gäste in der Frühlingshalle hörten es und freuten sich sehr wenig darüber. Mit einigen Ausnahmen ging es überall so, wo er sich hören ließ.

Ein halbes Jahr lang hatte der treue Katechet sein Werk zu Fukwing unter mancherlei Spott und Verachtung getrieben, da achtete er es für nöthig, daß einer von den Missionaren zu Seiheong einmal hinüber käme. Man wundere sich nicht darüber, daß solches nicht längst schon geschehen war. Die Unsicherheit der Straßen im Innern des Landes und theilweise auch an der Küste ist in China so groß, namentlich für einen Fremden, daß man selbst auf eine so kleine Reise wie von Seiheong nach Fukwing ohne Noth sich nicht leicht begiebt. Dies Mal mußte die Reise aber unternommen werden und Lobscheid machte sich am 19. Februar 1850 mit Wong jün und noch einigen Katecheten auf den Weg. In den Tagen, als die Reise beschlossen wurde, litt ein Weib in Fukwing große Pein an einer Entzündung in der Hand. Die Schmerzen waren so groß, daß sie schon den Strick um ihren Hals gethan hatte, um ihrem Elende ein Ende zu machen. Nur mit Gewalt konnte ein anderes Weib sie vom Selbstmorde zurückhalten. Lobscheid kam an in Fukwing und der Ruf seiner Heilungen in Seiheong ging ihm voraus. Kaum war die Nachricht davon in der Stadt verbreitet, als man dem Weibe rieth, zu dem fremden Arzt zu gehen, vielleicht könne er ihr helfen. Am andern Tage erschien die Arme bei Lobscheid in Begleitung mehrerer Weiber. Die Gefahr war groß, doch hatte Lobscheid Freudigkeit ihnen zu versichern, daß er sie heilen und augenblicklich durch einen Einschnitt ihre Schmerzen lindern könne. Er nahm sie in Behandlung und hatte die Freude, nach einigen Tagen sie von ihren Schmerzen befreit zu haben. Das Weib war gegen den Retter ihres Lebens, wie sie sagte, außer sich vor Dankbarkeit und sie unterließ es nicht, den Ruhm des fremden Mannes in der Stadt und Umgegend auszubreiten. Lobscheid hatte in den 14 Tagen seines Aufenthaltes alle Tage das Haus voll von Kranken und der Herr gab zu vielen Kuren seinen reichen Segen. Zunächst freilich nur in leiblicher Heilung; die allermeisten hörten bei der Gelegenheit von Lobscheid und seinen Katecheten zwar das Wort Gottes verkündigen, allein von einem gläubigen Annehmen desselben war nicht viel zu sehen, so daß im Großen und Ganzen bei dieser medicinischen Praxis des Missionars nicht viel mehr herauskam, als ein gewisses Wohlwollen

gegen die Fremden, die sich dem armen leidenden Volke so wohlthuend erwiesen. Indessen waren doch zwei Fukwinger, die weiter gingen. Und das war der Bootsmann Chan, von welchem ich schon vorhin erzählt habe und ein Kamerad desselben, Awo. Durch die Unterhaltungen mit Wong jün angeregt, hatten sie viel über ihren Götzendienst und die neue Lehre zu fragen, wohnten regelmäßig den Abendandachten bei, welche Lobscheid mit seinen Leuten hielt und beugten mit denselben gemeinsam ihre Knie vor dem lebendigen Gott. Viel zu früh für sie verließ Lobscheid Fukwing wieder; er wollte aber noch andere benachbarte Orte besuchen und mußte sie dem Wong jün zu weiterer Pflege befehlen. Chan war der Geweckteste von den beiden, aber bald gab ihm Awo nichts nach. Er hatte eine alte kranke Mutter, bei der alle angewandte Medicin vergeblich gewesen war. Da beschloß er, mit seiner Mutter zu beten, ehe er ihr die Arzenei gab und siehe, seine Mutter wurde durch diese Methode curirt. Das stärkte ihn gewaltig in seinem Glauben und von der Zeit an hatte Wong jün an dem Awo, wie an dem Chan ein Paar vortreffliche Gehülfen in der Predigt, indem sie ihm in der Vertheidigung des christlichen Glaubens vor den Fukwingern allezeit tapfer zur Seite standen. Und das machte einen solchen Eindruck in dem Städtchen, daß Wong alle Abend sein Kämmerchen voll von Leuten hatte, die ihm zuhörten und mit ihm beteten.

Vier Wochen nach seinem ersten Besuche landete Lobscheid schon wieder bei Fukwing. Wie hatten sich in den wenigen Wochen die Sachen geändert! Als er aus dem Passagierboote stieg, standen schon mehrere Leute aus einer benachbarten großen Stadt am Strande mit Palankin und Schiebkarren, um den Missionar mit seinen Sachen bequem und sicher weiter zu schaffen. Allein die Fukwinger waren auch auf den Beinen, legten ihren Protest ein und wollten den fremden Mann absolut bei sich behalten. Lobscheid kam in Verlegenheit, half sich aber schnell, ließ seine Sachen nach der benachbarten Stadt voraufgehen und versprach, 4 Tage lang in Fukwing zu bleiben. Es waren 4 schöne Tage, reich an Arbeit, aber auch reich an Segen. Des Fragens war kein Ende und besonders waren es auch die Lehrer des Städtchens, mit welchen Lobscheid über ihre klassischen Bücher sprechen konnte. Die meiste Freude aber hatte er in dem Conventikel bei dem Tischlermeister Pun, seinem Wirthe. Da herrschte Ruhe und Aufmerksamkeit und keiner von den Anwesenden weigerte sich, seine Knie im Gebete zu beugen. Von dem Lächeln, welches man sonst wohl bei den Chinesen während des Gebetes sieht, war nicht die Spur wahrzunehmen. Besonders aber waren es die beiden Bootsleute, welche Lobscheid unauf-

hörlich anlagen, daß er sie doch taufen möchte. Dieser hatte Besonnenheit genug, ihr Gesuch vor der Hand abzulehnen, überwies sie dem Wong jün zum sorgfältigen Unterricht und zog seine Straße weiter. Kaum war er fort, so ärgert sich doch der Teufel, daß der Bote Christi solch Aufsehen in dem Städtchen gemacht hatte und alles Volk ihm anhing und sieht zu, wie er demselben seinen Ruhm könne zu Schanden machen. Der Arzt von Fukwing war besonders wild und denkt es dem Lobscheid gleich zu thun. Es kommt ein kranker Mann zu ihm und der Doctor verspricht, ihn im Namen Lobscheids zu curiren. Er schneidet ihm die große Vene auf dem Rücken auf und läßt das Blut laufen, was es laufen will. Allein der arme Schelm konnte wohl schneiden, aber nicht wieder verbinden und das Blut läuft immer zu und das Bischen Leben des Patienten mit demselben. Und wie der nun in den letzten Zügen liegt, geht der Doctor seine Wege, die Frau des Sterbenden aber ihm nach und fordert laut das Blut zurück, was er ihrem Manne abgenommen hatte. Da erfuhr es ganz Fukwing, wie sich der Teufel blamirt hatte und Lobscheids Ruhm war in aller Munde.

Die beiden Bootsleute hatten keine Ruhe. Sechs Wochen lang lernten sie fleißig beim Wong, dann machen sie sich auf den Weg nach Seiheong, um sich von Genähr taufen zu lassen. Wong ist nämlich nicht ordinirt, darf also auch nicht taufen. Es war grade die liebe Pfingstzeit im Jahre 1850 und als Genähr sie sorgfältig geprüft hatte, mochte er ihnen das Wasser nicht wehren und taufte sie am ersten Festtage in den Tod des Herrn. Fröhlich und guter Dinge zogen die Erstlinge von Fukwing wieder ihrer Heimath zu. Ein Vierteljahr darauf besuchte sie Genähr. Lobscheid litt damals schon und konnte nicht auf die Reise gehen. Es stand gut mit den jungen Christen. Das Conventikel bei Meister Pun bestand noch und wurde alle Abend gehalten und der Hauswirth selber hielt um die Taufe an. Auch war das Lokal viel zu klein geworden, um die Besuchenden zu fassen, weshalb Genähr eine Wand durchbrechen ließ, wodurch ein unbenutzter Raum hinzukam, der nun Platz für 30 Mann hergab. Es war dies Mal zwar nicht so viel Zudrang; das hatte aber seinen Grund darin, daß es grade um die Reisernte war; auch waren die Lehrer der Schulen eben in Canton, um ihr Examen zu machen. Sonst war das Volk so freundlich, daß sogar ein Beamter seine Tochter Genähr zur Verheirathung anbot, um mit ihm Verwandtschaft zu schließen, was indessen höflichst abgelehnt wurde.

Als Wong jün sah, daß die Sachen in Fukwing so gut gingen, holte er auch sein Weib und seine beiden Kinder nach, das eine 9, das

andere 7 Jahr alt. Er befriedigte damit einen Wunsch, den man schon lange wegen der Katecheten gehabt und ausgesprochen hatte. Sie hatten bisher ihre Familien sehr bei Seite liegen und im Heidenthum stecken gelassen, was bekanntlich im Worte Gottes an den Vorstehern der Gemeinde scharf gerügt ist und man nicht dulden durfte. Der Herr gab dem Wong auch die Gnade, daß er das Herz seines Weibes zur Wahrheit neigte, so daß Wong Morgens und Abends mit ihr beten konnte und sie sich den Unterricht aus Gottes Wort von ihm wohlgefallen ließ. Außer ihr hatte er bald wieder noch ein Paar Fukwinger im Taufunterricht. Der eine war Meister Pun und der andere ein Namensvetter von demselben, auch ein Pun, ein bankerotter Kaufmann. Große Freude hatte Lobscheid, als er nach einem Vierteljahre wieder in dem Städtchen vorsprach. Awo hatte sich zwar unter der Zeit durch eine Lüge große Noth bereitet, allein er hatte sich wieder erholt und gab die beste Hoffnung, daß er in Zukunft vorsichtiger wandeln werde. Mit großer Geduld trug er den Spott, der ihm sein Zeugniß von Christo zuzog. Uebrigens waren schon manche, welche im Stillen ihre Götzen verlassen hatten und Lobscheid wurde heimlich zu Lehrern gerufen, welche Erklärungen über das Evangelium forderten. Und die Puns nebst Wong jüns Familie waren zur Taufe wohl bereitet.

Noch einmal war es Lobscheid verstattet, seine kleine Gemeinde zu sehen. Es waren etwa 8 Wochen nach seinem letzten Besuche, als er im Städtchen eintraf. Häufige und immer heftigere Fieberanfälle hatten ihn in Seiheong leiblich sehr herabgebracht. Noch nicht ganz davon genesen, aber in der Hoffnung, durch einen frischen Luftwechsel vollends hergestellt zu werden, machte er sich auf diese Reise. Kaum war er jedoch in Fukwing angekommen, so steigerten sich die Fieberanfälle, sein Puls zählte über 100 Schläge in einer Minute und die heftigsten Kopfschmerzen brachten ihn fast zum Deliriren. So lag er in Meister Puns Hause und der treue Wong jün nebst seinen beiden chinesischen Reisegefährten warteten sein mit der zärtlichsten Liebe. Der eine von ihnen legte sogar Lobscheids von Schweiß triefendes Haupt an seinen Hals und suchte ihm auf alle Weise die Schmerzen zu erleichtern. Gegen Abend versammelten sich die Christen und Wong jün betete inbrünstig mit ihnen für des Lehrers Gesundheit, damit er ihren Landsleuten das Evangelium verkündigen könnte. Am andern Morgen war Lobscheid so weit hergestellt, daß er einen Mann taufen konnte. Es war wieder einer von der Puns Familie, ein Tagelöhner und hatte sich schon seit einem Jahre bei Wong zur Taufe gemeldet; da aber

Wong vorsichtig ist, hatte er ihn bis heute zurückgehalten und konnte ihn nun mit gutem Gewissen zum Sacramente empfehlen. Bald nachher bekam Lobscheid eine Einladung, zu einer kranken Frau zu kommen und ihr Medicin zu geben. Wie er auf der Straße ist, erblickt ihn eine andere Frau, die er früher vom Blutflusse geheilt, nachdem ein Buddhist sie fast bis ins Grab curirt hatte. Das dankbare Weib nöthigte ihn das Allermeiste, zu ihm ins Haus zu treten und eine Erquickung anzunehmen und als er sich weigerte und weiter ging, lief sie ihm mit einem Körbchen voll Bröten nach und hätte ihn fast auf freier Straße zum Essen gezwungen. In dem Conventikel hatte sich auch ein rarer Vogel eingefunden, wie man ihn selten in den Conventikeln trifft, nämlich ein alter Professor. Der saß mitten unter den Handwerkern und Tagelöhnern und hatte seine große Freude an dem Evangelio. Er war eigentlich ein Fremdling am Orte und in dem Kreise Weichau zu Hause; hatte aber früher, da er ein sehr heftiger Mann war, einen von zwei sich zankenden Schülern so derb geschlagen, daß derselbe gestorben war. Wäre der Professor ein gemeiner Mann gewesen, so hätte er durch den Todtschlag sein Leben verwirkt gehabt, aber ein Gelehrter darf nach chinesischen Gesetzen um solcher Kleinigkeit willen nicht so hart gestraft werden. Degradirung oder Verbannung sind die gewöhnlichen Strafen, die über Mandarine und Gelehrte verhängt werden. Die Härte der Verbannung liegt in der Entfernung von den Gräbern ihrer Ahnen und mancher zieht den Tod der Verbannung vor; es ist, wie wenn einer aus der christlichen Kirche verbannt wird. Unser Professor wurde lebenslänglich verbannt und kam so nach Fukwing. Er hätte gern die Taufe empfangen und alle Gemeindeglieder gaben ihm das beste Zeugniß; allein es mußte aufgeschoben werden, da der Alte wieder zu seiner Familie zurückkehren wollte, wozu er durch die im Jahre zuvor bei der Thronbesteigung des neuen Kaisers Hienfung erlassene Amnestie die Erlaubniß bekommen hatte. Die Gefahr des Abfalls war bei der Gelegenheit gar zu groß; doch hofften alle für ihn das Beste. Nach einem Paar Tagen verließ Lobscheid das Städtchen und ist nicht wieder hingekommen. Schwer erkrankt schiffte er sich nach etlichen Wochen ein, um in Deutschland seine Genesung zu suchen.

Doch darum brauchte das Werk des Herrn in Fukwing nicht stille zu stehen. Der Herr hatte schon die Hülfe versehen. Zunächst hielt sich Wong jün frisch und tapfer. Das chinesische Neujahr kam heran und mit ihm bekanntlich der tollste Götzenspuk, der in China getrieben wird. Wie wirds der kleinen Gemeinde ergehen? Am letzten Abende des alten Jahrs

rief Wong alle Brüder zusammen und sie machten einen Bund mit einander, sich von allem Götzendienst und aller Teufelei während des Neujahrs ernstlich frei zu halten; auch sandten sie an Genähr und Krone nach Seiheong einen christlichen Neujahrswunsch. Sehr richtig sah ferner Wong jün, daß es für den Christenmenschen nicht hinreicht, wenn er nur in der Kirche oder in dem Conventikel Gottes Wort hört und betet; es muß auch in seinem Hause geschehen und zwar täglich und regelmäßig. Darum machte er es jedem Getauften zur Pflicht, regelmäßige Morgen- und Abendgottesdienste mit seiner Familie zu halten. Er selbst ging natürlich mit gutem Beispiele voran. Und bald gestand Awo, der Bootsmann: „Als ich mit meiner Familie noch nicht Morgen- und Abendgebet hielt, fürchtete ich mich im Dunkeln vor den bösen Geistern; jetzt ist es anders.“ Es war aber nicht bloß der Katechet wohl auf dem Plan; es sollte auch zu einem neuen Pastor für Fukwing an Lobscheids Stelle Rath werden. Missionar Krone trat ein und schon am 8. April 1851 besuchte er die kleine Gemeinde. Es war ihm ungemein auffallend, wie artig er von den Fukwingern behandelt wurde. Wenn sich sonst ein Fremder auf der Straße in China zeigt, so hat er von Jung und Alt in Einem fort Schelten, Spotten und Lachen hinzunehmen. Davon war in Fukwing nicht die Spur und wenn ein loser Junge sein „Fankwei!“ schreien wollte, so wurde er auf der Stelle von den Erwachsenen zur Ruhe verwiesen. Gleich am Tage nach seiner Ankunft erhielt Krone von dem Bruder des Ortsmandarinen und dem Hauslehrer beider Brüder nebst deren Kindern einen höflichen Besuch zum Willkommen, der später wiederholt wurde. Die Versammlung bei Meister Pun war gut besucht. Da jedoch Krone der Sprache noch nicht so mächtig war, daß er sich dem Volke in zusammenhängendem Vortrage verständlich machen konnte, so hielt Wong die Stunde. Aber jedes Mal ging Krone den Text, über welchen geredet werden sollte, vorher mit dem Katecheten sorgfältig durch. Es ist schwer, in der unklaren chinesischen Sprache den Zusammenhang eines Bibelabschnittes gehörig aufzufassen; aber Krones einfache Erklärungen wurden von Wong mit großer Freude aufgenommen; er sagte einmal, er wünsche ein Jahr mit Krone zusammenzuleben, um mit ihm die Bibel lesen zu können. Später hatte er eine tüchtige Anzahl Bibelstellen in Bereitschaft, über welche ihm sein Pastor Aufschluß geben mußte. Unter den Getauften regte sich der Trieb nach Gemeinschaft. Sie hatten beschlossen, ihre Wohnungen neben einander zu miethen, um sich so gegenseitig besser stärken und zusammenhalten zu können. Auch hatten sie schon mehrfach davon geredet, eine kleine Missions-

gesellschaft unter sich zu bilden. Bisher hatte man von den getauften Chinesen wohl gehört, daß sie Unterstützung haben wollten; daß die Fukwinger, die obenein arm waren, nun Unterstützung geben wollten, war unerhört und höchst erfreulich. Der beste Fund, den Krone machte, waren doch aber etliche Heiden, welche ernstlich die Taufe begehrten und sämmtlich von den Christen des Orts empfohlen waren. Krone las zunächst drei aus denselben aus, um ihnen sorgfältigen Unterricht geben zu lassen. Er selber konnte ihn nicht ertheilen; der Katechet mußte es thun, aber im Beiseins Krones. Da die Leute schon Monate lang die Versammlung besucht hatten, waren sie genügend mit dem christlichen Glauben bekannt; das apostolische Symbolum, die 10 Gebote, das Gebet des Herrn und die Lehre von der Taufe wurde noch besonders mit ihnen durchgenommen, wobei auch Krone mithalf, so gut es gehen wollte. Am Osterheiligeabend ließ Krone die kleine Gemeinde zusammenkommen und befragte sie über die drei Katechumenen; es wurde einstimmig erklärt, daß man dieselben gern zu Brüdern annehmen wolle, denn ihre Herzen seien aufrichtig und so wurde der morgende Tag zur Taufe bestimmt. Die ersten Strahlen der Ostersonne fanden die Christen von Fukwing schon bei einander, auch die drei Katechumeneu waren dabei, ein Tischler, ein alter Handelsmann und ein 13jähriger Waisenknabe, welchen Wong jün zu sich genommen hatte. Man las die Festgeschichte und flehete um des Herrn Segen zum heutigen Tagewerke. Darauf richteten sie das Versammlungszimmer so feierlich, als nur möglich, ein. Etwa um 8 Uhr Morgens versammelten sie sich zur Taufe. Krone hatte Wong jün Röm. 6, 3. 4. zum Texte gegeben und nach dem Gebete hielt der Katechet den Täuflingen vor, man hätte eben erst Christi Tod gefeiert, heute sei das Fest seiner siegreichen Auferstehung; an solch hohem Tage der Christenheit würden sie getauft; sie sollten bedenken, was die Taufe wäre; der Herr nähme sie an als seine Kinder, dafür gäben aber auch sie das alte Wesen und all die alte Sünde in den Tod und wollten in der Kraft des heiligen Geistes ein neues Leben führen; aufs Wasser allein könnten sie nicht vertrauen, aber auf den, der bei und in und mit dem Wasser wäre. Danach trat Krone auf; die Täuflinge saßen vor ihm und auch Wong gesellte sich zu ihnen, da er für seinen Ali das Taufgelübde ablegen sollte. Nach wenigen einleitenden Worten las er das apostolische Symbolum, welches sie als ihr eigenes bekräftigten. Darauf legte er ihnen die andern Tauffragen vor. Sie knieten dann nieder und standen als Christen wieder auf. Ein Gebet auf den Knien beschloß die Feier und Krone reichte den Dreien zum ersten Male die Hand.

Man blieb noch eine Weile beisammen, unterhielt sich über die Wichtigkeit des Tauftages und dann begab sich Krone zu Meister Pun. Es wollte am ersten Ostertage, der über Fukwing aufgegangen war, noch ein Weib zu Christi Grabe aus Liebe gehen mit ihrer Salbungsgabe. Und das war kein anderes als Meister Puns eigenes Weib. Es waren liebe Leute, die beiden; er ohne Zweifel der geförderteste Christ in ganz Fukwing. „Er hat ein besonders warmes Herz für den Herrn," sagte Wong eines Tages zu Krone. Als der ihn fragte, woraus er das schließe, erzählte der Katechet, er habe im Stillen den Mann beobachtet, wie er häufig seine Thür verschließe, um zu beten, er sei auch früher sehr prahlend und zornig gewesen und jetzt sei es ganz anders. An demselben Abend sitzt Krone in seinem Kämmerchen und Meister Pun tritt herein, mit glänzendem Angesichte und in der Hand ein altes Schnitzwerk. Es war sein Hausgötze und er erzählte von demselben, wie er bereits seit hundert Jahren in seiner Familie angebetet worden sei, jetzt wolle er ihn Krone übergeben, er möge damit machen, was er wolle. Dieser selbige Meister Pun hatte also um die Taufe für seine Frau gebeten, mit der er seit Monaten seine Kniee vor dem lebendigen Gott gebeugt hatte und die in den vornehmsten Wahrheiten des Heils unterrichtet war. Als Krone in das Stübchen trat, war alles sauber und rein; an den Wänden befand sich eine Liste der diesjährigen Sonntage und christliche Sprüche angeschrieben; die Bibel lag auf dem Tische, das Taufbecken war mit einem feinen seidenen Tuche bedeckt. Wong sprach über Marc. 16, 15. 16., wie das Evangelium gepredigt würde in aller Welt; auch nach China seien die Hirten gekommen und durch einen sollte sie jetzt auf ihr Verlangen die Gnade der Taufe empfangen; Taufe und Glaube, das gehöre zusammen, um selig zu werden. Sie kniete nieder und Krone fühlte, daß sie betete, als er sie taufte. „So feierten sie das hohe Fest mit Herzensfreud und Wonne, das uns der Herr erscheinen läßt; er ist selber die Sonne, der durch seinen Gnaden Glanz erleuchtet unsre Herzen ganz; der Sünde Nacht ist vergangen! Halleluja!"

Bei der Feier selber war es ganz still zugegangen, echt österlich — „nicht alles Volk, sondern nur" die Brüder hatten darum gewußt und der Feier beigewohnt, wie es in der ältesten Kirche bei Heidentaufen immer der Fall war. Das that in Fukwing keinem mehr leid, als einem armen Schneider. Das war ein verrauchter Gesell, aber seit einem halben Jahre hatte er schon keinen Opium mehr geraucht, hatte ziemlich regelmäßig die Versammlung besucht und sich bereits im Jahre 1850 zur Taufe gemeldet. Es ist aber in China mit den Rauchern, wie bei uns mit den Säu-

fern. Wong wird ihm wohl nicht getraut haben. Dazu hatte er ein böses Weib, welches vom Evangelio nichts wissen wollte, gemeldet hatte er sich bei Krone auch nicht und mit der bevorstehenden Taufe war kein Spektakel getrieben worden. So hatte der arme Schelm gar nichts erfahren und erschrak nicht wenig, als er hörte, daß vier Fukwinger getauft und Krone bereits abgereist sei. Ganz ähnlich war es noch einem andern Handwerksmann ergangen und die beiden plagten nun den Wong, er solle doch den Lehrer wiederholen, daß sie getauft werden könnten. Und zu den beiden kam noch ein Dritter, ein junger Schulmeister Namens Leung von 23 Jahren. Der hatte zu Ostern in Familienangelegenheiten abwesend sein müssen, sonst wäre er wohl getauft worden, denn er hatte schon von Anfang an sich zur Wahrheit gehalten und galt unter den Brüdern allgemein für einen bescheidenen und demüthigen Mann, der es mit der Wahrheit treu meinte. Er hatte anfangs viel mit seiner Familie zu thun gehabt, denn einer seiner Brüder war ein namhafter Gelehrter. Als ihn aber Krone bei dem letzten Besuche fragte, was seine Familie zu seinem Schritte sage, hatte er geantwortet, die Seinigen hätten nun die christlichen Schriften gelesen und so viel erkannt, daß die Lehre nicht schlecht sein könne, da sie zur Tugend ermahne; auch wünsche einer seiner jüngeren Brüder christlichen Unterricht. Den Bitten dieser drei konnte der treue Wong nicht widerstehen, reiste Krone nach und bat ihn, nach Fukwing zurückzukehren und die drei Männer zu prüfen, es seien auch noch mehrere Weiber da, welche getauft sein wollten, aber ihr Herz sei noch nicht fest und er wisse noch nicht, was sie suchten. So mußte Krone wieder mit nach Fukwing zurück, unterhielt sich täglich prüfend mit den drei Männern, empfing ein gutes Zeugniß über sie von der kleinen Gemeinde und taufte sie. Das Kirchlein von Fukwing ist seitdem stehen geblieben. Das es nicht so rasch fortwachsen konnte, wie es in dem ersten Jahre geschah, ist in der Ordnung. So gutmüthig, wie die Fukwinger im Anfange dem neuen Treiben zusahen, konnten sie nicht immer zusehen. Der Teufel machte sich denn doch auf. Und die ersten, die es fühlen mußten und dabei auch die Märtyrerkrone empfangen haben, waren die Erstlinge der Gemeinde, nämlich die beiden Bootsleute.

Als Chan 1850 im Mai von Genähr zu Seiheong getauft war, kehrte er wieder heim, um sein früheres Geschäft, Bootführer zwischen Fukwing und Taiping, fortzusetzen, aber sein Vater, welcher hörte, daß er die Götzen verlassen, wollte ihn nicht länger am Geschäft Theil nehmen lassen und so war er denn brodlos. Er ertrug dies ruhig. Aber ein härterer

Schlag sollte bald die Festigkeit seines Glaubens auf die Probe stellen. Sein 5jähriger Sohn starb plötzlich. Allgemein schrieb man dies dem Zorne der verlassenen Götzen zu. Obgleich er sich dadurch nicht irre machen ließ, so war es doch für ihn eine schwere Aufgabe, alle die Lästerungen so geduldig hinzunehmen, besonders da auch seine Frau sich zu den Lästerern gesellte. Sie hatte gehofft, daß der Gott, den ihr Mann anbete, nun alles in Hülle und Fülle geben würde und siehe, sie verliert ihren einzigen Sohn. Chan hatte nun Freunde und Geschäft verloren. Schai lung, ein Mann, der sein ganzes Auskommen hatte, wurde um diese Zeit getauft und war bereit, dem Chan Geld zu leihen, um ein Schiff zu kaufen, in welchem er die Umgegend besuchte, und einen kleinen Handel trieb. Da aber der Handel, anstatt Procente abzuwerfen, mit Verlusten verknüpft war, fing er an, zwischen Fukwing und Canton zu fahren. Dies ging einige Zeit nach Wunsch; er bekam Passagiere und Ladung und konnte von seinen Schulden etwas abzahlen, da fiel er unter die Seeräuber, die ihn und sein Schiff gänzlich ausplünderten. Nun ging eine neue Leidenszeit an. Einige Handelsleute, die ihm Geld anvertraut hatten, um in Canton für sie Einkäufe zu machen, die ihm aber seines Christenthums wegen — und Chan war ein freier Bekenner seines Herrn — nicht günstig waren, beschuldigten ihn des Unterschleifs und gaben vor, daß er das Geld den Räubern nicht ausgeliefert, sondern es selbst behalten habe; wenn er sich jedoch durch einen Schwur vor dem Götzen reinigen wolle von der Anklage, so wolle man zufrieden sein. Schwören in der genannten Weise schlug er rund ab und bot den Betheiligten sein Schiff als Ersatz an, wenn sie Zweifel in seine Ehrlichkeit setzten; doch dieses wollten sie nicht und so sahe er sich genöthigt zu fliehen, denn in China herrscht das Faustrecht. Er kam nach Seiheong; weil er aber auch hier nicht sicher war, ging er nach Hongkong zu Miss. Lobscheid, der wieder genesen, aber in den Dienst einer andern Gesellschaft getreten war, und wurde von ihm als Tractatvertheiler engagirt. Hier traf er bereits seinen Landsmann Awo.

Awo wurde, wie oben bemerkt, gleichzeitig mit Chan getauft. Er war Eigenthümer eines kleinen Kahnes, in dem er einen Victualienhandel trieb und seine Kunden hauptsächlich unter Fischern und Küstenfahrern hatte. Oel, Reis und Götzenartikel waren die meist gesuchten Artikel. Dabei war er vor seiner Bekehrung ein gewandter Spieler, doch kam er auf keinen grünen Zweig. Nach der Taufe fand eine Aenderung in seinem Schiffsladen statt; die Götzenartikel wurden kassirt und er segelte oder ruderte vielmehr in's nächste Dorf. Aber kaum hörten seine Kunden, daß

er hinfort die am häufigsten gesuchten Opferpapiere und Weihrauchstäbe nicht mehr verkaufen würde, so wurden sie ihm auffätzig und wollten auch Oel und Reis nicht mehr von ihm kaufen. War's früher ärmlich gegangen, so ging's jetzt noch mehr; kaum verdiente er seinen Unterhalt, für seine Eltern und Familie blieb nichts mehr übrig. Oft kam er vom nächsten Dorfe, um den Sonntag in Seiheong zu feiern und war doch zufrieden. Nie haben die Missionare ihn unzufrieden mit seiner Lage gesehen. Mehrere Mal borgten sie ihm tausend Pfennige (1450 = 1 Dollar) und stets brachte er sie zur bestimmten Frist wieder. Sie unterstützten ihn später, ein großes Boot zu kaufen und einen Holzhandel anzufangen; aber auch dieser ging nicht und so erbarmte sich oben genannter Schai lung seiner und nahm ihn in sein Cantoner Passagier-Boot, in welchem Chan Capitain war. Die Freude dauerte nicht lange. Einst stimmte die Rechnung nicht und man trennte sich, doch in Freundschaft, weil man weniger dem Awo Unehrlichkeit, als üble Rechnungsführung Schuld gab. Nun hatte er gar nichts; sein Boot hatte er füher verkauft und wir sahen uns nach einem Unterkommen für ihn um. Lobscheid suchte damals Leute, die zuverlässig wären, um Tractate in den umliegenden Kreisen zu verbreiten und nahm Awo an, der zuerst allein und dann mit Chan zusammen viel Eifer bezeigte, so daß Lobscheid den Plan faßte, sie in die Provinz Kwangsi zu senden. Der Plan war gewagt und die Ausführung nicht ohne Gefahr, da die Rebellion in besagter Provinz begonnen und bis jetzt die Mandarinen noch nicht wieder Meister der Räuber und Insurgenten daselbst geworden sind, von denen man sagt, daß sie Scheong tai (Scheong ti), den Gott der Fremden anbeten. Genähr und Krone riethen, einen üblen Ausgang befürchtend, ernstlich von dem Vorhaben ab, konnten jedoch die Ausführung nicht hindern, da L. einer andern Gesellschaft angehörte. Sie gingen mit der Weisung, Vorsicht zu gebrauchen, im October 1853 nach Kwangsi ab und kamen glücklich bis Ng tschau fu, der Grenzstadt. Von dort empfing Lobscheid einen Brief, worin die Beiden mittheilen, daß sie in genanntem Orte auf dem Zollhause ihre 5 Bücherkisten haben öffnen müssen und da man nur Bücher fand, sie ruhig habe ziehen lassen. Sie suchten dann eine Herberge. Während Awo ausging, um Lebensmittel zu kaufen, kam ein Beamter mit Soldaten und fragte nach dem Manne mit den Büchern, die von Scheong tai handelten. Chan, in der Meinung, daß sie welche wollten, reichte ihnen etliche dar. Aber bald sollte er erfahren, daß sie nicht die Bücher, sondern ihn haben wollten. Sie nahmen ihn gleich gefangen und confiscirten die Bücher. Awo, welcher davon hörte,

ging gleich wieder auf's Boot, um Lobscheid davon zu benachrichtigen und dann im Bewußtsein seiner gerechten Sache auf die Herberge, wo er ebenfalls gefangen genommen wurde. Vor den Mandarin geführt, wurde Chan befohlen, niederzuknieen, was er beharrlich verweigerte und in Folge dessen geprügelt (Awo, der später kam, scheint nicht im Verhör gewesen zu sein) und in's Gefängniß abgeführt wurde, von wo aus Beide noch einen Brief schrieben. Sie schilderten ihre Lage als unerträglich. Es wird hier an der Stelle sein, etwas über die chinesischen Gefängnisse mitzutheilen. Die Gefängnisse sind kleine Zellen im Gerichtshofe und stehen unter dem Gefängnißwärter. Die Gefangenen werden gewöhnlich mit den Füßen in den Stock gelegt, wodurch sie gezwungen sind, Tag und Nacht auf einer Stelle liegen zu bleiben. Doch dies ist das Wenigste. Der Gefangenwärter, wie alle chinesischen Beamten, will Geld erpressen und will der Gefangene einige Erleichterung erlangen, so muß er geben, was er hat; wo nicht, so wird er aufgehängt und geprügelt, bis er auf irgend eine Weise Geld erlangt. Gewöhnlich müssen sie Briefe an die Ihrigen schreiben und eine gewisse Summe borgen. Es geschieht oft, daß, um der Qual zu entgehen, ein Sträfling Hab und Gut verkaufen läßt, nur der Geldgier der Beamten Genüge zu thun. Ist der Kerkermeister befriedigt, dann kommt ein Anderer, der älteste Gefangene, meist auf Lebenszeit zur Gefangenschaft Verurtheilter, der die speciellere Aufsicht über die Sträflinge führt und in seinen Quälereien den Stockmeister noch übertreffen soll. Die tägliche Nahrung besteht in einer Schaale Reis ohne Gemüse. Wer Geld hat, kann sich auch andere Speisen bereiten lassen. — Lobscheid, von der Lage seiner Colporteure unterrichtet, ließ einen Brief an den Mandarin schreiben und sandte seinen Gehülfen Tschau dahin ab. Dies bewirkte, daß sie dort entlassen und nach Canton transportirt wurden. Am 27. Decbr. kamen sie daselbst an. Den Verwandten hatten sie noch keine Anzeige von ihrer Lage gemacht, um Unruhen zu verhüten, doch jetzt erfuhren diese es von Leuten, die von Ng tschau fu kamen. Man suchte sie zu beruhigen. Wong jün ging nach Sanon, der Kreisstadt, wohin sie gesetzlich gebracht werden mußten, um gegen Garantie befreit zu werden. Dort fand er sie nicht, von da nach Tungkun, der nächsten Kreisstadt, die sie hätten passiren müssen, auch da waren sie nicht, endlich kam er nach Canton, wo er denn ihre Namen auf dem Missethäterbrette im Gerichtshofe aufgezeichnet fand. Er wendete sich mit Tschau an die Unterbeamten und bot Geld für ihre Befreiung. Der Beamte versprach für 12 Dollars ihre Loslassung zu bewirken. Sie gaben das Geld und warteten vergeblich mehrere Tage auf ihre Befreiung, bis

sie fanden, daß andere auch ein Theil von dem Gelde haben wollten, womit der Empfänger nicht einverstanden war. Sie forderten dann das Geld zurück und erhielten es auch. Wong wollte nun gern die beiden Gefangenen sprechen, aber der Gefängnißwärter verlangte 4 Doll. für diese Vergünstigung, und darauf ließ sich Wong nicht ein, zumal da er befürchtete, man würde sie, um Geld zu erhalten, nur noch übler behandeln, wenn man sähe, daß sich Jemand für sie interessire. Lobscheid suchte nun Hülfe bei dem preußischen Consul, der ist aber ohne Macht und kann seinen Gesuchen keinen Nachdruck geben; überdies waren und sind die höhern Beamten den Europäern feindlicher als je, da sie merken, wie gern die Fremden den Umsturz der jetzt regierenden Dynastie sähen. Der englische Consul schrieb zwar an den chinesischen Gouverneur, erhielt aber keine Antwort; gesetzlich konnte er sein Anliegen nicht fordern, da Chan und Awo keine englische Unterthanen waren. Nun kam das chinesische Neujahr dazwischen, die Gerichtsstuben werden dann 1 Monat geschlossen und nichts verhandelt. Man konnte deshalb in dieser Zeit nichts unternehmen, als für die leidenden Brüder beten. Ihre Noth war groß; es war Winter, und obgleich kein europäischer, doch kalt genug, um ohne genügende Kleidung und Bedeckung krank zu werden, denn die Chinesen fühlen die Kälte verhältnißmäßig so gut, wie der Deutsche in Deutschland. Dazu kam die Besorgniß wegen Chans Krankheit, der schon in Ng tschau fu leidend war, wie vermuthet, in Folge der Schläge. Nach Neujahr machte sich Wong wieder auf den Weg nach Canton und hörte, daß Chan am 5. Januar gestorben sei. Seinen Namen fand er auf der Todtenliste. Um Awo zu befreien bot er wieder Geld. Dies würde man in einem Lande, wo Gerechtigkeit vorhanden ist, für ein unerlaubtes Mittel halten, aber in China kann Gerechtigkeit oft nur durch Geld erlangt werden. Freigelassene Gefangene werden zurückbehalten, weil die Beamten noch kein Geld von ihnen empfangen haben. Der Beamte ging wieder darauf ein und forderte 18 Doll., wofür er aber nun Garantie bekam, weil sie das vorige Mal getäuscht worden waren. Es vergingen wieder mehrere Tage, da brachte er die Nachricht, Awo sei auch gestorben. Wong suchte in der Todtenliste und fand seinen Namen und kehrte betrübt heim.

Nun ging eine neue Noth an. Chans Vater klagte den Wong als Urheber des Unglücks an. Er sei schuld, daß sein Sohn Christ geworden, wäre er das nicht geworden, so wäre er noch am Leben 2c. Krone reiste darauf nach Fukwing und hat die Sache in Ordnung gebracht. Die Familien erhalten eine Unterstützung von Lobscheid, so lange die

Wittwen unverheirathet bleiben. Chans Frau ist Christin und hat sich wacker gehalten.

Die Gemeinde in Fukwing hielt sich gut bis zum Ausbruch des Krieges 1856. Alle Missionare mußten das Festland verlassen und sich nach Hongkong begeben. So blieb die Gemeinde drittehalb Jahr ohne Krones directe Pflege. Dort besuchten ihn Gemeindeglieder in Hongkong und Krone schrieb Briefe hin. Das beste aber that Wong jün. Der war nämlich beim Ausbruch des Krieges zurückgeblieben. Zwar wurde gleich anfangs das Missionshaus ausgeplündert, Wong jün gefangen weggeführt und die regelmäßigen Gottesdienste hörten auf; aber schon nach 8 Monaten konnte der treue Gehülfe die Arbeit wieder aufnehmen und es ging nun so ziemlich im alten Gleise weiter fort. Als sich Krone 1858 zum ersten Male wieder zu seiner Gemeinde wagte, hatte er nicht nur keinen einzigen Rückfall eines Gemeindegliedes zu beklagen, sondern konnte auch wieder neue Leute taufen. Leider mußte er bald nachher auf eine Erholungsreise nach Deutschland gehn und Miss. Louis hat seitdem die Besuche bei den Fukwingern übernommen.

---

29. Die taube Hester.

Vor fünf und zwanzig Jahren wohnte in Stellenbosch eine Tagelöhnerfamilie. Der Mann hieß Jakob und sein Weib Hester, welches damals etwa 30 Jahr alt war; wie alt er war, weiß ich nicht. Es waren farbige Leute; aber keine Sclaven, sondern Freie; dabei aber blutarm. Beide waren ganz dumme Heiden und obwohl Lückhoff schon 3 Jahre lang in Stellenbosch für die Heiden des Dorfes predigte, waren sie doch noch nie in seine Capelle gekommen. Man kann nicht grade sagen, daß es dem Jakob einerlei war, was er glaubte; er war aber den Muselmännern in die Scheeren gerathen und aus denen kommt einer so leicht nicht wieder los. Es war damals in den dreißiger Jahren am Cap eine ungemeine Lebendigkeit in der muselmännischen Mission. Die Sclaven wurden in der ganzen Colonie freigegeben und in Schaaren gingen sie zum Islam über. Vor der Freilassung betrug die Zahl der Muselmänner in der Colonie nur einige Hunderte; die Meisten waren Malaien, welche durch den Sclavenhandel hingekommen waren. Jetzt lebten in der Capstadt 6000 Muselmänner, allerdings die Meisten; verhältnißmäßig Wenige in den übrigen Theilen der Colonie,

z. B. in Grahamstown etwa 200 ohne eigentliche Moschee, in Uitenhagen 300 mit einer Moschee, in Stellenbosch und Worcester sind jetzt nur einige Familien, in Tulbagh nur ein Mann. Es hat sich um des Verdienstes willen alles nach der Capstadt gezogen, wo sie als Kleinhändler, Handwerker, Tagelöhner und Hausbedienten leben. Sie haben hier keine eigentliche Moschee, sondern der Gottesdienst wird in verschiedenen Privatzimmern gehalten, weil Zwist unter ihnen ist, indem allein 3 Imans oder Oberpriester einander gegenüber stehen, unter ihnen 8 Hadschis oder Priester. Diese Priester in prachtvoller Kleidung an der Spitze, halten sie pomphafte Aufzüge in der Stadt und blenden das geringe Volk damit. Ihre Gottesdienste werden eigentlich nur von den Geschulten besucht, der gemeine Haufen kommt nicht dazu. Für die Kinder halten die Hadschi Schulen, in welchen Malaisch und Arabisch lesen, aber nicht verstehen gelehrt wird. Miss. Elliot hat unter ihnen in der Capstadt gearbeitet, auch Miss. Vogelgezang; es sind aber nur wenige Bekehrungen vorgekommen. Doch hat seit 4 Jahren auch die Zunahme der Muselmänner aufgehört und man hört jetzt selten, daß ein Heide zu ihnen übertritt. Doch sind mehrere holländische und englische Frauen und auch einige Männer übergetreten. — Nun also, vor 25 Jahren war es anders und man ließ dem Jakob wenig Ruhe. Es gefielen ihm auch „die Islamschen," wie die Muselmänner am Cap heißen, soweit ganz wohl und er war eben daran, mit Weib und Kind Stellenbosch zu verlassen, nach der Capstadt zu ziehen und dort Muselmann zu werden, als ihm der Herr Zaum und Gebiß anlegte.

Eins seiner Kinder wurde todtkrank. Wie Hester sah, daß es schlimm wurde, gerieth sie außer sich vor Schmerz, denn die Farbigen haben eine große natürliche Liebe zu ihren Kindern. In ihrer Herzensangst dachte sie bei sich: „du mußt beten für dein Kind." Die arme Heidin wußte aber nicht, wie sie das anfangen sollte; sie machte einen Versuch, es wollte aber nicht gehen. Da sagte sie zu Jakob, ihrem Mann: „Jakob, wir müssen doch für das Kleine beten," aber Jakob konnte so wenig beten als Hester. Und das Kindchen starb. Ein paar Abende darauf sitzt Hester bei Lückhoff in der Abendschule. Eine dunkle Ahnung, dort Trost für ihr verwundetes Herz zu finden, hatte das arme Tagelöhnerweib hinein getrieben. Sie hatte sich in die vorderste Reihe dicht vor Lückhoff gesetzt, denn sie hörte etwas schwer. Lückhoff war sehr freundlich mit ihr und da ihr inneres Ohr offen war, verstand sie auch alles, was er sagte. Voller Freude kam sie nach Haus und sagte zu ihrem Manne: „O, myn Heer ist so gut, er war so froh, daß ich in die Schule kam und sagte, ich sollte doch die andern

Leute, die so herum laufen, auch mitbringen." Jakob hatte keine Ohren fürs Mitgehen. Das schreckte Hester aber nicht ab; sie richtete den ersten Auftrag, den sie aus dem Munde eines Knechtes Gottes empfangen, treulich an eine andere Heidin aus ihrer Bekanntschaft aus und es ist sehr merkwürdig, welchen Segen der Herr auf diesen Gehorsam eines eben aufkeimenden Glaubens einer armen Heidin legte. Das Weib, an welches sie sich wandte und es zum Besuch der Schule einlud und auch dazu brachte, war Cornelia. Seit dieser Zeit versäumte Hester weder Schule noch Kirche, lernte Lesen und Bibelsprüche auswendig wie ein kleines Schulkind, nahm mit brünstigem Herzen den Unterricht Lückhoffs auf und zwischen ihr und der Cornelia, Aploon, Betje und Carolina, die auch erwachsene Heidinnen waren und damals erweckt wurden, bildete sich ein schönes Band erster schwesterlicher Liebe den Heiland suchender Seelen. Es war eine rechte Lust und ein heiliges Schauspiel, das Weib in der Capelle sitzen zu sehen, gleich in der vordersten Bank, in ihrem armseligen Anzuge, aber mit leuchtenden Augen und ganz Ohr, wenn Lückhoff predigte. Wenn man sie fragte, wie sie denn hören könne, da sie doch taub sei, antwortete sie: „Ich wundere mich auch darüber; wenn ich in der Welt bin, dann bin ich taub; aber in dem Gottesdienst kann ich alles hören; dann bin ich nur traurig, daß mein Herz nicht ganz in Liebe brennt."

Das nächste Herzeleid, was sie hatte, war ihr Mann Jakob. Der hatte doch auch gar keine Ohren, wenn sie von ihrem lieben Heiland erzählte und wenn sie ihm einlud, mit in die Schule und die Capelle zu gehen. Sie lag ihm alle Tage an, aber es half nichts; sie weinte ihre bittersten Thränen, aber Jakob blieb, wie er war. Die Islamschen steckten dahinter. Die hatten ja wohl bald gemerkt, was in Jakobs Hütte vorging und hätten ihn lieber gleich nach der Capstadt geschickt; wie das aber an der entschiedenen Erklärung der Hester, daß sie nicht von Stellenbosch wegginge, scheiterte, so warfen sie einen bittern Haß auf das arme Weib und lagen ihrem Manne ohne Unterlaß in den Ohren. Sie waren für die Hester eine rechte Plage und sie fühlte das nie empfindlicher, als wenn sie des Abends in ihrer Kammer ihr Abendlied singen wollte, denn sie hatte die süßen Christenweisen sehr lieb gewonnen. Wenn sie dann anfing zu singen, so kamen die Muselmänner und klopften und pochten an die Hausthür, daß ihr alle Andacht und Lust zum Singen verging. Da klagte sie eines Tages der Frau Kuypers, welche die Schule für die erwachsenen Heidinnen hielt, wegen ihres Mannes ihr Herzeleid. Die gab ihr den Rath, sie sollte nicht so viel auf ihn drein reden; recht fleißig für ihn beten, sei besser. Aus

der Schule ging sie zur Cornelia und da ihr Herz so voll von der Sache war, redete sie auch mit der darüber. Da kam sie grade recht. Die hatte an ihrem Mann Bato dieselbe Geschichte erlebt und jetzt eben erfahren, was eine Frau mit dem Gebete für ihren Mann ausrichten kann. Das erzählte sie denn der betrübten Seele und die ließ es sich nicht zwei Mal sagen. Zuerst mußten die Islamschen daran. Als es Abend wurde, ging sie hinaus vor ihre Hütte und bat den Herrn, er solle doch ihre Feinde von ihrer Thür wegtreiben, denn er wäre doch ein stärkerer Gott, als der Islamschen ihrer. Dann ging sie hin und sang ihr Abendlied. „Denk, myn lieve Juffrouw," sagte sie zu Frau Kuypers, „zully is nooit meer aan myn deur geweest; hoe goed is de Heere toch!" Wenn sie nun auch nicht mehr pochten, so lagen sie doch immer beim Jakob, weil sie Nachbaren waren und das sah Hester wohl, so lange diese Gesellschaft bestände, könnte es mit ihrem Manne nichts werden. Sie lag also den Herrn von Neuem an, er solle sie doch von der Nachbarschaft der Islamschen befreien und sie eine andere Wohnung finden lassen. Und richtig, es stand nicht lange an, da hatten sie eine andere Wohnung bei freundlich gottesfürchtigen Christenleuten im Dorfe, welche es der Hester und dem Jakob und ihren Kindern erlaubten, in ihre Stube mitkommen zu dürfen und wenn Hester einen Spruch oder ihr Stück aus dem Katechismus in der Schule lernen mußte, dann waren die Wirthsleute so freundlich und überhörten dasselbe. Das machte auf den Jakob einen so guten Eindruck, daß er sich bewegen ließ, mit in die Schule zu gehen und da bekam er auch sein Sprüchlein auf und das lernte er immer lustiger und ließ es sich von den Wirthsleuten überhören, so daß Hester vor Freude und Dank außer sich war und ihr Mund von ihrem: „hoe goed is de Heere toch!" überging. Unter diesen seligen Erfahrungen wurde in dem tauben Weibe der Quell des Gebets geöffnet. Je länger er floß, je tiefer er wurde und es entfaltete sich in Hesters Seele die „heimliche Zierde der innern Welt" in großer Lieblichkeit und Einfalt und in jener Innerlichkeit, welche denen eigen ist, deren äußeres Ohr verschlossen ist. „Ich bin oft froh," sagte Hester, „daß ich taub bin; da höre ich nicht alles, was in der Welt geschieht und die Weltmenschen kommen nicht so zu mir. Sie sagen: Hester ist taub; was sollen wir bei der machen? Dann denke ich: Ja, das ist gut; laßt mich nur allein bleiben, das ist gut für mich, da kann ich den Herrn besser in meinem Herzen festhalten, denn ihr seid nur die Vögel des Himmels, die alles wegpicken." Selbst ihre Wirthsleute, so lieb sie waren, waren ihr zuweilen störend. Wenn sie des Abends nicht in der Schule war,

wurde sie oft gebeten, zu ihnen in die Stube zu kommen; dann entschuldigte sie sich aber und sagte: „Nein, wenn ich nicht in der Schule bin, dann muß ich mit meinen Kindern dem Herrn dienen und ihn in meiner Kammer festhalten; ich muß mit dem Herrn schlafen gehen, auf daß ich in der dunkeln Nacht meine Augen nicht in der ewigen Finsterniß aufthue." Ja zuweilen stand sie mitten in der Nacht auf, ging vor das Haus, fiel unter freiem Himmel nieder und betete; denn zu dem nächtlichen Himmel mit seinen tausend Sternlein hatte sie eine besondere Liebe und fand eine eigenthümliche Stärkung ihres innern Lebens darin, wenn sie unter denselben hinwandeln und hinknieen konnte. „Schläfst du nicht, Hester?" fragte ihr Mann mannichmal ,wenn sie aufstand, um draußen zu beten, als Lückhoff einmal schwer erkrankt war. „Nein, " sagte sie und ging hinaus, „jetzt ist nicht Zeit zu schlafen, denn der Herr spricht: Wachet, denn ihr wisset nicht, wann ich kommen werde." Ihre liebste Gesellschaft aber waren zwei Bücher, die sie von Lückhoff geschenkt bekommen hatte, die Bibel und ein Brüdergesangbuch. Sie hatte bald lesen gelernt und rühmte es oft, indem sie das heilige Bibelbuch an ihre Brust drückte, als das größte Vorrecht, welches sie vor tausend ihrer farbigen Mitmenschen habe, daß sie nun in der Bibel lesen könne.

Wer will einer solchen Seele das Wasser wehren, um welches sie Lückhoff oft anging? Der Teufel wohl; der haßt das Leben. Er versuchte seine Kunst an der armen Seele, daß es, beides, zum Weinen und zum Lachen war. Denn als sie zur Taufe vorbereitet werden sollte, kam viel Krankheit in ihre Familie und als die vorüber war, brach der Kafferntrieg aus und Jakob mußte mitziehen. Da war der Ernährer der Familie fort, wer sollte nun Brot schaffen? Hester ließ sich nicht irre machen. „Der Herr ist gut," sagte sie zu Frau Kuypers, „er weiß, was für mich das Beste ist, um mich am Beten zu halten. Denn wenn es mir gut geht, dann gehe ich so sachte zurück, wie von Israel geschrieben steht 5. Mos. 32, 15. Drum muß allzeit so etwas kommen, um mich zu den Füßen des Herrn Jesu zu halten. Jetzt ist mein Mann auf Kaffercommando geschickt; was soll ich sagen? Wenn es des Herrn Wille ist, so kann ich nichts dagegen thun, als nur meine Noth dem Herrn klagen. Ich weiß, daß ich werde Mangel leiden, denn wer soll nun für meine Kinder Brot und Kleider schaffen; aber das ist mein Trost, daß der Herr nicht weggeht." Nachher, als die Zeit ihrer Taufe näher rückte, mußte sie sich einmal mit dem Gedanken schlagen, woher sie denn ein Kleid zur Taufe nehmen sollte. Es war zum Lachen, auf was all der Teufel verfiel, um die Seele irre

zu machen; aber sie hatte doch ein Paar Tage daran zu thun, bis sie den alten Tausendkünstler abweisen konnten. Und dann kamen die Leute und sagten: „Wie kann Sie getauft werden, Hester; Sie ist ja taub?“ — „„Thut nichts,““ sprach sie, „„wenn ich auch taub bin; myn Heer kann mich doch verstehen und ich myn Heer.““ So schlug sie sich tapfer durch bis zum Pfingsttage des Jahres 1835. Da sollte sie getauft werden. In der Nacht auf den Pfingsttag konnte sie nicht schlafen vor aller Bangigkeit. „Mein Jesu,“ betete sie, „ich laß dich nicht los! Du mußt mir helfen. Du mußt mit der tauben Hester gehen, sonst kann sie nicht ihr Bekenntniß ablegen.“ Am Morgen war alle Angst weg, sie ging in die Capelle und „het was my, als ging ik naar een groot bruitloft.“ Ein nettes weißes Kleid hatte sie auch an und drei ihrer Kinder an der Hand. Die wurden alle mit ihr getauft und ihre drei Herzensschwestern Aploon, Betje und Caroline auch. Ihr Mann aber war noch im Kaffernkriege.

Als Jakob aus dem Kriege zurückkam, hatte er grade nichts an seiner geistlichen Ritterschaft profitirt und es dauerte mit ihm noch etliche Jahre, ehe er getauft werden konnte. Mit den Islamschen war es jedoch ganz und gar vorbei. Was er am innern Leben abnahm und hinsiechte, das nahm sie von Tage zu Tage zu; sie kam immer tiefer in einen verborgenen, kindlichen und vertrauten Umgang mit ihrem Herrn hinein. Es war zuweilen eine Wonne und tiefe Beschämung zugleich, ihr zuhören zu können, wenn aus der Fülle ihres Herzens der Mund überfloß, zumal da man mit Zuversicht annehmen durfte, daß es in kindlicher Einfalt und herzlicher Demuth geschah. Sie war gewöhnlich still, aber die Heiterkeit und Ruhe, welche auf ihrem schwarzen Angesichte lagen, sagten einem mehr, als ihre Worte, die sie meistens nur aussprach, wenn man sich fragend ihr näherte. Und wenn sie in ihrer vielgebrauchten Bibel las, dann drückte sich oft in ihren Zügen eine stille große Freude aus, besonders, wenn sie irgendwas von der Versöhnung fand, die durch Christum geschehen ist. Zwar nahm ihre Taubheit rasch zu, so daß man sich ihr bald nur mit Mühe verständlich machen und sie von der Predigt nur wenig verstehen konnte; aber mit dem Wenigen, das sie verstand, ging sie desto haushälterischer um und da entstand die unter unsern Freunden berühmt gewordene Flickendecke der tauben Hester in Stellenbosch. Wer dieses sonderbare Möbel im geistlichen Haushalte der Seelen noch nicht kennte, dem mag es die Hester selber erzählen, wie sie es einmal einer lieben Dame aus der Capstadt erzählte. „Ich habe schon lange eine Flickendecke angefangen und da ich nicht gut hören kann, so sitze ich oft in der Capelle und seufze: Ach, mein Vater, mein Jesu,

wirf doch der tauben Hester einen Brocken zu! und dann empfange ich auch immer einen Brocken, der meistens aus der Bibel herkommt. Diesen kostbaren Brocken aus dem Worte von Gott selbst bewahre ich dann in einem Sacke, den ich immer mitnehme, und wenn ich nach Hause komme, dann nähe ich diesen Brocken als einen Lappen an meine Flickendecke; diese Decke hänge ich auf und wenn ich dann geistlich und leiblich Hunger habe, so sehe ich nach der Flickendecke und lebe dann von dem geistlichen Brote, das mir mein Vater gegeben hat. Von meinem alten myn Heer (Lückhoff) habe ich schon so viel Lappen an meine Decke genäht, daß ich sie alle so kurz nach einander nicht aufzählen kann. Aber mein Vater ist auch so gut, daß er mir durch die andern lieben Missionare so viele Brocken zukommen läßt. Da habe ich von myn Heer Zahn einen Brocken festgenäht an meine Decke Joh. 6, 37: „Alles, was mir der Vater giebt, das kommt zu mir und wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen" und von myn Heer Külpmann den kostbaren Brocken 1 Joh. 4, 9: „Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen" und von myn Heer Döhne (Berliner Missionar) Offenb. 3, 15: „Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt, noch warm bist. Ach daß du kalt oder warm wärest!" — und so langte die taube Hester, ein rechtes cananäisches Weiblein, noch manchen Brocken, der ihr von der reichen Tafel der Stellenboscher Capelle abgefallen war, vor der erstaunten Frau Moldrup aus ihrem Schatze hervor.

Es war sehr gut, daß Hester so reich in Gott war, denn im Aeußerlichen ging es bei ihr oft in großer Armuth her, so daß sie im eigentlichen Sinne des Wortes oft das liebe Brot nicht im Hause hatte. Sie konnte ihrer Taubheit wegen nicht so viel Arbeit finden, als sie wohl mochte; auch waren die kleinen Kinder da und Jakob verdiente nicht viel; mannichmal war er eine Zeitlang ganz aus Stellenbosch fort und arbeitete in der Saldanhabai oder anderwärts und dann kam nicht viel Geld nach Haus. Er sagte auch wohl zu seiner Frau, wenn es einmal so recht knapp stand: „Hester muß gehen und borgen;" aber dazu hatte Hester keine Ohren; sie hätte Geld geborgt bekommen, denn man traute ihr wohl und sie hatte auch Freunde genug im Dorfe; aber sie sagte immer, daß ihr das Brot von geborgten Gelde nicht lecker schmecke und daß sie „ihrem alten Vater im Himmel aus der Schule liefe," wenn sie sich ans Borgen gäbe. Sie gab sich lieber ans Beten und die Summa aller Erfahrung, die sie Jahrelang gemacht hatte, lautete immer: „Ich erhalte immer so viel, als ich nöthig habe." So war einmal etwas theure Zeit und Hester hatte wieder

kein Brod für sich und ihre Kinder. Eines Morgens steht sie auf und hat nach unserm Gelde ungefähr noch einen Silbergroschen im Hause. Davon sollte sie und drei Kinder satt werden und es ließ sich damals für einen Silbergroschen kein großes Stück Brot kaufen. Sie hält ihre Morgenandacht und ehe sie fertig ist, tritt ihre Taufschwester Caroline in die Kammer. „Alte Schwester,“ fängt die an, „du wohnst jetzt so weit von mir, sonst könnte ich dir des Mittags für deine Kinder etwas zu essen schicken.“ Hester erwiederte: „Bisher habe ich noch keinen Mangel gehabt; wenn das einmal der Fall sein sollte, dann will ich meine alte Schwester wohl aufsuchen.“ Caroline geht weg und Hester will ausgehen, um durch Waschen für eine andere Frau etwas zu verdienen Es dauert aber nicht lange, so schickt Caroline ein Brot, ungefähr 1/2 Pfund schwer. Nun hat Hester so viel Brot, daß sie ihren Kleinen geben und für sich auch noch etwas mitnehmen kann. Sie geht nach dem Waschplatze und betete unterwegs, daß der Herr doch so gut sein wolle, den Hunger ihrer Kinder mit dem gegebenen Brote bis zum Abend zu stillen und doch nicht zuzugeben, daß dieselben jemand um ein Stück Brot bäten. Wie sie ein Wenig gewaschen hat, setzt sie sich hin, um ihr Stückchen eitel Brot zu essen. Sie besieht das Brot und ißt es, als wäre es ihr vom Herrn gereicht und seufzt dabei wieder für ihre Kinder. Auf ein Mal sieht sie ein großes Stück Brot im Wasser daherschwimmen. Das Stück kommt näher und näher und bleibt endlich an dem Steine, auf welchem sie gewaschen hatte, liegen. Sie hebt das Brot auf und hatte sie das gegessene Brot von ihrem Vater angenommen, so nahm sie erst recht dieses Stück als aus seinen Händen bescheert an. Voll Freuden rief sie einem andern Weibe, das da wusch und sprach: „Sieh! das Brot giebt mir mein Vater im Himmel.“ Nun läßt sie ihren Kindern sagen, daß sie, statt erst am Abend, schon zu Mittag nach Haus kommen würde und ihnen zu essen geben. „Da hält denn Hester,“ erzählte sie, „mit ihren Kindern die leckerste Mahlzeit, denn es war auf das große Stück Brot noch dicke Butter gelegt. Dann gehe ich wieder zum Waschen und als ich am Abend nach Hause kam, sehe ich von der Frau, für die ich gewaschen hatte, einen Kump voll Reis stehen. So hat mein Vater im Himmel für uns den ganzen Tag gesorgt. O ich bin nicht werth, daß ich einen solchen Vater im Himmel habe. Dies ist nur so ein Tag, wovon ich erzähle, daß mein Vater mich versorgt, aber so sorgt er für mich alle Tage auf ähnliche Weise.“

Und dabei wurde sie so reich, daß sie in aller ihrer Armuth noch Beiträge für Kirche und Mission geben konnte. Der Hauptheil der

Stellenboscher Capelle war schon früher, noch ehe die Missionare hinkamen, von der Stellenboscher Missionsgesellschaft für die Predigt unter den Heiden gebaut worden. Durch Lückhoff's Dienst mehrte sich der Zulauf zu der Predigt so sehr und die kleine Gemeinde aus Heidenchristen nahm so zu, daß gegen das Jahr 1840 hin beschlossen wurde, die Capelle zu erweitern und einen Flügel anzubauen. Die Stellenboscher Gesellschaft borgte ein Capital von 10,000 cap. Gulden zum Bau und Lückhoff leitete die Arbeit. Allein das Capital reichte kaum zum dritten Theile zu und Lückhoff sah sich genöthigt, wenn er nicht mit seinem Bauen zu Schanden werden wollte, sich ans Collectiren zu geben. Kaum war das bekannt geworden, so war auch gleich die fromme Dame aus der Capstadt, von welcher ich vorhin erzählte, bei der Hand und ging unter den Christenfrauen im Dorfe collectiren. Frau Kähler begleitete sie. Bald waren über 700 Thaler cap. gezeichnet. Das hörte Sabina, eine farbige Frau aus Lückhoffs Gemeinde, und in aller Stille nahm sie einen Bogen Papier und ging unter den farbigen Frauen im Dorfe herum und es wurden auch in gar nicht so langer Zeit 80 Thaler cap. gezeichnet. Bato, der Mann der Cornelia, will auch nicht zurückbleiben und sammelte unter den farbigen Männer 90 Thaler cap. Das war ein guter Anfang; es sollte aber noch besser kommen. An einem der nächsten Sonntage früh kam Lückhoff in der Schule für die Erwachsenen an die Geschichte im 2. Mos. 3. und namentlich auf v. 22, wo von dem Befehle des Herrn zu lesen ist, daß die Töchter Israels goldene und silberne Gefäße von den Egypterinnen beim Auszuge fordern sollten; der Text war gerade an der Reihe. Lückhoff erwähnte im Vorbeigehen, wie später diese Kleinodien beim Bau der Stiftshütte gebraucht seien und wie auch jetzt in Deutschland viele Frauen und Jungfrauen von ihrem überflüssigen Golde und Silber, namentlich von ihrem eitelen Schmuck und Tand zur Ausbreitung des Reiches Gottes hergäben; er sagte aber kein Wort davon, daß die Frauen und Mädchen, welche er in der Schule hatte, es auch so machen sollten und von dem neuen Flügel an der Capelle wurde gar nichts gesprochen. Die taube Hester saß dicht vor Lückhoff, als er das sagte und obgleich sie nicht alles von seiner Rede so gut verstand, wie die andern, so hatte sie doch ein viel feineres Ohr für die Worte, als alle andern. Am andern Morgen kommt sie zu Lückhoff und bringt ein Paar kleine goldene Ohrringe. Sie gehörten ihrem Töchterlein Martha, welche sie einmal von ihrem Ohm zum Geschenk bekommen hatte. Sie bittet ihren Lehrer, die Ohrringe möchte er doch nehmen und sie mit zum Bau des neuen Flügels an der Capelle verwenden. Die Gabe wurde natürlich an-

genommen. Bald war es im Dorfe bekannt, was die arme taube Hester gethan hatte. Da kam über die andern farbigen Weiber eine große Schaam und nun ging es an die Laden und Kisten und es mußten die kleinen goldenen und silbernen Götzen der Eitelkeit der Weiber heraus; welche nahmen sich die Ringe aus den Ohren, selbst junge Mädchen, beides getaufte und ungetaufte. Ja, es war so, wie geschrieben steht 1. Chron. 30: „Das Volk war fröhlich, daß sie freiwillig waren." Bald konnte Lückhoff eine Dose voll Ringe, Ohr- und Fingerringe, ganze und zerbrochene, einige Brustnadeln von Männern und andere kleine Stücke Goldes und Silbers mit nach der Capstadt nehmen und ein Goldschmidt gab ihm gerade 100 Thaler dafür, der ohne Zweifel auch noch Vortheil daran hatte. Ein anderer Goldschmidt bot ihm 90 Thaler und als Lückhoff ihm sagte, zu welchem Zwecke das gegeben sei und daß er es so wohlfeil nicht lassen könne, erwiederte er, vielleicht etwas spöttisch: „Das geht ja dann auf Stellenbosch so, wie in der Bibel steht von Gold- und Silbergeben." „Ja, es muß auch so gehen," antwortete Lückhoff. Und ich wiederhole es bei der Gelegenheit auch einmal wieder: „Es muß auch so gehen" und ich hoffe, es werden die Frauen und Jungfrauen in Deutschland nicht tauber sein, als die taube Hester von Stellenbosch.

Meine Geschichte von den Missionsbeiträgen der armen Hester ist aber noch nicht aus. Der neue Flügel an der Kapelle wurde nun gebaut und die Vorderseite der Capelle noch außerdem mit schönem Leistenwerk verziert, wobei ich noch anmerke, daß das Ganze ein Kunstwerk von farbigen Maurern, Mitgliedern der Stellenboscher Gemeinde, ist. Es gehen jetzt in die Capelle an 1200 Menschen. Als nun der Bau fertig war, sollte auch der neue Flügel eingeweihet werden. Es war dazu der 1. December 1840 bestimmt, denn der erste December ist für die Farbigen in der Colonie ein großer Gedenktag, weil an dem Tage die Sclaverei aufgehoben wurde. Man konnte es voraus wissen, daß die Capelle an dem Tage gedrängt voll werden würde, denn die Farbigen wollten von weit und breit zu der Feier kommen; auch sollte drei Mal gepredigt werden. Die taube Hester hatte daher ihre Sorge, ob sie wohl an dem Tage einen guten Sitz vorn werde bekommen können. In der Nacht vor dem Festtage läßt es sie nicht schlafen und sie betet: „Herr, du weißt, ich kann nicht gut hören und ich weiß, daß an diesem Tage die Capelle auf ein Mal wird voll werden; wolle doch für mich arme Hester einen solchen Platz aufbewahren, daß ich etwas hören kann." — „Und nun, was soll ich sagen?" erzählte sie nachher, „dreimal war vorn ein Platz wider alles Erwarten für mich offen und ich mußte in

meinem Herzen ausrufen: O Gott, was habe ich doch für einen Gott an dir! du bist wahrlich jetzt selbst hier; ja, deine Herrlichkeit erfüllt auch ganz diesen Tempel." Es war ein schönes Fest und alle drei Mal die Capelle übervoll. Als man die Collecte des Tages zählte, waren es nahe an 550 Thaler cap. Lückhoff hatte nämlich Sonntags zuvor seinen Zuhörern den Vorschlag gemacht, ob es nicht gut sei, an dem Feste das Kupfergeld einmal zu Hause zu lassen; es sei noch so viel zur Vollendung des Werkes nöthig, daß er auf ihre fernere Unterstützung und namentlich bei der Festcollecte rechnen müßte; wer aber in Wahrheit sagen könne: Gold und Silber habe ich nicht, der solle nur bringen, was er hätte und wären es dann auch nur Pfennige, sie würden dem Herrn wohlgefällig sein, wenn sie von Herzen gegeben würden. Das hatten sie sich gemerkt und darum war die Collecte so reichlich ausgefallen. Als die Morgencollecte gezählt wird, kommt eine alte einfältige Mozambikerin angeheult und lamentirt, sie hätte unter ihrem Gelde ein Pfund Sterling (7 Thaler) gehabt und hätte das ohne ihr Wissen und Willen in die Opferschüssel gelegt. Man war schon daran, es ihr zurückzugeben, als Cornelia Bato ihr sagte, sie solle doch lieber froh sein, daß es so gekommen sei und daß sie sich noch in solchen Umständen befinde, dies geben zu können und es ihr nicht so gegangen sei, wie ihr und viele ihrer Mitgesellinnen, welche ihr Geld in früherer Zeit in Ueppigkeit und Leichtsinn durchgebracht hätten und nun zu arm seien, um so viel in den Gotteskasten einlegen zu können. Da war auf ein Mal die Alte zufrieden und sagte: „Nu, dan mag het ook wel daarin blyven!" — und dann nahm sie die Krone, welche ihr noch übrig geblieben war, und ließ sie sich umwechseln, um auch am Nachmittag und Abend jedes Mal Silber opfern zu können. Zu dem Auftritte mit der Alten war auch Jakob hinzugekommen, und erzählte, daß es ihm auch so gegangen sei; er habe ein Dortje (etwa 3 preuß. Pfennige) und 1 Sixpence (etwa 72 preuß. Pfennige) in der Tasche gehabt und statt des Dortje das Sixpencestück geopfert, ohne es zu wissen; und wie er darauf nach Haus gekommen und es seiner Frau geklagt habe, habe die ganz ruhig gesagt: „Das hättest du ja nach schuldiger Pflicht von selbst ganz willig opfern müssen."

War denn Jakob noch ein Heide? — Fragst du um des Sixpencestückes willen? O das passirt auch einem Christenmenschen, leider nur zu viel, daß ihm ein Sixpencestück ans Herz gewachsen ist. Uebrigens war Jakob kein Heide mehr. Das Werk, was der Herr in ihm angefangen hatte, hatte er auch so weit durchführen können, daß Lückhoff ihn mit gutem

Gewissen taufen konnte. Es war allerdings langsam mit ihm gegangen. Es neigt sich nicht jede Seele sobald vor des Scepters Spitze, wie Hester, obwohl sie es sollte. Doch der himmlische König hat Geduld und er ist ein guter Hirte, der dem Schäflein, das ihm entlaufen will, gerne nachgeht, und seine Magd, die Hester, wird es am Beten nicht haben fehlen lassen. Dafür hatte sie denn aber auch die große Freude, daß sie ihren Mann in dem Frühjahre 1840, also noch vor dem Bau der Capelle, zur Taufe gehen sehen konnte. Es blieb jedoch bei ihr nach der alten Weise, wie sie selber sagte: „Als het zoo goed gaat, dan gaa ik zachtens achteruit; daar moet maar altyd zoo wat komen, om my aan de voeten van den Heere Jezus te houden.“ Kaum war ihr Mann getauft, so legte sich ihr einziges Töchterlein Martha auf ihr Sterbebett. Sie war ein Kind von 10 Jahren und ihrer Mutter Freude. Die Auszehrung stellte sich bald bei ihr ein. Sie sprach wenig; wenn sie einmal sprach, so betete sie. Am Abend vor ihrem Tode war noch Miss. Knab bei ihr. Anfangs schlummerte sie ein wenig, dann wachte sie auf und betete: „Ach Herr Jesus, erbarme dich meiner; vergieb mir meine Sünden; reinige mich durch dein heiliges Blut; laß mich doch auch ein Plätzchen finden bei dir in dem Himmel; erbarme dich über meine Eltern; erbarme dich über meine Brüder und hilf ihnen, daß sie nun recht gehorsam werden. Amen.“ Dann schlief sie wieder ein. Am andern Morgen war Knab noch ein Mal an ihrem Bette und betete mit ihr. Eine halbe Stunde darauf war die kleine Martha heimgegangen. Hester glaubte es mit Zuversicht, daß ihr Kind bei Jesu sei; das war ihr genug und statt daß sie der Schmerz wieder so übernommen hätte, wie das erste Mal, als sie ein Kind verlor, war sie jetzt über die seligen Erfahrungen, die sie am Krankenbette des Kindes gemacht hatte und in der Gewißheit, daß dasselbe selig sei, so anbetend froh in ihrem Gott, daß sie am dritten Tage nach dem Tode der Kleinen, als sie in ihrer Hütte vor dem Feuer saß und des Herrn Führung bei sich bedachte, unter Thränen in die Worte ausbrach: O lieber Herr Jesus, was habe ich denn mit dir zu thun! Du bist ja selbst hier. Wie ist das nur möglich, das du zu der armen tauben Hester kommen kannst? Was soll ich nun thun? Ich kann nichts anders, als daß ich auf mein Angesicht falle zu deinen Füßen, muß aber stumm bleiben, denn ich kann jetzt nichts sprechen.“ —

Herr, gönn auch meinen Glaubensblicken
Den Eingang in dein Heiligthum
Und laß mich deine Gnad erquicken
Zu meinem Heil und deinem Ruhm.

Reich deinen Scepter meiner Seele,
Die sich, wie Esther, vor dir neigt
Und die als deine Braut sich zeigt,
Sprich: Ja, du bist's, die ich erwähle!

30. Die Kaffern an den Karreebergen.

Wenn man von Kaffern an den Karreebergen spricht, so ist das geographisch genommen, etwa dasselbe, wie man hier zu Lande von Pfälzern bei Cleve redet. Kafferland liegt im Südosten der Capcolonie und die Karreeberge liegen hoch im Norden derselben, weit vom Kafferlande ab, nur etwa 4 oder 5 Tagereisen auf Ochsenwagen vom Großflusse entfernt. Die Karreeberger Kaffern waren noch vor 10 Jahren etwa 1000 Köpfe stark und sind vor etwa 40 Jahren in diese Gegend gekommen. Was sie damals zu diesem Zuge vermocht hat, ist noch nicht klar ausgemacht. Soviel ist indessen gewiß, daß Kriege in ihrer Heimath die Veranlassung dazu gegeben haben. Die Kaffern waren nämlich von jeher wilde, raubgierige und kriegslustige Leute und darum schlimme Nachbarn für die Capcolonie. Als dieselbe noch in den Händen der Holländer war, setzten diese 1780 den Fischfluß als die Coloniegränze gegen die Kaffern fest und thaten kein Unrecht daran, denn bis dahin hatte noch kein Kaffer das Land diesseits des Fischflusses sein genannt. Als aber 1806 die Colonie an die Holländer fiel, waren die Kaffern über den Fluß gegangen und bedrängten vielfach die Colonisten. 1812 wurden sie endlich von den Engländern mit Gewalt auf die andere Seite des Fischflusses zurückgetrieben und längs der Gränze mehrere Militärposten angelegt, um sie im Respect zu halten. Es war ein Glück für die Colonie, daß die Kaffern unter sich selbst uneinig waren. Sie hatten sonst unter einem Könige gestanden. Seit König Palos Tode hatten sie sich in 2 Haufen getheilt, die Amakaleka und die Amachachabe. Die Letztern lagen an der Gränze der Colonie und waren die eigentlich gefährlichsten Nachbaren. Doch waren auch sie wieder in 2 Haufen zerfallen, der eine unter König Gika, der andere unter König Chlambe. Die Engländer wußten diese Uneinigkeit zu nutzen, gewannen den König Gika, der der Gränze am nächsten wohnte, für sich und suchten durch ihn die übrigen Kaffern im Zaume zu halten. König Chlambe verband sich indessen mit den Amakaleke und bekämpfte im offenen Kriege Gika und die Engländer lange Zeit. Um diese Zeit fällt der Zug der Karreeberger Kaffern. Sie

gehörten zu König Gikas Volke, denn noch 1843 hielt sich ein Sohn Gikas an den Karreebergen auf und stand bei seinen Stammgenossen im Ansehen. Aus diesem Freundschaftsverhältnisse zwischen Gikas Volke und den Engländern läßt es sich auch nur erklären, wie diese Kaffern es möglich gemacht haben, durch die Colonie hindurch nach den Karreebergen zu ziehen, nachdem sie vielleicht von Chlambe über die Gränze gedrängt waren.

Sie nahmen schon Eindrücke des Evangeliums in ihre neue Heimath mit, wovon die Missionare, als sie in die Karreeberge kamen, noch Spuren vorfanden. Es war nämlich Gikas Stamm gewesen, unter welchem sich der erste Kaffermissionar, van der Kemp, 1799 mit einem Begleiter niedergelassen hatte. Als v. d. Kemp des Königs Platz zum ersten Male betrat, saß Gika grade auf einem Ameisenhaufen und sagte zum Missionar, als der ihn um Erlaubniß zur Niederlassung bat: „Ich bin nicht im Stande euch Nahrung zu verschaffen, denn ich habe selbst nichts; ihr sucht Schutz bei mir und ich kann mich selbst nicht schützen; darum rathe ich euch, geht wieder dahin, woher ihr gekommen seid." Dadurch ließ sich aber v. d. Kemp nicht abschrecken und erhielt endlich auf dringende Bitten vom Könige einen Platz angewiesen, wo er wohnen und das Volk unterrichten könne. Auf der Stelle wurde eine Hütte gebauet und der wilde Boden zu einem Garten umgebrochen. Um für seine magere Kost, die meist aus Wurzeln bestand, das nöthige Salz zu gewinnen, mußte sich v. d. Kemp 4 Tage lang durch das wilde Gebüsch hindurcharbeiten, bis er das Meeresufer erreichte, an welchem er ein Loch mit Seewasser füllte, das die heißen Sonnenstrahlen nach und nach zu Meersalz verdünsteten. Seinem Begleiter entfiel indessen in der Wildniß bald der Muth und er eilte wieder von dannen. Statt seiner fanden sich nichtswürdige Burschen bei v. d. Kemp ein, welche wegen Frevelthaten aus der Colonie hatten fliehen müssen, heuchelten große Hochachtung gegen den frommen Mann und ließen sich bei ihm nieder. Bald aber stahlen sie ihm seine wenigen Habseligkeiten und er sah sich genöthigt, in dieser abgelegenen Wildniß ohne Hut, ohne Schuh und Strümpfe unter Dornbüschen auf dem Felsenboden mit wunden Füßen umherzulaufen, um den Kaffern die Liebe Jesu zu preisen. Und als es nichts mehr bei ihm zu stehlen gab, machten jene Buben ihn bei den Kaffern verdächtig, als ginge er mit lauter schlechten Dingen um. Dennoch hielt sich v. d. Kemp, legte eine Schule an, in der er junge Kaffern im Holländischen und in den Heilswahrheiten unterwies und hoffte eben einige Hottentottenfrauen in der Nähe taufen zu können, als 1801 der Krieg zwischen den Kaffern und den Colonisten ausbrach. Von jenen heuchlerischen Buben

beim König Gika von Neuem verdächtigt, mußte er nackt und bloß unter steter Todesgefahr in die Colonie entfliehen. Mit ihm gingen 60 Kaffern und Hottentotten, die nicht von ihm lassen wollten. Er machte in den nächsten Jahre noch etliche Versuche, in der Nähe der Gränze für seine Kaffern zu wirken, aber die Kriegsunruhen störten ihn jedes Mal. Sein geliebtes Kafferland sah er nie wieder, doch hing sein Herz an demselben, so lange er lebte, und im Kafferlande hatte man sein auch nicht vergessen. Zwei Namen waren unter Gikas Volk seit der Zeit in Ehren, „Taay" und „Jankanna." „Taay" so nannten sie den Herrn Jesum und „Jankanna" v. d. Kemp. Auch sangen sie damals ein Lied in ihrer Sprache, ein Jesuslied, welches Sikana, ein durch v. d. Kemp erweckter Kaffer, gemacht hatte und also lautete: „Du bist der große Gott, welcher ist im Himmel! Du bist es, du, o Schild der Wahrheit! Du bist es, du, o Veste der Wahrheit! Du bist es, du, der du wohnest in der Höhe! Du, der Schöpfer des Lebens, du schufst oben, der Schöpfer Schöpfer, du schufst auch den Himmel, du Schöpfer der Sterne und des Siebengestirns! Das Gestirn wirft seine Waffen und verkündigt uns den, der durch sich Blinde macht mit Absicht. Die Posaune tönt und hat uns gerufen; du bist der Zeuge, der die Seele umringt, der Führer, du führtest uns. Du bist das Kleid, das wir anziehen. Du bist das Lämmlein, das wir nannten: das Lämmlein, den Messias! Du, dessen Hände haben Wunden, warum fließt dein Blut? Dein Blut hat sich für uns ergossen. Dieses große Lösegeld haben wir für uns verlangt; jenen deinen Wohnort haben wir erbeten!" Der fromme Sikana zog mit seinem Liede umher, sang und predigte vor Hohen und Geringen; König Gika war sein bester Freund, er war wie Johannes der Täufer, der den Weg des Herrn bereitete. Als Missionare der Londoner Gesellschaft in der Colonie von diesen „betenden Kaffern" hörten, zogen sie zu ihnen. 100 Kaffern kamen ihnen entgegen, welche Schüler Sikanas waren und erzählten, wie der sie angewiesen habe, dem Ehebruch, Morde, Diebstahle, Zauberei u. dgl. zu entsagen; er habe sie aber wegen weitern Unterrichts an die weißen Lehrer gewiesen, die bald kommen würden. Ein Kafferweib trat auch hervor und sprach, sie habe schon lange gebetet, daß die Knechte des Herrn kommen möchten, um sie den Weg zur Seligkeit zu lehren; sie verlangen keine Korallen, sondern wollen nur das Wort Gottes haben. Die Missionare hatten einen jungen Kaffer bei sich, welcher als der erste seines Volkes in der Colonie getauft war; der predigte sogleich seinen Landsleuten das Evangelium. Als sie zum König Gika kamen und ihn fragten, ob er einen Missionar haben wolle,

sprach er: „Das ganze Land steht offen vor euch; gehet und wählet, was ihr wollt!“ und als vor dem Könige und seinem Volke gepredigt wurde, ging Gika in den Busch einsam und betete, nachher kam er wieder und sagte, so wenig man die Sterne zählen könne, so wenig könne man seine Sünden zählen; er denke oft an Jankanna und habe ihn sehr lieb gehabt und immer frei mit ihm umgehen können; selbst wenn er mit seinen beschmierten Füßen ganz nahe zu ihm hingesessen, habe er nie gesagt: Gehe weg mit deinem schmutzigen Karroß! aber das Wort, was er gepredigt, habe er nicht gehörig benutzt und er schäme sich; nun habe ihn Gott wieder besucht, weil er ihn nicht in der Unwissenheit sterben lassen wolle; man solle nur mit ihm Geduld haben, sein Herz sei immer bei seinen Weibern und bei seinem Vieh; aber jetzt sehe er ein, daß alles ohne Taat nichts sei.

Ich sage also, solche Eindrücke christlicher Erkenntniß mögen die Kaffern mit in die Karreeberge gebracht haben. Allein diese waren nicht der Ort, wo dieselben gepflegt werden konnten. Die wenigen holländischen Bauern, welche mit ihren großen Schaafheerden auf den weiten Steppen des benachbarten Roggeveldes umherzogen und auch zu gewissen Zeiten zur Weide in die Karreeberge kamen, waren in diesem nördlichen Theile der Colonie von Kirche und Schule fast ganz abgeschnitten und in geistlicher Beziehung verwahrlost. Von denen konnten die Kaffern nichts lernen. Und noch weniger von den Bastardhottentotten, mit denen sie die Berge durchzogen, denn die waren selber noch Heiden. Jedoch wurden die Fremdlinge von beiden, sowohl Bauern als Bastard, gern gesehen. Diese versprachen sich nämlich von ihnen den besten Schutz gegen ihre Todfeinde, die wilden Buschmänner. Dies eben so lästige und gewandte, als raubgierige und Beute hungrige Volk war zwar von den Bauern aus dem Roggevelde in die große Wüste gedrängt, welche sich nördlich von den Karreebergen bis zu den Ufern des großen Flusses ausdehnt; es beraubte aber ohne Unterlaß die Schaafheerden seiner Verdränger und schoß mit seinen vergifteten Pfeilen aus den Hinterhalten deren Pferde und Leute nieder. Die Buschmänner fürchteten sich vor den Bauern und deren Feuergewehr nicht und waren ihnen durch ihre Verschlagenheit und flinken Füße überlegen. Als aber die Kaffern ankamen wurde die Sache anders. Zwischen der schwarzen Haut des Kaffer und der gelben des Hottentotten und Buschmanns ist von jeher eine bittere Feindschaft gewesen und wenn der Buschmann den weißen Mann dreist angreift, so zittert er vor dem Kaffer wie Espenlaub. „Zwei, drei Kaffern jagen einen ganzen Haufen Buschmänner. Einem Kaffer werden sie

sicher nichts zu Leide thun oder ihm sein Vieh stehlen. Beginnen die Kaffern sie zu jagen, so scheinen sie allen Muth zu verlieren und werfen wohl Bogen und Pfeile weg, um nur so schnell als möglich fliehen zu können und dann ist des Laufens kein Ende. Ein Kaffer ist für die Buschmänner ein Behemoth und Leviathan, während sie mit dem Bastard nur ihren Spott treiben. Die Kaffern gebrauchen nicht einmal Spieß und Bogen gegen sie, sondern gehen nur mit einem Prügel oder Knüttel unter sie, dabei mit einem Schilde; und so schlagen sie die Buschmänner todt, wie die Hunde und wo der Kaffer einmal angreift, ist kein Pardon noch Verschonen. Die Kaffern verstehen, was die Bastard ihnen nicht nachthun können, eine Art Schild zu machen, die sie gegen die Pfeile der Buschmännern sichern. Dabei sollen sie sehr gewandt sein, Pfeile oder Spieße mit der Hand oder einem Stocke abzuweisen. Und im Laufen muß der Kaffer dem Buschmanne auch nicht zurückstehen; er holt ihn ein und schlägt ihn ohne Weiteres todt." An diese Blutarbeit machten sich nun die Kaffern in den Karreebergen. Sie müssen sich gehörig dazu gehalten haben, denn 1839 stellte die Colonialregierung ihren Capitain, Jan Kaffer, eigends als Kaffercapitain in ihren Diensten an und gab dem Volke das schönste Stück Land, welches sich in den dortigen Bergen findet, zum Besitz. Es ist ein schönes, großes wasser- und weidereiches Thal mit den starken Quellen Schiet- und Harmsfontein an der östlichen Seite der Karreeberge; auch der Platz Rhenosterpoort gehört dazu. Sie und ihre Rinderheerden haben sich indessen so vermehrt, daß sie in diesem Distrikt nicht alle Platz haben, und 8 deutsche Meilen von da gegen Osten in den Braambergen wohnen noch 40 Familien dieses Volks. Kein Bauer darf ohne ihre Erlaubniß auf ihr Feld ziehen; auch ziehen sie nicht mehr nach Belieben gegen die Buschmänner aus und morden sie, sondern nur, wenn sie von der englischen Regierung dazu Befehl erhalten, wie sie sich denn überhaupt vollständig als Unterthanen der Engländer ansehen.

Nun war es denn aber auch Zeit, daß sie sich als Unterthanen des himmlischen Königs und Herrn ansehen lernten. Um das ins Werk zu setzen, machten die beiden Missionare in der Colonie, Zahn in Tulbagh und Leipoldt von Wupperthal, im Frühjahre 1842 eine Reise zu ihnen. Es war ihnen zu Ohren gekommen, daß die Kaffern einen Missionar begehrten. Als sie in die Nähe der Kafferplätze kamen, stießen sie auf 7 — 8 Kafferfamilien, deren Männer sämmtlich bis auf einen nach einem benachbarten Orte gegangen waren, wo es Branntwein zu kaufen gab. Etwas später begegnete ihnen ein Diener des Jan Kaffer mit 2 Gefäßen, in denen

er Branntwein holen sollte. Da merkten sie denn wohl, daß der leidige Tröster und des Teufels Evangelium, womit die Schmausen und Bauern in Südafrika unter den armen Farbigen von jeher missionirt haben, ihnen schon zuvor gekommen sei. Sie zogen indessen in Gottes Namen auf Jan Kaffers Werft. Fünf Minuten von seinem Hause kam ihnen der Capitain selber auf einem Pferde entgegen; er trug eine rothe englische Uniform, bunte Hosen, Feldschuhe und einen breitrandigen grauen Hut; zwei nackte Kaffern folgten ihm auf Reitochsen. Jan Kaffer hatte Eile, bat die Gäste auf seine Werft zu fahren, er werde auch bald wieder da sein; er wolle nur bis Unkees reiten. Da wohnte aber der Branntweinhändler. Alles Bitten half nichts, der Capitan ritt von dannen und als er Abends heimkehrte, war er aus gewissen Gründen nicht mehr zu sprechen. Am andern Tage wurde der Platz besichtigt und als die Missionare fragten, ob der Capitain einen Lehrer haben wolle, bejahete er es nachdrücklich; es sei schon lange sein und seines Volkes Wunsch gewesen. Dabei blieb es auch am nächsten Tage, wo die Missionare dem versammelten Volke durch einen Dolmetscher predigen und es fragen ließen, ob sie von dem Worte mehr zu hören wünschten. Einige wollten zwar nicht recht mit der Sprache heraus; da nahm aber Jan Kaffer das Wort und sagte: „Ich habe schon erklärt, daß ich Lehrer haben will und sind einige, die dazu keine Lust haben, so thut dies nichts zur Sache.“ Sie hatten auch sonderbare Ansichten von einer Mission unter ihnen; denn als Zahn ihnen zu verstehen gab, daß sie, wenn Missionare kämen, auch beim Bau einer Kirche und Schule helfen müßten, fragten sie ganz naiv, was sie dafür bezahlt bekämen. Sie ließen sich jedoch bedeuten, als es ihnen deutlich gemacht wurde, daß es ihr und ihrer Kinder Nutzen sei. Der Capitain hatte auch noch sein besonderes Aber bei der Sache. Ihm hatte des Königs Gika Sohn, der sich bei ihnen aufhielt, vorgeplaudert, die ins Kafferland gesandten Missionare hätten den dortigen Oberhäuptern viele Geschenke mitgebracht und nun meinte Jan Kaffer, er werde auch Geschenke bekommen, wenn Missionare zu ihm kämen. Man sagte ihm aber, wenn dies sein Verlangen nach Missionaren sei, so würden keine zu ihm kommen; denn er und die Kaffern müßten eher den Missionaren Geschenke geben, als umgekehrt. Er war denn auch zufrieden und sagte aufs Neue, er sei bereit Missionare anzunehmen, wenn sie nur kämen; am Liebsten wäre es ihm, wenn sie schon bis zum nächsten November oder December da wären.

So schnell ging es aber nicht. Zuerst bekamen ihre Nachbaren gegen Westen an der andern Seite der Karreeberge zwei Missionare, Lutz und

Beineke und es waren 4 Jahre nach dem ersten Besuche, als Lutz zum ersten Male Jan Kaffer und sein Volk besuchte. Als der Capitain vernommen hatte, wer zu ihm käme, trat er seinem Gaste freundlich aus seiner Hütte entgegen und seine Frau machte sich sogleich daran, das Häuschen auszufegen, weil Lutz es sonst wohl nicht gewagt hätte, um gewisser Thiere willen hinein zu gehen. Endlich war es soweit; ein Feuer wurde ins Haus gebracht und der Capitain setzte sich daran, denn er fror sehr. Er hatte den ersten Besuch der Missionare durchaus nicht vergessen und mit den stärksten Ausdrücken versicherte er, daß er mit großem Verlangen sich nach einem Lehrer sehne, sowie nicht weniger sein Volk; auch hätten sie immer gehofft, Zahn und Leipoldt würden ihnen das gegebene Versprechen halten. Nachdem noch das Eine und Andere besprochen war, forderten die Anwesenden Lutz auf, ihnen etwas aus Gottes Wort zu sagen. Als das geschehen, sangen die Kaffern einige Lieder in ihrer Sprache und am andern Tage schied Lutz von ihnen. Noch in demselben Jahre 1847 gegen Weihnachten ließ sich Missionar Alheit auf Schietfontein nieder.

Alheits Arbeit ist eine der gesegnetsten der ganzen rheinischen Mission. Die natürliche Tüchtigkeit des Kafferstammes ist zu Hilfe gekommen und der Herr hat ein reiches Maaß seiner Gnade über Schietfontein ausgegossen. Ein nicht unbedeutender Theil des Stammes wanderte aus, weil er nicht beim Worte bleiben wollte; der zurückgebliebene meint es desto treuer und benachbarte Bastardhottentotten haben sich ihm angeschlossen. Alheits Berichte sind in der Regel höchst erfreulich. Hier einer als Beispiel aus dem Jahre 1853.

„Bei der engen Beziehung, in welcher unsere jungen Gemeinden zur großen Missionsgemeinde im theuern Vaterlande, und insbesondere zur Rheinischen, stehen, ist es natürlich, daß alle unsere Erlebnisse, so fröhliche als traurige, ein reges Interesse daheim erwecken! Ist sie doch die Mutter, und wir die Kinder! Und so kann es nicht am unrechten Orte sein, wenn ich trachten will, Ihnen und durch Sie allen theuren Missionsfreunden einige Bilder aus unserm Gemeindeleben zu entwerfen. Sie beziehen sich sämmtlich auf die letzte Weihnachts-, Neujahrs- und Osterzeit!

„Die schönste Zeit, die liebste Zeit,
Sagt's allen Leuten weit und breit,
Damit sich Jeder freuen mag,
Das ist der liebe Weihnachtstag!"

So sang ein Thüringer Sänger, und ich bin auch ein Thüringer und sing's mit. Doch nicht allein sollen's Thüringer singen, sondern alle

auf Erden, die den Herrn Jesum lieb haben unverrückt, und somit auch unsere gläubigen Kaffern! Und so hab' ich's ihnen auch gesagt, nicht allein, weil's dieser liebe Sänger will, sondern weil's der liebe Gott selbst durch seinen heiligen Engel in jener Nacht in Bethlehems Felde uns aufgetragen hat. So freuen sich nun auch die Kaffern auf den lieben Weihnachtstag. Sie waren zahlreich zur Kirche gekommen, wo sie am Morgen die fröhliche Botschaft auf's Neue vernahmen. Zwischen dem Früh- und dem Nachmittagsdienste wurden einige Veränderungen in der Kirche gemacht, Nothbänke wurden errichtet, und als die Gemeinde des Nachmittags zur Kirche kam, saßen auf diesen Nothbänken nicht weniger denn 126 Schulkinder mit gar fröhlichen Gesichtern, sie freueten sich auch des lieben Weihnachtstages. Alle waren reinlich gekleidet, viele hübsch, und die meisten Mädchen trugen Kleider von weißer Leinwand mit weißen Kopftüchern. Die Eltern hatten sich's was kosten lassen bei dieser Gelegenheit. „Wie wünschte ich, daß ein oder der andere Missionsfreund heute hätte Augenzeuge sein können von dem, was wir heute sahen und hörten!" sagte ich zu meiner Frau beim Nachhausegehen. Die Kinder wurden öffentlich über die Festgeschichte abgefragt, die die größern wirklich auswendig gelernt hatten, als auch über die Verheißungen vom Paradiese an bis zur Erfüllung derselben. Ich war zuweilen so bewegt, wie ich bei jeder Frage die Hände und Händchen empor halten sahe, daß ich kaum sprechen konnte, und ich habe *mich* der Thränen vor'm Herrn und vor der Gemeinde nicht geschämt! Mein lieb Töchterlein Johanna saß auch unter den Kafferkindern, hielt fleißig ihr Händchen auf und ließ ihr Stimmchen fröhlich in die Kirche hineinschallen mit den Uebrigen. Das ist Freude! Halten Sie's zu gut, daß ich so persönlich werde, 's ist heraus! Die Kinder sangen Weihnachtschoräle und Kinderlieder. Am meisten wurde die Gemeinde getroffen, als sie dreistimmig begannen: „Ehre sei Gott in der Höhe, der Herr ist geboren!" ꝛc.

Doch genug, wir kommen nun zur Neujahrszeit; das waren auch erlebnißreiche Tage, die sobald nicht vergessen werden. Wie früher, so hatten wir auch dieses Mal die Verabredung getroffen, daß wir in Gemeinschaft unter Gesang und Gebet vom alten ins neue Jahr übergehen wollten. Für einige leibliche Erquickung hatten die Frauen gesorgt, so daß meine Frau keine Sorge damit hatte. Gegen 9 Uhr Abends am alten Jahrestage waren über 150 Erwachsene, außer den größern Kindern, in der Kirche versammelt. Die drei Stunden bis zum Anbruche des neuen Jahres wurden mit abwechselnden Gesängen, Ansprachen und Zwischenpausen durchgebracht. Drei Kaffern haben Ansprachen gehalten, Booi, Umtea und

Daniel. Booi ist derselbe, der seit kurzem vom Großfluß hieher gezogen ist und von dem ich früher geschrieben. Er ist jetzt unter den Taufcandidaten seit November v. J. und wollte absolut am Charfreitag mit getauft werden; gar bitterlich weinte er, als es ihm mußte abgeschlagen werden, weil er erst lernen müsse und kennen müsse den Weg, den er nun betreten wolle. Nun, dieser Booi hielt die erste Ansprache, die eine charakteristische zu nennen war. Sein Hauptargument war, deutlich zu machen, daß, wer Booi früher gekannt hätte, und ihn nun kenne, der müsse erkennen, daß ein großer Gott im Himmel sei, denn Niemand anders habe aus dem alten Booi solch einen neuen Booi machen können! Wie ich höre, soll er ein gewaltig wüster Mensch gewesen sein, der Erste beim Tanzen und Saufen. Natürlich konnte ich kein Urtheil über Booi's Beweisführung geben, denn ich kannte ihn nur als den neuen Booi, wie er's nannte, aber die andern Kaffern sagten: „Booi hat die Wahrheit gesprochen," und ich mag es wohl auch glauben.

Zwartbooi Umtëa war der Zweite. Seine Worte haben mich mehr erbaut, als gar manche gelehrte Predigt, die ich in meinem Leben gehört habe. Die größte Stille herrschte, während er sprach. Einige Frauen mußten hinausgebracht werden wegen ihres lauten Weinens, ich selbst war tief getroffen. Ich bin nicht im Stande, seine Gedanken so kräftig wiederzugeben, doch habe ich Versuchs halber nachher seine Hauptgedanken mit Hülfe meiner Frau und einiger Kaffern niedergeschrieben. Es interessirt vielleicht den einen oder andern Missionsfreund, Worte eines gläubig gewordenen Kaffern zu hören. Zum Voraus wiederhole ich, daß meine Copie durchaus dem Originale nicht gleichkommt, abgesehen von der Persönlichkeit des Sprechers, die eine interessante zu nennen ist. Er sprach natürlich in der Kaffernsprache und sprach ungefähr so:

„Freunde! Heute ist's Neujahr! Ja, wir sind glückselige Menschen, die wir heute zusammen gekommen sind. Wodurch sind wir heute zusammen gekommen? Es ist durch Gottes Wort geschehen! Durch das Wort, das vom Himmel auf die Erde gekommen ist. Seht Ihr den Mann? (er wies auf mich) er hat das Wort unter uns gebracht! Seht Ihr die Frau? (auf meine Frau zeigend) sie hat das Wort unter uns gebracht! Dadurch ist es, daß wir heute sagen: „„Wir kommen zur Neujahrsfeier!"" Unsere Voreltern und unsere Eltern wußten nichts vom Neujahr, und sie erzählten uns auch nichts vom Neujahr. Darum sind wir gesegnete Menschen, weil wir diesen Mann und diese Frau unter uns haben! Ja, heute ist's Neujahr; wir wissen es; doch weil wir vom Neujahr wissen, so wissen wir auch

mehr. Sehet zurück! Vor dem Neujahr (Weihnachten) ist ein Lamm geboren, nach dem Neujahr ist, sehet vorwärts! ein Lamm geschlachtet, denn übermorgen feiern wir das Abendmahl des geschlachteten Lammes! Darum, wer heute noch lebt, ist ein glücklicher Mensch, um zu sehen, was wir sehen. Warum ist er ein glücklicher Mensch? Weil es noch Zeit ist. Wozu ist es noch Zeit? Es ist noch Zeit, um zu sehen mit den Augen und zu hören mit den Ohren; ja, es ist noch Zeit, um zu suchen und sich zu bekehren! Zeit, um noch umzukehren und zu sagen: Ja, ich war auf verkehrtem Wege und hier ist der gute Weg! Zeit, sich selbst kennen zu lernen und zu bekennen: Ich bin ein Sünder! Zeit, um nach Erkenntniß und Bekenntniß unserer Sünden Aufnahme bei Jesu zu finden! Ja, Zeit, um Gnade zu fragen und Gnade zu empfangen. Darum ist es noch Zeit, weil nach treuem Suchen und Finden der Gnade noch der Mann unter uns ist, der uns kann taufen im Namen des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes."

„So sehet denn an das Lamm, das geschlachtet ist! Wir haben es geschlachtet! Sehet, übermorgen ist Abendmahl; alle Kinder, für welche das Lamm geschlachtet ist, werden herein kommen, Ihr Andern müßt draußen bleiben! Wessen Schuld ist es, daß Ihr draußen stehet? Es ist Eure Schuld! Dieser Lehrer ruft uns Alle, um herein zu kommen, warum steht Ihr draußen? Wer hat die Schuld? Ihr selbst! Ist Jemand *unter* Euch, der die Schuld einem Andern aufbürden will, er stehe auf und sage es uns! Darum seht an die Zeit, in der wir leben; es ist die Gnadenzeit. Nach dieser Zeit wird eine andere kommen, wo keine Gnade mehr zu finden ist! Darum in dieser Zeit, in der Gnadenzeit, müssen wir den Weg zum Himmel kennen lernen. Freunde, gebraucht dazu die neue Zeit, das neue Gnadenjahr!"

Das waren so ungefähr seine Worte, allein kräftiger und nachdrücklicher, als sie auf dem Papier stehen!

Nach ihm sprach Daniel, unser Aeltester und unser Capitain. Er wies hin auf unsern unsichern Stand mit Bezug auf unsern Umzug, und ermahnte, die Zeit der Ruhe wohl zu gebrauchen, ehe die unruhige Zeit komme. Der Glockenschlag Zwölf fand die Gemeinde stehend in dem Gesang: „Nun danket Alle Gott," und dem Apostolischen Segen, und mit Danken und Beten gingen wir über die Schwelle des alten ins neue Jahr und unser Wahlspruch war? „Immanuel!"

Am Neujahrstage war des Morgens Gottesdienst (Text: Jes. 24, 15.) Des Nachmittags war Vorbereitung zum heiligen Abendmahl und am

2. Januar Feier desselben mit 83 Gästen. Das wäre denn das zweite Bild aus unserm Gemeindeleben, und nun das dritte und letzte.

Es bringt uns in die Charwoche, und es ist Donnerstag. Grüner Donnertag, wo sie im Thüringer Lande Bretzeln essen. Nun, für uns war es ein wahrer grüner Donerstag, denn in unserm Kirchlein saßen an diesem selbigen Tage 13 Seelen, die durch dieselbe Gotteskraft, die einst Aaron's Stab ließ grünen und blühen, auch aus dürren todten Sündern eine Pflanzung im Herrn geworden, und die gar ernstlich begehrten, als grünende Reben am großen Weinstock erfunden zu werden. Sie saßen da zusammen, um vor Gott und Menschen ihr Glaubensbekenntniß abzulegen, und was ich aus ihrem Munde vernahm, ließ mich nicht bezweifeln, daß sie bessere Bretzeln gegessen hatten, denn die Thüringer sind; sie hatten das Brod kennen gelernt und zum Theil geschmeckt, das vom Himmel gekommen ist! Ja, von dem Manna, das im Paradiese Gottes ist! Bei mir saßen unsere 2 Aeltesten und 2 Diakonen, und von diesen wurden sie nach zweistündiger Prüfung in den Heilswahrheiten für fähig erklärt, durch die heilige Taufe in die Gemeinde des Herrn aufgenommen zu werden. Die beiden Aeltesten hielten eine kurze Ansprache an dieselben nach abgelegtem Bekenntniß. Eine 70jährige Kaffernfrau gab uns sehr interessante Antworten, so daß wir uns zuweilen des Lächelns nicht erwehren konnten. Einer von uns frug sie, wie sie denn auf den Gedanken käme, eine Sclavin werden zu wollen, denn wenn Morgen der Herr Jesus sie kaufe mit seinem Blut in der h. Taufe, dann sei sie eine Sclavin des Herrn Jesu, und eine Sclavin zu sein, sei mühsam. Sie sah den Frager groß an und sagte mit Nachdruck: „Noko!“ das ist zu sagen: „Dennoch“ (nämlich: will ich eine Christin werden). Ja, „dennoch bleib ich stets an dir.“

Wir erwarteten in dieser Zeit die Entbindung meiner Frau. Wegen übler Nachfolge einer früheren Geburt sahen wir einer andern Geburt nicht ohne Besorgniß entgegen. Die Missionsgeschwister auf Amandelboom thaten alles Mögliche, uns zu bereden, daß meine Frau ihre Entbindung in ihrer Mitte abwarten sollte, und Br. Beinecke meinte, daß nach glücklich überstandener Geburt meine Frau sich wenigstens 6 Wochen ganz ruhig in ihrer Mitte verhalten müsse, ehe sie nach Schietfontyn zurückkehren könne, wenn sie von ihrem Leiden befreit zu werden wünsche. Meine Frau konnte sich nicht entschließen, ohne mich da so lange zu bleiben, und ich konnte es nicht über's Herz bringen, unsere Gemeinde auf so lange um unser selbstwillen zu verlassen. So warfen wir unsere Sorge auf den Herrn und dankten den Geschwistern für ihre liebreichen Anerbietungen, und blieben.

Das Einzige, was ich begehrte, war, daß die Entbindung nicht auf Festtage fallen und so eine Störung in meinem Werke verursachen möchte. Doch was ich befürchtete, geschah. Noch am selbigen Donnerstag-Abend fanden wir Ursache, eilig nach der besprochenen Wartefrau zu schicken. Die ganze Nacht brachten wir schlaflos zu und am Charfreitag Morgen war die Sache nicht weiter, als am vergangenen Abend und meine Frau gänzlich erschöpft. Sie sowohl, als ich, glaubten ihr Ende nahe. Mit bangem Herzen sah ich der Kirchzeit entgegen, es sollten an diesem Morgen die 13 Seelen getauft werden. Mir wurde vorgestellt, die Taufe aufzuschieben und den Gottesdienst durch einen Aeltesten besorgen zu lassen. Dazu konnte ich auch keine Freudigkeit finden, auch meine Frau wollte davon nicht hören. Die Glocke läutete und mit Thränen grüßte ich die Leidende, der Frau, die bei ihr war, einschärfend, mich allein in dem Falle aus der Kirche zu rufen, wenn Todesgefahr wäre nach ihrem Dafürhalten. Ich ging zur Kirche, predigte und taufte die 13 Erwachsenen. Alles ging seinen gewöhnlichen Gang. Ich wurde nicht gestört, fand aber bei meiner Zurückkunft noch Alles beim Alten, meine Frau in den Armen treuhelfender Frauen. So blieb's bis zum Nachmittage, wo ich wieder zur Kirche ging und am Ende des Gottesdienstes 25 Kindlein der am Morgen Neugetauften dem Herrn durch die Taufe weihte. Bei der Entlassung der Gemeinde konnte ich aber meinen Jammer nicht länger bezwingen, und kaum konnte ich die Gemeinde noch ersuchen, daß, wer beten könne, möge für meine leidende Frau beten, ich glaubte nicht, daß ich sie behalten würde. Bis dahin hatten sie sich die Sache nicht so arg vorgestellt, weil ich still meinen gewöhnlichen Dienst gethan hatte. Da habe ich denn gesehen, wie lieb die Gemeinde meine Frau hatte. Doch läßt sich davon nicht viel sagen, aber so leicht wird bei mir der Tag nicht vergessen werden. Daß gebetet ist, ernstlich gebetet von Seelen, die ich weit über mich selbst stelle, was das innere Leben, das Leben so ganz im Herrn, betrifft, das weiß ich. Ein alter gläubiger Bastard erzählte mir nachher, er sei nach der Kirche in den Busch gegangen mit betrübtem Herzen, um für meine Frau zu beten, denn sie habe ihn ja auch das Wort Gottes mit vieler Mühe gelehrt. Während des Gebets sei ihm aber eine solche Freudigkeit überkommen, daß, wenn er sich nicht geschämt hätte, er mir Botschaft habe senden können, ich müßte außer Sorgen sein. Und er hat Recht gehabt, und ich mit allem Kummer, ich hatte Unrecht. Abends gegen halb acht Uhr wurde meine Frau von einem gesunden starken Knäblein entbunden, und Mutter und Kind sind bis heute wohl. Sie wissen, man kann vor Jammer und auch vor Freude weinen und an

dem Charfreitage habe ich beides gar reichlich erfahren. Ach, daß das Danken, das rechte Danken von mir nicht vergessen werde! So schenkte mir der Herr an Einem Tage geistliche und leibliche Kinder. (Psalm 105.) Das Söhnlein ist also am 25. März geboren; so der Herr will, soll's nächsten Sonntag getauft werden und Wilhelm Adolph heißen. Lassen Sie mich es mit seinen beiden Schwesterlein Ihrer treuen Liebe und Fürbitte empfohlen haben.

Doch lassen Sie mich zur Beschreibung jener Feiertage, zum Osterbilde zurückgehen. Das waren theilweise Schattenstriche, die ich aus unserm Familienleben ins Bild des Gemeindelebens hinein brachte, doch Schattenstriche gehören zu einem treuen Bilde, und das wollte ich gerne geben, so wie's der Herr uns gab.

Am Osterfeierabend war ich mit unserm Kirchenrathe schon früh auf und an's Werk. Wir theilten uns in zwei Theile, je ein Aeltester und ein Diakon, um die Gemeindeglieder zu empfangen und zu sprechen, die zum heiligen Abendmahl am Ostermorgen zu kommen wünschten. Bis zum Mittage brachten wir damit zu, je nach Umständen zu ermahnen, zurechtzuweisen und zu trösten. Eine Frau mußten wir für dieses Mal zurückweisen, weil sie sich störriges, unfreundliches Wesen hatte zu Schulden kommen lassen. Sie war sehr betrübt, aber es half nichts. Eine andere Frau blieb freiwillig zurück, weil sie sich in der Bestrafung ihres Kindes zum Zorn hatte reizen lassen und zu weit gegangen war. Im Uebrigen fanden wir viel Ursache, dem Herrn für das zu danken, was wir an geistlichem Leben in der Gemeinde finden und sehen durften. Am Nachmittage fand die öffentliche Vorbereitung Statt, und als die Gemeinde entlassen und ich allein mit dem Kirchenrathe in der Kirche war, frug der Aelteste Klaas ganz unerwartet, wie es denn unter uns selbst stände mit unserm Abendmahlgehen. Wir sachen uns einander an, und ich begann zuerst von mir zu sprechen, daß ich großes Verlangen hätte, den Tod des Herrn in seinem Abendmahle zu verkündigen. Hierauf erwiederte er, daß er mich gerade nicht gemeint habe, denn ein Umfund (Lehrer) müsse schon seines Amts wegen als Vorgänger der Gemeinde am Abendmahl Theil nehmen, sein eigener Herzensstand sei eine andere Sache. Ich aber bedankte mich in meinem Herzen für seinen treuen Rath und dachte, hätten doch alle Amafundusi alle Prediger und Missionare so treue Aeltesten, die ihre Amafundisi treulich unter vier Augen beprüften, wie es mit ihrem Abendmahlgehen stände!

Nun war am selbigen Abend Betstunde; außer mir beteten ein Kaffer

und ein Bastard. Nach beendigtem Gebet trat ein anderer Kaffer auf, um zu der Gemeinde zu sprechen. Es war jenes Mitglied unserer Gemeinde, das uns durch seinen Abfall vom Herrn so manche traurige Stunde gemacht hatte. Der Erzhirte unserer Seelen war auch diesem verlornen Schaafe treulich nachgefolgt und hat ihn zurückgebracht. Schon im vorigen Jahre habe ich Ihnen geschrieben, daß er öffentlich mit der Frau, mit der er in der Sünde gelebt, seine Sünde bekannte, und sammt der Frau wieder aufgenommen war. Doch obschon er seine Sünde erkannte, bekannte und vermied, so war sein Herzenszustand dennoch kein erwünschter, sowie er auch selbst bekannte, daß er keine Ruhe und Frieden fühlte. Doch merkten wir seit einiger Zeit eine auffallende Veränderung und es kam uns gar nicht unerwartet, als er uns ersuchte, ihn zum heiligen Abendmahle zuzulassen. Mit Freuden stimmten wir zu, und es war sein Wunsch, ehe er vor der Gemeinde an der Tafel des Herrn erschien, eine Gelegenheit zu haben, sein Herz vor derselben auszusprechen, damit sie wisse, was sie an ihm habe. So gaben wir ihm denn die Gelegenheit dazu an diesem Abend, und er hat treulich seine Sünde und die Tücken seines Herzens bekannt, und warnte die Gemeinde, an ihm ein warnendes Beispiel zu nehmen, wie groß die Macht des Satans und die Schwäche unseres Herzens sei; doch forderte er auch auf, die Gnade zu preisen, die ihn vom Abgrund des Verderbens zurückgebracht habe auf den Weg des Friedens. Ja der Herr hat treulich gearbeitet an dieser Seele. Ich will nur einen Zug davon mittheilen, den mir sein Schwager, einer unserer Diakonen, erzählt, und der erst in der vorvergangenen Nacht stattgefunden hatte.

Willem Matroos lag auf seinem Lager, aber der Schlaf wich von ihm. Seine Gedanken beschäftigten sich mit der Charfreitags-Geschichte, wie der Vater seinen eingebornen Sohn für uns in den Tod gegeben; damit war er lange Zeit beschäftigt, diese Wunderliebe zu betrachten. Auf einmal ist's ihm, als ob Jemand zu ihm sage: „Aber da ist noch ein Vater, der auch seinen einigen Sohn gegeben hat.“ Ueber diese Worte denkt er noch länger, doch bei aller Mühe kann er nicht herausfinden, wer der andere Vater sei. Bis gegen Mitternacht denkt er vergebens nach; da kann ers nicht lassen, er weckt seine neben ihm schlafende Frau auf, und will von ihr den Vater wissen, der seinen Sohn geopfert hat, außer Gott dem Vater. Die Frau kanns auch nicht ausfinden, so machen sie ihre älteste Tochter munter, die solls erzählen; auch die kann nicht darauf kommen. Jetzt soll Feuer angezündet und die Bibel untersucht werden, der Vater muß es herausbekommen; doch ehe das Feuer angemacht war, hats die Tochter her-

aus. Sie hatte es ja genugsam in der Schule gehört, das wunderschöne Stück von Isaaks Opfer. Abraham ist der Vater, Isaak der Sohn. Mutter und Tochter schliefen bald wieder ein, doch der Vater nicht. Der heil. Geist hat ihm die Auslegung vom Texte gegeben in stiller Nacht, und als der Morgenstern am Himmel glänzte, hatte er noch keinen Schlaf gefühlt, doch in seinem Herzen schien auch ein heller Morgenstern, in dessen Scheine ers begriff und sah aus Abrahams Geschichte, wie auch wir unsern Isaak, das ist unser Liebstes, willig dem Herrn opfern sollen, wenns Sein Wort, Sein Dienst erfordert. Und ehe wieder der irdische Morgenstern über ihm aufging, hatte es feierlich vor der Gemeinde versprochen, treulich fortan dem Herrn zu dienen und sie um ihre Fürbitte ersucht, weil er sehr schwach sei.

Nun kam der herrliche Ostertag, und mit Tagesanbruch läutete auch schon die Glocke, um die Gemeinde zum Gebete zu versammeln, den auferstandenen Lebensfürsten um einen Ostersegen auf's Neue zu bitten. Nach dem Hauptgottesdienst war Abendmahl, und ich hatte die Freude, nicht weniger denn 103 Tafelgenossen um mich versammelt zu sehen, die dem Oberfürsten zu einem Raube geworden waren. Daß seine starke Hand sie alle bewahre zum ewigen Leben, bis daß sie einst ansitzen mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich, das walte Gott in Gnaden! Amen.

Auf den Vortrag des Aeltesten Klaas wurde am Ostertage die Gemeinde eingeladen, den Sonntag nach Ostern zusammen zu kommen, um den Herrn gemeinschaftlich um Regen zu bitten, denn es machten sich die Folgen lang ausbleibenden Regens sehr fühlbar. Und so wollten wir einen Bettag halten. Ich muß es frei bekennen, daß ich die Sache etwas furchtsam angriff, weil ich bange war, es möchte auf die Ungläubigen einen schädlichen Einfluß ausüben, wenn es dem Herrn gefallen sollte, auf unser Gebet nicht sofort Regen zu geben. Mit seufzendem Herzen sah ich dem Tage entgegen. Zu meinem innerlichen Verdruß kamen auch benachbarte Bauern auf unsern ausgeschriebenen Bettag in die Kirche, denen der Glaube ein ziemlich fremd Ding ist. So kamen Hindernisse von allen Seiten. Ich hatte versprochen, eine Predigt um Regen zu halten, und so nahm ich des Morgens Jac. 5, 17. und des Nachmittags Jac. 5, 18. zum Text. Sodann gings zum Gebet über, an dem verschiedene Gemeindeglieder öffentlich Theil nahmen. Und wir haben gebetet, und der große Gott, der treue Herr, hat Amen gesagt. Ich schäme mich beinahe, meinem Aeltesten Klaas ins Gesicht zu sehen. Wo war er denn vergangenen Sonntag? „Er konnte nicht zur Kirche kommen wegen des vielen Regens.“ Wo ist nur der Gott von Elia?

31. Die Capelle in den cap'schen Dünen.

Es war um Weihnachten 1809. In der Capstadt war alles in der größten Bestürzung. Schon seit 14 Tagen bebte und dröhnte die Erde, als ob kein Stein in der Stadt auf dem andern bleiben sollte. So lange Europäer am Cap wohnten, hatte man solch Erdbeben nicht erlebt. Viele Leute verließen die Stadt und blieben unter Zelten draußen auf freiem Felde. Eines Tages suchte auch ein armes Weib das Freie, ging hinter einen Busch und warf sich auf ihre Kniee nieder. Ihrer braunen Farbe nach zu urtheilen, muß sie eine Bastard sein. Sie ist etwa 30 — 40 Jahre alt. „Heere,“ fängt sie zu beten an, „Heere, ik zal bidden, en weet niet, wat ik bidden zal; maak my doch zoo, als de Mozambikker!“ Mehr brachte sie nicht über ihre Lippen; noch eine Weile hielt sie ihre Augen gen Himmel geschlagen, der dumpf und schwül sich über dem unglücklichen Lande ausbreitete, dann stand sie auf und ging in sich versunken zur Stadt zurück. So that sie mehrere Tage. Und immer nicht mehr, als: „Maak my doch zoo, als de Mozambikker!“

Die Bastardfrau war Johanna v. d. Berg; man hieß sie nur „die Jane.“ Sie war eine Heidin, ihr Mann auch, wie damals die allermeisten farbigen Leute in der Capstadt. Als das Erdbeben begann, überfiel besonders die armen Heiden ein großer Schrecken. Da nahmen sich zwei Missionare ihrer an, der eine Christian Voß, der damals eben von Ceilon nach dem Cap zurückgekehrt war und der andere der bekannte Missionar der Kaffern und Hottentotten, van der Kemp. Sie hielten Betstunden in Privathäusern und die Heiden strömten in Schaaren herbei. In diesen Versammlungen fand sich regelmäßig ein alter frommer Sclave ein, ein Schwarzer von Mozambik. Wenn die Farbigen auseinandergingen, mischte er sich unter die Haufen und nahm die einzelnen vor und ermahnte sie mit großem Ernst, sie möchten doch für ihre armen Seelen beten. So war er denn auch einmal an die Jane gerathen und hatte ihr so heftig zugesetzt, daß sie ihr Herz hinter dem Busche vor der Stadt ausschütten mußte. Sie hatte freilich nicht viel darin und war ein sehr dummes Heidenmensch. „Ik weet niet, wat ik bidden zal.“ Aber wenn Dummheit von der Himmelsthür abwiese, dann wäre noch keiner hineingekommen. Nun sind aber dem Hausvater die Dummsten die Liebsten, wenn sie nur aufrichtig sind und denjenigen Kindern reicht er jedes Mal das größte Stück Lebensbrod zur Thür heraus, die das alte Bettelkinderlied singen: „Ich möchte gerne selig sein und weiß nicht, wie ich's mach.“ So kriegte

denn auch die Jane hinter ihrem Busch ein recht feines Stücklein ab und kam so in Geschmack, daß sie von da ab immer darnach hungerte und so klug ward die dumme Heidin, so klug zum ewigen Leben, viel klüger noch „als de Mozambikker,“ daß selbst Christen in der Capstadt die Jane aufsuchten und sich durch ihre Gespräche erbauen und zurechtweisen ließen.

Nach etlichen Wochen hörte das Erdbeben auf und mit ihm leider auch die bebenden Herzen. Es ging wieder alles die alten Fleischeswege. Der reine Gewinn, den der Herr hatte, war sehr gering. Aber die Jane war und blieb sein.

Auf dem Wege von der Capstadt nach Stellenbosch kommt man durch die capschen Dünen, eine öde Wüste mit tiefem Sande und unfruchtbaren Hügeln bedeckt. Hie und da in weiter Entfernung von einander liegen etliche steinerne Häuschen, in welchen Colonisten wohnen, die die einigermaßen fruchtbaren Stellen bebauet haben. Wo sonst noch in diesem Sandmeere ein Paar Ruthen breit Landes sich finden, auf welchem man einen Garten machen kann, da hat sich der Bastard seine ärmliche Hütte von Pfählen und Binsen aufgeschlagen. Hart an jenem Wege nach Stellenbosch, etwa 3 Stunden von der Capstadt da, wo man am Kuilsrievier durchkommt, stand etliche Jahre nach jenem Erdbeben eine solch armselige Binsenhütte. Ihre Bewohner waren blutarme Bastard. Der Grund, auf welchem sie gebauet hatten, war ganz klein; kaum daß sie von Kohl, Kartoffeln, Zwiebeln und türkischen Weizen, welche sie in ihrem Gärtchen zogen, ihr Leben fristen konnten. Indessen hatten sie mitten im Sande auf einem Felsen gebaut und bei allem ihren Elende waren sie reich und guter Dinge. Es war die Jane mit ihrem Manne und fünf Kindern. Warum sie aus der Stadt gezogen waren, kann ich nicht sagen. Vielleicht, daß die vornehmen Stadtprediger sie nicht hatten in die Gemeinde aufnehmen wollen, denn darin sind sie seit alten Zeiten gegen jede farbige Haut besonders hart beschlagen gewesen. Und seit die Jane den Herrn hatte kennen gelernt, hatte sie auch nach dem Sacramente der Wiedergeburt groß Verlangen gehabt. Sie wandte sich also nach Stellenbosch und der dortige Prediger taufte sie sammt ihrem Manne in Christi Tod. Und so saßen sie nun in ihren Dünen und wären seelenvergnügt gewesen, wenn nicht ein Herzeleid gewesen wäre. Und das war der weite Weg zur Kirche nach Stellenbosch. Sie hatten 5 Stunden dahin und schlechten, grundschlechten Weg. An Wagen und Pferd war in ihrer Armuth nicht zu denken; an Ochsen auch nicht. Manchen Sonntag mußte die Jane bei ihren fünf kleinen Kindern zu Hause bleiben. Lesen konnte sie nicht, hat

es auch nie in ihrem Leben gelernt; ihr Mann konnte auch nicht lesen; und die Kinder konnten auch nicht lesen; und rings umher nichts als Heiden und wieder nur Heiden und zu den Colonisten durften sie nicht kommen; und der Pastor in Stellenbosch kam auch nicht heraus. Das war eine miserable Lage für eine arme Seele, die nach dem Brod des Lebens hungert. Nun kann zwar der Herr einer solchen predigen, auch ohne Predigt und Postille und die Jane hat es oft erlebt, daß er Wasser aus dem Felsen schlagen kann; aber es geschieht doch eben nur in der Wüste und wer säß nicht gern in Canaan? So hatte sie denn keinen sehnlicheren Wunsch als den, daß es doch dem Herrn gefallen möchte, daß ihm hier in der Wüste ein Haus gebaut würde, in welchem man seines Namens Ehre predigte.

Der Herr sah den Wunsch seiner Magd in Gnaden an und machte seine — weitläufigen Anstalten. Zuerst verhalf er v. d. Bergs zu einem größern Platze. Sie brachen ihr Elendshüttchen auf dem kleinen Grunde ab und ließen sich auf einem andern nieder, der dreimal größer war, als der alte und damit waren sie aus aller äußern Noth heraus. „Nun haben wir zwar das leibliche Brod,“ sagte der Bastard zu seiner Frau, als ihr neues Häuschen dastand, „aber das Brod des Lebens fehlt uns noch. Laß uns den Herrn darum bitten, Jane, von heute ab.“ Das war der Jane schon recht und sie beteten nun Jahr aus Jahr ein. Eines Nachts träumte die Jane einen sonderlichen Traum. Sie sahe und es kamen drei Männer die Straße von Stellenbosch grade auf ihr Haus zu. Es waren drei Missionare, welche einen Platz zum Bau einer Capelle suchten. Sie traten bei der Jane ein und fragten, ob hier nicht ein Platz zum Bau einer Capelle wäre. Da zeigte sie ihnen den alten Grund, wo ehemals ihr Hüttchen stand und bat sie, dort zu bauen. Das ließen sich die drei Männer wohl gefallen und gingen wieder nach Stellenbosch. Als die Frau am andern Morgen erwachte, erzählte sie den Traum ihrem Manne und beide wurden sehr getröstet und beteten tapfer weiter.

Sie wurden aber alt und grau über ihrem Gebet und die Erhörung blieb aus. Die Frau ließ den Muth nicht sinken; sie hoffte, da nichts zu hoffen war. Und das that ihrer Seele so wohl, daß sie immer tiefer in die Gemeinschaft mit ihrem Herrn hineinkam und ging und nahm zu im Glauben, daß sie ein wahres Licht in dieser dunkeln Gegend für Christen und für Heiden war. Die Hütte am Kuilsrievier war weit und breit in den Dünen bekannt und man kam und holte sich von der alten Jane nicht bloß heilsame Kräuter für den kranken Leib, welche die kundige Alte in der Wüste sammelte und den Kranken zubereitete, sondern stärkte sich

auch an ihrem Glauben und lautern Wandel, denn nirgends ging es so ehrbar und sittsam und fleißig zu, als bei der Jane und ihren fünf Töchtern. Aber ihr Mann, obwohl er sich brav und unbescholten hielt, ließ den Muth sinken, als Jahr auf Jahr verfloß und die drei Männer von Stellenbosch ließen sich nirgends in den Dünen sehen. Und dabei wurde es von Jahr zu Jahr immer finsterer in seiner Seele und er wurde wieder wie ein Kaufmann, der die Perle sucht und kann sie nicht finden. Ohne Frieden im Herzen, den er doch ehemals hatte, schwand auch sein Leib dahin; er siechte und krankte, und Jane mochte ihm zureden süß oder sauer, er war und blieb wie ein Schilf, das das Haupt hängen läßt. Endlich, es war im Frühjahr 1831, legte sich der Alte und es hatte den Anschein, als sollten sich seine Augen schließen, ohne daß er gesehen, was er gehofft hatte. Da trat eines Tages Nachbar Bosmann, ein wohlgesinnter Colonist, der sich oft bei der Jane Trost für seine bekümmerte Seele holte, in die Hütte und machte bekannt, in etlichen Tagen würde myn Heer Lückhoff von Stellenbosch an den Kuilsrievier kommen und würde in seinem Hause für Christen und Heiden in dieser Wüste oefening — Versammlung — halten. „O zoude ik nog op mynen ouden dag zoo gelukkig zyn," sprang die alte Mutter Jane auf, en dat beleven, waarom ik den Heere reeds jaar en dag gebeten hebbe!" Und der Hausvater richtete sich auf seinem Schmerzenslager auf und horchte myn Heer Bosmann zu und es ward ihm zu Muthe, wie dem alten Symeon, als er die Mutter mit dem Kindlein fand. Der Missionar kam und stieg bei Bosmann's ab. Sie ließen ihm aber keine Ruhe; er mußte gleich zu dem kranken alten v. d. Berg hinüber. Es waren nur einige große Töchter zu Hause; der Mann lag in einem abgeschlagenen Behälter; die alte Mutter war ausgegangen und wurde sogleich gerufen, während der Alte mühsam aus seinem Bette kroch. Lückhoff fragte ihn, was seine Krankheit sei. Er antwortete, daß er in früheren Jahren schwere Arbeit gethan und Lasten gehoben habe, wodurch seine Brust verdorben sei und ihm die Auszehrung gebracht habe. — „Gehst du denn getrost der Ewigkeit entgegen?" — „Ah," sagte er und es liefen ihm die Thränen über die braunen Backen, „ik ben all jaare lang an't zoeken en kan niet tot rust komen voor myne bekommerde ziel. In myne vroegere jaaren heb ik wel eens regte liefde in myn harte gevoelt jegens den Heere Jesus; maar ik gevoel my nu zoo koud en dood en 't is my zoo duister voor myn gemoed, maar ik wil niet uitscheiden met bidden, want het is er doch nu en dan eene flauwe hoop in my, dat de Heere my hooren zal."

Lückhoff tröstete ihn, so gut er konnte. „Ja," fiel das alte Mütterchen ein, „ik zeg hem zoo dikwyls: lieve man, geef maar den moed niet op: denk doch, hoe wonderlyk de Heere ons tot nu toe geleid heefd; en wat heefd Jezus niet al gedaan en geleeden voor ons zondaaren; Hy wil ja geen van zich wegstooten, die tot Hem komt. Ik ben er van verzeekerd, dat d Heere hem voor zynen dood nog ligt geven zal." Und es geschah, wie sie gesagt hatte. Der alte Bastard erlebte es noch, wie sich Christen und besonders auch Heiden aus den Dünen bei Bosmanns zur Versammlung einfanden, welche Lückhoff von Stellenbosch aus nun fleißig hielt; er selber konnte freilich nicht mehr hin und die letzte Zeit seiner Krankheit machte ihm trotz der Freude, die er hatte, noch manche dunkele Stunde — bis es auf einmal eines Mittags ihm sehr hell und leicht zu Herzen ward. Er ließ seine Frau an sein Lager rufen und mit leuchtenden Augen zählte er ihr auf, was sie in den 30 Jahren, daß sie den Herrn kennten, von demselben alles erbeten und erhalten hätten. Und nun, setzte er hinzu, sei auch seine Hauptbitte erfüllt worden, daß Jesus sich ihm geschenkt habe und er würde nun bald bei ihm sein. Drauf bestellte er in Freuden sein Haus, gab einer jeden seiner Töchter eine Ermahnung, segnete sie einzeln und wartete dann still auf seine Erlösung. Sie standen alle umher und weineten. Und als es ganz früh des andern Tages ward, schlug er seine Hände zusammen wie ein fröhliches Kind und rief: „Ik gaa na't huis van myn vader! Ik gaa na't huis van myn vader!" und ist jauchzend verschieden.

Jane war nun eine Wittwe und hatte manches Mal ihre liebe Noth, sich mit ihrem Hauswesen durchzubringen. Das hielt sie jedoch nicht ab, dem Br. Lückhoff fleißig zur Hand zu gehen. Dieser konnte höchstens alle 14 Tage einmal an dem Kuilsrievier hinauskommen und predigen; sonst mußte er in Stellenbosch und anderwärts in der Umgegend seines Amtes warten. In der Zwischenzeit von Predigt zu Predigt versah die alte Mutter Jane seinen Dienst so in ihrer Art. Sie betete nicht allein täglich um Segen für das Werk, was jetzt unter den armen Heiden der Dünen begonnen hatte, sondern sie ging umher und trieb die Faulen zur nächsten Versammlung und nachher besuchte sie das Volk und ging die Predigt mit ihnen durch und betete mit ihnen. Und wo sie einen fand, der krank war und nicht zur Versammlung kommen konnte, den zeigte sie das nächste Mal Lückhoff an und nahm ihn mit hin; es hätte es ein rechter Presbyter und Provisor hier zu Lande so fein und eifrig nicht ausrichten können. Wir wollen sie mit Lückhoff einmal auf so einem Gange nach

der Kirche begleiten. Ein alter Mozambiker, ein Nachbar der Jane, lag eben krank. Er war schon früher durch des Weibes Zeugniß zu dem Herrn Jesu bekehrt worden. Eben war die Versammlung bei Bosmann's aus, da nahm die Jane den Lückhoff und es ging nach der armseligen Hütte; viele der Heiden und auch etliche weiße Menschen folgten ihnen. Als sie an der Strohhütte ankamen, mußte der kleine Lückhoff sich tief bücken, um durch die Thür hineinzukommen. Eine kleine Kiste und ein länglichter viereckigter Rahm mit Riemen durchflochten, das waren die Möbel des Mozambikers. Ueber den Rahm war ein Schaaffell gebreitet, darauf lag der Kranke; einige Felle waren seine Decke und eine alte zerissene Jacke war sein Kopfkissen. Er lag aber da wie ein Königskind, so leuchtete sein Angesicht, obwohl es schwarz und ganz tätovirt war. Als Lückhoff ihn anredete und den Namen „Jesus" nannte, liefen die Thränen über seine Backen herab. Weil er in seinem gebrochenen holländisch den Missionar und dieser ihn nicht verstehen konnte, dolmetschten anfangs die Umstehenden; als aber das zu langweilig ward, nahm die Jane das Wort und wiederholte die ganze Predigt, welche Lückhoff so eben über das cananäische Weib gehalten hatte. „Es war viel schöner, als ich es gesagt hatte," erzählt Lückhoff, „weil sie vieles mit dem cananäischen Weibe gemein gehabt und deswegen das Eine und das Andere mit unterfließen ließ." Der alte Mozambiker war ganz selig, ließ hin und wieder ein Wörtlein seiner Freude laut werden und meinte, „er befände sich schon auf der Werft von des Vaters Hause." — „Ja, weißt du denn so gewiß, daß du in den Himmel kommst?" — „Ja, want Jezus verlaat zyne schaapen niet, die hy gemerkt heeft." — Drauf stimmte die Jane ein Lied an und es sangen alle mit und als das Lied aus war, sollte zwar myn Heer Lückhoff beten, aber der schob das Beten dem alten Mütterchen zu und nun fielen sie alle in den Staub nieder und Jane betete für den Mozambiker, für alle und für sich, zwar nicht mehr wie vor 32 Jahren hinter dem Busche „maak my als de Mozambikker," ein wenig mehr hatte sie doch von der edlen Kunst gelernt, aber in dem alten Tone ging's doch immer noch: „Ich bin ein kleines Kindlein und meine Kraft ist schwach; ich möchte gerne selig sein und weiß nicht wie ichs mach'," denn sie war eine sehr demüthige Seele.

Wo bleiben aber die 3 Missionare, welche auf der Jane Grund und Boden ihre Capelle bauen? Das Mütterchen wird immer älter und manches Mal kann sie wegen des tiefen Sandes nicht einmal mehr nach Bosmanns in die Versammlung gehen, so schwach wird sie. — Nur immer

Geduld! der Herr liebt das Eilen mit Weilen. 1835 wurde Bosmanns Hof verkauft und der neue Hausherr wollte die Versammlung nicht mehr bei sich haben. So hielt sie Lückhoff bei der Jane. Mit Freuden ließ die einen Verschlag in ihrem Hause wegnehmen; nun war es eben so groß, wie bei Bosmanns. Es machte der guten Alten zwar etliche Unbequemlichkeiten; was thut man aber nicht für den, der einem die ewige Ruhe verschafft hat! Und nicht blos die Kirche nahm sie in ihr Haus, sie stiftete auch noch etliche von ihren Töchter an, welche lesen konnten, daß sie täglich für die armen verwahrlosten Heidenkinder eine Schule bei ihr im Hause halten mußten, wo die Gottes Wort lesen lernten. Und das hielt die Alte nicht ein Mal oder zwei Mal aus; Jahr aus Jahr ein wurde bei ihr Kirche und Schule gehalten und sie hatte ihre herzliche Freude daran und sorgte nur immer, daß ihr Häuschen von Alten wie Jungen voll werde. So kam der erste December 1838 ins Land, der Tag, an welchem alle Sclaven in der ganzen Colonie aufs Geheiß der englischen Königin frei gegeben werden mußten. Ein Bauer in den Dünen hatte eine Sclavin welche fast ganz lahm war. „Nun mußt du machen, daß du wegkommst," sprach er spöttisch zu ihr am 1. December, „gehe nun zu der Königin, die dich frei gemacht hat." Das war für die arme Sclavin eine schmerzliche Kunde. Sie versuchte hie und da, ein Unterkommen zu finden, aber Niemand wollte sie ins Haus nehmen. Nach 2 Tagen findet sie der Bauer noch im Hause. „Mache, daß du fortkommst," spricht er, „oder ich werde dich vor die Thür werfen." — Die Schwarze wußte etwas von Gott, sie hatte es aus den Predigten der Missionare gelernt. — „Baas," antwortete sie, „jagst du mich von der Welt weg, so jagst du mich nach dem Himmel." Und so jagt sie denn mit vollem Herzen dem Herrn zu und wirft sich noch am selbigen Abend auf ihre lahmen Kniee und spricht: „Herr, hier liege ich für deine Rechnung; ich weiß keinen Rath." Da fällt ihr auf einmal die alte Mutter Jane ein. „O Gott, das ist von dir! Neige nun auch das Herz der Alten, daß sie willig ist, mich aufzunehmen." Am andern Morgen in aller Frühe schickt sie ihr Kind zu der Alten und läßt um ein Plätzchen hinter der Thür in der Küche bitten. Mutter Jane ruft alle ihre Kinder zusammen und fragt: „Kinder, fürchtet ihr Gott?" — „Warum frägt Mama so?" — Sie spricht: „Ich bin alt und ihr müßt nun für mich sorgen; ich muß von euch abhängig sein. Aber gedenkt: Wer Barmherzigkeit übt, soll Barmherzigkeit empfangen; wer aber unbarmherzig ist, mit dem wird Gott auch unbarmherzig handeln. Die lahme Frau läßt um ein Plätzchen hie bitten."

Die Töchter waren auf der Stelle bereit und die Lahme zog ein und hatte nun Kirche und Schule vollauf, wie nie in ihrem Leben. — Als sie ein Jahr darauf getauft wurde, war in Janes Hause großes Fest und Nachbar Mart, der Mozambiker, war auch dabei. Das war aber ein anderer Mozambiker, als das vorhin erwähnte selige Königskind. Wie das schon in Seilen der Liebe Christi ging, hängte sich Mart, sein Landsmann, noch an einem ganz ordinären Stricke auf, wenn er von seinem Herrn oder seinen Mitsclaven geärgert wurde. Man schnitt ihn aber jedes Mal los und Lückhoff weckte ihm einmal so ernst das Gewissen, daß er das Aufhängen ließ. Bald darauf kam der erste December 1838. Mart wurde frei und wurde Janes nächster Nachbar. Kaum war er angezogen, so ging die Alte, um ihren Nachbar zu besehen. Mart arbeitete draußen, um sich ein Gärtchen zurecht zu machen. „Mart, du bist nun frei," fing sie an, „die Königin hat dich frei gemacht; aber es gibt noch einen andern König, der alles gemacht hat; der muß uns erst recht frei machen. Wie ist es um diesen König?" — Der Alte gab keine Antwort; aber Jane bemerkte, wie er sich umdrehte, seine Hände zusammenlegte und weinte. Sie ging für dies Mal davon. Am andern Tage ging sie wieder an den Garten des Mozambikers. „Der Grund ist recht unrein, wo du arbeitest, Mart!" Mit kaum vernehmbarer Stimme antwortete er: „Myn ziel, myn ziel is vuil!" — „Ich spreche nicht von deiner Seele, ich spreche von dem Grunde, daß der so unrein ist." Aber er blieb dabei: „Myn ziel, myn ziel!" — „Ja, was ist es denn mit deiner Seele?" — „Meine Seele, meine Seele geht verloren," rief er. — „Fühlst du denn recht, daß deine Seele verloren geht?" — „Ja, meine Seele geht verloren!" — „Nein," sagte die Alte, „wenn du das recht fühlst, dann gehst du nicht verloren; der Herr Jesus hat dich dann lieb." Er aber weinte so, daß sein ganzer Leib zitterte und Jane bang wurde, es möchte ihm etwas überkommen. Sie ging schnell heim, und schickte jemand, der dem alten Mart helfen mußte, nach ihrer Hütte zu kommen. Als er dann kam, las ihre Tochter ihm das Lied vor: „Myn Heiland, ik verloren kind, dat nergens troost noch redding vind," und etwas aus der Bibel dazu, was auf ihn paßte. Doch es gab ihm keinen Trost; er bebte, wie ein Blatt. „Mama, bete doch für ihn," sagten da die Töchter zu der Alten. Und nun fielen sie alle auf ihre Kniee und beteten, daß der Herr den alten Mart vor Verzweiflung bewahren möchte. Als sie noch den 130. Psalm gesungen hatten, ging der Mozambiker fort und versprach den Abend wieder zu kommen. Er kam richtig wieder und nun wurde ihm die Verheißung vorge-

lesen: „Wer sucht, der findet und wer anklopft, dem wird aufgethan,“ worauf die Alte in aller Einfalt erklärte, was das Suchen und das Anklopfen und das Finden sei. Seit diesem Abende kam er alle Abende und ließ sich sagen, lernte auch von den Kindern mit vieler Mühe einige Bibelsprüche und Liederverse. Nach einer Woche arbeitete der Alte wieder an seinem Garten und unsre Mutter Jane stand dabei. Der Mozambiker sah gar ruhig aus. „Mart, wie steht's um dein Herz?“ fragte sie ihn. „Kühl, kühl!“ antwortete der Alte sehr aufgeräumt. — „Mart nicht mehr so bang?“ — „Nein, nein! kühl, kühl!“ und strich sich dabei mit der Hand über seinen alten Leib; „mir ist so sanft!“ — Hast du denn den Herrn Jesus auch lieb? — „Ach, der Herr ist so gut, so gut!“ Und dabei blieb es nun. Da kamen die bösen Masern in die Colonie und der Jane Kinder befielen auch tödtlich davon; die eine Tochter war so elend daran, daß bereits in Stellenbosch der Sarg für sie bestellt wurde. Mart kam alle Tage zweimal, um sie zu sehen. „Mart, bete doch für uns,“ sagten die Kinder, als die Noth groß wurde. Und Mart ging in seine Hütte und warf sich auf seine Knie: „Lieber Herr, mußt doch nicht die Kinder wegnehmen; wer sollte mich denn lehren!“ Und die Kinder wurden alle wieder gesund. Und als die Lahme getauft ward, war dieser alte Mart auch dabei. Das gab ein seliges Tauffest in den capschen Dünen und Mutter Jane war seelenvergnügt.

So wuchs die kleine Gemeinde am Kuilsrievier von Jahr zu Jahr. Seit 1841 hatte sie besonders Miss. Esselen in Stellenbosch zu bedienen. Das Haus der Alten wurde immer enger und enger für die Versammlungen. Manchmal sah man die braunen Beine der Männer oben von den Balken des Söllers hernieder hängen, weil sie unten keinen Platz fanden und dann dröhnte die gebrechliche Hütte vom Gesange und wenn sie sich zum Gebet erhoben, daß das alte Mütterchen je zuweilen etwas bange wurde, ob sie's auch aushalten könnte. Wenn Esselen einmal länger, als gewöhnlich, ausblieb, so hatte das Völkchen sein bitteres Herzeleid. Er mußte einmal auf 4 Wochen nach Wupperthal verreisen und die Versammlung in den Dünen fiel aus. Als er zum ersten Male wieder am Sonntage früh hinritt, stand der alte Mart vor seiner Hütte und sah den Weg nach Stellenbosch entlang. „Daar komt de dienstknecht weer!“ schrie er aus Leibeskräften seinem alten Nachbar Afrika zu. Der kroch aus seiner Hütte ans Licht und sah die Straße entlang. — „Ja! — hy is 't! — 't is de regte!“ Dann schlugen die Hunde vor Janens Thür an und die Alte trat heraus und stutzte sehr. Als sie zu sich gekommen war, erzählte sie

Esselen, wie sie sich schon in des Herren Willen ergeben hätte, daß er nicht wieder kommen würde und habe ihren Kindern gesagt, das Verzeichniß der von Esselen in ihrem Hause gehaltenen Predigten zu ordnen, um ein Andenken an ihn zu haben. Nun war aber alles gut und Esselen setzte sich in sein Studierstübchen in der Hütte. Da klopft es ganz leise an die Thür und die Alte steckt ihren Kopf herein und fragt ganz schüchtern: „Myn Heer, zullen wy van dag twee malen wat hebben?“ Sie meinte, ob Esselen heute zweimal predigen würde. „Moeder is kwaad van twee maalen te moeten hooren“ meinte Esselen. „Foei toch, myn Heer!“ rief die Alte; sie setzte aber bescheiden hinzu: „neen, as't u beliefd.“ — Wenn das Conventikel die Leute nicht mehr fassen kann und das geht ein oder zwei Jahre lang also, so muß man an eine Capelle denken, nicht eher. Das ist ein Grundgesetz für die Bauleute der Kirche Christi. Wer es nicht achtet, der hat es hernach zu bereuen. In den capischen Dünen war es so weit. Und nun kommt der Traum der alten Jane an die Reihe.

Am 27 Febr. 1842 kamen drei Männer von Stellenbosch an den Kuilsrevier. Es waren die Missionare Lückhoff, Knab und Esselen. Sie hatten es unter sich berathen, daß es nöthig sei, in den Dünen eine Capelle zu bauen und wollten eben sehen, wo und wie es sich wohl am besten thun ließe. Wie die Alte die drei sah und hörte, hüpfte ihr Herz vor Freude. Sie blieb aber ganz still. Man wurde einig: es sollte gebaut werden. Esselen ritt nach der Capstadt und die dortigen Freunde brachten in kurzer Zeit die Summe von 60 Pfund zum Bau der Capelle zusammen; versprachen auch noch weitere Hülfe. Als Esselen die Sache am Kuilsrievier bekannt machte, war auch gleich einer bereit, Bauholz und Steine zum Fundament zu liefern; andere subscribirten, das Deckrieth zum Dache herbei zu schaffen; andere erboten sich, eine Woche und mehr unentgeltlich als Handlanger zu arbeiten; andere versprachen anderes und darunter waren viele Heiden. Das war nun alles ganz gut und obwohl etliche Sanneballats da waren, die den Bau zu hindern suchten, so wurde doch all ihre List zu Schanden. Allein die schwere Frage war, wo die Capelle sollte zu stehen kommen. Der eine Großprahler wollte hier, der andere dort den besten Platz erkennen und man konnte nicht zum Entscheide kommen. Nur die alte Mutter Jane war wider alle Gewohnheit stille; sie seufzte um Geduld und Ergebung in Gottes Willen in einer Sache, deren Ausführung ihr so am Herzen lag, wie die Erscheinung des Sohnes Christi einst der Hanna. Eines Tages, als des Geredes über den Platz gar kein Ende werden wollte, fragte Esselen sie unter vier Augen, was sie denn dazu meine. Sie antwortete:

„Wenn ich reden soll, dann thue ich es im Namen des Herrn. Auf meinem Platze muß der Tempel des Herrn zu stehen kommen!“ Auf die Frage, ob's nicht auch von ihrer, wie von anderer Seite ein selbstsüchtiges Verlangen sei, die Capelle grade auf ihrem Platz haben zu wollen, antwortete sie: „Mein Platz liegt in der Mitte — mein Platz ist von dem Herrn dazu erbeten!“ Letzteres sagte sie mit solch einem festen und ernstlichen Tone, daß Esselen sich gedrungen fühlte, etwas Näheres über das „erbeten“ zu erfahren. Er drang in sie, aber vergebens. „Wenn meine Augen gesehen haben, was meine Seele gewünscht und erfleht hat, dann will ich reden, — dann will ich gerne sterben.“ Sie hatte es bis dahin außer ihrem seligen Manne Niemand gesagt, was ihr im Traume begegnet war. Esselen konnte also auch nicht so sehr viel Gewicht auf der alten Mutter Aussage legen und unterhandelte wegen eines andern Platzes. Es wurde aber nichts daraus. Auf einmal schenkte ein Freund in der Capstadt zum Bauplatze den Grund, auf welchem die erste Hütte der Jane gestanden hatte. Da war nicht weiter zu wählen und unter großem Zulaufe wurde der Grundstein zur Capelle gelegt. Nun hatte Esselen aber nicht mehr als 64 Pfund zum Bau derselben. Und es fanden sich, wie gewöhnlich, Schwierigkeiten über Schwierigkeiten, an welche man zuvor nicht gedacht hatte. Die allermeisten Leute hielten zwar, was sie versprochen hatten, aber es gab auch Feinde und Neider und Störenfriede besonders unter den Colonisten genug, welche die armen Farbigen von ihrem Capellenbau abhalten wollten. Da zeigte sich denn des Herrn Hand mächtig und er wußte seine Feinde mit seinen Knechten schon zufrieden zu machen; es lag ja Eine gewiß täglich auf ihrer Knie und flehte um des Herrn Segen. So war besonders eine Colonisten-Familie sehr giftig auf den Bau. „Seid ihr verrückt,“ sprachen sie zu den Leuten, welche zum Baue Fuhren thaten, „euer Vieh für den Sendeling todt zu treiben.“ Aber was geschah? Ein liebes Töchterlein erkrankt dem Bauer und Esselen muß hin und muß ihm Medicin reichen. Kaum springt das Mädchen wieder umher, so schicken die Leute ihre Ochsenwagen zu drei verschiedenen Tagen und fahren an 30 Frachten Steine und Lehm aus Dankbarkeit. Die Zahl der Arbeiter in der Capelle war auf 18 gestiegen; der Bau wuchs herlich; so hoch, das eine hohe Leiter erfordert wurde. Aber woher die Leiter nehmen? Kein Nachbar hat eine solche. Allein einer der größten Widersacher, ein gewaltiger Hitzkopf, besitzt außer einer hohen Leiter auch noch drei Spann Ochsen nebst Wagen, ein reicher Bauer. Esselen faßt sich ein Herz und geht zu dem. Nach einigem Hin- und Herreden rückt er heraus: er sei doch ein Mann, der es gut

machen könnte und dennoch hielt er sich so stille; er ließe die armen Christenmenschen und Braunen und Schwarzen sich vorgehen im Unterstützen. Da stottert der Bauer verlegen: „Neen, neen: ik heb maar op myn Heer gewacht. Waarmee kan ik u dienen?“ Darauf bat Esselen um die Leiter. „Niets meerder?“ fragte er — „Nun, Sie haben ja auch schöne Ochsen und Wagen. Wie wär's, wenn Sie auch die einmal mit schickten?“ — „O dat is een bagatel!“ Er sandte nicht nur die Leiter, sondern fuhr auch außer 2 Frachten Bauholz noch 30 Frachten Steine. Und so ging es weiter über Verstehen. Ob auch über Bitten? ich weiß nicht recht. Das weiß ich aber: die Jane hat den Mund sehr voll gegen ihren lieben Herrn genommen, denn ihr Herz war gar voll und der Sache ganz gewiß, daß es mit dem Bau gelingen müßte. Und in dem Glauben und Flehen ließ sie sich durch nichts irre machen und wenn es auch noch so bunt über ging. So hatte sie einmal eines Sonntags Morgens das Herz sehr voll und ging durch ihren Garten hinter den Busch am Sandhügel, wo sie gewöhnlich zu beten pflegte. Während sie im Gebete ist, fühlt sie unter ihrem Umschlagtuche auf der Brust ein Rutschen, als ob ein Buschzweig unter dem Tuche sich einzwänge. Sie hat weiter keine Acht darauf und betet weiter. Aber noch ehe sie geendet, zischt eine Schlange an der andern Seite unter dem Tuche hervor. Hurtig packt die alte Mutter das Thier und schleudert es von sich, ohne verletzt zu werden, wirft sich von Neuem nieder, dankt ihrem lieben Herrn und betet weiter. Und so ging's mit dem Bau der Capelle durch Schlangen und Schlingen allerhand Art glorreich hindurch. Auch ein furchtbarer Heuschreckenschwarm überfiel die armen Leute in den Dünen, als sie eben beim Bau waren und machte Felder und Gärten wüst; aber der Herr hielt den Muth oben und im Frühjahr 1843 stand die Capelle fertig da. Sie faßte wohl 300 Menschen. Am 24. April war Kirchweihe. Es waren viele Freunde aus Stellenbosch und der Capstadt draußen und die armen Leute in den Dünen waren voll Freude und Jubel. Unser altes Mütterchen war zwar auch sehr froh, aber sie war still und sprach wenig. Man sagt in der Welt, daß große Freude still mache; bei den Kindern Gottes sagt man, daß große Gnade die klein mache, die sie erfahren, und „bei dir ist viel Vergebung, auf daß man dich fürchte;“ auch sorgt ihr Herr redlich, daß sie sich ihrer Freude nicht überheben.

In die letztere Schule mußte die gute Alte von da an fleißig gehen. Kaum war die Kirchweih vorüber, so wurde sie schwer krank. Sie hatte früher viel am Magenkrampf gelitten; der kommt jedoch und geht wieder. Aber dies Mal wurde es so ernst mit ihr, daß Esselen sehr besorgt war.

Doch schenkte der Gnade, daß sie wieder aufkam. Es ging aber langsam mit dem alten Mütterchen. Als sie so ziemlich wieder hergestellt war, liegt Esselen eines Nachts in der Hütte der Alten zu Nachtquartier. Draußen heult ein furchtbarer Regensturm, wie man sie nur in Süd-Afrika hören kann. Tages zuvor hatte Esselen schon mit etlichen Leuten an seiner Capelle gearbeitet, in welchen der Regen schlimme Risse gemacht hatte. Da klopft es an die Thür und Leute melden, daß die Capelle einstürze. Es war eine schreckliche Nacht für den armen Esselen. „Ich konnte nicht aus dem Schmelzofen der Kinder Levi," erzählt er, „denn zu einem solchen wurde jetzt meine Kammer." Am Morgen, als er eben zur Thüre hinausgehen wollte, trat ihm die alte Jane weinend entgegen und sagte: „Ach, myn Heer moet toch niet eens na boven toezien; 't is all een all te treurig gezigt." Der ganze Vordergiebel der Capelle lag am Boden. „Toen ik voor'n jaar myn kind aan den Heere moest afgeven," sagte die Alte, als sie die Trümmer besehen, „toen was myn hart zeer: maar dat de gevel gevallen is, scheurt myn hart." Nun der Giebel ward auch wieder gebauet; Freunde in der Capstadt schossen das Nöthige zusammen und Leute von Sarepta — so hatte man die kleine Gemeinde am Kuilsrievier nun genannt — konnten wieder in ihre Capelle gehen. Aber bei der alten Jane kehrte bald neue Plage ein. Eine ihrer liebsten Töchter wurde gemüthskrank. Das lag Jahr aus Jahr ein auf der lieben Alten wie ein schweres Gewicht und sie seufzte viel. Es ist sehr gut, was sie an der Capelle erlebt hat, das vergißt sie nimmermehr, das theure Sprüchlein: „Der Herr thut, was die Gottesfürchtigen begehren; er höret ihr Schreien und hilft ihnen." Und ob's auch scheint, als wollte er nicht — das laß dich nicht erschrecken; denn wo er ist am Besten mit, da will's er nicht entdecken.

Noch 15 Jahre ist das alte Mütterchen in ihrer Hütte am Kuilsrievier wohnen geblieben. Sie hat noch viele gute Tage für Sarepta gesehen. Esselen kam schon lange nicht mehr; aber von Stellenbosch wurde der Gottesdienst regelmäßig bedient und January war ein treuer Schulmeister. Die Gemeinde wuchs und der Geist der Alten ruhete auf dem Völkchen in den Dünen. Da wurde die Alte 1858 so schwach, daß sie ihr Häuschen samt Garten verkaufte und zu einer ihrer Töchter, die nach der Capstadt zu verheirathet war, zog, wo sie denn auch 1860 selig heimgegangen ist. Es haben sie viele Freunde des Reiches Gottes, die dort reisten, in Sarepta besucht und sich jedes Mal an ihr erquickt; jetzt schläft ihr müder Leib dort neben ihrem Manne und etlichen ihrer Töchter, und man kann die gute Alte in den Dünen nicht mehr besuchen. —

32. Früchte von Amandelboom.

In der westlichen Provinz der Capcolonie bilden die über 5000 Fuß hohen Gebirgszüge des Rogge- und Nieuweveld eine mächtige Wasserscheide, welche im Winter die gewaltigen Regengüsse, die über das Capland gehen, nach Süden durch die Gamka und Dwyka dem Gauritzflusse und durch diesen dem Weltmeere, nach Norden aber durch den Fisch-, Riet- und Sackfluß dem Hartebeestflusse und durch diesen dem großen Garibstrome zusendet. Die letzterwähnte nördliche Abdachung dieses Hochlandes ist eine der unfruchtbarsten Wildnisse des westlichen Caplandes. Sie ist die eigentliche Heimath der Buschmänner. Lange wagten sich die Colonisten vom Rogge- und Nieuwevelde nur dann und wann mit ihren Weideheerden in diese verrufene Gegend. Vom eigentlichen Anbau war nicht die Rede. Das Land galt für aller Cultur unfähig. Nur ganz vereinzelt hatte hie und da einmal an einer Quelle ein Colonist ein kleines Kornfeld, wie auf Abenteuer. In neuerer Zeit beginnt das allerdings anders zu werden. Doch wagt sich die Cultur nur erst noch schüchtern hinein. In ganz jüngster Zeit sind zwei Dörfer angelegt, Victoria und Frasersburg, beide jedoch in der Nähe des Hauptdivisionsortes Beaufort, während sich weiter nach Norden nur ganz einzelne Höfe der Colonisten finden; alles übrige ist offenbare Wildniß mit Ausnahme dessen, was die Mission zum Anbau derselben zu Stande gebracht hat.

Es war schon im Beginne dieses Jahrhunderts, als der Missionar der Londoner Gesellschaft, Kicherer, an dem Sackflusse einen Versuch zur Anlegung einer Station unter Bastardhottentotten und Buschmännern machte. Ihm zur Seite stand ein gottseliger Colonist aus der ehrenwerthen und um die Mission des Caplandes hochverdienten Familie der Botma. Christian Botma hielt die Station einige Jahre, dann verzweifelte er am Erfolge und verließ die Zackrivierpoort mit gebrochenem Muthe. 40 Jahre lang war diese Einöde bei den capischen Missionaren wie vergessen. Da nahmen die beiden Missionare Lutz und Beinecke 1845 die Arbeit wieder auf. Nur etliche Stunden von der Zackrivierpoort ließen sie sich zu Amandelboom nieder. Ein alter Mandelbaum, dem alljährlich der Reif die Früchte tödtete und ein kleines Kornfeld an der Quelle, welches ein nomadisirender Colonist gemacht hatte, waren die einzigen Zeichen von Cultur weit und breit. Die Bastardhottentotten, welche in der Gegend mit ihren Heerden zogen, waren nichts weiter als Hirten, welche wie ehemals zu Kicherers Zeiten in ihren Pondocken oder Binsenhütten wohnten, die sie nach Bedürf-

niß abbrachen und aufbauten; von Mauerhäusern war nicht die Rede, von Kornfeldern auch nicht. Jetzt steht ein stattliches Hottentottendorf da von mehr als 50 Mauerhäusern, ungerechnet die sonstigen Baulichkeiten im alten Style, mit netten wohlgeordneten Straßen und mit Mauern versehenen Gärten und großen Viehkraalen und am Ufer des Sackflusses ziehen sich die üppigsten Kornfelder hin. Der alte Mandelbaum bringt immer noch nicht seine natürlichen Früchte auf; aber Amandelboom, was um ihn her gebaut ist, grünt und blüht und bringt seine Frucht; das macht „des Hohenpriesters Leichnam" und wie die Station Schietfontyn am Ostende der Karreeberge, so ist Amandelboom an diesem Westende derselben der äußerste Vorposten der Cultur in dieser Wildniß und beide hat das Wort vom Kreuz angelegt. Soviel über die Lage des Ortes, um das Folgende gehörig würdigen zu können.

Die Hottentotten, welche die Missionare im Amandelboomer Felde trafen, waren in ihrer Art allerdings begüterte Leute. Es mochten etwa 1000 Köpfe sein, alt und jung, welche sich auf einem Weidefelde umhertrieben, das 40 — 48 Stunden zu Fuß lang und 15 — 20 Stunden zu Fuß breit war. Sie besaßen an 60,000 Schafe und Ziegen, 2400 Stück Hornvieh und etwa 200 Pferde. Von dem Schlachtvieh brauchten theils sie selber für ihren Bedarf, theils verkauften sie es an die Händler, welche aus der Colonie zu ihnen kamen. Ein Hammel kostete damals 2 Thaler — wir rechnen im Folgenden immer nach preuß. Gelde — ein Ziegenbock 3 Thlr., ein rohes Ochsenfell 3 — 4 Thlr. Schon diese im Ganzen äußerlich günstigen Verhältnisse ermuthigten die Missionare bald, die Leute um Unterstützung anzusprechen. Waren die Leute auch noch Heiden, so waren sie, wenn nicht grade heilsbegierig, doch wohlgesinnt zu nennen: vielleicht daß ihnen auch das Streben nicht fremd gewesen ist, es den umwohnenden Colonisten, von denen sie gehaßt und verachtet wurden, darin gleich zu thun oder dieselben gar noch zu überbieten, das sie in den Besitz einer Kirche und Schule kommen konnten. Die Bitten der Missionare fanden schon früh geneigte Ohren. Das erste Werk, was man für die Mission unternahm, war der Bau eines Schullocals auf Amandelboom, welchen die wenigen Familien gleich in den ersten 14 Tagen ausführten, die damals auf dem Platze lagen. Es war ein armseliges Gebäude, aus Holz und Mattengut eingerichtet, 16 Fuß lang und 9 Fuß breit und nur als Erstling der Amandelboomer Opferwilligkeit des Gedenkens werth. Bald gaben sie weitere Proben. Schon nach 4 Wochen wurde von den Missionaren eine Versammlung abgehalten, zu der sich 16 Familienväter einfanden.

In dieser Versammlung wurde unter anderm auch beschlossen, durch einen jährlichen Beitrag das Missionswerk auf Amandelboom zu unterstützen. Von den anwesenden Männern weigerten sich nur zwei; 30 versprachen eine bestimmte Summe im Laufe des nächsten Jahres zu entrichten. Die das Höchste gelobten, versprachen 6 Thlr. zu geben, die meisten 3 Thlr.; 1½ Thlr. war das Wenigste. Da das baare Geld unter ihnen eine rare Sache war, so gab ihnen Lutz eine Anweisung, wie sie die Summe abtragen konnten durch Vieh, Seife, Straußfedern, durch Arbeiten an Bauten u. dgl., wodurch sie guten Muth zu bekommen schienen. Dabei erzählte er ihnen allerlei Exempel von deutschen Missionsfreunden, wie die es machten, um etwas für die Mission zu ersparen, z. B. von Kaufleuten, die von jeder verkauften Elle einen Kreuzer für die Mission aussetzten; von Bauern, die irgend eine Ecke ihres Gartens, einen ihrer Fruchtbäume, einen gewissen Theil ihres Viehes dazu bestimmten; von Handwerksleuten und Tagelöhnern, welche dasselbe mit gewissen Tagen ihrer Arbeitszeit thäten u. dgl.; er rechnete ihnen die Summe zusammen, welche sie jährlich für Branntwein ausgäben. Das gefiel ihnen sehr wohl und sie versprachen, binnen Jahresfrist ihr Versprechen in Naturallieferungen gelös't zu haben. Sie hielten redlich Wort und mehr als das. Die Versammlung war am 10. December gewesen; am 14. December kam schon einer, der ein Schaf zu geben versprochen hatte, brachte deren zwei und sagte, er habe sich besonnen, eins sei doch zu wenig gewesen. Am 26. Januar bringt er schon wieder ein halbes Ochsenfell, einige Monate darauf 1½ Thlr. baar und seine Frau 7 Pfund Fleisch. Das Jahr war noch nicht halb herum, als schon fast noch einmal so viel zusammengebracht war, als versprochen wurde; etwa 80 Thl. waren versprochen und 144 Thlr. waren eingezahlt. Es liegt die Liste dieser Gaben des ersten Halbjahrs vor mir. Sie sieht wunderlich genug aus. Da finden sich z. B. folgende Posten: 2½ Pfd. Seife, 1 Eimer Korn, 3½ Pfd. Kerzenfett, 4 Frachten Mattengut, 10 Hühnereier, 1 Bündel Straußfedern, 1 Brod, 1 kleines Stühlchen, 6 Schafe, 8¾ Pfd. Fleisch, 12 Fuß Cederplanken, 1 Schaflamm, 1 Tracht Holz, 1 Schaffellcompers, 1 Ziegenbock, 1 Springbockschenkel, 1 Kümpchen Fett, 6 Frachten Steine u. dgl. was die Missionare theils in ihrer Haushaltung verbrauchten, theils an die Händler zum Besten der Mission verkauften. „Die Leute sind nun durchgehends so weit gebracht," schrieb damals schon Lutz, „daß sie wissen, die Missionssache kostet Geld und die Missionare leben nicht, wie sie oder ihrer viele früher wähnten, vom Solde des Gouverneurs, sondern von dem Almosen deutscher Liebhaber Christi und seines Königreichs; sie wissen's bis auf die

Schulkinder hinab, welchen Br. Beinicke in diesen Tagen vorrechnete, wie sie mit Holztragen für unsere Küche der Mission jährlich 25—30 Thlr. ersparen könnten. Statt daß wir es bisher anfahren ließen und für die Fracht Sträucher 1½ Thlr. bezahlten, wollen sie es auf ihren Schultern anbringen und haben diese Woche einen tüchtigen Anfang gemacht, so daß wir bereits sehen, daß wenn jeder Schüler in 14 Tagen nur eine Tracht bringt, wir dann reichlich auskommen.“ —

Es geschah das unter den ersten Eindrücken des Evangeliums. Bereits am 17. März 1846 hatte die erste Taufe auf Amandelboom stattgefunden. Predigt und Schule waren gut besucht; es wachten ergraute Sünder aus ihrem Schlafe auf. Wir reden aber hier nicht weiter davon; es soll nur dargestellt werden, wie ein Volk, welches des Herrn Eigenthum wird, ihm willig im heiligen Schmucke opfert. Kaum war die Predigt 1½ Jahr unter ihnen, so legten sie außer den regelmäßigen Gaben für das Werk eine neue glänzende Probe ihre Opferwilligkeit ab. Man schwankte nämlich einige Zeit, ob Amandelboom oder das benachbarte Grootfontein der Kirchplatz werden sollte. Die Missionare beriefen eine Versammlung sämmtlicher Hausväter in der Runde, welche sich zur Kirche hielten. Es kamen 61 Männer zusammen, welchen vorgestellt wurde, daß sie zum Bau von Kirche, Schule und Missionshäusern auf Grootfontein wenigstens 1000 Thlr. aufbringen müßten; ob sie das wollten. Sie baten sich Bedenkzeit bis zum andern Morgen aus. Am andern Morgen erschienen sie wieder und verpflichteten sich, binnen Jahresfrist entweder baar oder in Naturallieferungen 652 Thlr. aufzubringen; dazu wüßten sie wenigstens noch 60 Männer, welche gleichfalls beitragen würden, was auch binnen wenigen Tagen bis zur Höhe von 165 Thlr. gesichert war. Die Schulkinder baten ihre Eltern um Erlaubniß, an dem Baue durch kleine Collecten Theil nehmen zu dürfen und versprachen darauf 85 Thlr. Es war kein Zweifel, daß die 1000 Thlr. zusammengebracht würden. Indessen zerschlug sich der Plan mit Grootfontein; man blieb auf Amandelboom. Dadurch hielten sich aber die Hottentotten ihres Versprechens nicht für entbunden. Die Missionare hatten bis dahin in einem kleinen elenden Hause gewohnt. Es sollte ihnen nun ein neues größeres gebaut werden. Man brachte dazu 415 Thlr. zusammen und Joseph, der Baumeister von Amandelboom, der damals schon anfing, seine Kunst zu treiben, machte sich an sein erstes großes Werk. In 156 Tagen stand das neue Missionshaus fix und fertig, gut gemauert, 33 Fuß lang, 20 Fuß breit und 9 Fuß hoch. Es war ein fröhlicher Tag, als es eingeweihet wurde im Frühjahr — 1848. „Wir

preisen Gott," schrieb Lutz damals, „der uns in einem Jahre noch bauen ließ, während anderswo so Vieles, so Vestes, so Gegründetes niedergerissen wurde." — Das war aber nur die Hälfte des versprochenen Geldes. Die andere Hälfte mußte auch noch rechtschaffen entrichtet werden. Und die Amandelboomer waren über das Wie nicht lange zweifelhaft. Sie sahen das alte Ding von Kirche an, in welcher ihnen bis dahin das liebe Evangelium, das ihnen immer lieber wurde, gepredigt war und konnten es nicht länger über das Herz bringen, daß das Haus ihres Gottes so elend und baufällig dastände, während Menschen in netten festen Mauerhäusern wohnten. Sie hätten sich schon längst eine bessere Kirche gebaut, wenn ihr Bleiben auf Amandelboom durch die neidischen Nachbaren, die Colonisten, nicht ohne Aufhören gefährdet gewesen wäre; man hätte sie gar zu gern aus dem Felde gedrängt. Indessen endlich ließen sie solche Rücksichten fahren und legten in Gottes Namen die Hand ans Werk. Sollte es auch nicht eine große Kirche werden, falls sie vertrieben würden, so sollte es doch jedenfalls ein besseres Haus werden, als das alte. Das rückständige Geld für Grootfontein wird zuerst eingezahlt. Das nöthige Holzwerk war auch vom Grootfonteiner Plane noch vorräthig. Wer will nun Steine zum Fundamente fahren? wer Lehm zum Ziegeln? wer will Pferde liefern, den Lehm zu treten? Nun, die Freiwilligen fanden sich. Der eine fuhr unentgeltlich einige Frachten Steine, der andere Lehm, der dritte gab Pferde zum Lehmtreten, der vierte gab ein Ochsenfell, ein anderer brachte ein Hartebeestfell zu den Riemen für das Dach, das mit Mattengut gedeckt werden sollte; ein anderer, der weder Wagen noch Ochsen, noch Pferde zu geben hatte, gab seinen Leib. Die Kinder machten die Ziegelsteine und bald waren ihrer 18000 davon fertig. Im September 1849 fingen sie zu bauen an, in der letzten Woche des November wurden Bänke und Kanzel gemacht und am 2. Dezember desselben Jahres fand die Kirchweihe statt. Und es war 1849 ein sehr saures Jahr für die Amandelboomer gewesen. „Unsere Leute," schrieb Lutz, „haben zwar dies Jahr eine ansehnliche Summe für die Mission aufgebracht, die aber lange noch nicht hinreicht zu dem, was man Lösung ihres Versprechens nennen könnte. Freilich können sie dagegen auch wieder einige gerechte Entschuldigung vorbringen. Sie können sagen: Bald von jener Zeit an, schon im nächsten Monat darauf, hörte auf unvorhergesehene Weise der freie Genuß unseres Feldes auf (ihr Gebiet wurde nämlich ohne Weiteres der Capcolonie einverleibt und die vorher freie Leute waren, zu englischen Unterthanen gemacht) und wir mußten den unfreien Gebrauch noch dazu durch Lösung von Freischeinen mit mehreren hundert

Thalern erkaufen und schienen für jenes Jahr nur die Spielbälle der Civilcommissare zu Clanwilliam und Beaufort und dann der Colonisten zu sein und gegen Ende des Jahres hatten wir neue 600 Thlr. für Gesuche um Land nach Beaufort zu tragen. Ich glaube, unsere Leute werden in Deutschland gelinde beurtheilt werden und ihre Lage Berücksichtigung finden. Für 1850 nun, wenn kein besonderer Unfall uns trifft, können wir mit Bestimmtheit sagen, daß wir nichts von Deutschland zu ziehen brauchen. O wie würde mich's freuen, wenn wir gar so weit kämen, um jenes Capital 9736 Thlr. auch noch tilgen zu können."

Er meinte das Schuldcapital, welches damals die rheinische Gesellschaft hatte. Das war aber zu hoch geflogen, guter Lutz! Das Jahr 1850 brachte viel Noth; mehrere hundert Stück Hornvieh fielen den Amandelboomern an einer Seuche, dazu viele Hunderte von Schafen und Ziegen; die Buschmänner brachen ein und raubten allein 40 Pferde, man sah nicht eins wieder; dazu kehrte unter den Menschen eine Menge Krankheiten ein, von denen manche früher ganz unbekannt waren. Dessenungeachtet stand sich die Missionscasse des Jahres 1850 besser als je zuvor; sie hatte eine Einnahme von sechshalbhundert Thalern. Es war zwar das Ziel nicht erreicht, doch fehlte nicht viel und am Ende des Jahres stand es günstiger als je, indem in Folge der vielen Erweckungen unter den Amandelboomern, wodurch dieses Jahr der Anfang umfassender Regungen des *ewigen* Lebens am Orte wurde, allein 75 Kinder und Erwachsene getauft wurden, so daß die Gemeinde nun schon aus 182 Gliedern bestand, unter denen 48 Abendmahlsgenossen sich befanden.

Es gefiel dem himmlischen Schmelzer, dies Volk am Sackflusse noch ein Jahr lang in den Ofen des Elends zu thun. Theure Zeit und Pest an Mensch und Vieh nahm 1851 kein Ende. Der dritte Theil alles Hornviehes starb vor Hunger und Seuche. Mancher verlor sein halbes, mancher sein ganzes, einige 2 Spann Ochsen (Spann = 12 Ochsen). Ein Reicher büßte 50 Ochsen ein; ein anderer behielt von seinen 3900 Schafen und Ziegen nur 1400 Stück übrig. Amandelboom selbst war wie ausgestorben; alles lag draußen im Felde weit und breit zerstreut, um in der todten verbrannten Wüste das arme Vieh kümmerlich durchzubringen. Mit dem besten Willen konnten viele nicht zur Kirche und Schule kommen. Doch predigte der Herr manchen draußen im Felde empfindlicher, als je in der Kirche geschehen war und ein rechtschaffenes Häufchen wahrer Kinder Gottes sah in der Nothzeit desto andächtiger auf die Hand des Herrn, bis er ihnen wieder gnädig wurde. Da wurde denn doch trotz der großen Noth

der Mission nicht vergessen. Als der Gotteskasten am Ende des Jahres überzählt wurde, war fast die Hälfte des vorigen Jahres zur Unterhaltung derselben aufgebracht: 280 Thlr.

Nun war aber des Kreuzes genug. Von 1852 ab folgen vier reich gesegnete Jahre und die große Bereitwilligkeit, welche unsere Amandelboomer in denselben bewiesen haben, die Mission zu unterstützen, sind der deutliche Beweis dafür, daß der Herr seine Ruthe nicht umsonst ihnen zu schmecken gegeben hatte. Schon im Anfange des Jahres 1852 segnete er die öde Wüste mit vielem Regen und die Amandelboomer dankten ihm am Schlusse des zweiten Vierteljahrs dadurch, daß sie auf einen Tag allein 50 Thlr. baar Geld in die Missionscasse niederlegten. Von dieser Zeit ab beginnen zwei Einrichtungen unter ihnen, welche wir etwas umständlicher erwähnen müssen, um die Opfer recht verstehen zu können, welche unsere Hottentotten in den folgenden 4 Jahren für die Mission gebracht haben.

Das gewaltige Viehsterben, welches in den Nothjahren über das Volk gekommen war, mochte ihnen den Gedanken nahe gelegt haben, auf eine andere Quelle ihres Unterhalts zu denken. Sie fanden sie in dem Sackflusse, an welchem das Dorf liegt. Dieser Fluß ist, wie alle Flüsse der südafrikanischen Steppe, nichts weiter als ein Regenfluß, d. h. er liegt den größten Theil des Jahres trocken und läuft nur, wenn oben im Gebirge die Regen fallen. Zu dieser Zeit aber führt er eine große Menge Wassers zum Garib hinab. In der Regel lief das Wasser an Amandelboom vorüber; nur wenn der Fluß sehr voll war, ging es auch wohl über seine Ufer und da setzte es so viel fruchtbaren Schlamm ab, daß die Uferebenen, so weit sie überschwemmt wurden, das fetteste Kornland bildeten. In früherer Zeit war man sehr wenig oder gar nicht darauf bedacht gewesen, dies Land zu nutzen. Die Leute waren zu eingefleischte Hirten, als daß sie sich mit dem mühseligen Landbau abzugeben Lust gehabt hätten. Auch war es doch im Ganzen zu selten gewesen, daß der Fluß seine Ufer überfluthete. Da mußte denn guter Rath helfen. Die Amandelboomer wurden angewiesen, durch das Graben eines Canals das Wasser ihres Flusses auszuleiten und es wurde ein Damm gezogen, das Wasser zu stauen, so daß es auch dann austreten konnte, wenn die Winterregen nicht sehr stark fielen. Damit war bereits der Anfang gemacht, noch ehe die Nothjahre eintraten und es hatte die Arbeit auch schon einen kleinen Gewinn Feldfrucht abgeworfen. Doch waren die Wasserbauten im Ganzen zu unvollkommen und dadurch nicht zureichend gewesen. Das sollte nun anders

werden. Mit allem Fleiße warf man sich jetzt auf diese Erwerbsquelle und da beginnt eine wichtige Aenderung in dem Amandelboomer Leben. Hottentotten, welche bis dahin ausschließlich Viehbauern gewesen waren, wurden nun zum guten Theile Landbauern und der Herr bekannte sich bis hieher zu dem Geschäfte ihrer Hände und segnete es reichlich. Man baute seitdem nicht bloß an dem Ufer des Flusses Korn, sondern auch noch anderwärts in der Umgegend des Dorfes, wo vorher nicht daran gedacht wurde; man wurde weise, das Erdreich zu besitzen, auch eine Klugheit, wie eine Verheißung, den Gerechten gegeben. Das Volk von Amandelboom wurde dadurch nicht allein fester an sein Dorf gebunden (seine prächtigen kornreichen Uferstrecken lagen nur $^1/_2$ Stunde entfernt) und damit mehr und länger zum Verbleiben bei Kirche und Schule angehalten, es wurde auch durch den reichen Erntegewinn fähiger gemacht, dem Herrn und seinem Werke zu dienen.

Das war das Eine. Das Andere war, daß in ihr Geben für das Werk des Herrn, ich möchte sagen, mehr Methode kam. Sie lernten, in dem Geben dem Herrn ihre Gelübde bezahlen, ein höchst wichtiger Umstand. Es war in den ersten Regentagen nach der Nothzeit, daß ein Mann von Amandelboom sein liebes Kind sehr krank hatte; alle Mittel waren umsonst gewesen und das Kind schien des Todes Beute werden zu sollen. Da ging dem Vater das Wasser bis an die Seele. Er machte sich auf in die Einsamkeit und was da in der Stille alles vorging, das habe ich nicht zu erzählen; das Ende war: „Herr, so es dir gefällt, mir das Kind zu erhalten, so will ich mein Lebenlang von meinem Einkommen den Zehnten geben." Kaum hat er das Gelübde gethan und mit dem Herrn Jesu abgemacht, so wird ihm Botschaft gesandt, daß mit dem kranken Kinde eine auffallende Veränderung vorgehe und richtig, dasselbe begann von Stund an munterer zu werden und besserte sich von Tag zu Tag, bis die völlige Gesundheit wieder hergestellt war. Der Mann hielt seitdem Wort und andere haben es ihm nachgemacht. Es sind mehrere unter den Amandelboomer Bauern, natürlich Christen, welche den Zehnten von aller ihrer Habe dem Herrn für die Ausbreitung seines Wortes darbringen; etliche bringen sogar den Siebenten dar; von einem habe ich gehört, welcher den Fünften giebt. Lutz merkt in seinem letzten Berichte an, das sei seine und eines guten Theils seiner Gemeinde lebendige Ueberzeugung geworden, daß diese Weise nicht arm mache, sondern im Gegentheil, daß sie ihr all den reichen Segen, welchen sie in den 4 Jahren genossen, zu verdanken haben. 1852 ernteten die Amandelboomer schon über 800 Scheffel Korn, während

die Colonisten des Roggevelds und der Hantam, von denen sie bisher für schweres Geld ihr Brodkorn kauften, eine fast mißlungene Ernte hatten und den Scheffel Korn mit 20 Thlr. bezahlen mußten. Dafür brachten sie denn auch in diesem Jahre über 800 Thlr. zum Unterhalt der Mission zusammen. Und das waren nicht vorwiegend die Reichen, meistens die ärmeren Gemeindeglieder, welche im Geben so lustig wurden, daß Lutz zuweilen wehren mußte, damit sie nicht über Vermögen gaben. So war eine Familie, in welcher Groß und Klein in einem einzigen Vierteljahre 50 Thlr. einzahlten und dabei mit Freuden erzählten, daß ihr Missionspfirsichbaum seit 3 oder 4 Jahren d. h. seitdem er Missionsbaum geworden sei, sich Jahr auf Jahr fast todt getragen habe und von der diesjährigen schweren Last wie zerrissen aussähe, darum ihm auch bereits ein junger Baum beigesellt worden, der dies Jahr seine Erstlingsfrucht getragen und schönen kräftigen Wuchses sei; der würde nun für die Mission tragen helfen.

Es ist selbstredend, daß diese Umgestaltung des Amandelboomer Lebens mit dem Wachsthum des Reiches Gottes daselbst Hand in Hand ging. Die Gemeinde wuchs und nahm zu und so wuchs auch das Missionsopfer. 1853 waren bereits 246 Erwachsene und Kinder getauft, von denen 73 Abendmahlsgenossen waren; 600 Personen besuchten durchschnittlich die Kirche. Alle Gaben wurden durchaus freiwillig dargebracht; von dem modernen Collectenwesen weiß man auf Amandelboom nichts. Viel wird beim jedesmaligen Hinausgehen aus der Kirche gesammelt; der altübliche Gotteskasten der christlichen Kirche kam lebendig in Praxis. Ich gebe als Beispiel eine Uebersicht der Ostercollecte, welche an der Kirchthür von 1850 — 1854 erhoben wurde: 1850 — 4 Thlr., 1851 — 2 Thlr. 6 Sgr.; 1852 — 3 Thlr. 20 Sgr.; 1853 — 5 Thlr. 4 Sgr.; 1854 — 6 Thlr. 18 Sgr. Jedes Mal am Neujahrstage wurde in der Kirche unter Lob und Preis Gottes Rechnung über das Opfer des vorigen Jahres abgelegt. Am Neujahrstage 1854 konnte Lutz ein Opfer für 1853 von 1470 Thlrn. melden.

Dabei kamen die Amandelboomer für ihre eigenen Bedürfnisse durchaus nicht zu kurz. Das Dorf wuchs immer stattlicher heran und Meister Joseph hatte vollauf zu thun. In jenen Tagen des neuen Jahres waren Beamten der englischen Regierung im Dorfe. Sie schätzten den Werth sämmtlicher Häuser desselben auf 14000 Thlr. ab. Als an dem Neujahrstage das Kirchen- und Missionsopfer vermeldet wurde, konnte auch bekannt gemacht werden, daß die Gemeindeschuld, welche zu Anfang des Jahres 700 Thlr. betragen, bis auf 280 Thlr. abgetragen sei. Sofort wurde eine Collecte abgehalten, diesen Rest zu tilgen. Es betheiligten sich 109

Personen daran und der Januar war noch nicht zu Ende, so war die Gemeinde schuldfrei. In demselben Jahre wurde ein kostspieliger Bau zur Verbesserung des Dammes und Canals am Sackflusse ausgeführt, desgleichen der Bau einer großen Mauer, um die Gärten des Dorfes gegen das Vieh zu schützen, sowie die Aufrichtung zweier großer Gemeindekraale mit steinerner Mauer, um das Schlachtvieh zu bewahren und das alles aus der Gemeindecasse, welche aus regelmäßigen Beiträgen der Dorfbewohner gebildet worden ist. Der Herr krönte denn auch dies Jahr und die Arbeit, welche die Amandelboomer in demselben gethan hatten, mit seinem Gute reichlich. Sie hatten eine Ernte von 1000 Scheffel Korn. Dafür konnte Lutz am Neujahrstage 1855 wieder ein Missionsopfer von etwa 1500 Thlrn. zur großen Freude der Gemeinde vermelden.

Das Jahr 1855 hat endlich in dieser Beziehung so günstige Resultate geliefert, daß wir es uns nicht versagen können, etwas Näheres darüber mitzutheilen.

Kaum war mit Januar und Februar die reiche Ernte eingebracht und das gewonnene Korn ausgetrappt, so kam auch an die Amandelboomer, als nunmehrige Unterthanen Englands, die Aufforderung, etwas zur Unterstützung der Wittwen und Waisen der in der Krim gefallenen englischen Krieger beizusteuern. Sie hielten eine Collecte und sammelten über 80 Thlr. zu dem Zwecke. Es geschah das in der Charwoche. Am darauf folgenden Ostertage war großes Tauffest; es wurden des Morgens 27 Erwachsene und des Nachmittags 39 Kinder derselben getauft; so viel waren noch nie auf einmal in Amandelboom getauft worden. An dem am 2ten Ostertage stattfindenden Abendmahl nahmen 110 Personen Theil. Am Nachmittage dieses Tages brachte Lutz in der Kirche einen Gegenstand zur Verhandlung, der schon lange ihm auf dem Herzen gelegen hatte. Es war nämlich die Kirche für das immer wachsende Bedürfniß viel zu klein; es mußte eine neue größere gebaut werden. Das sahen alle ein und frisch bei der Hand, wie sie immer gewesen, so waren sie es auch heute Nachmittag. Es wurde eine Collecte eröffnet, an der sich 93 Personen betheiligten und als Anfang 1050 Thlr. zeichneten. Fünf Personen zeichneten jeder etwa 53, fünf andere jeder 35, zwei und zwanzig jeder 21 und darunter, neun und zwanzig jeder 7 und zwei und dreißig jeder unter 7 Thlr. In der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten wurde Lutz von sehr vielen Heiden überlaufen, welche sich zur Taufe meldeten, so daß er bald eine Classe von 69 Katechumenen hatte; die Kirche war sehr voll, im Dorfe wurde fleißig an neuen Häusern gebaut und etliche vollendet. Zu Pfing-

sten feierte der Enthaltsamkeitsverein sein Stiftungsfest; zu den bereits vorhandenen 240 Mitgliedern konnten 24 neue hinzugethan werden. Am 17. Juli wurde in gefrorenen und ganz vom Reife weißen Boden der Grundstein der neuen Kirche gelegt. Als Ende des Augusts der afrikanische Winter zum Frühling überging, fiel oben in den Bergen so gewaltiger Regen, daß die Amandelboomer Feldflur von dem Sackflusse in einer Weise überschwemmt wurde, wie man seit 10 Jahren es nicht gesehen hatte. Da ging ein Pflügen und Säen an, wie nie und jetzt alles in guter Ordnung, denn die Amandelboomer hatten nun auch schon ihre Flurordnung, die der Ortsvorstand aufrecht erhielt, so daß keiner zu kurz kam; es konnte nun ein jeder so viel Feld bestellen, als er dazu Kraft und Lust hatte. In jenen Tagen drohete aber dem Viehstande des Dorfes eine große Gefahr. Ein Ochsenhändler hatte die Lungenseuche eingeschleppt und bald war auch das Amandelboomer Vieh davon befallen. Doch man hatte auch darin schon Verstand bekommen, gab den Ochsen Theerwasser zu saufen und ohne irgend erheblichen Schaden war binnen 6 Wochen die Gefahr abgewendet. Das Weihnachtsfest war dies Mal zahlreich besucht; es waren 450 Festgäste beisammen. Die Gelegenheit wurde wahrgenommen, von Neuem für den Kirchenbau zu collectiren. Man legte neue 1500 Thlr. zusammen, so daß in diesem Jahre zusammen 2500 Thlr. für die Kirche aufgebracht waren. Aber es fehlte noch ein Sümmchen zur Unterhaltung der Mission am Platze und Lutz hielt es nicht für gerathen, aus dem alten Jahre mit solchen Schulden in das neue überzugehen. Er predigte also in den letzten Tagen des alten Jahres noch einmal über 2. Cor. 9 und legte der Gemeinde das Bedürfniß vor. Und binnen 24 Stunden waren über 200 Thlr. beisammen, so daß noch ein Ueberschuß von nahe an 70 Thlrn. sich ergab. Am Neujahrstage 1856 konnte Lutz in der Kirche anzeigen, daß die Gemeinde an Collecten für kirchliche und wohlthätige Zwecke in dem verflossenen Jahre 4200 Thlr. aufgebracht hatte. Dafür war sie denn aber auch in der reichsten Ernte begriffen, die einen Gesammtertrag von 2450 Scheffeln lieferte. Ein Mann erntete 51fältig, sechs 40fältig, dreizehn 30=, vierzehn 20=, sechszehn 10 und fünf oder sechs unter 10fältig und das geschah, während die umwohnenden Colonisten in Hantam und Roggeveld wieder eine gänzliche Mißernte hatten und bei den Hottentotten kaufen mußten. Man wußte mit dem Korn kaum zu bleiben; bald gebrach es an Säcken; auf Söllern, in den Schlafkammern und wo es nur ging, lag alles voll Erntesegen. Auch in dem Felde ging es mit den Heerden über Bitten und Verstehen; man sah der Zwillinge und Drillinge unter Schafen und Zie=

gen in Menge und alles blieb gesund. — Das erinnert an den Schluß des 65. Psalms: „Die Anger sind voll Schafe und die Auen stehen dick mit Korn, daß man jauchzet und singet." Dieser Psalm hebet aber mit den Worten an: „Gott man lobet dich in der Stille zu Zion und dir bezahlet man Gelübde." Und das ist und bleibt der Schlüssel zum Verständniß des eben gegebenen Berichts über Amandelboom, des Segens, wie des Missionsopfers, der dortigen jungen Christengemeinde. Und das ist der Grund, warum so viele alte Christengemeinden der Heimath hinter den jungen zurückbleiben, daß sie diesen Schlüssel verlegt oder gar verloren haben.

---

33. Die Ovambofahrt.

Im Jahre 1850 überschritt ein englischer Reisender im Westen Südafrikas die Gränze, welche dort die Neger des Nordens von den Betschuanen und Hottentotten des Südens scheidet. Der Mann hieß Galton und das erste Negervolk, welches er fand, waren die Ovambo. Galton hatte seine Expedition von der rheinischen Station Otjikango aus gemacht, welche auch Barmen heißt und östlich von der Wallfischbai unter dem kleinen Stamme der Hereró liegt. Der dortige Missionar Hugo Hahn interessirte sich lebendig für die neue Entdeckung. Auf seinem Barmen wollte das Missionswerk nicht munter vorangehen. Er stand unter den Hereró schon manches Jahr, aber von Bekehrten war noch nichts zu sehen, dazu kamen noch die damals schon beginnenden Fehden der Nama und Orlam des Südens gegen die Hereró, welche diesen letzteren baldige Ausrottung, der Mission aber so gut wie gar keine Ruhe in Aussicht stellten. Was Wunder, wenn Hahn und seine Collegen den Gedanken Raum gaben, tiefer im Innern ein stilleres, den Reibungen auf der Grenze der Völkerscheide weniger ausgesetztes Gebiet ihres Wirkens zu suchen! Die Ovambo, ein „friedliches, ackerbautreibendes Volk" oder ihm verwandte benachbarte Stämme erschienen ihnen dafür ganz geeignet zu sein und überhaupt eine Untersuchung des von dem rheinischen Missionsstationen im Bereiche der Wallfischbai liegenden Nordens oder Nordostens, der bis auf die Ovambo noch von keinem weißen Manne gesehen war, sich zu empfehlen; man mußte doch wissen, ob die Mission in diesem Theile Südafrikas einer weitern Ausdehnung fähig sei. Nachdem Hahn sich bei einem Besuche in Deutschland über diesen Plan mit dem Vor-

stande seiner Gesellschaft besprochen und die Genehmigung zu einer Expedition zu dem Ovambo bekommen hatte, kehrte er 1855 wieder nach Barmen zurück, wo er bald nach Ostern des folgenden Jahres anlangte. Die nöthigen Einrichtungen, welche auf jener Station zu machen waren, so wie die Vorkehrungen zur Reise verschoben diese bis in den Mai 1857. Da war er endlich so weit, sich auf den Weg zu machen. Miss. Rath, auch im Hereróland, begleitete ihn. Wie immer in Afrika, so war ihr Zug eine kleine Karavane; das Gepäck wurde zum Theil auf Eseln transportirt, der wohlbekannte afrikanische Togtwagen war ihr Haus. Ihre Begleitung bestand zumeist aus Hereró, zu welchen sich auch einige Orlam gesellt hatten, zusammen 10 Männer. Man schied von Weib und Kind auf 9 Monat, so war wenigstens der Plan.

Die Ovambo waren nicht das nächste und fernste Ziel, was sich Hahn gesteckt hatte. Er wollte wo möglich nach Nordosten vordringen und jene Gegenden untersuchen, welche nördlich von dem Ngamisee sich bis jetzt allen Reisenden verschlossen hatten; von da, wenn es möglich, nach Westen gehen, den Kunenefluß zu erreichen suchen und dann auf die südlich an diesem Flusse sitzenden Stämme treffen, zu welchen auch die Ovambo gehörten.

Die Expedition hielt 6 Wochen lang die Richtung nach Nordosten inne. Die nächste Schwierigkeit, auf die sie stieß, war der Mangel an tüchtigen Führern. Das Land, was sie durchzogen, war kurz zuvor den Einfällen der Orlam und Nama des Südens ausgesetzt gewesen, welche arg dort gehaust hatten und die Hereró, auf die man stieß, waren scheu und hatten wenig Neigung, sich zum Führen herzugeben. Nicht viel besser ging es unter den Buschmännern, welche sie im Verlauf der Reise antrafen. Auch sie waren äußerst scheu und voll Argwohn und mit dem Führen ging es schlecht. Man traf auf dieser Strecke auch einen Engländer, Green mit Namen, der dort in der Wüste mit seiner Begleitung lag und Elephanten jagte. Derselbe schloß sich der Expedition an. Der Mühsalen waren in dieser ersten Woche genug gewesen, wie sie das Reisen in der afrikanischen Wüste so mit sich bringt. Das hätte man ertragen, aber in den letzten Tagen nahm das Wild so auffallend ab, daß Mangel an Kost einzutreten drohete. Und was mehr war als das, die Buschmänner wollten durchaus nichts von einer Fortsetzung der Reise nach Nordosten wissen; sie behaupteten, man würde in dem Lande kein Wasser finden; vielleicht ist es nur eine List gewesen, die Reisenden von dieser Richtung des Weges abzubringen. Da entschloß sich Hahn, den Plan aufzugeben und schlug den Weg nach Nordwesten ein, der zu den Ovambo führen mußte. Auf diesem

Wege entdeckten sie einen nicht unbedeutenden See, Namens Ondova, eine große Seltenheit in diesen wasserarmen Steppen. Damit waren sie aber schon ganz dicht an die Grenze der Ovambo gekommen und es lag zunächst das Land Ondonga vor ihnen, über welches Nangoro König war.

Am 14. Juli schickten sie Boten ab an den König und ließen um die Erlaubniß bitten, Ondonga betreten und durch dasselbe weiter nach Nordwesten reisen zu dürfen. Die Missionare gaben den Boten 12 Pfund Perlen mit und Green eben so viel, das werthvollste Geschenk, was man in diesen Ländern machen kann. Die Boten wurden genau instruirt, was sie zu sagen hätten; ein Buschmann wurde ihnen als Wegweiser beigegeben. In den folgenden Tagen zogen sie in einer großen mit hohem Grase bewachsenen Ebene fort, in der auch nicht die Spur von Bäumen zu sehen war; aber ihre Ränder waren mit Wald eingesäumt, der am Horizonte hinzog. Die Ovambo hatten an einigen Stellen Brunnen in den Kalkfelsen gegraben, die vortreffliches Wasser lieferten und ein stark betretener Weg führte von Norden nach Süden, auf welchen die Ovambo zu ihren reichen Kupferminen in dem südlichen Gebirge gelangten. Bald stießen auch die Reisenden mit Ovambo-Kupferträger zusammen, die, nachdem sie Tabak erhalten, sich bald zutraulich zu ihnen hielten. Ihre Physiognomie war angenehm, die Kopfbildung noch europäischer, als bei den Hereró; ihr Körper schlank, aber muskulös, über Mittelgröße; die Hautfarbe dunkler als bei den Hereró und das Hauptaar bis auf einen Büschel auf dem Wirbel kurz abgeschoren. Sie waren mit Ocker und Fett geschmiert. Um den Leib trugen sie einen 6 — 9 Zoll breiten Gürtel, an dem ein Dolch befestigt war. Ein Stück von einem weichbereiteten Rindermagen hing vorn über dem Gürtel, während sie hinten nur ein kleines Stück Rindleder in der Form eines Schieferdecker-Instrumentes und nicht so groß trugen. Außer dem Dolche hatten sie noch kurze Keulen aus dunkelfarbigem, sehr schwerem Holze wohlgeschnitzt, kurze 3 — 4 Fuß lange Bogen von Palmenblattstengeln und einen Bündel Pfeilen mit eisernen hübsch geschmiedeten Spitzen, von denen nur einige vergiftet waren; um Hals, Knie und Armen kleine Glasperlen in Schnüren. Die Männer hatten alle lange Pfeifen mit eisernen Stielen, während die Jünglinge kleine Schnupftabakhörner am linken Oberarm befestigt hatten; zum Schnupfen gebrauchten sie einen kleinen Löffel. Ihr Kupfererz trugen sie in nett geflochtenen Körben von Palmenblättern, an einem Palmblattstiele gleichmäßig vertheilt, etwa 90 Pfund für den Mann, dazu aber noch Proviant und Wasser.

Am nördlichen Rande der großen Ebene trafen sie einen Trupp

Ovambo, aus welchen sich ihnen ein schöner Mann vorstellte und anzeigte, daß er das Amt habe, alle Reisenden, welche von Süden kämen, in das Land zu geleiten. Er war bereits dem Boten der Expedition begegnet und fragte nun, ob man zu Nangoro wollte, oder zu Tjipango. Er sei Nangoro's Mann; der herrsche aber nur über die eine Hälfte des Landes Ondonga, während sein jüngerer Bruder Tjipango über die andere Hälfte Herr sei. Der Mann hieß Tjizemba und machte einen guten Eindruck; es herrschte in seiner Umgebung eine militairische Ordnung; er machte den Reisenden ein kleines Geschenk an Mehl und Bohnen und obwohl so manches, was er bei den Fremden sah, im höchsten Grade seine Neugierde reizte, so war er doch in der Befriedigung derselben nicht so kindisch, wie sonst solche Wilden zu sein pflegen. Es ließ sich auch sehr verständig mit ihm über die um wohnenden Stämme reden, wobei er sogar mit seinem Stabe eine Art Landkarte in den Sand zeichnete und die Reisenden erfuhren bei der Gelegenheit, daß die Ovambostämme bereits mit den portugiesischen Niederlassungen in Benguela in einer gewissen Verbindung ständen.

So führte denn Tjizemba die Reisenden drei Tage lang. Da machte er Halt; er müsse eine Gesandschaft Nangoros erwarten, sagte er. Statt dessen kam einer der vorausgesandten Boten zurück, höchst niedergeschlagen und erzählte, man habe sie zu Tjipango geführt, sie seien in Todesgefahr gewesen und zurückgeschickt, um die Ankunft der Reisenden zu erwarten; auch die Ovambo, welche sie geführt hätten, seien bestraft, daß sie nicht zuvor Anzeige von der Ankunft der Fremden gemacht hätten. Eine strenge Gränzpolizei mitten in der afrikanischen Einöde. Tjizemba war betroffen, doch zog man weiter und traf auf einen Gesandten Tjipangas, dem man erklärte, man werde nach Nangoro auch seinem Herrn einen Besuch machen. Bald stellte sich auch ein Trupp von 30 Männern ein, welcher unter seinem riesenhaften Anführer nicht gerade freundlich aussah. Es waren Leute von Nangoro, doch befreundete man sich mit ihnen bald, so wie mit einem vornehmen Manne, der am Halse ein stattliches Medaillon von Nilpferdelfenbein trug. Er brachte von Nangoro freundlichen Gruß und Willkommen; man möge eilen, der König warte. Nachdem man sich am andern Tage noch mühselig mit den Beilen den Weg für den Wagen durch ein dichtes Gebüsch gebahnt hatte, betrat man eine weite Ebene, wo die Sitze des Volks sein sollten. Das Ganze gewährte keinen sonderlich günstigen Anblick; die Gegend schien arm und die Wohnungen, welche in dem weiten Felde umher zerstreut da lagen, waren nichts weniger als stattlich; sie sahen wie Haufen Reisig aus und man mußte sehr nahe hinzugehen, wenn man mensch-

liche Wohnungen in ihnen erkennen wollte. Endlich hielt Tjizemba vor seinem eigenen Gehöfte still; es war nicht viel anders, als die übrigen alle. Der Wirth war aber freundlich und brachte, was das Haus vermochte, Mehlbrei, Bohnen, Buttermilch.

Der Einzug in das Ondongaländchen war aber nichts weniger als in der Stille vor sich gegangen. Schaaren von Männern, Weibern und Kindern liefen zusammen und folgten dem Reisezuge, Alt und Jung, das männliche Personal bewaffnet. Als vor Tjizembas Gehöfte ausgespannt wurde, war alles mit Menschen bedeckt, die die Fremden anstaunten und Fragen an sie richteten; namentlich wollten sie wissen, ob sie Nama seien. Obgleich mehrere von den Männern betrunken waren, so betrugen sie sich doch im Ganzen artig und fragten sogar um Erlaubniß, wenn sie über ein Ziehtau, was am Boden lag, wegschreiten wollten. So war es mit den Männern. Die Weiber betrugen sich viel schlechter. Die Mädchen gingen fast ganz nackt und die Frauen nicht viel anders mit aus Haaren, Butter, Buchu und Ocker zusammengekneteten dicken Klößen auf den Köpfen und waren abscheulich schamlos. Die Missionare waren herzlich froh, als es Abend wurde und die Kälte das Volk zur Heimkehr nöthigte. Es war keine Kleinigkeit, stundenlang in solcher Umgebung zu sein.

Ehe man sich schlafen legte, wurde Tjizemba erklärt, morgen früh würde eingespannt und weiter gefahren. Er hatte nämlich verlauten lassen, bei seinem Hause müsse gewartet werden, bis der Bote des Königs käme. Dahinter fürchtete man eine List, berief sich darauf, daß der König sie angenommen und eingeladen habe und vom Warten dürfe keine Rede sein. Und am nächsten Morgen war denn auch der Bote gekommen, der König warte mit Schmerzen, hieß es. Nun ging der Zug wie gestern in einem mit Gehöften und den dazu gehörenden Feldern besetzten Lande hin, immer Schaaren Neugieriger hinten drein. Um Mittag ersuchte Tjizemba Hahn, mit ihm allein sprechen zu dürfen. Er eröffnete ihm, daß von Nangoro wieder neue Boten da seien und er brenne vor Verlangen, die Fremden zu sehen; er erwarte nämlich von ihnen, daß sie ihn in einem Raubzuge gegen die Kasina unterstützen würden; der Stamm sei unbedeutend und es würde gewiß gelingen. Hahn sprach Verwunderung und Widerwillen gegen den Vorschlag aus und sagte ihm, daß er ihnen so etwas nicht hätte zumuthen sollen, da er ja doch in diesen Tagen schon oft gehört habe, wie sie über solche Dinge dächten; sie kämen, Gottes Willen den Menschen zu lehren und Gott wolle nicht, daß Raub und Mord ausgeübt würde, sondern daß Frieden auf der ganzen Erde herrsche; sie seien Menschen des Friedens. Tjizemba

nahm das ruhig hin; er mag sich aber sein Theil dabei gedacht haben. So wurde immer weiter gezogen; am Abend war Nangoros Haus noch nicht erreicht und man mußte noch eine Nacht machen; aber am andern Morgen früh währte es nur noch eine Stunde, so gelangten sie an des königliche Gehöfte und spannten aus. Von königlicher Herrlichkeit war nichts zu sehen. Tjizemba trug dem Könige die Perlen hinein, welche die Boten zurückgebracht hatten, sie wurden aber auch dies Mal zurückgeschickt, weil alle Geschenke zugleich kommen müßten. Man ließ sagen, die Perlen seien nur für die Erlaubniß, in sein Land kommen zu dürfen, die eigentlichen Geschenke würden folgen, wenn er selber persönlich sich bei seinem Gästen einfände. Damit war er zufrieden; aber er erschien nicht. Der ganze Tag verstrich; die Missionare machten mit dem einen und dem andern Freundschaft, wurden auch gut behandelt; erst am Abend schickte Nangoro ihnen Frauen durch Tjizemba, welche das Lagerfeuer auslöschten und unter allerhand Ceremonien Nangoros Feuer ihnen übergaben, was den Missionaren nicht ganz recht war; sie ließen es geschehen, zugleich aber durch Tjizemba dem Könige sagen, wenn er zu ihnen zum Besuch käme, so sollte er doch die Ceremonien und Zaubereien lassen, das würden sie nicht leiden. Der folgende Tag verging wieder, ohne daß sich Nangoro sehen ließ. Sonst lief viel Volk ab und zu und gaffte die Fremden an, aber keiner wagte zu kaufen oder zu verkaufen, denn Nangoro hatte die Erlaubniß dazu noch nicht gegeben. Die Sachen lagen nicht günstig und bereits fingen die Leute der Missionare an, unruhig zu werden; sie wollten bald dies, bald jenes gehört haben, einer der Söhne Nangoros sollte sogar gesagt haben, man würde die Gäste tödten. Die Missionare mußten allen Ernst zusammen nehmen, um den guten Muth ihrer Leute oben zu erhalten.

Der folgende Tag war Sonntag und Miss. Rath hielt sehr früh mit seinen Leuten Gottesdienst, sonst wäre es nicht möglich gewesen. Am Abend fand sich eine große Tanzparthie bei den Wagen ein, die einen wüsten Lärm machte. Man lud sie ein, etwas weiter zu gehen, man könne sonst nicht schlafen. Die Tänzer thaten es, aber man hörte fluchen und raisoniren: „wie können die Sclaven, welche gekommen sind, um getödtet zu werden, uns in unserm Tanzen hindern?“ — Tags darauf kam alles Volk angeströmt und schleppte Lebensmittel herzu; Nangoro hatte die Erlaubniß zum Handeln gegeben. Die Reisenden konnten sich für die Weiterreise gehörig verproviantiren. Am Abend schickte Nangoro eine Schüssel mit gekochten Bohnen für „die Hunde“ der Reisenden d. h. für ihre Leute; er selbst aber ließ sich nicht sehen. Doch am andern Morgen um 10 Uhr

wurden die Eingebornen sehr unruhig, der König nahete sich. Er wurde von einer Schaar von wenigstens 300 Bewaffneten begleitet und setzte sich unter einem Palmbaum auf einem alten Baumstamm nieder, welcher den königlichen Sessel vorstellte und von einem seiner Söhne getragen wurde. Die Missionare und Green wurden dann gerufen und setzten sich ihm gegen über nieder. Ein Gemisch von affectirter Verachtung, Würde und Neugier auf dem Gesichte, sah Nangoro die Fremden eine Weile an, worauf Hahn im Namen aller das Wort nahm und sagte, was ihr Begehr sei. Darauf gab der König keine Antwort, fragte aber, wo die Geschenke seien. Man fragte, ob man sie holen sollte; nein, sagte er, er würde selber kommen und sie besehen. So ging man zu den Wagen und Nangoro bald hinterdrein. Zuerst ging er zu dem Wagen der Missionare, wo alles bereit lag und stand: 2 junge Kühe, 1 fetter Hammel, 1 Stück blaues Zeug, 1 rothe wollene Mütze, 1 Paar Tücher, 1 Blecheimer, 1 Stab Eisen, 1 Stab dünnes Faßbandeisen, 5 Messer, 1 Zuckerdose, 2 Beile, 2 Feilen, 1 Gartenhaue, Drath und noch ein Paar Kleinigkeiten. Mit Verachtung sah er alles an. Die Sachen könne er nicht gebrauchen, er wolle Perlen haben, ließ er sagen. Die Missionare erwiederten, wenn ihm die Sachen werthlos seien, so wolle man ihm gern Perlen an deren Statt geben; es schien aber, daß ihm das Geschenk doch nicht so werthlos sei, denn es wurde ihm schwer, etwas zu finden, was er nicht haben wollte. Zuletzt wurde das Eisen zurück gegeben und er erhielt anstatt dessen einige Pfund der werthvollsten Glasperlen. Man sollte noch einen Ochsen beisetzen, meinte er; und auch dazu verstand man sich. Der Alte wurde nun ganz vergnügt, beehrte die Missionare durch den Titel „Muhona ondje" d. h. mein Herr und ging dann zu Green. Dem ging's schlechter, obwohl sein Geschenk werthvoller war und z. B. ein Gewehr enthielt; es wurde alles zurückgewiesen und ein Geschenk von Perlen verlangt, außerdem noch neben 3 Kühen ein Stier, Ziegen u. s. w. Als Nangoro das alles erhalten hatte, wurde er sehr fröhlich und gesprächig und Hahn glaubte, das es Zeit sei, ihn um Führer zur Weiterreise zu bitten. Rund abgeschlagen, es verging alle Lust, nur noch ein Wort zu sagen. Dann besah sich der dicke Herr die Wagen, wollte alles haben, was er sah, ließ sich aber auch ruhig eine abschlägige Antwort gefallen und bat beim Abschied, man wolle die Gewehre abschießen, damit er es höre. Hinter einem Busche verkrochen, hörte er etliche Schüsse an, erhob sich dann und ging vergnügt nach Haus.

Den Missionaren war es nicht so fröhlich zu Muthe; sie erkannten, daß auch dieser Weg vergeblich gewesen und, im Ländchen Ondongo sich

niederzulassen, wenig Einladendes habe. Es wurde Rath gehalten und endlich der Beschluß gefaßt, den Weg wieder zurückzumachen, den man gekommen war und dann vielleicht zu versuchen, sich doch nach Osten oder Nordosten zu wenden. Am folgenden Tage wurde vergeblich nach Tjizemba gefragt; er war nirgends zu finden; so meldete man denn einem andern vornehmen Manne, morgen würde zurückgereist, er solle es Nangoro zu wissen thun. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als bereits alle drei Wagen zum Fahren fertig standen. Man sagte den wenigen Ovambo, welche dabei standen, Lebewohl und fuhr davon. Sie mochten etwa 5 Minuten gefahren sein, als sich von Nangoros Gehöfte das Kriegsgeschrei erhob. Von Hof zu Hof hallte der schreckliche Ruf und alsbald liefen von allen Seiten bewaffnete Männer auf die Wagen zu. Hahn ließ Green sagen, auf der Hut zu sein, man werde einen Anfall machen. Dann befahl er seine Seele in Gottes Hände, und ging unbewaffnet und ohne Begleitung auf den nächsten Haufen los. Einer von Nangoros Lieblingssöhnen war dabei, ein junger Mann, der die Fremden stets sehr hochmüthig behandelt hatte. Mit großer Ruhe, welche ihm der Herr verlieh, fragte Hahn, was das Kriegsgeschrei bedeute und was man ihnen gethan habe, daß sie ein solches Geleit gäben. Es sei nur Spielerei, antworteten sie. „Darnach sieht es aber gar nicht aus. In Frieden sind wir zu euch gekommen und in Frieden solltet ihr uns ziehen lassen; ist's aber Spielerei, nun, so laßt sie mit dem Kriegsgeschrei aufhören." Die in der nächsten Umgebung wurden still und einige blieben zurück. Hahn schöpfte schon Hoffnung, daß der Herr sie erretten würde und sprach freundlich mit ihnen, langsam den Wagen folgend, welche etwas voraus waren. Auf ein Mal rief sein Ochsentreiber ihm zu, er solle aufpassen, Nangoros Sohn, der hinter ihm ginge, wolle ihn durchbohren. Hahn that, als ob er nichts hörte und redete weiter. Da kam auch Green angesprengt und bat ihn, abzulassen, denn er habe bemerkt, daß man etwas gegen ihn im Schilde führe. Darauf ging Hahn, setzte sich auf die Vorderkiste des Wagens neben den Wagenleiter und befahl ihrem Koch nicht hinter, sondern an der Seite des Wagens zu gehen. Kaum hatte er das gesagt, so hörte er einen Schrei, sah sich um und bemerkte, wie dem armen Koch der Speer von Nangoros Sohn vorn herausfuhr; er war durch den Rücken gestochen. Der Durchbohrte wandte sich halb um und feuerte beide Läufe seines Gewehres ab. Es ist höchst wahrscheinlich, daß diese Schüsse Nangoros älteren Sohn und noch einen andern tödteten. Der Mörder wurde auch verwundet. Der arme Koch brach darauf zusammen und wurde in den Wagen gehoben, wo er nach einigen

Stunden verschied. Er war Hahns rechte Hand gewesen, ein angenehmer, fleißiger, stiller Mann, der beste des ganzen Haufens. Diese Schüsse machten die Ovambo etwas stutzig, so daß sie zurückwichen. Unterdessen sammelten sich die Reisenden. Die Hereró wollten in ein benachbartes Gehöfte eindringen und sich dort verschanzen, aber Hahn drang durch, vorwärts zu gehen. Auf dem Wege, den sie gekommen waren, wären sie verloren gewesen; Hahn hatte aber noch am vorigen Abende von einem andern Wege gehört, der besser zu sein schien und den schlugen sie ein, die vier Wagen in dem offenen Felde nebeneinander fahrend und das lose Vieh vor den Wagen her. Bald hatten sich die Ovambo von ihrem Schrecken erholt und griffen nun offen an, sie mochten wohl 800 Mann und drüber sein. Im steten Angegriffenwerden und Abschlagen zogen nun die Reisenden mehrere Stunden vorwärts bis zur Mittagszeit. Green und seine Leute leisteten wesentliche Hilfe; Rath mußte im Wagen dem Verwundeten beistehen; Hahn führte den ganzen Zug und hatte vollauf zu thun, die gefährlichen Stellen zu umgehen, wobei er des Herrn Führung auf wunderbare und augenscheinliche Weise sehen konnte. Sie mußten auch halten, um Wasser zu schöpfen und führten das glücklich Angesichts der Feinde aus. Am Nachmittage ließen die Ovambo von der Verfolgung ab. Man weiß es nicht, was sie dazu bewog; aber das ist später bekannt geworden, daß Nangoro, gleich nach dem er den Befehl zum Angriff gegeben hatte, einen heftigen Krankheitsanfall erfuhr, der noch an demselben Tage seinem Leben ein Ende machte. Ob es das gewesen, was die Ovambo zum Raubzuge bewog, oder sonstige Verluste, welche sie im Kampfe erlitten, ist nicht klar geworden. Die Reisenden waren merkwürdig bewahrt geblieben; obwohl ihnen die Pfeile um die Köpfe flogen, wurde doch Niemand verwundet.

Als der Feind zurückgegangen war, wurde der arme Koch begraben, dann wurde weiter gezogen bis tief in die Nacht hinein und endlich Halt gemacht. An Schlaf war nicht zu denken, man mußte einen Ueberfall befürchten, aber es ging alles ruhig ab. Der Weg, welcher eingeschlagen war, führte nach 2 Tagen wieder in die Straße, welche sie gekommen waren und nun dauerte es nicht lange, so waren sie aus dem verrätherischen Ondongalande heraus und dankten Gott für ihre Rettung. Unterwegs trafen sie noch eine Partie Kupferträger, welche nach Hause wollten. Sie wurden angerufen und man sagte ihnen, wie verrätherisch Nangoro gehandelt habe, sie sollten aber gehen und ihm sagen, daß die Fremden dennoch nicht als Feinde gingen und keinen seiner Leute etwas zu Leide thun würden. Die Kupferträger waren sehr erschrocken und machten sich eilends

davon. Am andern Tage kam ein Hereró an, welcher sich in Ondonga aufgehalten hatte und jetzt in die Heimath zurück wollte. Durch ihn ließ Tjipanga sagen, daß es ihm Leid thäte, daß Nangoro so verrätherisch an ihnen gehandelt habe; man möge ihm wissen lassen, wo man warten wolle, damit er Rinder zur Tilgung der Schuld nachsenden könne. Die Reisenden trauten der Botschaft nicht und zogen weiter. Als sie ins Buschmannsland kamen, legte ein alter Häuptling der Buschmänner die Hand auf den Mund, als er den Ueberfall erfuhr und sagte dann: „Ich habe es euren Leuten gesagt, traut den Ovandonga nicht, sie sind ein hinterlistiges Volk und morden auch uns Buschmänner ohne Ursach; wenn ihr wieder kommt das Blut zu suchen, dann gehen wir mit euch.“ Im Hererólande, in welches sie dann eintraten, freuten sich die Eingebornen sehr, die Reisenden wieder zu sehen. „Ich freue mich,“ sagte ein alter Häuptling, „ihr seid zu sterben gezogen und wieder gekommen; es ist Jehovah, welcher euch errettet hat.“

Sechs Wochen nach dem Ueberfalle langten die Missionare am 11. Sept. 1857 wohl behalten wieder auf Barmen an.

Seitdem sind fünf Jahre verflossen und kein Missionar hat wieder eine Ovambofahrt gemacht. Da hat's Jonker, der Orlam, übernommen und hat „das Blut gesucht,“ wie der alte Buschmann sagte, freilich — in seiner Weise.

---

34. Die Blutzeugen in Borneo.

Borneo ist ein zum größten Theile noch ganz unbekanntes Land. Nur über einige Küstenstrecken haben die Europäer genauere Kunde, während das Innere der Insel, die fast so groß wie ganz Deutschland ist, sich dem Vordringen derselben verschlossen hat. Man nennt die Eingebornen Dajacken; sie sind rohe Heiden, deren Religion die unverkennbarsten Spuren der Aehnlichkeit mit der Religion der Völker der Südsee trägt. Das große schöne Eiland lockte schon in alten Zeiten Einwanderer an seine Küsten, welche Colonien gründeten und die Religion des Brahma dorthin verpflanzten. Von diesen Colonien finden sich jetzt noch Reste, aber der Dienst Brahma's ist schon lange an den bornesischen Küsten untergegangen. Er unterlag sammt den Colonien, die ihn hinüber gebracht hatten, neuen Einwanderern, denselben, die die Hindu-Götter auch auf den beiden großen Nach-

bar-Inseln Java und Sumatra seit dem 15. Jahrhundert stürzten. Dies waren die Malaien, jenes merkwürdige Handelsvolk an der Straße von Malakka, dessen Flotten damals die ganze sundische Welt bedeckten und dort überall Handels-Niederlassungen gründeten, welche zu mächtigen Reichen heranwuchsen, von denen mehrere noch bis auf diesen Tag bestehen. Die Malaien hatten aus dem blühenden indischen Staate von Guzurate die Religion Muhameds übernommen und waren eifrige Muselmänner geworden. Hand in Hand mit ihren Handels-Unternehmungen ging ihre Mission für den Islam, und wie sich ihre Sprache, ihre See- und Handelskunde und ihre Civil- und Criminal-Gesetze über den ganzen indischen Archipel ausbreiteten, so kehrte auch der Koran und mit ihm die arabischen Schriftzeichen weit und breit an den Gestaden jener Inselwelt ein. In früheren Zeiten waren die großen Malaien-Staaten in Sumatra und Java die Sitze einer nicht unbedeutenden Bildung, ihre Fürsten unterhielten wissenschaftliche Anstalten und die Gelehrten der hohen Schulen der Sultane von Menangkabao auf Sumatra galten für so weise und heilig, daß eine Pilgerfahrt zu ihnen unter den Malaien für eben so verdienstlich galt, als eine Wallfahrt nach Mekka. Diese Zeiten sind längst vorüber und der Islam hat so wenig hier, wie anderwärts die Bildung bewahren können, die er als Erbtheil von den heidnischen Culturvölkern empfing. Diese Malaien-Colonien waren es denn nun auch, welche sich auf Borneo niederließen. Sie haben eine Reihe von kleineren oder größeren Staaten gegründet, welche noch jetzt wie ein Gürtel dieses Inselland umgeben. So sind die Sultanate von Banjermassing, Sukadana, Pontiana, Sambas, Bruni, Sulu und Koti entstanden, Küstenstaaten, welche sich mehr oder weniger in das Innere der Insel hinein erstrecken. Wo sie sich gebildet haben, sind die Dajacken theils ausgerottet, theils haben sie den Islam angenommen und sind Unterthanen der Sultane geworden. Diese Eroberungen und dies Vordringen der Malaien unter den heidnischen Stämmen der Insel ist heutigen Tages noch immer im Gange. Es geht mit der Mission für den Islam Hand in Hand. Die Hadschi, d. h. die heiligen Pilger, die in der Kaaba von Mekka zum Missionsdienst für den falschen Propheten ordinirt sind, und das wird ein Jeder, der diese Wallfahrt unternimmt, durchziehen von den Sultanländern aus die benachbarten Dajackenstämme als Händler, Waffenschmiede und dergleichen, und suchen die Heiden zur Annahme der Beschneidung zu bewegen. Sie sind nicht sehr streng in ihren Forderungen und sollte ja dem Dajacken sein Schweinefleisch und sein Reisbranntwein zu lieb sein, so wird er mit Geld, mit einem seidenen Kopftuch und dergleichen willig gemacht.

Die Kosten wenden die Sultane dran; sie nehmen sie mit Wucher wieder und verstehen es, die Einflüsse, welche sie auf diesem Wege unter den heidnischen Stämmen erlangt haben, zu ihren politischen Zwecken vortrefflich auszubeuten.

Dies muß man festhalten, um die neuesten Ereignisse in Südost-Borneo verstehen zu können, welche der rheinischen Mission daselbst so nachtheilig geworden sind. Hier in Südosten der Insel bestand eins jener Sultanate, dessen Hauptstadt Banjermassing unweit der Mündung des Dusson war. Es war von dem Kaiser in Java abhängig, und als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Holländer dem Javanischen Kaiserthum ein Ende machten, ergab sich ihnen auch der Sultan von Banjer und schloß mit ihnen 1787 einen Vertrag, nach welchem er seine Staaten von den Holländern als Erblehn empfing. Die Holländer haben die Hauptstadt Banjermassing für sich behalten, wo ein Resident ihre Rechte wahrnimmt. Von hier aus haben sie allmälig die umwohnenden heidnischen Dajackenstämme sich unterthänig zu machen gesucht, was ihnen auch in den Flußgebieten des Dusson, Pulopetak, Mentangei und Kahaian mehr oder weniger gelungen ist; bei den sehr geringen militairischen Kräften, welche dem Residenten zu Gebote stehen, hat es mit dieser Herrschaft freilich immer auf sehr schwachen Füßen gestanden. Entfernt wohnende Häuptlinge konnten oft nur schwer dazu gebracht werden, die Kopfsteuer zu entrichten und doch war es eben nur der Einfluß dieser Häuptlinge, auf den sich die holländische Herrschaft stützte. Erst in der neuesten Zeit hat man angefangen, Holländer als sogenannte „Gezaghebber" zu bestellen, ein Umstand, der wahrscheinlich zu der Unzufriedenheit der Dajacken mit der holländischen Herrschaft, welche in diesen Tagen offenbar geworden ist, einen nicht kleinen Theil beigetragen hat.

Unter diesen Colonie-Dajacken bestand nun auch seit dreiundzwanzig Jahren die Missions-Arbeit. Die Katholiken behaupten, daß ihre Missionare schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts in dieser Gegend gearbeitet hätten. Sie nennen einen Portugiesen, der von Banjer ausging und bald darauf im Inneren von den Dajacken erschlagen sei. Ihm sei bald ein anderer gefolgt, der in der Gegend von Banjer mit Erfolg gepredigt habe, aber auch nachher ermordet worden wäre. So viel ist gewiß, daß gegenwärtig auch nicht die Spur von dieser Mission vorhanden ist. Als die Holländer von dem Gebiete Besitz nahmen, waren die Dajacken froh, von ihren Drängern, den Sultanen, befreit zu sein, und sie sollen sich sehr bereit gezeigt haben, den Glauben ihrer neuen Oberherren anzunehmen, weshalb

auch in Holland bestimmt wurde, für ihre Bekehrung etwas zu thun; allein dazu ist nie Anstalt gemacht worden. Und so waren denn die rheinischen Missionare die Ersten, welche sich seit 1835 fest in Banjer niederließen und den dortigen Malaien und Chinesen das Evangelium verkündigten. Der sichtbare Erfolg dieser Arbeit in dem Hauptorte dieser Colonie ist äußerst gering gewesen. Die Malaien wurden durch die Priester und Hadschi in dem benachbarten Sultanate in steter Aufregung gegen das Evangelium gehalten, und die Chinesen waren wie alle ihre Landsleute, die als Auswanderer in dem indischen Archipel leben, nur darauf bedacht, Geld zu machen und fragten nach dem ewigen Gute herzlich wenig. Das veranlaßte die rheinischen Missionare, bald über Banjer hinaus unter die Colonie-Dajacken zu gehen und sie legten an den großen Wasserstraßen, welche sich durch dies Küstenland ziehen, mehrere Stationen an. Zu Anfang dieses Jahres bestanden im Westen von Banjer fünf Stationen, zu welchen man eben im Begriff stand, zwei neue hinzu zu fügen. Im Norden von Banjer bestanden zwei Stationen. Der Erfolg auch dieser Arbeit war im Ganzen gering. „Unter den Dajacken," heißt es in einem Bericht darüber vor drei Jahren, „ist eine für den Anfang nicht unbedeutende Literatur, welche die Missionare geschaffen haben, durch zahlreich besuchte Schulen und durch fortwährende Predigt und Verkehr, namentlich in Pulopetak, eine nicht geringe Kenntniß des Wortes Gottes verbreitet und manch wohlthätiger Einfluß durch äußere Gesittung ausgeübt worden; die Loskaufung von Pandelingen hat Viele dem Drucke einer schmählichen Knechtschaft entnommen und sie unter das Gehör des Wortes Gottes und die Aufsicht der Missionare gebracht; aus den Pandelingen besonders, doch auch aus den freien Leuten sind kleine Gemeinden gebildet — aber diese Gemeinden sind auch selbst in Pulopetak noch sehr klein und in ihrem Glaubensleben sehr schwach, so daß man eigentlich von wahrhaft christlichem Leben und Gebahren wenig verspürt, die große Masse des Volks, auch in Pulopetak, ist noch todt in Sünden; nach neunzehnjähriger Erfahrung müssen wir dies Arbeitsgebiet ziemlich unfruchtbar nennen und die Arbeit geht eigentlich nur noch auf Hoffnung." Seit den letzten Jahren glaubte man dieser Hoffnung sich lebhafter denn je hingeben zu können. Doch wurde dieselbe schon vor einiger Zeit dadurch nicht unbedeutend getrübt, daß ein Hauptzweig der Arbeit der Missionare durch unverständige Maßregeln eines holländischer Unterbeamten empfindlich geknickt wurde. Frühere energische Missionare hatten es nämlich bei dem holländischen Residenten dahin zu bringen gewußt, daß eine Art Schulzwang für die Dajacken-Kinder eingeführt wurde. Die Alten trugen das Joch zwar ungern, sie beugten sich

aber der Gewalt und ihre Jungen standen sich jedenfalls besser dabei, als wenn sie wie das Vieh aufwuchsen. Die Schulen waren gefüllt, wo nur der Missinar mit Ernst das Gesetz handhabte. Eine Erklärung jenes Unterbeamten, daß dem Residenten garnichts daran läge, ob die Jungen die Schule besuchten, und daß dieselben besser thäten, wenn sie in die Kohlengruben gingen und arbeiteten, lichtete die Schulen in einem Theile des Missions-Gebietes, der bisher sich durch Schulbesuch ausgezeichnet hatte, in einer sehr bedenklichen Weise; doch konnte man hoffen, daß dieser Mißgriff von Holland aus wieder gut gemacht werden würde.

Die Hoffnung sollte aber von einer andern Seite her niedergeschlagen werden. Die Gefahr hat schon seit Jahren gedroht. Als der erste rheinische Missionar sich dauernd unter den Dajacken niederließ, wimmelte es auf dem großen Strom, an dessen Ufer er sein Häuschen baute, von malaiischen Händlern aus dem benachbarten Sultanlande. Der selige Bekker, so hieß der Missionar, war ein energischer Wupperthaler und es vergingen nicht zwei Jahre, so hatte sich dies Geschmeiß, was die Dajacken umstricken wollte, davon gehoben. Sie haben aber immer wieder neue Versuche gemacht und die List und Gewandtheit, welche den Malaien eigen ist, wurde nicht wenig von Banjer aus unterstützt, indem die holländischen Residenten um der Sprache willen Malaien zu Secretairen hatten, die einen nicht geringen Einfluß ausübten und natürlich immer auf den Vortheil der Malaien bedacht waren. So wurde unabläßig den Missionaren durch diese muselmännischen Einflüsse mehr oder weniger offen entgegen gearbeitet, und ihr so geringer Erfolg muß wesentlich mit von diesem Umstande her erklärt werden. Die muselmännischen Umtriebe wurden in dem letzten Jahrzehnt äußerst lebhaft. Wie anderwärts, so war auch auf Borneo zu spüren, daß man in Mekka rührig, wie seit lange nicht, das wilde Feuer schürte. Die Pilger, welche auf der Fahrt nach Mekka Banjer passirten, wurden von Jahr zu Jahr zahlreicher. Bei ihrer Rückkehr waren es fanatische Hadschi, die rastlos die Colonie durchzogen und unterstützt von dem benachbarten Sultan, die Dajacken zum Islam bekehrten. Die Missionare mußten erleben, daß unter ihren Augen auf den Stationen die Proselyten gemacht wurden, zuweilen in Familien, in denen der Hausvater Christ geworden war. Früher waren diese Pilgerfahrten gewissen Beschränkungen seitens der Holländer unterworfen gewesen; man hatte ein richtiges Gefühl von der großen Gefahr, welche für die Colonie darin lag, wenn der Islam von außen her gestärkt wurde. In den letzten Jahren war man in einer übel angebrachten Toleranz viel nachsichtiger gegen dieselben

geworden, man hat aber damit selbst die Schleusen aufgezogen, durch die die wilden Wasser jetzt über die Colonie hereingebrochen sind.

Den nächsten Anlaß dazu hat ein unter muselmännischen Herrscherfamilien üblicher Thronfolgestreit in dem benachbarten Sultanate gegeben. Als es vor zwei Jahren mit dem alten Sultan Adam zu Ende gehen wollte, starb plötzlich sein ältester Sohn, der rechtmäßige Thronfolger, man sagte, an Gift, welches ihm sein Bruder Prabu, der gern die Herrschaft haben wollte, beigebracht habe. Die Holländer, gegen welche sich der letztere, der überhaupt ein Greulmensch war, stets feindselig benommen hatte, wußten den sterbenden Sultan dahin zu stimmen, daß er den ältesten Sohn des eigentlichen Thronfolgers, Namens Damjit, zu seinem Nachfolger ernannte. Damjit war aber nach malaiischem Rechte nicht geeignet zur Nachfolge, da er nicht aus reinem Geblüt war, sondern eine Chinesin zur Mutter hatte. Prabu machte daher einen Aufstand gegen ihn, wurde jedoch von den Holländern gefangen genommen und nach Java geschickt. Ein Versuch, welchen seine Mutter persönlich in Batavia beim Gouverneur-General wagte, ihren Sohn aus der Verbannung zurückzuholen und wo möglich zum Sultan ernennen zu lassen, schlug gänzlich fehl und Rache brütend kehrte die Alte zurück. Hidajat, der jüngste Bruder des neuen Sultans, sollte nach ihrem Plane Thronfolger werden, denn er war aus reinem Blute. Es wurde das Volk in den bevölkerten Bezirken des Landes gegen Sultan Damjit aufgewiegelt, zahlte ihm keine Steuern mehr und erschlug im vorigen Jahre die Gesandten desselben. An die Spitze der Bewegung mußte sich ein Häuptling, Namens Djalil, stellen und es wurde der Plan entworfen, die nördlichen Theile der Colonie am Dussonflusse, welche derselben noch nicht sehr lange einverleibt und früher im Besitze des Sultans gewesen waren, den Holländern abzunehmen und diese gänzlich zu vertilgen; am 1. Mai sollte alles todtgeschlagen werden, was Europäer oder Halbeuropäer und nicht Muselmann war, noch werden wollte. Es ist derselbe Gedanke, der auch dem letzten Aufstande gegen die Engländer in Indien zum Grunde lag und der überhaupt jetzt durch die ganze moslimische Welt geht, die mit Mekka in Verbindung steht. Hidajat wußte diese Anschläge vor den Holländern so heimlich zu halten, daß ein Kriegsdampfschiff, welches der Gouverneur von Batavia her mit Truppen schickte, die erste Kunde davon nach Banjer brachte. Reisende Muselmänner, die um den Plan wußten, hatten ihn in Java in solcher Bestimmtheit mitgetheilt, daß sich der Gouverneur zur schleunigsten Hülfe veranlaßt fand. Als der Dampfer ankam, war man in Banjer so sicher, daß man ihn wieder zurücksandte. Aber schon in der

nächsten Woche brach der Aufstand im Sultanate aus. Sultan Damjit war ohne alle Macht und begab sich bald nach Banjer zu den Holländern. Dem Djalil fiel das Volk in großen Haufen zu. Am 1. Mai wurden die wenigen Europäer zu Kalangan ermordet, unter welchen auch ein früherer Missionar der rheinischen Gesellschaft sich befand, desgleichen der holländische Beamte zu Tabenio; zu Pangaron, einem vor einigen Jahren von Holländern angelegten Kohlenbergwerke mit einem Fort, verschanzte man sich noch rechtzeitig und schlug die Angriffe der Malaien zurück. Das waren die wenigen Punkte, auf welchen sich Europäer im Sultanate befanden. Eine Missionsstation bestand dort nicht.

Um an die Europäer zu kommen, mußte man sie in der Colonie aufsuchen. In den Wochen vor Ostern durchzogen die Emissäre Djalils heimlich dieselbe und hatten für ihre Pläne nur zu leichtes Spiel. Die Muselmänner, welche überall in der Colonie sind, boten ihnen sofort die Hand. Das fand besonders in dem nördlichen Theile der Colonie statt, welcher an das Sultanat gränzte. Mit Ausnahme eines einzigen Stammes fiel alles von den Holländern ab und ging zu Djalil über. In diesem Theile der Colonie bestanden zwei rheinische Missionsstationen und die Missionare waren die einzigen Europäer daselbst. Der eine von ihnen verließ seine Station schon vor Ostern und begab sich ins Unterland. Aber gerade der Volksstamm, unter welchen diese Station angelegt war, hielt sich am besten. Sie stellten dem holländischen Commandanten des Fort Marabahan einen tüchtigen Haufen bewaffneter Männer und wollten vom Sultan nichts wissen; es war ihnen die frühere Tyrannei der Malaien noch im schlechten Andenken und muselmännische Einflüsse hatten gerade bei ihnen viel weniger Eingang gefunden, als bei den benachbarten Stämmen, was nicht sowohl den Einflüssen der Mission, als viel mehrder natürlichen Energie und Selbstständigkeit dieses Völkchens zugeschrieben werden muß. Der andere Missionar hielt sich noch einige Zeit auf seiner Station, obwohl ihn der Commandant von Marabahan aufforderte, das Land zu verlassen. Der Abfall war dort ganz allgemein und man fürchtete schon in Banjer, daß dieser Missionar den Mordgesellen in die Hände gefallen sein würde; man wollte seinen Leichnam bereits mit abgeschnittenen Händen und Füßen auf dem Dusson schwimmen gesehen haben. Er ist aber unter Gottes gnädigem Schutze den Feinden entkommen und wohlbehalten in Banjer angelangt.

In Banjer selbst sah man in den Tagen vor dem 1. Mai manche sehr bedenkliche Zeichen der Aufregung unter der an 30,000 Seelen starken Bevölkerung. Doch gelang es, noch rechtzeitig Hülfe von Java zu bekom-

men. Ein Kriegsdampfer brachte an 200 Mann Truppen an und die Malaien wagten keinen Angriff. Man versuchte auch, mit Djalil und Hidajat in Unterhandlungen zu treten, um die Sache gütlich beizulegen, doch ohne Erfolg.

Um so günstigeren Erfolg hatten die heimlichen Emissäre in den südwestlichen Theile der Colonie gehabt, in den Flußgebieten Pulopetak, Mentangei und Kahaian. In den ersteren leben namentlich mehrere Malaien und unter den Dajacken ist eine nicht unbedeutende Zahl zum Islam übergetreten. In der Osterwoche erschien hier ein Emissär und forderte die Dajacken auf, sich dem neuen Sultan zu unterwerfen. Er hatte sehr leichtes Spiel, der holländische Gezaghebber dieser Landschaft war gerade auf einer Reise abwesend und obenein unter dem Volke nicht sehr beliebt. Eine große Anzahl von dajackischen Dorfältesten fiel sofort von den Holländern ab, verband sich mit den Malaien und gab dem Emissär das Versprechen, alle Weiße am Flusse zu ermorden und dem neuen Sultan zu huldigen, was auch durch Namensunterschrift und mit einem Gulden Kopfsteuer seitens jedes Dorfältesten auf der Stelle bekräftigt wurde. Denselben Erfolg hatte diese Wühlerei in den beiden andern benachbarten Landschaften.

In Pulopetak waren zwei Missionsstationen, die ältesten und größten in diesem Lande. Die Verschwörer waren willens gewesen, die Missionare und die Frau des Gezaghebbers, die auf einer derselben lebte, schon am Donnerstage in der Osterwoche zu ermorden. Ihr Anschlag wurde verhindert und nun wollten sie am 1. Mai, der allgemeinen Verabredung gemäß, ihren Mordanschlag ausführen. Kurz zuvor war noch einer der Missionare aus dem etliche Stunden entfernten Flußgebiet Mentangei mit Weib und Kind und seiner Habe in Pulopetak angekommen, woselbst sich auch der eine Missionar aus dem Oberlande befand, der vorhin erwähnt wurde. So waren vier Missionsfamilien beisammen, alle auf einer Station. Der erste Mai war ein Sonntag; man kannte die Gefahr, in der man schwebte. Bewaffnet wurde in die Kirche gezogen, um Gottesdienst zu halten. Ein treuer chinesischer Handelsmann, der auf der Station lebte, rieth ab, den Gottesdienst zu halten; der Ueberfall drohe und die Feinde seien nur schwankend, da sie sähen, daß sie die Missionare nicht meuchlerisch angreifen könnten, sondern sich auf Gegenwehr gefaßt machen müßten. Der Rath wurde nicht angenommen und in Gottes Namen in die Kirche gezogen. Missionar v. Höfen, predigte, und wie immer, wo man muthig und getrost in Gott solchem Gesindel die Spietze bietet, unterblieb der Angriff. Doch schrieben die Missionare dem Residenten die Lage, in der sich Pulo-

petak befand und baten um Hülfe. Bald darauf traf auch der Gezaghebber von seiner Reise wieder ein. Nach einigen Tagen erschien ein Dampfschiff von Banjer mit 25 Soldaten am Bord. Der Lieutenant, der die kleine Truppe befehligte, scheint nicht der Muthigste gewesen zu sein, und dem Gezaghebber ist offenbar auch das Herz entfallen. Die Dajacken nahmen eine drohende Stellung ein und man verzweifelte, sich gegen sie halten zu können. Die Missionare baten dringend, die Soldaten auszuschiffen; sie wollten mit ihnen zusammen sich gegen die Aufständischen halten. Nach einigem Schwanken wurden sie aber mit ihrem Antrage abgewiesen und aufgefordert, Hals über Kopf sich auf das Schiff zu begeben, wenn es nicht ohne sie abfahren sollte. Leider mußten die Missionare sehen, wie alle ihre Pandlinge, denen sie so viel Wohlthaten erzeigt hatten, flohen und sich zu den Aufständischen schlugen; nur wenige Getaufte hielten sich zu ihnen. Sie gaben endlich dem Dringen des Lieutenants und des Gezaghebbers nach und begaben sich auf das Schiff, welches sie auch wohlbehalten nach Banjer brachte. Die Flucht ging so schnell, daß nur Weniges von ihren Habseligkeiten mitgenommen werden konnte. Wie die Dajacken sahen, daß sie flohen, fielen sie über die Stationshäuser her und plünderten sie aus. Getödtet wurde hier Niemand.

Leider ist das aber in der nur wenige Meilen von Pulopetak entfernten Landschaft Mentangei der Fall gewesen. Hier waren zwei Missionsstationen. Der Missionar der einen rettete sich, wie schon gesagt, nach Pulopetak. Auf der andern Station, Namens, Tanggohan, welche den Fluß etwas weiter hinaufliegt, wohnte Missionar Ferdinand Rott. Er war aus Wetterborn im Hildesheimischen gebürtig und 1851 ausgesandt. Nachdem er eine Zeitlang in Pulopetak thätig gewesen war, hatte er Tanggohan 1855 angelegt. Seine Arbeit scheint dort nicht ohne günstigen Einfluß gewesen zu sein. In dem letzten Jahresbericht der rheinischen Gesellschaft heißt es wenigstens von dieser Station: „Hier hat sich überhaupt, wie es scheint, ein recht freundliches, fast vertrauliches Verhältniß zwischen Missionar und Dajacken, groß und klein, herausgebildet, so daß nicht so leicht bedeutende Störungen durch äußere Einwirkungen zu befürchten sind." Durch den anderen Missionar in Mentangei von der Gefahr in Kenntniß gesetzt, konnte sich Rott nicht entschließen, die Station zu verlassen und meinte, das Ganze möchte eben nur auf ein Bangemachen hinauslaufen. Es waren bei ihm noch zwei andere Missionare zum Besuch, die jüngsten der dortigen Brüder, welche eben im Begriff standen, zwei neue Stationen anzulegen. Der eine derselben war Friedrich Wigand aus Bielefeld und 1855 ausgesandt; er hatte

eine Zeitlang in Pulopetak gearbeitet; der andere Wilhelm Kind aus Hülsenbusch im Oberbergischen, welcher 1857 ausgesandt und bisher mit Wigand zusammen thätig gewesen war. Der letztere war erst vor Kurzem verheirathet; Wigand hatte Frau und ein Kindchen. Diesen Geschwisterkreis hatte sich der Feind zum Schlachtopfer ausersehen. Der Rädelsführer des Aufstandes in Pulopetak, ein unehelicher Sohn eines Prinzen aus dem Hause des Sultans, hatte sich in diese abgelegene Gegend des Mentangei, wo außer den Missionaren kein Europäer lebt, zurückgezogen.

Am Morgen des 7. Mai wurde das Missionshaus von Tanggohan überfallen. Hören wir die kurze Beschreibung des schrecklichen Hergangs von der Schwester Rott, welche allein mit Zweien ihrer Kinder errettet worden ist. „Es war am 7. Mai; unsere Leute hatten das Haus schon aufgemacht, wir alle aber waren in der Kammer, als ich mit einem Male ein lautes Schreien hinten hörte; ich lief hinaus, um zu sehen, was das wäre. Da sah ich alle unsere Leute nach oben laufen und das Kindermädchen mit Lina auch dabei; ich hörte noch eben, daß sie riefen: „da sind Leute, die wollen den Tuan todt machen!“ Ich stieß einen Schrei des Entsetzens aus und rief ein Mal: „Mann!“ der es aber auch schon gehört hatte und eben vor's Haus lief. Ich raffte in der Angst meine beiden Kinder auf und indem höre ich draußen den entsetzlichen Ruf eines der Mörder: „heraus ihr!“ Noch wußte ich nicht, daß mein Mann schon von ruchloser Hand verwundet war; erst als ich meine Kinder zu Schw. Lina in die Kammer gebracht hatte, sah ich, daß er halb ohnmächtig auf einem Stuhl nieder sank. Auf meine Frage: „was ist dir?“ gab er mir zur Antwort: ich muß sterben, ich habe einen Stich bekommen.“ Der Herr gab mir Kraft und Besinnung, daß ich meinem Manne gleich Arznei geben und seine Wunde verbinden konnte, während die andern Leute auf die Gallerie gelaufen waren. Auch mein theurer Mann raffte sich wieder auf und ging mit dem Gewehr nach draußen. Wir Frauen blieben erst mit den Kindern in der Kammer beisammen, allein der Schmerz um meine kleine Lina und um meinen verwundeten Mann ließ mir keine Ruhe; ich lief nach draußen, wo sich eine Menge Volk um das Haus in einiger Entfernung aufgestellt hatte. Die Brüder sprachen mit demselben und fragten nach der Ursache ihres teuflischen Benehmens; allein sie antworteten nur mit Spott und schossen beständig ihre vergifteten Pfeile auf uns los. Unsere Prauen hatten sie wegtreiben lassen, es war also an kein Entfliehen zu denken. Wir sagten ihnen, daß wir ihnen alles Preis geben wollten, sie sollten uns nur eine Prau geben und ruhig abziehen lassen. Sie versprachen das

scheinbar und als wir uns auf die Landungsbrücke mit unseren Kindern begeben hatten, fielen sie uns aufs Neue an. Mein theurer Mann war dem Tode schon nahe, ich hielt ihn in meinen Armen. Sie stürmten nun mit Macht auf uns los. Bruder Wigand und Kind bekamen noch giftige Pfeile in Arm und Brust. Uns Frauen wollten sie schonen und nachher als Sclaven wegschleppen. Dies war uns der schauderhafteste Gedanke; wir umfaßten uns deshalb und entflohen ihren Händen ins Wasser mit dem Kindlein. — Schon war meine Besinnung dahin und ich dem Tode nahe, als ich wieder aus dem Wasser gezogen wurde und als ich meine Augen aufschlug, sah ich mich wieder mit meinem Hans in den Händen dieser Blutmenschen. Man brachte mich nach dem Hause des Tomongong, dem der Anführer dieser Mordbande den Befehl gab, mich zu verwahren, bis er komme und mich abhole." Drei Tage lang blieb Schw. Rott in dieser furchtbaren Lage, bis sie durch ein holländisches Dampfschiff, auf welchem sich drei rheinische Missionare befanden, aus derselben gerettet wurde.

Nun war noch eine Missionsstation übrig und zwar in dem westlichen Theile der Colonie, in dem Flußgebiete Kahaian. Die Herrschaft der Holländer war hier besonders schwach und die Dajacken an diesem Flusse hatten oft Proben ihrer Feindschaft und Widersetzlichkeit gegeben. Schon früher hatte eine rheinische Station hier bestanden, hatte aber wegen Unsicherheit aufgegeben werden müssen. 1854 war jedoch die Missionsarbeit von Ernst Hofmeister aus Altenrode bei Querfurt, zugleich mit Rott ausgesandt, wieder aufgenommen. Seine Station hieß Penda Alei. Hofmeister hatte anfangs unter großen Gefahren gestanden, es schien sich aber in der letzteren Zeit die Stimmung des Volks gegen ihn gebessert zu haben und da er so einsam und verlassen in diesem ablegenen Theile der Colonie wohnte, so sollte Wigand in der Nähe eine neue Station anlegen. Die Empörer fanden sich auch im Kahaian ein und Hofmeisters Frau schrieb am 2. Mai nach dem Pulopetak: „Der Herr sei unser Schutz und Schirm. Seine Hand ist mächtig, uns zu behüten, so es sein heiliger Wille ist. Und soll uns die Märtyrerkrone zu Theil werden, wie einigen Missionaren im nördlichen Indien, so wolle er bei uns stehen. Auf ihn sei unser Herz und Hoffnung gerichtet." Es kam später noch das Gerücht, daß der Häuptling des Platzes sich ihrer getreulich annähme; bald aber verbreitete sich das Gerücht, daß auch sie ermordet und ihre Kinder in die Gefangenschaft geführt seien. Es ist nur zu wahr gewesen. Die Kinder sind sämmtlich gerettet, aber über den Heimgang erzählte Hofmeisters Schulgehülfe Roham, der sich rettete, Folgendes: „Am 9. Mai, des Mittags um ein Uhr, kam

ein Mann Namens Pager, ein früherer Pandeling von Hofmeister, zu ihm und sagte: „Tuan, die Leute wollen dich ermorden.“ Hofmeister ging sogleich zu seinem Nachbar Singa Powäi und fragte diesen, ob was an der Sache sei. Singa Powäi bejahete es, aber leistete Hofmeister keine Hülfe, obgleich er früher tausendfache Wohlthaten von ihm empfangen hatte. Hofmeister ging nach Haus, aber noch ehe er sein Haus erreicht hatte, kam ein Erzbösewicht, ein gewißer Dahäs von Pulotelo und gab ihm einen Hieb über den Kopf, der das rechte Ohr wegnahm. Hofmeister hielt sein Tuch an die verwundete Stellen und ging nach Haus. — Bald darauf kam er wieder heraus, aber noch ehe er die Thür geöffnet hatte, hieb ihm jemand die Hand beinahe ganz ab. Er begab sich an die andere Thür, die nach dem Hofe zugeht und sieht mehr als 2—300 Menschen, die bewaffnet sind und schon tüchtig Sachen wegschleppen. Er stellte sich frei hin vor die Menge und betete laut in dajackischer Sprache für seine Mörder, für sich, seine Frau und Kinder, daß sich wohl die Steine hätten erbarmen mögen, aber die Menge, oder wenigstens ein Theil derselben fluchte ihm. Nachdem er ausgebetet hatte, sagte er: „Wenn ihr denn nichts Anderes wollt, als mich tödten, kommt, macht schnell mit mir!“ Aber die Feiglinge schossen nur von ferne auf ihn, ohne ihn zu treffen. So stand der Mann Gottes — versöhnt mit seinen Feinden und mit seinem treuen Heiland, der ihm beistand und ihn gestärkt hat — wohl zwei Stunden lang dem Haufen der Mörder gegenüber, bis ihm ein Mann aus der Familie des Radenn eine Kugel in den Kopf schoß, so daß er niedersank. Die tief betrübte Schwester warf sich in Thränen auf seinen Leichnam. Da stürmten die Mörder herbei, zerhackten die Leiber beider mit ihren Mandaus und trugen die Köpfe unter Siegsgeschrei weg. Ich verbarg mich im Garten hinter einem Barneabaum und sah alles mit an. Nachdem alles geplündert und fortgetragen war, nahm Radenn die Kinder mit sich fort. Ein Gusti gab Befehl, die Leichen nicht zu begraben, wer sie begrabe, werde getödtet. Ich aber konnte es nicht über das Herz bringen, die Leichname dort liegen lassen. Ich machte heimlich des Nachts ein Grab und legte des Morgens früh mit Hülfe eines Andern, der auch schon Taufunterricht bekommen hatte, den Leichnam ins Grab und that in Eile ein wenig Erde darauf.“

Druck von Ed. Heynemann in Halle.